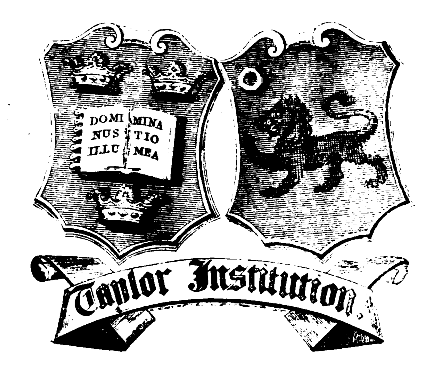





DOMI
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.





Ueber
die Einheit des Menschengeschlechtes
und
den Naturzustand des Menschen

von

Dr. Theodor Waitz
a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Leipzig, 1859.
Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Erster Theil.

Leipzig, 1859.
Friedrich Fleischer.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 OCT 1945
OF OXFORD

Vorwort.

Die Fragen welche das vorliegende Werk behandelt, in America seit längerer Zeit vielbesprochene Parteisache, in England seit der Emancipation der Neger der Gegenstand vorurtheilsloseren ernsten Interesses, sind in Deutschland fast unberührt geblieben, bis vor kurzem ein Streit entstand dessen mehr theologisch-politische als wissenschaftliche Tendenz für sie zwar eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen, aber zu nichts weniger führen konnte als zu einer gründlichen Behandlung der Sache und zur Erweckung der tieferen Theilnahme die sie verdient. Von einer gewissen Ungunst des Schicksals pflegen in dieser Rücksicht bei uns namentlich diejenigen wissenschaftlichen Aufgaben betroffen zu werden, welche zwischen den einzelnen Fächern liegen oder in mehrere der Fächer zugleich eingreifen, in die wir gewohnt sind das gesammte menschliche Wissen zu vertheilen. Nahm sich sonst wohl die Philosophie bei uns solcher verwaisten Aufgaben an, so werden sie gegenwärtig meist gar nicht mehr gestellt, da jene aus der Mode gekommen ist und weder ein Mann noch ein Fach auf unsern Universitäten sich aufzeigen läßt die man für sie verantwortlich machen könnte.

Wenn ich es dessenungeachtet wage mit der Bearbeitung einer solchen Frage vor die Oeffentlichkeit zu treten, so kann ich dieß leider nicht durch das Bewußtsein einer Meisterschaft in allen den Wissenschaften rechtfertigen welche bei ihrer Untersuchung mitzusprechen haben. Durch psychologische Studien zu ihr hingeführt, hatte ich vielmehr von Anfang an keine Aussicht darauf zum vollen Abschluß mit einem Gegenstande zu gelangen, den es wünschenswerth wäre von den vereinten Kräften des Zoologen und Geologen, des Linguisten, Historikers und Psychologen bearbeitet zu sehn. Da indessen eine solche glückliche Vereinigung noch lange Zeit vergebens auf sich warten lassen zu wollen scheint, blieb nur übrig entweder die Frage ganz bei Seite liegen zu lassen oder ihre Lösung mit unzureichenden Kräften zu versuchen.

Man kann es tadeln daß ich mich für das Letztere entschieden habe, um so mehr als bei beschränkten äußeren Mitteln und dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten in der Hauptsache, selbst auf eine erschöpfende Benutzung des vorliegenden Materiales keine Hoffnung war. Ich muß es unter solchen Umständen dem Buche selbst überlassen sich zu rechtfertigen. Wenn es ihm gelingt das Interesse für allgemeinere den Menschen betreffende Fragen anzuregen, deren manche der Wissenschaft abhanden zu kommen drohen, die Erkenntniß der menschlichen Natur, von welcher man hier und da noch gar sonderbare Vorstellungen hegt, in besonnener Weise einen Schritt weiter zu führen und besseren Arbeiten zur Grundlage zu dienen, so ist sein Zweck erreicht.

Ueber Anlage und Plan des Werkes im Ganzen, die (wie ich glaube) deutlich und übersichtlich genug aus ihm selbst hervortreten werden, habe ich nur hinzuzufügen daß die folgenden Bände die ausführlichen Beweise für die allgemeinen Sätze liefern sollen welche der erste aufstellt. Diese Beweise werden in den speciellen quellenmäßigen Darstellungen des Lebens der Völker enthalten sein welche Africa America und die Südsee bewohnen. Die Schilderung ihres äußeren Lebens wird hierbei als das minder Charakteristische, Unwichtigere und zugleich Bekanntere stärker zurücktreten, während der Darstellung der psychischen moralischen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Menschen vorzügliche Sorgfalt zugewendet werden soll.

Genaue Angabe der Quellen schien mir sowohl zur Controle als zur Rechtfertigung unerläßlich. Es ist deshalb zu den Titeln der angeführten Werke auch die Jahreszahl noch beigefügt worden um über die Ausgabe welche ich benutzt habe, keinen Zweifel zu lassen. Wo Prichard ohne weiteren Zusatz genannt wird, ist die dritte englische Originalausgabe seines größeren Werkes zu verstehen.

Marburg, 30. Oct. 1858.

Th. Waitz.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Psychologische Untersuchung.

Unter der großen Anzahl von Wissenschaften die sich mit dem Menschen beschäftigen, nimmt die Anthropologie bis jetzt nur noch eine unsichere und zu unbestimmt begrenzte Stelle ein. Der Bedeutung ihres Namens gemäß will sie die Lehre vom Menschen überhaupt sein, oder bestimmter ausgedrückt die Lehre vom Wesen des Menschen, und erinnert hierdurch sogleich an die äußerst verschiedenen Ansichten welche über dieses letztere namentlich in der neueren Zeit aufgestellt und ausgebildet worden sind. Dem Zoologen, und fast dürfen wir sagen den Naturforschern überhaupt, pflegt der Mensch für nichts mehr und nichts weniger zu gelten als für den höchst organisirten Parasiten den die Erde trägt, für das oberste Säugethier; dem Theologen ist er ein Wesen das zwar seinem sterblichen Leibe nach der Natur angehört, durch seine geistige Begabung aber weit über diese hinausragt, zu ihr im strengen Gegensatze steht und durch den göttlichen Odem der ihn allein beseelt hat, eine bevorzugte Stellung einnimmt zwischen Gott und Natur. Wer in der Natur als Ganzem eine geistige Macht und unbegreifliche Weisheit bewundert, welcher er eine gewisse religiöse Verehrung zuwendet, der würde zwar einen Theil des Streites dieser beiden Ansichten als bloßen Wortstreit bezeichnen dürfen, aber auch nur einen Theil; denn die Frage ob der Mensch wenigstens nach der einen Seite seines Wesens außer und über, nicht in der Natur stehe, bliebe ihm ebenso wie die andere ihr nahe verwandte Frage nach der Priorität des Geistes oder der Materie als eine streitige zurück.

Eine dritte Ansicht, die in gewissem Sinne die beiden angeführten Auffassungen mit einander zu vermitteln bestrebt war, hat zugleich dazu beigetragen den Zwiespalt jener unter sich und mit ihr selbst klar zu Tage zu bringen — es ist die Ansicht, nach welcher der Geist des Menschengeschlechtes der Geist Gottes selbst ist, derselbe eine und ab-

solute Geist der seiner unbewußt die Natur schafft, erst im Menschen aber als dem alleinigen Träger des göttlichen Selbstbewußtseins, das Ziel seiner Entwickelung erreicht. Indem es sich nun als eine selbstverständliche Folge dieser Auffassung darstellt, daß Gotteserkenntniß und Erkenntniß des menschlichen Wesens (Anthropologie) identisch sind, da Gott nach dieser Lehre keine andern Attribute haben kann als diejenigen, welche in der geistigen Entwickelungsgeschichte des Menschen selbst als reinmenschliche Attribute auftreten und zugleich als göttliche Mächte in der Culturgeschichte wirken, tritt hiermit zugleich die Schärfe des Gegensatzes hervor, in welchem alle drei erwähnten Ansichten vom Wesen des Menschen untereinander stehen; denn die erste derselben stellt den Menschen ganz in die Natur, unterwirft ihn ganz der Natur, die zweite thut dieß nur zum Theil, die dritte, welche aus diesem Gesichtspunkte nicht mehr als eine vermittelnde erscheint, stellt den Menschen ganz über die Natur.

In diesem harten Kampfe der Ansichten, deren eine das Selbstgefühl des Menschen eben so sehr demüthigt als die andere ihm schmeichelt, und bei dem unmittelbaren Interesse das die Sache selbst besitzt, sollte man erwarten, daß die Anthropologie ein vielfach und fleißig bearbeitetes Feld sein würde und daß besonders die Kräfte derer, welche dem Menschen eine so eigenthümlich neue und erhabene Stelle nicht allein auf der Erde sondern im Weltall überhaupt anweisen, sich mit vorzüglichem Eifer ihr hätten zuwenden müssen. Doch dem ist nicht so. Vielmehr ist es in Deutschland gegenwärtig ein gewöhnlicher Fall, daß auf dem Boden verschiedener Wissenschaften oder sogar verschiedener Richtungen innerhalb derselben Wissenschaft durchaus entgegengesetzte Ansichten erwachsen, ohne daß sie sich gegenseitig umeinander bekümmern, ja, ohne daß sich eine jede von ihnen um ihre eigene tiefere Begründung weiter bemüht. Die Stärke der Partei ersetzt die Stärke der Gründe und man kann fast überall der Mühe eines wissenschaftlichen Beweises überhoben sein wo nur Werth gelegt wird auf das Urtheil derer, welche durch Uebereinstimmung in den entscheidenden Punkten unter sich verbunden mit der instinctiven Kraft des Gemeingeistes einander nach außen vertreten. Mit eben so sicherem Takte wird alsdann das auf fremdem Stamme Gewachsene stillschweigend bei Seite gelegt oder ausgestoßen als das Gleichartige assimilirt und das wissenschaftliche Leben bewegt sich nur noch in ein-

zelnen gegeneinander abgeschlossenen kleineren Kreisen, während die umfassenderen und principiellen Fragen fast gar nicht mehr zur Sprache kommen.

Dieß gilt unter andern auch von der Frage nach dem Wesen des Menschen; indessen kommt in diesem Falle noch ein zweiter Umstand hinzu, der wesentlich dazu beigetragen hat die Anthropologie nicht zu ihrem Rechte kommen lassen: er liegt in der eigenthümlich beschränkten Auffassung welche ihr in früherer Zeit zu Theil geworden ist. Die älteren Bearbeitungen dieser Wissenschaft lassen sie fast nur erscheinen als eine Zusammenstellung einer Menge von Materialien welche andern Zweigen des Wissens bereits angehören und in der Anthropologie sich nur nach eigenthümlichen Gesichtspunkten zusammengeordnet und meist in populärer Weise dargestellt finden: die wichtigsten und interessantesten Lehren welche die vergleichende Anatomie, die Physiologie und Psychologie über den Menschen im Unterschiede von den ihm zunächst stehenden Wesen aufstellen, machten den Hauptinhalt der Anthropologie aus. Hierzu trat dann noch manches Andere, worüber man entweder überhaupt nichts weiß oder worüber doch auf wissenschaftliche Weise nichts zu sagen ist, eine Erörterung über den Ursprung des Menschengeschlechtes, über den animalischen Magnetismus, über geheimnißvolle solare, lunare, terrestrische Einflüsse unter denen das Leben des Menschen steht — zum Theil ein Erbe der älteren Naturphilosophie welche den Fortschritten der Naturwissenschaft erlegen ist. Es stimmt mit dieser Auffassung überein daß wir z. B. von Steffens eine geologische, physiologische und psychologische Anthropologie unterschieden sehen, man wird es indessen nicht minder natürlich als sachgemäß finden daß neuerdings diese Bahn verlassen worden ist; denn die jetzige Zeit, zwar keineswegs dem Glauben an übernatürliche und selbst unmögliche Bezüge und Wechselwirkungen zwischen den natürlichen Dingen abgeneigt, ist doch auf wissenschaftlichem Gebiete mit Zugeständnissen dieser Art im höchsten Grade karg geworden. Daher sind Werke über Anthropologie welche diese Richtung einhielten, mehr und mehr verschwunden. Sie konnten ohnehin als bloße Aggregate von Materialien welche andern Wissenschaften angehörten, kein selbstständiges Interesse in Anspruch nehmen; und die oft oberflächlichen Reden in denen sie sich, um alles menschlich Eigenthümliche in deutscher Weise recht vollständig zu um-

fassen, über die verschiedensten Dinge ergingen, über Tanzkunst und Declamation, über Poesie und Liebe, konnten ihnen das mangelnde Interesse nicht wiedergewinnen.

Einen großen Theil der Schuld daran, daß die Anthropologie sich in dieser Form nicht zu halten vermochte, trug namentlich auch die verkehrte Stellung in die sie dadurch gerieth, daß sie bald als eine empirische bald als eine philosophische Wissenschaft angesehen und behandelt, gewöhnlich einen unentschiedenen und schwankenden Charakter annahm. Hier trat sie mit abstracten Deductionen ohne hinreichende empirische Grundlage auf, dort als eine bloße Sammlung interessanten rein erfahrungsmäßigen Details, oft beliebig wechselnd zwischen der einen und der andern Weise der Behandlung. Im Gegensatze hierzu bedarf es sogleich hier der bestimmten Erklärung daß die Anthropologie als Erfahrungswissenschaft aufzufassen ist, weil ihr Gegenstand, der Mensch, uns nur auf empirischem Wege bekannt wird, und daher, zunächst wenigstens, nur die Aufforderung vorliegt ihn auf demselben Wege zu untersuchen welcher für die Erforschung aller übrigen Naturgegenstände betreten zu werden pflegt.

Bei dem Versuche die Aufgabe der Anthropologie zu begrenzen und dieser Wissenschaft eine eigenthümliche und fest bestimmte Stelle unter den ihr zunächst verwandten Zweigen der menschlichen Erkenntniß anzuweisen, fällt unser Blick zuerst auf zwei weit auseinanderliegende, in Rücksicht ihres Inhaltes wie in Rücksicht ihrer Methode äußerst verschiedene Fächer, die bei aller äußeren Ungleichheit doch diese bedeutsame innere Aehnlichkeit miteinander besitzen, daß sie beide den Menschen zum ausschließlichen Gegenstande ihrer Betrachtung machen und dessen Wesen zu erforschen streben, wir meinen die Anatomie, Physiologie und Psychologie des Menschen auf der einen, die Culturgeschichte mit allen sich ihr anschließenden Wissenschaften auf der andern Seite. Legen wir uns daher die Frage vor was auf allen diesen Gebieten zusammengenommen geleistet wird um das Wesen des Menschen zu erkennen und ob die dort gewonnenen Resultate einander so ergänzen, daß aus ihrem Vereine diese Erkenntniß hervorgeht.

Anatomie, Physiologie und Psychologie betrachten den Menschen als Einzelwesen, nicht zwar (wie der praktische Arzt und Erzieher) als Exemplar, sondern als Repräsentanten der Gattung, nicht insofern er sich durch particulare zufällige Eigenthümlichkeiten von an-

dern Individuen derselben Gattung unterscheidet, sondern insofern sich der gemeinsame oder Gattungs-Charakter aller ihm gleichartigen Individuen an ihm darstellt und die Gesetze denen das äußere und innere Leben aller Einzelnen unterworfen ist, an ihm sich wirksam erweisen; aber die Betrachtung der Menschen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben ist diesen Wissenschaften fremd, die ganze Summe der geistigen Leistungen welche erst aus der vielfach verschlungenen Wechselwirkung der Individualitäten hervorgeht und durch den Lauf der Jahrhunderte sich fortziehend das äußere wie das innere Leben der Gesellschaft so mannigfaltig und so durchgreifend umgestaltet, fällt außerhalb ihres Gesichtskreises. Und wenn auch die Psychologie nicht ganz darauf verzichtet einen Blick in dieses Reich zu werfen, so sieht sie sich doch genöthigt hier nur an der Pforte stehen zu bleiben und sich meist mit einer historischen Schilderung des Thatsächlichen zu begnügen, da die Verwickelung der zusammenwirkenden Ursachen hier zu groß wird als daß es ihr gelingen könnte den Gang der Ereignisse auf psychologische Gesetze zurückzuführen. Sie findet ihren eigenen vorwärts eilenden Schritt gerade da gehemmt, wo das eigenthümliche Feld der Culturgeschichte beginnt. Diese letztere wendet ihr Interesse ausschließlich dem gesellschaftlichen Zusammenleben und seiner Entwickelung zu, und der Beitrag welchen sie von diesem Standpunkte aus zur Erkenntniß des menschlichen Wesens liefert, ist ohne Zweifel ebenso wesentlich als dasjenige was die erwähnten Naturwissenschaften für diesen Zweck leisten. Leider aber bleibt eine große Lücke in dieser Erkenntniß unausgefüllt zurück, denn jene verschiedenen Theile unseres Wissens stehen bis jetzt wenigstens noch sehr unvermittelt nebeneinander, während sie vielmehr helfend und fördernd ineinander eingreifen sollten.

Dieß zeigt sich zuerst schon an dem Verhältniß der Physiologie zur Psychologie. Beide pflegen so gegeneinander abgegrenzt zu werden, daß sich die eine mit dem leiblichen, die andere mit dem psychischen Leben allein beschäftigt; daher bleibt die an so vielen Punkten offen zu Tage tretende Wechselwirkung der physischen Organisation mit dem Verlauf und der Gestaltung des Seelenlebens gewöhnlich unerörtert, denn eine Untersuchung dieses Gegenstandes paßt weder in den herkömmlichen Rahmen der Physiologie noch in den der Psychologie. Und doch sind gerade für die Frage nach dem Wesen des

Menschen die eigenthümlichen Formen und Arten dieser Wechselwirkung von der größten, oft geradezu von entscheidender Bedeutung. Man berufe sich nicht zur Entschuldigung auf die Dunkelheit des Wesens der Seele und alles dessen was sich auf ihren Zusammenhang mit dem Leibe bezieht. Die dahin gehörigen Streitfragen würden ohne Schaden sogar ganz unberührt bleiben können, wenn man es sich zur Aufgabe macht zu untersuchen welchen Werth die leibliche Organisation mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen, ihrer Entwickelung, den periodischen und nicht periodischen Veränderungen ihrer Zustände für das psychische Leben hat, welche Folgen und Einflüsse von jenen auf dieses letztere ausgehen, und von welcher Art die Rückwirkungen sind, die der Leib von psychischen Thätigkeiten erfährt, in welcher Ausdehnung sie stattfinden, worin ihre näheren und entfernteren Resultate bestehen.

Noch weit größer und folgenreicher für unsere Erkenntniß des Menschen als die Lücke welche zwischen der Physiologie und Psychologie offen bleibt, ist diejenige welche sich zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem historischen Theile unseres Wissens findet. Die Culturgeschichte nämlich entwickelt sich durchgängig ohne Zweifel aus dem Zusammenwirken von je vier großen ineinandergreifenden Gruppen von Ursachen. Die eine derselben ist durch die leibliche Organisation der Menschen gegeben. Als der zweite Hauptfactor stellt sich die einem jeden Volke eigene Form seines geistigen Lebens dar, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Ansichten Interessen und Gefühle ausgestaltet erscheint. Als die dritte Hauptmacht tritt die Naturumgebung des Volkes auf, als die vierte endlich die ganze Summe der socialen Verhältnisse und Berührungen der Einzelnen untereinander, der kleineren und größeren Gesellschaftskreise unter sich und nach außen. Die Culturgeschichte für sich nun pflegt nur den Zweck zu verfolgen, die factische Entstehung und den Verfall der verschiedenen Civilisationen in ihrer ganzen Breite darzustellen und ihre Ursachen so weit als möglich zu ermitteln. Hiermit aber kommt zugleich zu Tage, wie unvermittelt und zusammenhangslos der naturwissenschaftliche Theil der Lehre vom Menschen neben dem historischen dasteht; denn wir sind weit davon entfernt durch eine Philosophie der Geschichte, die aus Physiologie und Psychologie hervorwachsen

müßte, nachweisen zu können, warum die Geschichte bei diesem Volke den einen, bei jenem einen andern Entwickelungsgang genommen hat, warum es bei diesem Volke an aller Geschichte fehlt, bei jenem die Höhe der geistigen Leistungen sich nie bis über ein bestimmtes Maaß erhoben hat — und doch ist es überall der angeführte Kreis von physiologischen und psychologischen Factoren allein, der die wesentlichen Bedingungen des historisch Gewordenen enthält.

Setzen wir der Anthropologie die Aufgabe diese Vermittelung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles unseres Wissens vom Menschen zu erstreben, so wird sie dadurch nicht allein von dem Vorwurfe befreit der sie bisher traf, eine bloße Zusammenstellung erborgten Materiales zu sein und die Stelle einer selbstständigen Wissenschaft unberechtigter Weise in Anspruch zu nehmen, sondern sie wird auch ihren Namen mit um so größerem Rechte führen, je mehr das Wesen des Menschen vor Allem gerade darauf ruht, daß er aus dem Einzelleben heraus und in ein gesellschaftliches Zusammenleben mit andern eintritt, in und mit welchem es für ihn erst zu einer höheren, wahrhaft menschlichen Entwickelung kommt. Gerade an diesem Punkte seines Uebergangs aus der Isolirtheit in das gesellschaftliche Leben hat ihn die Anthropologie zu erfassen und die Bedingungen und Folgen seiner Weiterentwickelung zu untersuchen.

Versuchen wir diese Aufgabe der Anthropologie durch ihr Verhältniß zur Geschichte noch etwas näher zu beleuchten. Für die historische Betrachtung des Menschen treten die Unterschiede sowohl der leiblichen Organisation als auch der Naturumgebung und ihrer Einflüsse in den Hintergrund: erstere, weil die Entwickelung der Civilisation bis auf wenige und für das Ganze des Menschengeschlechtes nicht sehr bedeutende Ausnahmen bisher auf die sogenannte kaukasische Raçe beschränkt geblieben ist und vielleicht immer beschränkt bleiben wird; letztere, weil die Gestaltung des gesammten Menschenlebens, so vollständig abhängig sie ursprünglich von ihrer unmittelbaren Naturumgebung auch ist — in einer Zeit in welcher es noch keine Geschichte giebt —, gerade mit der fortschreitenden Entwickelung der Civilisation, durch Theilung der Arbeit, durch Erweiterung von Verkehr und Handel, durch Ausbildung von Kunst und Wissenschaft je mehr und mehr sich aus dieser Abhängigkeit herausarbeitet, wenn auch die letztere niemals völlig verschwindet. Will die Geschichte

die verschiedenen Phasen des civilisirten Menschenlebens in ihrem ganzen Umfange darstellen, so ruht dagegen das Interesse der Anthropologie vorzugsweise auf den Hauptzügen und den größten Unterschieden aller Gestalten des Menschenlebens überhaupt, denn für das Wesen des letzteren sind gerade diese Unterschiede das Wichtigste und am meisten Charakteristische, und es würde eine offenbar einseitige Auffassung des Menschen sein, wenn wir unsern Begriff desselben nur aus der Culturgeschichte entnehmen wollten, uneingedenk der nothwendigen Ergänzung die aus der Betrachtung der culturlosen Völker und des Naturzustandes des Menschen zu ihm hinzukommen muß. Gerade diesen Punkt aber hat die Anthropologie vorzüglich ins Auge zu fassen. Beginnt die Geschichte erst da wo es einigermaßen sichere Ueberlieferungen giebt, wo Schrift vorhanden ist, wo bestimmte Anfänge der Civilisation vorliegen und bereits gesichert sind, findet sie hauptsächlich da zu thun wo gewisse Ziele der Entwickelung zum Theil schon als bewußte Zwecke weiter verfolgt werden, wo ein Volk durch die Macht der historischen Verhältnisse, durch die Einwirkung genialer Individuen die sich aus seinem Schooße erheben oder durch überwältigende Stöße und tiefe Eingriffe die ihm selbst zufällig von außen kommen, in seiner Entwickelung bestimmt wird, so sucht dagegen die Anthropologie alle Völker der Erde zu umfassen, insbesondere auch diejenigen, für die es keine Geschichte giebt, um für den Begriff des Menschen eine möglichst breite und vollständige Basis zu gewinnen, und strebt daraus ein Bild theils von dem zu entwerfen was vor aller Geschichte liegt theils von dem was man im Gegensatze zu der eben berührten Weise der historischen Entwickelung der Völker die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann, nämlich die naturnothwendige Gestaltung derselben auf einem gegebenen Boden und unter gegebenen stationären äußeren Verhältnissen.

Wir können die Aufgabe welche wir der Anthropologie in ihrem Verhältniß zur Geschichte zugetheilt haben, in den kurzen und jetzt wohl verständlichen Ausdruck zusammenfassen, daß sie die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern habe. Sie grenzt demnach sehr nahe mit der Geographie zusammen ohne jedoch in dieser aufzugehen, denn die räumlichen Gestalten der einzelnen Länder, ihre Verhältnisse untereinander, ihre Producte werden von der Geographie einer selbstständigen Betrachtung unterworfen, welcher allerdings in

neuerer Zeit auch die Beziehungen und Einflüsse dieser Dinge auf den Menschen nicht fremd geblieben sind und nicht fremd bleiben dürfen, ohne daß jedoch diese letzteren für sie den einzigen oder auch nur den hauptsächlichsten Gesichtspunkt abgeben können. Hiervon abgesehen gehört aber auch das was die Naturgrundlage der Geschichte ausmacht nur zum kleineren Theile dem Gebiete der Geographie an. Man überzeugt sich hiervon leicht, wenn man die Anforderungen erwägt, denen eine Untersuchung dieses Gegenstandes zu genügen haben würde.

Da der Mensch in der Geschichte weder bloß als lebendiger Leib auftritt, wie ihn die Physiologie betrachtet, noch bloß als geistig lebendiges Wesen, wie ihn die Psychologie auffaßt, sondern als ein eigenthümlicher Verein physischen und psychischen Lebens, die sich gegenseitig in der mannigfaltigsten Weise bedingen und zusammenwirken, so ist er zuerst als dieses Ganze, in der Wechselwirkung seiner physischen Organisation mit seinem psychischen Leben zu betrachten, denn nur als dieses Ganze erscheint er als die elementare Grundlage der Geschichte. Ferner entsteht im Interesse der Geschichte die Frage nach dem äußeren Umfange und der inneren Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes, es fragt sich in welcher Ausdehnung der Begriff des Menschen zur Anwendung zu bringen ist, ob die sämmtlichen Individuen und Völker welche die gemeine Auffassung diesem Begriffe unterzuordnen pflegt, ohne Unterschied eines und desselben Wesens sind, ob sie einer Art angehören, oder ob es specifische Verschiedenheiten giebt in der physischen und psychischen Begabung der einzelnen Menschenstämme, so daß die Geschichte berechtigt wäre einige der letzteren entweder von ihrer Betrachtung ganz auszuschließen und sie der Zoologie zu überweisen oder doch ihrer Benutzung als bloßer Haus- und Lastthiere von Seiten der höher organisirten und eigentlichen Menschen das Wort zu reden. Mit dieser Frage steht eine andere in nächster Verbindung, die im vorigen Jahrhunderte längere Zeit hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, jetzt aber fast ganz verschollen zu sein scheint — die Frage nach dem Naturzustande des Menschen. Blicken wir auf die Behandlung die sie erfahren hat, so kann uns ihre jetzige Vernachlässigung wenig wundern, denn bei dem in früherer Zeit so spärlichen Zufluß des empirischen Materiales das zur Bearbeitung dieser

Aufgabe erforderlich ist, erging man sich meist in mehr rednerischen Versuchen um die Lieblingsmeinungen zu begründen, die man sich über den Naturmenschen auf dem Grunde anderer Lieblingsmeinungen von politischer und religiöser Art bereits gebildet hatte. Gerade dieser Punkt ist indessen für die Gesammtansicht die von der Geschichte des Menschengeschlechts zu fassen ist, von so großer Wichtigkeit, daß er am wenigsten ununtersucht bleiben darf wo es sich um das Wesen des Menschen und um die Grundlage seiner Geschichte handelt; nur wird man sich bei dieser Erörterung stets gegenwärtig zu erhalten haben, daß der Naturzustand nicht aus abstracten Begriffen, sondern auf empirischem Wege zu ermitteln ist. Die vierte Hauptaufgabe der Anthropologie ist die der Ethnographie oder Ethnologie, die sich mit der Untersuchung der Stammverwandtschaften der einzelnen Völker und Völkerstämme beschäftigt. Mit ihr tritt die Anthropologie so nahe an die Geschichte des Menschengeschlechts selbst heran und in die Vorgeschichte desselben hinein, daß es fast als willkürlich erscheint, ob man diesen Zweig des Wissens als einen Theil der ersteren oder der letzteren betrachtet. Nur das genaueste und vielseitigste historische Detailstudium vermag auf diesem Gebiete wissenschaftliche Auskunft zu geben, und die glänzenden Resultate zu denen hier in neuerer Zeit namentlich die deutsche Linguistik geführt hat, stehen auf diesem Felde zugleich als eindringliche Warnungen da gegen die Fehler, welche man in der Bestimmung der Verwandtschaften der Völker und in ihrer Zusammenordnung zu größeren Gruppen oder Raçen begangen hat und noch begeht, indem man sich zu ausschließlich von anthropologischen Gesichtspunkten mit Vernachlässigung der historischen leiten ließ.

Anmerkung. Daß die Begriffsbestimmung welche neuerdings Latham (Man and his migrations. Lond. 1851) der Anthropologie gegeben hat, in zu enge Grenzen eingeschlossen ist, wird nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Er unterscheidet zunächst die Natur- und die Culturgeschichte des Menschen: jene betrachte ihn als animalisches, diese als moralisches Wesen. Die Naturgeschichte des Menschen theilt er ein in die Anthropologie, welche die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des Menschen im Gegensatz zum Thiere behandele, und in die Ethnologie, welche die Lehre von den Raçen oder Varietäten des Menschengeschlechtes enthalte. Von der ersteren sollen (nach p. 74) die Völker nur nach ihren physischen Aehnlichkeiten classificirt und daher z. B. Hottentotten, Eskimos und Feuerländer zusammengeordnet werden, um daraus die Art und Macht der Wirksamkeit äußerer Einflüsse auf den Menschen abzuleiten, in der Ethnologie dagegen sollen die Völker nach ihrer Stammverwandtschaft gruppirt auftreten.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes als Art und über den Naturzustand des Menschen.

Wer zu einem richtigen Begriffe vom Menschen gelangen will, darf diesen nicht ausschließlich als Einzelwesen auffassen, denn der Mensch ist nach dem bekannten treffenden Ausdrucke des Aristoteles nothwendig ein gesellschaftliches Wesen, als Einzelwesen kann er nicht vollständig verstanden werden. Dürfen deshalb Anatomie und Physiologie nicht den Anspruch erheben das Wesen des Menschen für sich allein zu bestimmen, so vermögen sie dieß auch (wie die frühere Erörterung des Begriffes der Anthropologie gezeigt hat) im Bunde mit der Psychologie nicht zu leisten, welche vorzüglich auf die Selbstbeobachtung des eigenen Innern gegründet, mit ihrer Erkenntniß nur wenige Schritte über den Menschen als Einzelwesen hinausführt. Zwar trägt das gesellschaftliche Leben in das er eingeht für den Einzelnen Vieles dazu bei, ihn das kennen zu lehren was in seinem Innern vorgeht, indem es ihn dieses an Andern wie in einem Spiegel zeigt und ihm sogar manches in äußerlich anschaulicher Gestalt vor Augen stellt, was seiner Selbstbeobachtung ohne die Hülfe dieser Analogie nur schwer oder niemals zu enträthseln gelingen würde, aber gleichwohl ist auch das auf diese Weise so sehr erweiterte Feld der Beobachtung noch viel zu eng begrenzt als daß es genügen könnte aus ihm allein den Begriff des Menschen zu entnehmen. Um unsern Gesichtskreis noch weiter auszudehnen, wenden wir daher den Blick der Geschichte eines ganzen Volkes und von dieser der gesammten Culturgeschichte zu. Doch auch diese Grundlage ist noch nicht umfassend genug, wir bedürfen um das Wesen des Menschen richtig zu erkennen als Basis der Kenntniß der gesammten Menschheit; diese Kenntniß selbst aber läßt sich nicht gewinnen, sie läßt sich nicht einmal als Aufgabe in einem hinreichend bestimmten Sinne denken, wenn nicht die

feste Begrenzung des Umfanges der dem Menschengeschlechte zukommt, vorausgegangen und die Frage beantwortet ist ob das gesammte Menschengeschlecht der Art nach eines sei oder, wenn nicht, in welche engeren Grenzen dieser Artbegriff einzuschließen sei.

Die Frage, ob die Individuen, die wir als Menschen zu bezeichnen gewohnt sind, alle eines Wesens seien oder ob es feste specifische Unterschiede unter ihnen gebe, ist für alle Wissenschaften von Wichtigkeit, weil sie zu allgemeingültigen Resultaten gelangen wollen. Mag die Erkenntniß deren der Mensch fähig ist, eine absolute und für alle denkenden Wesen überhaupt gültige oder nur eine relative, nur für seinen eigenthümlichen Standpunkt nothwendige sein, so bleibt doch all sein Denken und Wissen immer ein specifisch menschliches und es kann ihm daher überhaupt nur daran liegen, daß es rein menschlich und für die Menschen allgemein gültig sei, denn jeder Versuch sich im Streben nach Wahrheit von dem eigenen Wesen unabhängig zu machen und sich über den Kreis von Bedingungen zu erheben an welche die Natur uns gebunden hat, würde einem Versuche gleichkommen durch den Gebrauch bloß eingebildeter Flügel ein Ziel zu erreichen, nach welchem die Füße in Bewegung zu setzen man zu unbequem fände. Je öfter aber solche Versuche schon gemacht worden sind, als desto dringender erscheint die Aufforderung von ihnen abzulassen. Das Wesen des Menschen ist für alle Wahrheiten welche zu Tage gefördert werden, in doppelter Weise ein gemeinsamer nothwendiger Beziehungspunkt, theils insofern es der unvermeidliche Durchgangspunkt und dadurch Mitbedingung aller Erkenntniß überhaupt ist, theils insofern erkannte Wahrheiten auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen und darum eine Begründung verlangen nicht durch individuelle und bloß subjective, sondern durch allgemein menschliche Erfahrungen Vorstellungen und Begriffe. Wir dürfen es daher als eine gemeinsam nothwendige Voraussetzung aller Wissenschaften bezeichnen, daß es ein allgemeines und unveränderliches Wesen des Menschen wirklich gebe, es sei denn daß wir uns mit unserm Wissen auf den nicht schwer zu widerlegenden rein empiristischen Standpunkt stellten, welchem das Allgemeine nichts weiter bedeutet als dasjenige was einen relativ hohen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen darf, weil es zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Umständen und für Menschen von dem verschie-

densten Bildungsgrad und Bildungsgang sich zu bestätigen und von ihnen in annähernd gleicher Weise für wahr gehalten zu werden pflegt.

Von besonderem Interesse aber ist die Frage nach der Art-Einheit des Menschengeschlechtes und nach dem Wesen des Menschen für diejenigen Wissenschaften, welche das Gebiet des Geistes behandeln. Diese nämlich pflegen zur Grundlage ihrer ganzen Entwickelung die abstracten Vorstellungen zu machen die sich über das geistige Leben, über dessen Bedeutung und Zusammenhang, auf der jedesmaligen Culturstufe des Volkes dem sie angehören als allgemein geläufige vorfinden. Wo sollten diese Wissenschaften auch ihre Anfangspunkte hernehmen für logische, psychologische, ethische, religiöse, ästhetische Ueberlegungen als aus dem Vorstellungskreise des Volkes aus dem sie selbst hervorgegangen sind? Allerdings wird der Forscher bei der Aufnahme dieser Vorstellungen nicht ohne Kritik verfahren, er wird die Geschichte ihrer Entwickelung beim Einzelnen, bei seinem eigenen Volke und in der ganzen Culturgeschichte überhaupt zu Rathe ziehen. Eben dieß führt ihn aber endlich dahin die gesammte Menschheit in dieser Rücksicht in den Kreis seiner Untersuchung zu ziehen, da er sich, einmal eingetreten auf das weite Feld der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Begriffe, der Ueberzeugung nicht entschlagen kann, daß ein zu beschränkter Begriff vom Menschen und dessen geistigem Wesen viele seiner wissenschaftlichen Ansichten verderben müßte.

Hat man zwar noch nicht leicht daran gezweifelt daß für alle Menschen dieselben Denkgesetze gelten (obwohl auch dieß nur unter der Voraussetzung ihrer specifischen Einerleiheit sicher steht), so ist es doch schon öfter Gegenstand des Streites gewesen, ob alle derselben intellectuellen und moralischen Entwickelung fähig seien, ob das Gewissen bei allen auf gleiche Weise spreche, ob dieselbe Religion der geistigen Fassungskraft und dem gemüthlichen Bedürfnisse aller zu entsprechen vermöge. Wer hierauf verneinend antwortet und die Einheit des Menschengeschlechtes als Art leugnet, der wird das Wesen des Menschen aus dem Studium etwa der sogenannten kaukasischen Raçe allein zu gewinnen suchen und seine theoretischen Ansichten über Recht Sittlichkeit und Religion auf wesentlich andere Grundlagen stellen als der Anhänger der entgegengesetzten Ansicht. Er erhält alsdann eine Rechtslehre und eine Moral, deren Gesetze nur für einen Theil der Menschheit bindend sind, denn ob es für die andern Men-

schenarten die er annimmt Verhältnisse gäbe die unsern rechtlichen und moralischen Verhältnissen analog wären, und wenn dieß der Fall ist, welche Beschaffenheit und Ausbildung sie besäßen, würde erst durch eine weitere Untersuchung festzustellen sein, und dasselbe würde von den religiösen, den ästhetischen Vorstellungen und so fort gelten. Giebt es verschiedene Menschenarten, so giebt es auch eine natürliche Aristokratie unter ihnen, ein Herrschergeschlecht der Weißen den niederen Raçen gegenüber, die durch ihre Geburt zum Dienste jenes Adels der Menschheit bestimmt, etwa wie Hausthiere zu zähmen abzurichten und auszunutzen, nach Umständen wohl auch zu mästen oder zu physiologischen und andern Experimenten zu verwenden, nichts moralisch Verwerfliches hätte. Sie einer höheren Sittlichkeit und Geistesbildung entgegenführen zu wollen, würde ebenso thöricht sein, als wenn jemand Pfirsiche auf Lindenbäumen durch Veredlung zu erzielen oder Affen sprechen zu lehren sich bemühte. Wo sich die niederen Raçen unbrauchbar zum Dienste der Weißen zeigten, würde man sie ihrer Rohheit und Wildheit zu überlassen haben als ihrem unabänderlichen Schicksale und ihrer natürlichen Bestimmung. Alle Vertilgungskriege, wo jene den Weißen im Wege sind, wenn auch nicht die gegen sie verübten Grausamkeiten, fänden dann nicht etwa ihre Entschuldigung, sondern vielmehr ihre einfache und volle Rechtfertigung darin, daß eben nur ein physisches Dasein durch sie zerstört würde, das ohne Sinn und Befähigung für höhere geistige Entwickelung dem Untergange preisgegeben werden darf, wo dieser als das Mittel erscheint einer höheren und reicheren Lebensgestalt Raum zu schaffen.

Diese und ähnliche Consequenzen bringt die Ansicht daß es specifische Verschiedenheiten unter den Menschen gebe, als völlig unverfänglich mit sich, wenn auch (wie so häufig) unter denen die den Satz vertheidigen nur wenige sein mögen die seine Folgen auf sich zu nehmen sich entschließen. Es geht hieraus hervor daß es offenbar ganz andere und viel weiter greifende Interessen sind welche der Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes ihre Bedeutung geben als der so oft erhobene, vielleicht unlösbare Zweifel über die Abstammung der Menschen von einem oder mehreren Paaren und der Streit der Meinungen über die Festigkeit oder Flüssigkeit der Raçentypen. Vielmehr erhält der letztere sein Hauptinteresse zum Theil selbst erst aus den angedeuteten Gesichtspunkten.

Aus diesem Grunde würde es denn auch eine falsche Auffassung der Sache sein, die indessen bei Naturkundigen nicht gar selten ist, wenn man meinte aus naturhistorischen Gründen für oder gegen die Variabilität jener Typen allein über die Art-Einheit des Menschengeschlechtes entscheiden zu können, denn auf welche von beiden Seiten man sich auch in der Frage über die Veränderlichkeit des äußeren Menschen stellen mag, man wird sich dennoch dafür erklären müssen, daß es keine specifischen Unterschiede unter den Menschen gebe, wenn sich zeigen sollte daß sie alle dieselben Fähigkeiten besitzen die nur in verschiedenen Graden zur Entwickelung gelangen und daß die verschiedene Entwickelungshöhe die sie erreichen nur durch die äußeren Umstände und Lebensverhältnisse bedingt ist, unter deren Einwirkung sie stehen. Möchten sich auch einige äußere und innere Unterschiede bei gewissen Menschenstämmen als constant zeigen — was ja selbst in Rücksicht auf Völker von demselben ursprünglichen Stamm kaum in Abrede gestellt werden kann —, wenn man bei ihnen keine Verschiedenheit in der Form und Art der Entwickelung des geistigen Lebens nachweisen, wenn sich nicht darthun läßt daß einige unter gleich günstigen oder sogar noch günstigeren äußeren Entwickelungsbedingungen durch die Beschränktheit ihrer eigenen Natur dennoch auf einer niedrigeren Stufe zurückgehalten werden als andere, so kann der Beweis für die specifische Verschiedenheit noch nicht als geliefert betrachtet werden.

Wir wollen hiermit nicht die Behauptung aufstellen daß, so groß und so constant die äußeren Verschiedenheiten unter Menschen auch sein möchten, dennoch aus nachweislich gleicher geistiger Begabung folge daß sie einer und derselben Art angehörten, vielmehr erkennen wir die gleiche Berechtigung naturhistorischer und psychologischer Gründe in dieser Frage vollkommen an, nur dazu können wir uns nicht entschließen die letzteren im Ganzen für unwichtiger zu erklären als die ersteren oder sie, wie so oft geschieht, als eine bloße Nebensache kaum der Beachtung werth zu halten. Die Frage ob man sich für oder gegen Art-Einheit zu entscheiden haben würde, wo beträchtliche und constante leibliche Verschiedenheiten mit gleicher geistiger Begabung oder physische Gleichheit mit psychischer Verschiedenheit zusammenträfen, können wir glücklicher Weise ganz auf sich beruhen lassen, da sie so gut wie keine praktische Bedeutung hat: die Natur scheint uns

diese Verlegenheit erspart zu haben, indem sie überall mit gleichen äußeren Charakteren auch gleiche psychische Begabung verband, ohne daß sie jedoch (bei Individuen so wenig als bei ganzen Völkern und Stämmen) einen strengen Parallelismus der äußeren und inneren Bildung als Gesetz festgehalten hätte. Läßt sich ein solcher Parallelismus, wie neuere Forscher gezeigt haben (vgl. namentlich Volkmann, Artikel „Gehirn" in Wagner's Handwörterb. der Physiol.) in der Thierreihe nicht allgemein durchführen, indem hier nicht durchgängig die Höhe der Organisation der des geistigen Lebens entspricht, und bleibt es auch innerhalb des Menschengeschlechts noch zweifelhaft, ob den Stufen der geistigen Entwickelung überall ein Stufengang leiblicher Ausbildung überhaupt und namentlich des Gehirns gegenüberstehe, so hat sich doch bis jetzt weder bei Thieren noch bei Menschen ein Streit der physischen und der psychischen Begabung in der Art gefunden, daß mit specifischer Gleichheit der einen specifische Ungleichheit der andern verbunden gewesen wäre.

Mag es als gerechtfertigt erscheinen daß man die Thiere, von deren psychischem Leben wir noch so Weniges wissen, nur nach ihrer äußeren Organisation classificirt, so würden wir doch beim Menschen unsre Unkenntniß seines inneren Lebens als Grund einer Betrachtung desselben bloß von der physischen Seite nicht geltend machen dürfen. Und selbst darin liegt eine Verdrehung der Sache daß Cuvier (Thierreich, übersetzt von Voigt, I. S. 5) um psychologische Gesichtspunkte von der Eintheilung des Thierreiches fern zu halten und wo möglich für immer abzuweisen, vorschützt, alle Lebensäußerungen die bloß zeitweise oder momentan aufträten, seien als Eintheilungsgründe unbrauchbar. Das psychische Leben jeder Thierart ist ohne Zweifel ebenso constant und ebenso dauernd als das leibliche, aber es ist allerdings der Untersuchung weit unzugänglicher. Dieß sollte jedoch nicht verleiten zu vergessen oder doch das Eingeständniß zurückzuhalten, daß alle Classificationen der Thiere die ausschließlich auf ihre organischen Eigenthümlichkeiten begründet sind, nur als vorläufige gelten können, und daß sie nur aus den uns zugänglichsten Gesichtspunkten entworfen, keine absolute und allgemeingültige Bedeutung besitzen, weil sie die Sache der sie gelten nicht einer allseitigen und erschöpfenden Betrachtung unterworfen haben und darum weit von dem Ideale entfernt bleiben das ihnen vorschweben muß. Was aber

vollends den Menschen betrifft, so reicht für ihn die Beobachtung des Leiblichen und seiner Veränderungen am wenigsten aus um eine Eintheilung zu entwerfen und die Frage nach der Art-Einheit zu entscheiden, weil der Charakter der Menschlichkeit zuerst und vor Allem in der specifischen Entwickelung des geistigen Lebens und erst secundär in der Leiblichkeit als dem Träger dieses geistigen Gehaltes besteht. Daher müßte es sogar als ziemlich gedankenlos bezeichnet werden, wenn jemand ihn nur als naturhistorisches Object behandeln und nach seiner Aeußerlichkeit in Raçen oder Arten abtheilen wollte, ohne Rücksicht darauf daß die tiefsten Unterschiede der Individuen wie der Völker auf dem Gebiete des Geistes liegen. Wenn es z. B. Bory de St. Vincent (L'homme. 2. edit. 1857. II. 62) unzweifelhaft fand daß der Neger trotz seines kleineren Gehirnes dieselbe geistige Befähigung besitze wie der Oesterreicher, den er freilich albern genug den Böotier Europa's nennt, dieselbe wie 4/5 der Franzosen, und wenn er allen seinen Menschenarten (p. 129) denselben Grad von Perfectibilität und 9 Europäern unter 10 keine höhere Begabung zuschreibt als den Hottentotten, so darf man hierin eine vollständige Zurücknahme seiner Lehre von der Artverschiedenheit der einzelnen Hauptstämme des Menschengeschlechtes erblicken.

Aus den eben entwickelten Gründen zerfällt unsere Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art in zwei Abtheilungen, deren eine zu erörtern hat, ob alle Menschen ihrer Leiblichkeit nach aus naturhistorischen, die andere ob sie in Rücksicht ihrer geistigen Entwickelung aus psychologischen Gründen als einer und derselben oder verschiedenen Arten angehörig zu betrachten sind.

Erster Theil.

Naturhistorische Untersuchung.

Der Begriff der Art beruht überall wo wir ihn bilden auf der Thatsache daß sich in allem Wechsel der Erscheinungen die typische Gleichheit der Naturwesen erhält. Zwischen dem unorganischen und dem organischen Reiche der Natur besteht in dieser Rücksicht nur der Unterschied, daß auf dem Gebiete des Organischen der Spielraum entweder bedeutend größer oder doch weit augenfälliger ist, welchen die Naturgesetze innerhalb der constanten Bildungstypen für die Verschiedenheiten der Einzelwesen noch offen lassen, und daß die Erhaltung der Typen nur durch Fortpflanzung der ihnen angehörigen Individuen geschehen kann. Hiervon abgesehen, ist die Bedeutung des Artbegriffes für organische und unorganische Wesen ganz dieselbe: er bezeichnet die Constanz des Complexes der in der Natur regelmäßig zusammen vorkommenden Merkmale.

Ohne auf den mannigfaltigen Mißbrauch hier einzugehen den man namentlich in der Philosophie mit diesem Begriffe getrieben hat, mag es genügen zu bemerken, daß die Arten demnach weder bloß subjective Abstractionen sind die wir nur bilden um uns in dem unermeßlichen Reichthum der Naturproducte zu orientiren und eine geordnete Uebersicht über sie zu gewinnen, noch auch Musterbilder oder Zweckbegriffe die als wirkende Principien aller Naturproduction zu Grunde lägen. Vielmehr sind sie nichts Anderes als empirische Gesetze der Naturproduction, denn dem constanten Zusammentreffen gleicher Merkmale muß überall auch ein constantes Zusammenvorkommen, ein constanter Complex von Naturbedingungen entsprechen der jenen als Ursache zu Grunde liegt.

So lange man nun durch den Artbegriff nichts weiter bezeichnet als die typische Gleichheit der Naturerscheinungen, die regelmäßig wiederkehrenden Merkmalcomplexe selbst und mittelbar die empirischen Gesetze oder die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Ursachencomplexe durch welche jene typische Gleichheit erhalten wird, spricht der Artbegriff mit Ausschluß alles Hypothetischen nur den Thatbestand dessen aus was die Beobachtung vorfindet und ist daher, für sich allein betrachtet, völlig unverfänglich und ohne alle Schwierigkeit. Verlangt man aber, da es nirgends in der Natur an individuellen Unterschieden der Einzelwesen untereinander fehlt, daß in den Artbegriff die Angabe eines Kriteriums mit aufgenommen werde nach welchem sich entscheiden lasse wie groß der Variationskreis eines jeden Typus, d. h. welche engeren oder weiteren Grenzen für einen jeden anzunehmen seien, oder welche Größe und Beschaffenheit der Differenzen unter Individuen uns berechtige sie zu verschiedenen oder zu denselben Typen zu rechnen, so wird die Definition des Artbegriffes schwierig — oder genau gesprochen, nicht diese Definition (denn das verlangte Kriterium geht sie selbst nichts an), sondern nur die Feststellung einer Regel über die Weite des Variationskreises eines jeden Typus, um die es sich eigentlich hierbei allein handelt, die Feststellung einer Regel, nach welcher die Anwendung des Artbegriffes auf die vorliegenden Naturerscheinungen vorzunehmen ist, und diese Anwendung selbst ist mit Schwierigkeiten verbunden. Der einzige vollgültige positive Beweis dafür daß eine gewisse Summe von Individuen derselben Art angehört, liegt nämlich darin daß ihre Stammeseinheit unmittelbar dargethan wird, und es kann deshalb in allen zweifelhaften Fällen die Frage nach der Arteinheit eigentlich nur entschieden werden durch Schlüsse nach der Analogie mit solchen Fällen, für welche der Nachweis der Stammeseinheit als vollkommen bündig geliefert gelten muß. Da aber über die Größe des Variationskreises und mit ihr über die Frage nach der Einheit oder Verschiedenheit der Abstammung einer Summe von ähnlichen Individuen nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen aus directer Beobachtung entschieden werden kann, so bleibt bei der geringen Tragweite und der Unsicherheit der von da zu entnehmenden Analogieen dem Zweifel über die Art-Einheit und Art-Verschiedenheit in vielen Fällen ein großer Spielraum offen. Es ist dies um so mehr der Fall, als einer-

seits sogar innerhalb desselben Stammes nicht selten die späteren Generationen erhebliche Abweichungen von den früheren zeigen deren letzte Grenze sich nirgends mit voller Sicherheit bestimmen läßt, anderseits aber auch manche dieser erst im Laufe der Zeit entstandenen Abweichungen von den Stammeltern sich so constant fortpflanzen können, daß sich kaum mit Gewißheit behaupten läßt daß sie niemals die absolute Constanz erhalten die man den Artmerkmalen selbst zuzuschreiben pflegt. Diese thatsächlichen Verhältnisse werden durch den Ausdruck Varietät bezeichnet, und diese ist theils bloß individuell oder überhaupt von vorübergehender Art, theils mehr oder weniger permanent, in welchem Falle sie Raçe heißt. Die Schwierigkeiten welche die Anwendung des Artbegriffes findet, lassen sich daher auch auf den Ausdruck bringen, daß es darum zu thun sei die Art von der permanenten Varietät oder Raçe zu unterscheiden.

Wir werden die hauptsächlichsten Versuche welche man in dieser Richtung gemacht hat, etwas näher betrachten müssen, um den Weg zu finden auf welchem unsere Untersuchung über die Art-Einheit des Menschengeschlechtes fortzuschreiten hat und zugleich das verschiedene Gewicht der Gründe kennen zu lernen, von denen sie ihre Entscheidung auf dem naturhistorischen Gebiete zu erwarten hat.

Die allgemeinste Anerkennung scheint in der beschreibenden Naturwissenschaft jetzt die Bestimmung des Artbegriffes gefunden zu haben, welche Cuvier gegeben hat*: zu derselben Art gehören alle diejenigen Individuen welche von einander oder von gemeinsamen Eltern abstammen und diejenigen welche ihnen so stark gleichen als diese einander selbst, d. h. so stark als Eltern und Kinder. Prichard's Angabe, daß der Artbegriff gesonderte Abstammung und constante Uebertragung der organischen Eigenthümlichkeiten in sich schließe, ist mit dieser Bestimmung identisch. Sie unterliegt in der That keinem theoretischen Zweifel, aber dafür leistet sie auch für die Entscheidung der praktischen Frage wenig oder nichts, an welchen Kennzeichen sich artgleiche von artverschiedenen Individuen unterscheiden lassen, denn die Schwierigkeit, um deren Lösung es sich handelt, ist eben die, ein unterscheiden-

* La réunion des individus descendus l'un de l'autre ou de parents communs, et de ceux qui leur ressemblent autant qu'ils se ressemblent entre eux (Règne animal. 2. éd. I, 16).

des Merkmal aufzustellen für die große Anzahl von Fällen in denen wir von der Abstammung nichts wissen und in denen zugleich die Aehnlichkeit der Individuen geringer ist als die zwischen Eltern und Kindern oder Stammverwandten überhaupt gewöhnliche. Zu einem solchen Merkmale sind überhaupt nur Bestimmungen brauchbar die sich durch Beobachtung bestätigen oder widerlegen lassen, dieß ist aber in Rücksicht gemeinsamer Abstammung, abgesehen von einzelnen Beispielen, nicht der Fall, denn über die weiter zurückliegenden Generationen sind fast überall nur einige mehr oder weniger wahrscheinliche Muthmaßungen möglich. Zu diesem Mangel kommt indessen noch ein zweiter von viel größerer Bedeutung.

Wird man zwar, wie wir bereits gethan haben, bereitwillig zugestehen daß aus Einheit der Abstammung Einheit der Art folge, wird man auch vollkommen damit einverstanden sein daß das Interesse der Zoologie und der beschreibenden Naturwissenschaften überhaupt den Gesichtspunkt der Stammeseinheit hauptsächlich hervorhebe und festhalte, da es ihnen um die Verbreitung und Geschichte der organischen Wesen vor Allem zu thun ist, so erscheint es doch keineswegs als unverfänglich die Begriffe von Stammeseinheit und Arteinheit geradezu miteinander zu identificiren, wie dieß nach Anleitung jener Definition gewöhnlich geschieht und u. A. auch von Prichard geschehen ist, indem er gesonderte Abstammung und ursprüngliche Verschiedenheit der Charaktere als völlig gleichgeltende Ausdrücke zu betrachten und zu gebrauchen pflegt. Trotz dieser öfters von ihm begangenen Verwechselung der Begriffe sagt er sehr richtig und vorsichtig (Uebers. I, 142) „das Wort Species darf nur gebraucht werden von einem Inbegriff von Individuen, bei denen nichts im Wege steht daß wir sie als die Abkömmlinge eines Stammes betrachten," d. h. die wir nicht genöthigt sind auf verschiedene Stämme zurückzuführen, obwohl für sie (wie wir jetzt noch hinzufügen müssen) damit noch ganz unentschieden und vielleicht sogar unentscheidbar bleibt, ob sie von einem oder von vielen, und im letzteren Falle wieder ob sie von vollkommen oder nicht vollkommen gleichen Paaren wirklich abstammen. Ist man geneigt anzunehmen oder denkt man es sich doch als möglich daß alle oder auch nur einige Thierarten von mehreren Urpaaren abstammen, so muß schon dieß davor warnen daß man die Begriffe von Art- und Stammeseinheit völlig zusammen-

fallen lasse. Will man daher den Artbegriff und den ganzen Kreis seiner Anwendung nicht von vornherein auf einen schwankenden Boden stellen, so wird man jene Beziehung auf gemeinsame Abstammung von ihm fernhalten müssen. Es erscheint dieß als nothwendig, damit er nicht zu eng gefaßt werde und damit alles bloß Hypothetische von ihm ausgeschlossen bleibe. Der Begriff der Arteinheit einer Summe von Individuen beruht, wie wir früher gesehen haben, in dem Reiche der organischen wie in dem der unorganischen Wesen ursprünglich ganz allein auf der Gleichheit ihres inneren und äußeren Wesens, auf dem regelmäßigen Sichzusammenfinden derselben wesentlichen Merkmale, durch das aber über die Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit des Ursprunges bei Thieren oder Pflanzen noch nichts mitentschieden wird; vielmehr ist die gemeinsame Abstammung oder Stammeseinheit eine bloß wahrscheinliche Folgerung aus der thatsächlich vorliegenden Gleichheit des Wesens, weil die Fortpflanzung als der einzige Weg der Erhaltung und Uebertragung derselben sich ausweist. Aus diesem letzteren Grunde und nur aus diesem dürfen organische Wesen die derselben Art zugetheilt werden sollen, keine größeren Unterschiede zeigen als diejenigen sind, welche sich an Individuen desselben Stammes wirklich nachweisen lassen, aber es bleibt dessenungeachtet sehr wohl möglich daß Individuen deren Differenzen den Spielraum der Veränderlichkeit nicht überschreiten in welchem sich derselbe Stamm bewegt, dennoch nicht von demselben Elternpaar, ja nicht einmal von vollkommen sich gleichenden Eltern abstammen — und doch würde man in einem solchen Falle vollkommen berechtigt sein sie zu derselben Art zu zählen.

Wir werden demgemäß zwar den Satz festhalten daß aus erwiesener Stammeseinheit die Einheit der Art folge, nicht aber den andern, der mit Unrecht oft von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daß gesonderte Abstammung, wo sie sich darthun läßt, ein ausreichender Beweis für Artverschiedenheit sei. In Fällen von dieser letzteren Art ist man in neuerer Zeit gewöhnlich so verfahren, daß man ähnliche Typen, die bisher für bloße Varietäten gegolten hatten, für verschiedene Arten erklärte, wenn diese Typen entweder bestimmt gegeneinander abgegrenzten räumlichen Gebieten angehörten oder anscheinend für sie unübersteigliche Hindernisse der Wanderung aus einem Gebiete in das andere vorlagen: so führt Agassiz u. A.

den asiatischen und den africanischen Löwen*, Vogt die Gemse der Pyrenäen und der Alpen, den Mouflon in Sardinien und in Klein-Asien an, die trotz geringer oder gänzlich mangelnder Unterschiede doch nicht zu einem Stamme und daher auch nicht zu einer Art gerechnet werden könnten. Namentlich hat Giebel (Tagesfragen aus d. Naturgesch. 1857, S. 69) eine größere Anzahl von Beispielen zusammengestellt die zu beweisen scheinen, daß die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar ist, theils weil eine massenhafte Existenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beschränkt ist um eine allmähliche Ausbreitung derselben über das ganze Gebiet das sie gegenwärtig einnehmen zu gestatten: so beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meisten der Süßwasserbewohner überhaupt. Die Heerden- und Schwarmthiere würde man sich ohnehin nicht wohl als ursprünglich nur in einem Paare geschaffen denken können. Daher hat man sich genöthigt gesehen neuerdings mehrere Schöpfungscentren und ursprüngliche Ausgangspunkte wenigstens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erscheint es aber zugleich auch als unerläßlich Arteinheit und Stammeseinheit, die, wie sich gezeigt hat, ihrem Begriffe nach ohnehin nicht zusammenfallen, voneinander fest zu unterscheiden. Dieß könnte in zweckmäßiger Weise so geschehen, daß man sich überall wo es die Thatsachen erfordern, eine Art aus „homogenen Arten, Unter-, Parallel-Arten" oder „Stämmen" bestehend dächte, nämlich da wo unter nachweislich oder doch höchst wahrscheinlich stammverschiedenen Individuen sich gleichwohl nur Unterschiede finden deren Größe die gewöhnlichen Grenzen der Variabilität innerhalb desselben Stammes nicht überschreitet, während die leibliche und geistige Begabung und Entwickelung wesentlich dieselbe ist, so daß nach Prichard's Ausdrucke „nichts im Wege stände sie als Abkömmlinge eines Stammes anzusehen", so lange wir sie von der letzteren Seite allein betrachten. Wenn dieser selbst (Uebers. I, 140) aus de Candolle zustimmend anführt, „es komme nicht selten vor daß zwei Individuen die wirklich zu derselben Species gehören" (d. h. die erweislich gleicher Abstam-

* Swainson (Treatise on the geogr. and classif. of animals. 1835. p. 284) ist geneigt sogar fünf verschiedene Species von Löwen anzuerkennen, und giebt noch einige andere hierher gehörige Beispiele.

mung sind) „in ihrem Aussehen sich mehr voneinander entfernen als andere von ganz verschiedener Species", so erinnert dieß vor Allem daran, wie unsicher alle Schlüsse auf Stammeseinheit aus der Aehnlichkeit des Typus für sich allein genommen sind.

Es kommt an sich nur wenig darauf an und muß sogar in gewissem Grade der Willkür überlassen bleiben wie man die Bedeutung des Wortes „Art" bestimme, aber viel kommt darauf an, daß man nicht die Voraussetzung strenger Stammeseinheit, die für sich einen besonderen Beweis verlangt, in den Begriff der typischen Gleichheit der Wesen hineintrage. Der Artbegriff gehört nicht der Zoologie und Botanik allein an, sondern ist allen Wissenschaften gemein: jene werden daher, wenn es sich für sie als nothwendig oder zweckmäßig zeigen sollte, ihm eine nähere Bestimmung hinzufügen dürfen, ihn zugleich aber auch von allen theoretischen Voraussetzungen frei erhalten müssen, weil er nur dazu bestimmt ist den factischen Sachverhalt zu bezeichnen. Wenn man in neuerer Zeit geneigt scheint jede Varietät als ursprüngliche Art zu bezeichnen „die sich allen äußeren Ursachen gegenüber unverändert erhält", und diesen Charakter der Permanenz des Typus selbst unter entgegengesetzten äußeren Einflüssen für das einzige Merkmal der Art zu erklären* (nach dem Vorgange von Desmoulins, Hist. nat. des races humaines. 1826, p. 194), so hält man sich dadurch zwar von dem eben angeführten Vorwurfe frei und trifft eine Bestimmung gegen die an sich nichts einzuwenden ist, aber man geräth in die Gefahr die wirklich vorhandene und nachweisbare Variabilität der Typen zu übersehen oder gar sie zu leugnen, so daß jener Artbegriff (wie dieß bei Morton und seinen Anhängern, in der americanischen Schule der Fall ist) im Grunde nur als eine Definition erscheint, die man zurechtgemacht hat um zu dem beabsichtigten Resultate einer Vielheit von Menschenspecies durch sie zu gelangen.

Wie man die gesonderte Abstammung zum Kriterium der Artverschiedenheit gemacht hat, so hat man ferner ein solches von der Fruchtbarkeit hergenommen. Man stützte sich hierbei vorzüglich auf folgende Thatsachen.

* So Nott and Gliddon, Types of mankind. 1854 und das. Agassiz, p. LXXIV, der die Art als die Summe von Individuen definirt, welche, seit sie dem Menschen bekannt sind, immer dieselben Eigenthümlichkeiten behalten haben.

Im freien Zustande und unter normalen Verhältnissen paaren sich nicht allein nur Thiere von gleichem Typus miteinander, sondern auch innerhalb desselben Typus meist nur die individuell ähnlichsten (namentlich gleichfarbige) am liebsten. Mischung verschiedener Typen und Erzeugung von Bastarden geschieht im freien Zustande nur unter seltenen und abnormen Umständen, wo sie aber durch den Menschen absichtlich veranstaltet wird, gelingt sie meist nur mit Hülfe besonderer künstlicher Mittel. Der Pferdestute müssen die Augen verbunden werden um sie mit einem Esel, der Eselhengst muß dem Zebra ähnlich bemalt werden um ihn mit einem Zebra zu paaren u. dergl., und selbst solche Mittel reichen meist nur aus wo die zu paarenden Individuen möglichst ähnlichen Arten angehören. Die erzeugten Bastarde aber sind unter sich fast immer unfruchtbar, oder vermögen doch, selbst wenn sie dieß nicht sind, wie z. B. öfters die von Schaafen und Ziegen, ihren gemischten Bildungstypus nicht auf die Dauer zu erhalten, sondern dieser geht wieder zu Grunde und die Stammtypen allein erhalten sich. Aehnlich verhält es sich bei den Pflanzen, wenn auch bei diesen die Rückkehr zum ursprünglichen Typus oft erst nach einer längeren Reihe von Generationen erfolgt, namentlich bei Mischung des Bastardes mit Exemplaren des Stammtypus. Nach Anleitung dieser Thatsachen hat Buffon* zu derselben Art alle Individuen gerechnet, welche im freien Zustande unbeschränkt fruchtbare Junge miteinander zu erzeugen vermögen.

Dieses Kriterium der Art, obwohl von J. Müller und andern Autoritäten als das hauptsächlichste vertreten, hat in neuerer Zeit vielfache Angriffe erfahren. Früher ist es schon von Rudolphi (Beiträge zur Anthropol. 1812, S. 160 ff.) bestritten worden durch die Behauptung daß nicht allein viele Bastarde auch im Naturzustande entständen, sondern daß sogar für die der Säugethiere Fruchtbarkeit Regel sei. Geht dieß offenbar weit über die Wahrheit hinaus, da sonst unerklärlich sein würde daß sich dieselben Typen so constant forterhalten als es der Fall ist, so hat sich doch allerdings die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß Kreuzungen weit voneinander abstehender Arten und selbst verschiedener Gattungen sich bisweilen fruchtbar erweisen (Esel oder Pferd mit dem Rinde, Hirsch und Kuh, Bär oder

* Oeuvres in 4to IV. 386: succession constante d'individus semblables et qui se reproduisent.

Bock mit der Hündin, Hund und Katze, Reh und Schaaf, Schwan und Gans), während die von viel näher stehenden Arten es nicht sind: Schakal und Hund, Ochse und Büffel, Hase und Kaninchen widerstehen (wie wenigstens von Einigen behauptet wird) allen Kreuzungsversuchen. Freilich ist von diesen einzelnen Thatsachen noch ein weiter Weg bis zum Beweise einer unbeschränkten Fruchtbarkeit der Bastarde unter sich; sie können im Grunde nur dazu dienen uns darauf aufmerksam zu machen, daß wir uns über das Gesetz von denen das Gelingen und Mißlingen von Kreuzungsversuchen abhängt noch gänzlich in Unwissenheit befinden, aber dieß hat manche freilich nicht gehindert diese Kluft zu überspringen. So hat Bory die Mischlinge vom Schaaf und dem wilden Esel (onagre), von Wolf und Hund, von Zeisig und Hänfling als unbeschränkt fruchtbar bezeichnet, während er das Gleiche vom Maulthiere allerdings nicht behaupten konnte. So erklärt ferner Desmoulins (a. a. O. 195) das Heerdenvieh der vereinigten Staaten jenseits der Alleghanis für Abkömmlinge des americanischen Bisons und des europäischen Rindes, von denen jener einen anders geformten Schädel und zwei Rippen mehr hat als dieses, und läßt die Mischlinge eine neue sich selbst fortpflanzende Art bilden. Letzteres erkennt dagegen selbst Morton (Hybridity in animals and plants. New Haven 1847, p. 6) noch als zweifelhaft an. Ebenso soll es sich mit dem Haushunde in Beziehung auf den Wolf, Fuchs, Schakal verhalten, ebenso mit den Mulatten die stets denselben Typus behalten und darum als eine neue Art betrachtet werden sollen, während Mischlinge von Stämmen derselben Art (z. B. die von verschiedenen indogermanischen Völkern) keinen festen Typus bewahrten, sondern veränderliche Formen zeigten. Dem gegenüber ist indessen geltend zu machen daß bis jetzt nicht ein einziges sicheres Beispiel selbstständigen Fortbestehens einer Bastardraçe durch reine Inzucht, namentlich im Reiche der Säugethiere nachgewiesen werden kann, daß die Entstehung neuer selbstständiger Typen auf diesem Wege deshalb noch durchaus zweifelhaft ist, daß wir vielmehr in den angeführten Beispielen, wo und soweit sie wirklich constatirt sind, nur vereinzelte außerordentliche Thatsachen erblicken können die nur wenig dazu taugen eine wesentlich veränderte Auffassung der bekannten Gesetze der Natur in der Erhaltung der Typen zu begründen und den Artbegriff auf eine andere Grundlage zu stellen als bisher.

Natürlicher Weise lassen alle Beispiele die man anzuführen pflegt um eine unbeschränkte Fruchtbarkeit verschiedener Arten miteinander zu beweisen, wenigstens scheinbar eine doppelte Deutung zu. Wenn z. B. (nach Vogt) Wolf Hund und Fuchs vollkommen fruchtbare Bastarde miteinander erzeugen und die selbstständige Fortpflanzung von Bastarden um so leichter sein soll je mehr man sich den höchsten Stufen des Thierreiches nähere, so läßt sich, wenn wir absehen von dem sehr problematischen zweiten Theile dieser Behauptung und von den noch bezweifelten Fällen der Bastarde von Hund und Fuchs, die erfolgreiche Vermischung von Hund und Wolf (deren Mischlinge sich in einem Falle durch reine Inzucht vier Generationen hindurch fortpflanzten — A. Wagner) auch so auffassen, daß eben wegen dieses Factums Hund und Wolf nicht zu verschiedenen, sondern zu derselben Art zu rechnen seien. Demgemäß stellt R. Wagner (Prichard, Uebers. I, 449) den Satz auf, daß „wo eine Vermischung der Bastarde unter sich angeblich beobachtet wurde (was mit Sicherheit nur von Wolf und Hund, bei beiden Kameelen, Ziege und Schaaf angenommen werden könne) die Selbstständigkeit der elterlichen Thiere als verschiedener Species, wenigstens bei Säugethieren zweifelhaft sei.“ Aus seiner sorgfältigen Sammlung von Bastardfällen aus dem Thierreiche würde hervorgehen, daß es im Grunde gar kein sicheres Beispiel der Fruchtbarkeit (unbeschränkter Fruchtbarkeit gar nicht zu gedenken) von Bastarden unter sich und nur sehr vereinzelte Beispiele von fruchtbarer Vermischung derselben mit einer der Stammarten gebe. Was sollten in der That auch die specifischen Unterschiede in der Natur noch für eine Bedeutung haben und als wie unzweckmäßig erschiene ihre Festigkeit, wenn ihre Verwischung durch fortlaufende Bastardzeugungen möglich wäre?

Morton (a. a. O.), Vogt's Vorgänger hierin, hat zu zeigen gesucht, daß Bastarde verschiedener Thierarten um so fruchtbarer unter sich seien, je fähiger sie sind zu Hausthieren zu werden. Seine Beispiele betreffen hauptsächlich das Pferd, den Esel, das Zebra; den Wolf, Hund, Schakal, Fuchs; das Schwein; das Hühnergeschlecht, und es läßt sich nicht in Abrede stellen daß seinen Beispielen zufolge die Erscheinungen der Hybridität wirklich eine größere Ausdehnung besitzen als man früher angenommen hat. Er schließt daraus, daß für den Menschen, welcher Hausthier im eminenten Sinne sei, die

Folgerung von unbeschränkter Fruchtbarkeit auf Arteinheit nicht gelte und seine Nachfolger Nott und Gliddon unterscheiden demgemäß unter den Thierarten solche die keine, die unfruchtbare und die fruchtbare Mischlinge miteinander erzeugen als remote, allied und proximate species. Die sogenannten Menschenraçen sollen in dem letzteren Verhältnisse zueinander stehen, da die Permanenz ihrer organischen Eigenthümlichkeiten, so weit menschliche Erinnerung reiche, ebenso wie die der Hunderaçen aus den altägyptischen Denkmälern erweislich sei. Ist man mit letzterer Behauptung bereits bei dem notorisch unrichtigen Satze angelangt daß es eigentlich gar keine Variabilität des Typus gebe, worauf wir weiter unten zurückkommen, so sehen wir die Frage über die Hybridität zugleich hier auf den schlüpfrigsten Boden hinübergespielt auf dem sie sich überhaupt bewegen kann, da die Mehrzahl der Hausthiere der beständige Hauptgegenstand des Streites über Arteinheit und Artverschiedenheit von jeher gewesen und eben deshalb am wenigsten geeignet sind eine sichere Entscheidung an die Hand zu geben.

Allerdings ist man in neuerer Zeit geneigt geworden vielfach da verschiedene Arten anzunehmen, wo man früher bloß Raçen innerhalb derselben Art unterscheiden zu dürfen geglaubt hat, und in demselben Maaße in welchem dieß geschehen ist, hat natürlicher Weise die Fruchtbarkeit aufgehört für sich allein als durchschlagender Grund für die Arteinheit zu gelten, sie hat an Gewicht verloren. Indessen dürfen wir nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß dieß namentlich insofern der Fall ist als man Arteinheit mit Stammeseinheit als gleichbedeutend auffaßt: die Fruchtbarkeit kann, wie sich von selbst versteht, keinen entscheidenden Grund für gemeinsamen Ursprung mehr abgeben, wenn Stämme die für ursprünglich verschieden gelten müssen, sich als fruchtbar miteinander ausweisen. Hierbei würde es sich jedoch immer noch fragen, ob es nicht, wenn wir Stamm und Art, wie früher geschehen ist, voneinander unterscheiden, ursprünglich voneinander verschiedene parallele Stämme innerhalb der Art gebe, die in ihren wesentlichen Merkmalen wie in Rücksicht des Variationskreises den sie durchlaufen können einander gleich, eine unbeschränkte Fruchtbarkeit unter sich zeigten. Vielleicht findet eben dieß auf das Menschengeschlecht seine Anwendung, so daß es bei aller Einheit desselben als Art in mehrere ursprünglich verschiedene Stämme zerfiele.

Mag man sich noch so bestimmt gegen die Entstehung neuer Arten

durch Bastardzeugung, d. h. gegen die bloß relative Gültigkeit des Artbegriffes überhaupt erklären, so ist doch so viel zuzugestehen, daß man aus unbeschränkter Fruchtbarkeit für sich genommen nicht auf Einheit der Abstammung und wohl schwerlich auch nur auf Einheit der Art allgemein schließen dürfe. Indessen kann man auch Hollard (De l'homme et des races humaines. 1853, p. 213) kaum beistimmen, wenn er behauptet, die Ansicht daß Individuen, so verschieden sie unter sich auch sein möchten, doch zu einer Art gehörten, wenn sie sich nur miteinander unbeschränkt fruchtbar zeigten, bewege sich im Cirkel und setze voraus was erst bewiesen werden sollte; denn es ist eben eine Thatsache der Erfahrung daß eine wirklich unbeschränkte Fruchtbarkeit nirgends vorkommt wo sich bedeutendere Verschiedenheiten der Organisation vorfinden, und ein wesentlicher Vorzug des Charakters der Fruchtbarkeit als Merkmal der Art liegt eben darin, daß er den so oft unlösbaren Zweifel über gemeinsame oder getrennte Abstammung gar nicht erregt, sondern von ihm ganz abzusehen verlangt.

Trotz der mancherlei Einwendungen welche sich gegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit als entscheidenden Artcharakter erheben lassen, wird man dieser Bestimmung doch nicht, wie neuerdings öfter geschehen ist, eine bloß untergeordnete Wichtigkeit beilegen und sie als Nebensache behandeln dürfen*. Sie bleibt vielmehr in ihrer ganzen Bedeutung stehen, obgleich nicht angeblich ist wie viele Generationen sich als fruchtbar ausgewiesen haben müssen um den Schluß zu rechtfertigen

* Giebel (a. a. O. S. 10 ff.) hat den Streitpunkt ganz und gar verschoben, indem er die Sache so darstellt als habe die Fruchtbarkeit als einziges Artkriterium gelten und von der Gleichheit der wesentlichen Merkmale innerhalb derselben Art ganz abgesehen werden sollen als von etwas Ueberflüssigem, was niemandem eingefallen ist. Daher verlangt er von den Anhängern dieser Lehre daß sie nur diejenigen Individuen zu derselben Art zählen sollen, die sich experimentell als unbeschränkt fruchtbar untereinander nachweisen lassen, während die Fruchtbarkeit vielmehr von jeher nur als ein Hülfskriterium geltend gemacht worden ist zur Entscheidung einzelner Zweifelsfälle. Es ist nur eine weitere Verdrehung wenn es heißt, auch aus Unfruchtbarkeit lasse sich nicht auf Artverschiedenheit schließen; denn so richtig dieß ist, braucht darum doch die Fruchtbarkeit als Kriterium nicht aufgegeben zu werden, da ihre Bedeutung nur die ist, daß wo kleinere Differenzen der Organisation vorliegen, nämlich solche deren Wesentlichkeit und Constanz (Specificität) bestritten ist, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einen wichtigen Anhaltspunkt für die Entscheidung der Frage abgiebt. Mag zugegeben werden daß die auf diesem Wege gewonnene Entscheidung keine absolute und endgültige ist, sondern einen bloßen Wahrscheinlichkeitsschluß begründet, werthlos und unwichtig ist sie gewiß nicht, es sei denn daß man die Fortpflanzungsfähigkeit selbst für einen unwesentlichen Charakter der Thierwelt erkläre.

daß sie einer und derselben Art angehören, und obgleich ferner nicht allein Unfruchtbarkeit der Paarung von Individuen desselben Stammes in vielen Beispielen vorkommt, sondern auch der Untergang mancher Raçen ebenso constatirt ist wie das Aussterben ganzer Arten. Wenn man kürzlich mehrfach bei Züchtung von Hausthieren selbst die Erfahrung gemacht hat, daß die verschiedenen Raçen bisweilen nicht unbeschränkt fruchtbar unter sich sind oder mißbildete, mangelsinnige, schlecht organisirte Junge miteinander erzeugen — ein Fall zu welchem wir später mehrere Parallelen auch bei der Vermischung verschiedener Menschenstämme finden werden —, so ist auch dieß kein Einwurf von großer Bedeutung gegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit als Artmerkmal; denn wo diese als Kriterium hingestellt wird, soll damit nicht sowohl das wirkliche Vorkommen derselben im strengen Sinne, d. h. ausnahmslose Fruchtbarkeit unter allen Individuen und Raçen innerhalb derselben Art behauptet, als vielmehr die Thatsache bloß beschränkter Fruchtbarkeit unter Individuen von specifisch verschiedenem Typus ausgesprochen werden, während zugleich doch der Fortbestand eines und desselben Typus eben durch die Paarung der ihm angehörigen Einzelwesen sich bedingt zeigt. Doch mag es immerhin als ein freilich unvermeidlicher Mangel an dem dieses Kriterium leidet, betrachtet werden, daß sich aus ihm selbst nicht entscheiden läßt ob es innerhalb der Art Varietäten gebe die gleichwohl untereinander eine nur beschränkte oder gar keine Fruchtbarkeit besitzen.

Blicken wir zurück auf unsere bisherigen Erörterungen, so stellt sich der bemerkenswerthe Satz heraus, daß die Schlüsse auf Arteinheit aus gleicher Abstammung absolut sicher, aus unbeschränkter Fruchtbarkeit in höherem Grade wahrscheinlich sind, die auf Artverschiedenheit dagegen aus gesonderter Abstammung oder aus beschränkter Fruchtbarkeit nur eine geringere Sicherheit in Anspruch nehmen können.

Ein Unterscheidungszeichen von Art und Raçe ist ferner gegeben durch den sogenannten Rückfall, d. h. durch die Rückkehr unter sich fruchtbarer Individuen in den ursprünglichen Typus ihrer Stammeltern, der sich eben dadurch allen Varietäten und Raçenabweichungen gegenüber als permanent ausweist. Wie Bastarde ausgehen, so fallen die bloßen Varietäten unter Umständen in ihre Stammtypen zurück und zeigen dadurch daß ihnen keine specifische Selbstständigkeit zukommt, sondern daß sie zu einer und derselben Art mit diesen letzteren gehören.

In dem Falle daß Mischlinge zweier in Rücksicht ihrer Selbstständigkeit zweifelhaften Typen sich zwar unbeschränkt fruchtbar unter sich zeigten, (z. B. Mulatten oder Mestizen), durch fortgesetzte Verbindung untereinander aber zu einem ihrer Stammtypen wieder zurückkehrten (zum Neger, Weißen oder Americaner), würde man eine Artverschiedenheit der letzteren anzunehmen geneigt sein, weil sie sich als gesondert fortbestehende erhielten und ihre Ueberführung in andere Typen mißlänge: man würde hiermit eine nähere Bestimmung des einen der erwähnten Kriterien, der Fruchtbarkeit, gewonnen haben, aber dieser Fall scheint nirgends vorzukommen. Ein wenn gleich schwacher Zweifel an der Richtigkeit des Schlusses bliebe indessen auch hier noch zurück, ob nämlich selbst im Laufe der Zeit erst entstandene Charaktere nicht unter Umständen sich so stark befestigen können, daß sie eine ähnliche Permanenz wie die Artmerkmale erhalten*, so daß sich ein Rückfall zu ihnen ebenfalls nothwendig macht, denn es ist eine wahrscheinliche, obwohl nicht vollständig bewiesene Voraussetzung, daß alle erst im Laufe der Zeit entstandenen Charaktere (Varietäten) nur einen geringeren Grad der Constanz besitzen. Wo Mischlinge nicht unter sich, sondern mit einem ihrer Stammtypen (z. B. Mulatten mit Negern) gepaart, dadurch in diesen zurückfallen, ist dieß natürlich kein Beweis für die specifische Verschiedenheit der Stammtypen selbst, da es eine bekannte und, wie es scheint, allgemeine Thatsache ist, daß bei Raçenmischung die an Zahl überwiegende Raçe die andere absorbirt.

Der Rückfall stellt nur eine specielle Anwendung der allgemeinen Regel dar, nach welcher namentlich Blumenbach bemüht gewesen ist den Unterschied von Art und Raçe zu bestimmen, daß nämlich alle Differenzen unter Individuen und Gruppen von Individuen welche als producirt durch äußere Einflüsse oder überhaupt als im Laufe der Zeit entstanden angesehen werden dürfen, keine Artverschiedenheit begründen. Wird die strenge Allgemeingültigkeit dieser Regel zwar leicht zugegeben, so ist ihre Anwendung doch oft sehr schwierig und unsicher: wenn z. B. (wie Wagner zu Prichard I, 132 nach Schlegel anführt) öfters dieselbe Thierart auf Sumatra, Java, Borneo, Timor, Celebes, selbst auf den Philippinen oder auf dem asiatischen Continente vorkommt und in allen diesen Ländern zwar geringe aber con-

* So lehrt z. B. J. Geoffroy de St. Hilaire, daß sich die Charaktere einer Raçe desto constanter fortpflanzen je älter sie ist.

stante Verschiedenheiten zeigt, so dürfte schwer zu entscheiden sein ob man in solchen Fällen verschiedene Arten oder Raçen anzunehmen habe. Auch ist im Grunde der Satz, daß alle Individuen die sich bloß durch variable Eigenthümlichkeiten voneinander unterscheiden, zu derselben Art gehören, nur eine andere Wendung für die Erklärung des Artbegriffs als des Complexes constanter Merkmale selbst und enthält daher durchaus nichts Neues das zur Unterscheidung von Art und Raçe dienen könnte; aber allerdings hat gerade diese Fassung des Artbegriffes den Vorzug mit Bestimmtheit auf den Punkt hinzuweisen von dessen Untersuchung allein die letzte Entscheidung über Arteinheit in zweifelhaften Fällen erwartet werden kann, nämlich die Größe des Variationskreises aus deren Ermittelung der Umfang einer jeden Art hervorgehen muß.

Auch in Bezug auf dieses letztere Unterscheidungsmerkmal ist zu beachten daß die Schlüsse auf Artgleichheit im Allgemeinen* eine größere Sicherheit gewähren als die auf Artverschiedenheit. Jene muß nämlich für vollständig erwiesen gelten, sobald dargethan wird daß die größten Unterschiede welche sich unter den fraglichen Individuen wirklich vorfinden, noch innerhalb der Grenzen solcher Differenzen liegen welche im Laufe der Zeit entstehen oder verschwinden oder die sich überhaupt an verschiedenen Generationen desselben Stammes finden. Wird dagegen Artverschiedenheit in irgend einem Falle behauptet, so ist es dafür nur ein schwacher Beweis, wenn eine Variabilität der fraglichen Typen, die bis zur wirklichen Ueberführung des einen in den andern ginge, nicht nachweisbar ist oder wenn diese sich, obwohl an sich nicht unveränderlich, doch so weit unsere Erfahrung reicht, als relativ selbstständig gegeneinander zeigen. Vollgültig wäre der Beweis erst, wenn es gelänge ihre Unveränderlichkeit auf positive Weise darzuthun, was nur dadurch geschehen könnte, daß einerseits die Beobachtung der reinen Typen, wenn die verschiedensten äußeren Umstände und Lebenslagen eine hinreichend lange Zeit ihre Einflüsse auf sie ausgeübt hätten, deren Permanenz ergäbe, und daß anderseits durch eine relativ große Zahl von Mischungsversuchen dieser Typen und ihrer Varietäten der Rückfall der Mischlinge zu ihnen sich als

* Wir wollen damit natürlich nicht sagen daß ein triftiger Grund für Artverschiedenheit nur ebenso großes oder gar geringeres Gewicht besitze als ein minder haltbarer gegen sie.

Regel herausstellte. Erweisen sie sich als fruchtbar miteinander ohne daß sich bei den Mischlingen eine Tendenz zum Rückfall in ihre Stammtypen zeigt, so wird man die Festigkeit und daher die Artverschiedenheit der letzteren nur als zweifelhaft ansehen können. Ebenso wird der gleichmäßige Fortbestand der reinen Typen unter nicht wesentlich veränderten äußeren Lebensverhältnissen, selbst wenn er Jahrtausende hindurch erweislich ist, wie dieß z. B. vom Negertypus in Nordost-Africa gilt, für sich allein genommen uns nicht bestimmen dürfen sie als specifisch verschiedene zu betrachten.

Das zuletzt besprochene Kriterium von Art und Raçe ist von Blumenbach und nach ihm von Prichard für die Untersuchung über den Menschen hauptsächlich so benutzt worden, daß sie eine lange Reihe von Schlüssen der Analogie auf dasselbe gründeten: sie richteten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Frage ob die größten Unterschiede welche unter Menschen vorkommen nur eben so groß oder doch nicht größer seien als diejenigen welche sich unter bekannten Raçen von Thieren finden, so daß wir berechtigt sind sie als bloße Raçenunterschiede aufzufassen oder ob sie den Artunterschieden im Thierreiche als analog gelten müssen. Blumenbach, der noch jetzt in dieser Sache als erste Autorität, als zuverlässiger Beobachter und Sammler zu betrachten ist, zeigt (De generis humani varietate nativa. 3. ed. 1795, p. 75 seq.) vollkommen bündig, daß wenn dieselben Gesetze die Variabilität der Typen bei Thieren und Menschen bestimmen, die letzteren nothwendig nur eine Art bilden, da sich an Thieren von gleicher Species in Farbe, Haar, Größe, Schädelform und sonstiger Bildung, größere durch Klima, Futter, Lebensart und andere Umstände bewirkte Unterschiede nachweisen lassen als sich am Menschen irgend finden. Er ist im Wesentlichen völlig unwiderlegt geblieben, obwohl er jetzt oft von denen ignorirt wird die seine Beweisführung unbequem finden; denn zu widerlegen ist es nicht daß z. B. das zahme Schwein mit dem wilden Eber trotz der bedeutenden Verschiedenheit der Schädelgestalt zu derselben Art gehört, da in manchen Gegenden America's die importirten Schweine ganz wieder zu Ebern ausgeartet sind. Den beträchtlich längeren Verdauungskanal der Hauskatze im Vergleich mit dem der wilden Katze, von Einigen als eine wahrscheinliche Folge ihrer mehr vegetabilischen Nahrung angesehen, nehmen Andere freilich als Beweis der Artverschiedenheit beider in Anspruch. Tref-

fend faßt De Salles (Hist. générale des races humaines. 1849, p. 265) die Beweisführung Blumenbach's in die Worte zusammen: la domestication de l'homme, oscillant perpétuellement entre les extrêmes de la civilisation et l'état sauvage, doit avoir modifier l'homme encore plus profondément que les autres animaux domestiques. Jedenfalls ist der Mensch, zoologisch betrachtet, Hausthier im eminenten Sinne, und man wird sich daher der Folgerung nicht entziehen können, daß, wenn dieselben Gesetze der Variabilität für ihn wie für die Thiere gelten, die Veränderungen welche sich in der kalten und heißen Zone an den Hausthieren zeigen, sich in analoger Weise auch auf den Menschen erstrecken müssen.

Um dieser Analogie willen haben sich daher Nott und Gliddon (wie neuerdings Giebel) nach dem Vorgange Morton's bemüht nachzuweisen daß namentlich die verschiedenen Hunderaçen als verschiedene Species anzusehen seien, denn (heißt es a. a. O. S. 386) ist dieß zugestanden (wie sich dieß aus altägyptischen Monumenten ergebe welche die Permanenz ihrer Charaktere beweisen), so fällt wegen der Fruchtbarkeit derselben unter sich die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes, da „zoologisch gesprochen der Mensch und die Caniden ganz dieselbe Stellung einnehmen.“ Kann dieser Beweis wohl schwerlich für ausreichend gelten um die große Summe von Beispielen die Blumenbach geliefert hat, und deren Consequenz zu entkräften, so steht ihr außerdem auch entgegen, daß von Andern die sämmtlichen Hunderaçen zu einer Art gerechnet werden, weil es keine festen Scheidungsgrenzen, sondern die mannigfaltigsten Uebergänge ihrer Charaktere ineinander giebt und ihre Fruchtbarkeit, wie dieß meist bei verschiedenen Raçen der Fall sein soll, durch die Kreuzung zunimmt (Godron, De l'espèce et des races. Nancy 1848, p. 64). Ueberdieß entkräftet Nott (a. a. O. S. 402) seine eigene Beweisführung aus der Analogie selbst vollständig dadurch, daß er sagt: „Ich habe in früheren Schriften vielfach auf das Täuschende der Gründe hingewiesen die von der Analogie allein hergenommen sind, und behauptet daß es gar keine wahren Analogieen geben kann. Jedes Thier, vom Menschen bis zum Wurme, wird von besonderen physiologischen Gesetzen beherrscht... Die Regeln die bei Viehzüchtern über Raçenverbesserung gelten, hat man auch auf den Menschen anwenden wollen, aber dieß ist sehr unwissenschaftlich und kann keinem intelligen-

ten und erfahrenen Naturforscher einfallen." Gleichwohl ist diese Analogie anerkannt worden, und dieß nicht bloß beiläufig, sondern sie hat bisher sehr allgemein und unbestritten als eine berechtigte und beweiskräftige gegolten. Sogar in demselben Buche aus welchem wir soeben citirt haben, spricht sich Agassiz entschieden dahin aus, daß es als erwiesen betrachtet werden müsse daß die Gesetze welche die Variabilität der Typen im Thierreiche beherrschen, „in denselben Grenzen und in demselben Grade" auch für das Menschengeschlecht gültig seien. Würde man freilich fragen, wodurch dieß denn erwiesen sei und warum man alsdann die Blumenbach'sche Consequenz zu ziehen sich dennoch weigere, so dürfte leicht eine verständliche Antwort vergebens auf sich warten lassen.

Mag noch so bündig bewiesen werden daß die Unterschiede der verschiedenen Menschentypen nicht größer sind als die Differenzen die durch die Einflüsse des Klimas, der Nahrung und anderer Umstände an derselben Thierspecies hervorgerufen werden, so kann die Beweiskraft dieses Umstandes für die Arteinheit des Menschengeschlechtes doch schon deshalb nicht hoch angeschlagen werden, weil die Berechtigung zu dieser Parallele überhaupt zweifelhaft ist; denn nicht allein ist die Größenvergleichung von Unterschieden die sich an specifisch verschiedenen Individuen finden sehr unsicher, sondern geradezu unzulässig, weil sie die bis jetzt wenigstens noch völlig unbewiesene und nicht einmal wahrscheinliche Voraussetzung in sich schließt, daß die Größe des Variationskreises für alle oder doch für nicht weit voneinander abstehende Thierarten gleich oder doch nahezu dieselbe sei. Wies schon ein früher angeführter Satz de Candolle's darauf hin daß nicht selten individuelle Varietäten innerhalb derselben Art beträchtlichere Unterschiede zeigen als verschiedene Arten selbst, so darf man ferner nur die Bemerkungen Swainson's (a. a. O. p. 275 ff. und 35) über die Differenzen welche Artunterschiede begründen, durchlaufen um inne zu werden, daß es constante specifische Verschiedenheiten giebt, die dennoch viel unerheblicher scheinen als viele Raçenunterschiede. Wären die letzteren wirklich überall in engere Grenzen eingeschlossen als die Artunterschiede, so würde man daran ein ziemlich sicheres und bequemes Unterscheidungsmerkmal von Art und Raçe besitzen, aber leider ist dem nicht so, da z. B. die Variabilität der dem Menschen doch so nahestehenden Affen bei weitem nicht so weit sich auszudehnen scheint als

die der Hausthiere und des Menschen selbst. Der Variationskreis einer jeden Thierspecies scheint vielmehr ein eigenthümlicher zu sein und von besonderen Gesetzen beherrscht zu werden. Daher beweist es nichts, wenn Agassiz sagt, Chimpanze- und Gorilla-Affe seien nicht verschiedener voneinander als der Mandingo und der Guinea-Neger, und beide nicht verschiedener vom Orang als der Malaie oder Europäer vom Neger: sollten also jene für verschiedene Arten gelten, so seien auch diese dafür zu halten. Daß eigenthümliche Bildungsgesetze die einzelnen Thierarten beherrschen, darauf deutet auch schon die früher erwähnte so verschiedene Vertheilung der Fähigkeit zur Bastardzeugung bei ihnen hin; sicher würde es sein, wenn Desmoulins (a. a. O. p. 190) Recht hätte mit der freilich nicht haltbaren Behauptung, daß die Unterschiede der einzelnen Arten (und demnach auch ihr Variationskreis) in der Thierreihe immer um so geringer würden, je weiter man sich dem Menschen nähere. Auf das Trügerische der besprochenen Schlüsse nach der Analogie von einer Art auf die andere hat neuerdings namentlich Lucas (Traité philosophique et physiol. de l'hérédité naturelle 1847, II, 116 und das. Huzard, vgl. II, 452) hingewiesen, der durch viele Beispiele zeigt wie äußerst verschieden quantitativ und qualitativ die Widerstandsfähigkeit verschiedener Arten gegen Veränderungen durch äußere Einflüsse überhaupt ist, namentlich in Rücksicht der Neubildung und Umbildung der Raçen. Einige andere hierher gehörige lehrreiche Beispiele hat Giebel (a. a. O. S. 45 ff.) gegeben. Sie zeigen daß ähnliche Abweichungen für verschiedene Thiergattungen oft von sehr verschiedener Wichtigkeit sind, „da bei einer Familie oder Gattung dieses, bei einer andern jenes Organ eine bevorzugte Bedeutung für den ganzen Organismus erhalten hat“, so daß öfters Merkmale und Merkmalgruppen die bei der einen wesentlich sind, bei einer andern keine festen Artcharaktere ausmachen, sondern mannigfach variiren.

Fassen wir das Ergebniß unserer Ueberlegungen über den Begriff der Art kurz zusammen, so hat sich gefunden daß durch ihn die permanenten Typen bezeichnet werden die sich durch die Fortpflanzung vererben. Wir fanden uns genöthigt die Fragen nach Art- und nach Stammeseinheit voneinander zu sondern, da derselbe Complex constanter Merkmale selbst ursprünglich verschiedenen Stämmen eigen sein kann, und konnten daher Einheit der Abstammung als ein nothwendiges Erforderniß der Art nicht betrachten. War gesonderte Abstam-

mung kein vollgültiger Beweis für Artverschiedenheit, so zeigte sich dagegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit zwar als ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der Art von der Raçe, doch besaß auch dieses keine unbestrittene Allgemeingültigkeit und begründete daher nur eine wahrscheinliche Folgerung. Auch der Rückfall endlich und die ihm verwandten Thatsachen reichten nicht aus ein allgemeingültiges Kriterium von Art und Raçe zu liefern. Demnach schien sich ein solches überhaupt nicht aufstellen zu lassen, doch durften wir hoffen eine Entschädigung für diesen Mangel in den Schlüssen der Analogie zu finden welche uns die Vergleichung der verschiedenen Arten an die Hand geben konnten. Indessen auch diese Erwartung wurde getäuscht, da die Grenzen der Variabilität welche die verschiedenen Typen zulassen von sehr verschiedener Weite zu sein scheinen. Der Ausgang unserer allgemeinen Untersuchung ist also (was bei einem ganz empirischen Gegenstande kaum befremden kann) dieser, daß wir die allgemein gestellte Frage nach einem unterscheidenden Merkmale von Art und Raçe für jetzt wenigstens immer nur im Besonderen aus dem Studium der Größe aller besonderen Variationskreise zu beantworten vermögen die den einzelnen Typen zukommen, d. h. daß wir bei jeder Frage nach Arteinheit oder Artverschiedenheit ganz an das Studium der einzelnen Erscheinungen selbst gewiesen sind.

Die Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art kann demzufolge zu einem endgültigen Abschlusse nur gelangen, wenn die Resultate lange und gleichmäßig fortdauernder Einwirkung aller möglichen verschiedenen äußeren Verhältnisse unter denen der Mensch fortzuleben im Stande ist, der Beobachtung ebenso vollständig und unzweifelhaft vorliegen als die Erfolge aller möglichen Mischungen seiner verschiedenen Typen in einer längeren Reihe von Generationen. Da die uns zugänglichen Erfahrungen aber bekanntlich von solcher Vollständigkeit und Genauigkeit weit entfernt sind, sehen wir uns genöthigt bei mehr oder weniger wahrscheinlichen Sätzen stehen zu bleiben, die sich zuerst aus der Beantwortung der Frage werden ergeben müssen, ob sich eine allmähliche Veränderlichkeit an den Typen derselben Menschenstämme überhaupt nachweisen läßt und ob sie groß genug ist um die größten unter Menschen wirklich vorhandenen Unterschiede selbst als bloß variable erscheinen zu lassen. Nächstdem wird es sich noch fragen, ob die Mischlinge der verschiedenen Ty-

pen durch beschränkte Fruchtbarkeit oder durch steten Rückfall in die Stammestypen mehr Bastarden oder mehr Mischlingen verschiedener Raçen gleichen.

I. Nachweisungen über die Art und Größe der Veränderungen denen der Mensch in physischer Rücksicht unterworfen ist.

Die sämmtlichen bleibenden Veränderungen die, abgesehen von Krankheitserscheinungen, im Laufe der Zeit am äußeren Menschen vorgehen, lassen sich in Rücksicht der Ursachen denen sie ihre Entstehung verdanken in vier Klassen bringen: solche die durch klimatische Verhältnisse bewirkt werden, solche die hauptsächlich durch Nahrung und Lebensweise bedingt sind, ferner diejenigen welche von psychischen Einflüssen überhaupt und namentlich vom Steigen oder Fallen der geistigen Cultur abhängen, endlich die Abweichungen vom Stammtypus welche aus individuell angeborener, auf keine bekannte Ursache zurückführbarer Anlage entspringen und sich mit größerer oder geringerer Beständigkeit weitervererben. Freilich läßt sich in vielen Fällen nicht mit Sicherheit angeben in welche dieser vier Klassen eine vorliegende Erscheinung zu bringen sei oder ob sie als eine Wirkung mannigfaltiger combinirter Ursachen mehreren von ihnen zugleich angehöre, und noch geringer ist oft die Gewißheit darüber, auf welche Weise jene Ursachen die entstandenen Veränderungen erzeugt und welchen Theil die einzelnen Factoren derselben an ihnen gehabt haben, während gleichwohl deren Wirksamkeit selbst in vielen Beispielen außer Zweifel steht. Dieß zeigt sich vor Allem an der Wirkung des Klima's zu deren näherer Betrachtung wir uns zuerst wenden.

Was man die Wirkung des Klima's nennt, setzt sich zusammen aus den unmittelbaren und mittelbaren Einflüssen der Temperatur der Luft, ihrer absoluten Höhe, ihrer Unbeständigkeit und ihrer Differenzen, des Feuchtigkeitsgrades, des Druckes und der chemischen Zusammensetzung der Luft (man denke in letzterer Beziehung namentlich an Malaria-Länder), der Häufigkeit und Beschaffenheit der Winde, des Regens, der Größe und Mannigfaltigkeit ihrer Wechsel, ihrer Regelmäßigkeit u. s. f. Ist nun zwar ausgemacht daß insbesondere längeres

Fortwirken dieser Einflüsse gewisse Veränderungen im menschlichen Organismus herbeiführt, so ist doch nur wenig ermittelt auf welche Weise dieß geschieht, und es bleibt daher gewöhnlich nichts weiter übrig als die Coincidenz gewisser klimatischen Einflüsse mit bestimmten Verschiedenheiten der leiblichen Organisation als Factum zu constatiren. Der Grund davon liegt zum Theil auch darin, daß es ebensowohl mißlingt die Größe der Wirksamkeit von Nahrung und Lebensweise auf den Menschen von der des Klima's abzusondern, da dieses stets mit jenen beiden zugleich seinen Einfluß ausübt und gewöhnlich sie wesentlich mitbestimmt, als die einzelnen Factoren aus denen die Wirksamkeit des Klima's selbst besteht, auf die Veränderungen zu untersuchen die sie für sich allein herbeiführen. Es ist z. B. zwar bekannt welchen Einfluß der Feuchtigkeitsgrad der Luft auf die Lungen- und Hautausdünstung hat, es ist ferner bekannt daß die Sauerstoffaufnahme durch das Athmen zu ihm und zur Lufttemperatur in umgekehrtem, zum Barometerstande aber in geradem Verhältnisse steht, es ist endlich bekannt daß der Barometerstand unter 32—33° der Breite sein Maximum erreicht, daß er unter dem Aequator regelmäßigen täglichen Schwankungen unterworfen ist, aber dieß Alles reicht eben nur hin um uns die Einsicht zu gewähren, daß in Folge dieser Umstände in verschiedenen Klimaten gar manche Verschiedenheiten in der thierischen Oekonomie stattfinden müssen, es läßt aber nicht schließen ob und welche äußerlich wahrnehmbaren Veränderungen sich daran knüpfen werden. Allerdings gewinnt durch die erwähnten Umstände (in Verbindung mit anderen Thatsachen die J. W. de Muller, Causes de la coloration de la peau. Stuttg. 1853, p. 24 ff. ausführlich entwickelt hat) auf den ersten Blick die Erklärung der schwarzen Hautfarbe des Negers eine gewisse Wahrscheinlichkeit, welche darin besteht, daß die in heißen Klimaten eingeathmete Sauerstoffmenge nicht ausreiche um den Kohlenstoff der Lungen in Kohlensäure zu verwandeln, und daß daher dieser sich zum Theil unverbrannt in den Pigmentzellen der Haut ablagere*. Es läßt sich indessen schwerlich zugestehen daß das Dunklerwerden der Haut bei uns während des

* Berthold, Lehrb. der Physiol. 2. Aufl. II. 325 giebt die ähnliche Erklärung, daß trotz der bedeutenden Ausbildung der Leber in warmen Klimaten diese bei gleichzeitig verminderter Thätigkeit der Lungen, doch nicht vermöge eine hinreichende Menge Kohlenstoff abzuscheiden, daher die Gefäße einen reichlicheren Antheil führten, der bei vermehrter Hautthätigkeit unter der Epidermis zurückgehalten werde.

Sommers ganz auf denselben Ursachen beruhe wie die Schwärze des Negers und in genauer Analogie zu ihr nur eine längere Dauer und größere Intensität derselben Ursachen erfordere um in sie überzugehen. Es läßt sich ferner kaum zugeben, daß die häufig dunkle schmutzige Hautfarbe bei Schwangeren und die von Blumenbach (De generis humani var. nat. 3 ed. p. 156) angeführten Beispiele von völligem Schwarzwerden einzelner Körpertheile bei Wöchnerinnen so wie die bei niemals menstruirten Frauen bisweilen beobachtete Schwärze der Haut beweisen daß die Farbe nichts dem Neger specifisch Eigenthümliches sei; denn vor Allem würde der Einwurf ungelöst zurückbleiben, daß unter den Tropen in Ostindien, Südamerica und einem Theile von Africa selbst keine Schwarzen wohnen und daß bei den Negern so wenig als bei andern Völkern sich die Farbe der Haut ausschließlich nach den Verhältnissen richtet welche die Sauerstoffaufnahme bestimmen. Wer gleichwohl an jenem Erklärungsversuche festzuhalten geneigt ist, dem muß die Ergänzung willkommen sein welche ihr Foissac (Ueber den Einfluß des Klima's auf den Menschen. Gött. 1840, S. 67) zu geben gesucht hat, indem er die Farbe des Negers hauptsächlich von seiner überwiegend vegetabilischen Kost ableitet, die viel kohlenstoffreicher ist als animalische. Aber auch diese Behauptung leidet an ganz ähnlichen Schwierigkeiten wie die vorhergehende und ist ganz ähnlichen Einwürfen ausgesetzt; und nicht besser steht es damit daß Foissac die verhältnißmäßig so dunkle Farbe der Polarvölker aus geringer Sauerstoffaufnahme, großem Kohlenstoffreichthum des Blutes bei geringer Ausscheidung des Kohlenstoffs, aus den heißen wenn auch kurzen Sommern und dem Winteraufenthalt in den heißen räucherigen Hütten zusammengenommen erklären will. Ist es nicht unwahrscheinlich daß manche dieser Umstände zu der ihnen zugeschriebenen Wirkung etwas beitragen, so bleibt doch unerweislich daß sie die hauptsächlichste oder gar die einzige Ursache derselben sind. Daher erscheint in solchen Fällen die Annahme specifischer Eigenthümlichkeiten der einzelnen Menschenstämme immer noch statthaft. Wie hier sehen wir uns aber fast überall genöthigt uns mit einer entfernten Wahrscheinlichkeit der Schlüsse zu begnügen welche die Art des Causalzusammenhanges leiblicher Besonderheiten mit den einzelnen Factoren der klimatischen und Nahrungs-Verhältnisse betreffen, und sehr häufig fehlt sogar diese.

Ohne Zweifel ist es nur die bisherige Unmöglichkeit die Wirkungen

des Klima's, der Nahrung und Lebensweise zu analysiren, welche Godron (De l'espèce et des races. Nancy 1848, p. 16 und 70) zu der Behauptung geführt hat daß das Klima Pflanzen und Thiere nur sehr oberflächlich zu modificiren im Stande sei und daher zur Entstehung der Raçenverschiedenheiten der Menschen nur wenig habe beitragen können; die Ursache der letzteren liege vielmehr in der verschiedenen Nahrung und Lebensweise, während Pflanzen und Thiere in fremdem Klima entweder unverändert fortkämen oder stürben: so leben Wolf und Fuchs von der heißen bis zur kalten Zone und behalten fast alle ihre Charaktere ebenso unverändert bei, wie die wieder verwilderten Pferde in Süd-America die Charaktere derer in der Krimm und Ukraine besitzen. Die Macht des Klima's läßt sich indessen in dieser Allgemeinheit nicht bezweifeln: es bedarf dagegen nur der Erinnerung an die bekannten Thatsachen (Näheres namentlich bei Heusinger, Grundzüge der vgl. Physiol. 1831, S. 211 ff.), daß in kälteren Klimaten die Größe, die Schnelligkeit des Wachsthums und der geschlechtlichen Entwickelung, die Fruchtbarkeit der Thiere abzunehmen pflegt, während der Haar- und Federwuchs bedeutender wird (Winterpelz), sich starke Fettablagerungen bei ihnen bilden und die Färbung sich bei vielen allmählich verliert bis zum Weißwerden, wogegen unter den Tropen sich die gegentheiligen Veränderungen zeigen. Insbesondere bieten die meisten Hausthiere, welche in sehr verschiedenen Klimaten ausdauern, die unzweideutigsten Beispiele dieser Einflüsse dar. Wer kann ihnen gegenüber, ja wer kann überhaupt, auch abgesehen von Nahrung und Lebensweise, eine Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung beim Menschen erwarten, der unter 75° der Breite wie unter dem Aequator ausdauert, der an der Meeresküste wie 10000′ über dem Meere lebensfähig und lebenskräftig ist?

Eine wie große Accomodation klimatische Verhältnisse der leiblichen Organisation des Menschen abnöthigen, das beweisen vor Allem die bekannten Acclimatisationskrankheiten und die besondern Krankheitsdispositionen die einem jeden Klima eigenthümlich sind, und wenn die Folgen hiervon sich auch nicht immer in einer sichtbaren Veränderung des äußeren Habitus fixiren, so knüpfen sich daran doch unleugbar wichtige Modificationen des inneren Lebensprozesses. Es kommt mehrfach vor daß die Fremden in einer Malariagegend ohne Ausnahme rasch dahinsterben, während sich die Eingeborenen in ihr wohlbefinden

und sogar gut aussehen — wir werden die dahin gehörigen Thatsachen später anzuführen haben —, und es scheint dabei keinen Unterschied zu machen ob die Fremden Stammverwandte der Eingeborenen sind oder nicht. Man darf hiermit in Parallele stellen daß der eingeborene Peruaner in einer Höhe von 7—15000′ über dem Meere gedeiht und frei bleibt von den Lungenleiden, die z. B. in Quito den Weißen sehr häufig verderblich werden (Stevenson, R. in Arauco 1826, II, 174). Sehen wir aber ab von extremen Fällen, von einem plötzlichen und durchgreifenden Wechsel aller wesentlichen äußeren Lebensbedingungen, so berechtigt nichts zu der Behauptung daß der Mensch in ein ihm fremdes Klima versetzt nur entweder stürbe oder bliebe wie er ist. Erträgt er die Versetzung in ein wesentlich verschiedenes Klima, so wird sein Organismus genöthigt bedeutendere Modificationen des Lebensprozesses zu ertragen, und man kann es nicht wahrscheinlich finden daß diese Zumuthungen welche an ihn gemacht werden, unter keinen Umständen in äußerlich wahrnehmbarer Weise an ihm hervortreten sollten, während dieß bei den Thieren so vielfach der Fall ist. D'Orbigny (L'homme américain. 1839, I, 96, 113) geht so weit zu behaupten daß in Peru in der erwähnten Meereshöhe sich durch den Einfluß der Respiration der Stamm des Körpers allmählich verlängere, daß die ganze Bildung klein und massiv werde, während die Menschen in feuchten Tiefländern schlanker aufwüchsen. Ohne dieser Ansicht unbedingt beizustimmen, wird man doch zugeben müssen, daß namentlich durch äußere Verhältnisse die sich der Grenze nähern, welche der Möglichkeit der Fortexistenz des Menschen gezogen ist, die physiologischen Prozesse durch ganz ungewöhnliche ihnen abgenöthigte Anstrengungen sehr bedeutend alterirt werden und daß man sich kaum würde wundern können, wenn im Laufe der Generationen eine entsprechende Veränderung der leiblichen Bildung in Folge davon aufträte. Unbestimmbar bleibt bis jetzt dabei freilich ob solche Veränderungen des leiblichen Typus gewöhnlich in ziemlich kurzer Zeit eintreten und alsdann nicht mehr weiter fortschreiten, sondern sich abschließen (die Ansicht Lyell's, Elements of geology 7th. ed. ch. 37), oder ob sie wie die Ausartung wilder Pflanzen durch Cultur in viele Varietäten sich oft erst lange Zeit erwarten lassen, dann aber rasch vorwärtsgeht und sich vervielfältigt — möglich auch daß beides unter verschiedenen Umständen stattfindet.

Freilich ist es nur geistreich und nichts weiter, wenn Volney

(Voyage en Syrie et en Egypte, I, 70) sagt, die Negerphysiognomie sehe gerade so aus wie ein Gesicht auf das Sonnenlicht und Hitze heftig wirken, denn sie zeige überhängende Augenbrauen und halbgeschlossene Augenlider, aufgetriebene Wangengegend und vorstehendes Untergesicht. Es kann uns daher nicht einfallen der Erklärung beizutreten die Stanhope Smith (On the causes of the variety of complexion and figure. New Brunswick, 1810, p. 106) von den Eigenthümlichkeiten des Tataren dadurch zu geben versucht daß er sagt, starke Kälte habe die Wirkung daß Augenlider und Augenbrauen zusammengezogen, der Mund vollkommen geschlossen und dadurch die Wange hervorgetrieben werde, was die größere Kürze und Breite des Gesichts wie die größere Härte der Züge herbeiführe. Eher schon läßt sich beistimmen, wenn die kleinen Augen und geschwollenen Augenlider der Turkmannen „offenbar eine Einwirkung der Wüste auf den Organismus" genannt werden (Ritter, Erdkunde, VIII, 235). Vorsichtig hat Blumenbach (De g. h. v. n. 212) einen verändernden Einfluß des Klima's auf die Gesichtszüge allerdings angenommen, nicht aber auf die Gesichtsknochen, sondern behauptet daß diese erst mittelbar durch die Thätigkeit der Gesichtsmuskeln modificirt würden, wie dieß neuerdings Engel (Das Knochengerüst des menschlichen Antlitzes. 1850, Untersuch. über Schädelformen. 1851) näher begründet hat*, und wir möchten dem Tadel nicht beistimmen den Barthez (Nouv. élémens de la sc. de l'homme. 1806. II, 132 note) in dieser Rücksicht über ihn ausgesprochen hat.

Am wenigsten bezweifelt ist wohl der Einfluß des Klima's auf die Statur und die schnellere oder langsamere Entwickelung des Körpers. Nicht allein haben viele Reisende die Eskimos und die Bewohner des Feuerlandes verglichen und einander ähnlich gefunden, so entfernt sie auch voneinander wohnen, sondern man hat sich auch häufig genug durch die Aehnlichkeit des Aeußeren sogar verleiten lassen eine besondere Raçe der „Hyperboräer" anzunehmen welche die sämmtlichen Polarvölker der nördlichen Erdhälfte umfassen sollte (Lacépède, Duméril, Virey, Bory). Man muß bei der theils nur sehr entfernten theils auch ganz unerweislichen Verwandtschaft mancher dieser Völker daraus auf einen

* L. Fick, Die Ursachen der Knochenformen. 1857, hat dagegen zu beweisen gesucht daß es einen solchen Einfluß der Muskelthätigkeit auf die Knochenformen nicht gebe, obwohl das Wachsthum der Knochen von der Form der sie umgebenden Weichtheile wesentlich mitbedingt werde.

gewissen nivellirenden Einfluß des Klima's schließen, da sie alle von kurzer gedrungener massiver Statur sind. Dasselbe gilt von den in bedeutender Höhe über dem Meere wohnenden Peruanern, die sich überdieß ebenso wie man dieß von den Bewohnern kalter Klimate schon oft bemerkt hat, durch verhältnißmäßig bedeutende Größe des Kopfes auszeichnen. So unterscheiden sich auch die Hindus der heißen Ebenen von denen der Berggegenden hauptsächlich durch schmalere, weniger vortretende Stirn ohne daß sich darum eine Verschiedenheit der geistigen Begabung bei ihnen zeigte (Broc bei Lucas a. a. O. II, 465), wogegen Lauvergne (Les Forçats 315) wohl unrichtig behauptet, daß sich bei Familien die aus bergigen in ebene Gegenden herabzögen der Kopf schon nach wenigen Generationen stärker entwickele und oben platter werde, was überhaupt mit dem Fortschritte der Civilisation zu geschehen pflege.

Wenn Zimmermann (Geogr. Gesch. des Menschen und der vierfüß. Thiere. 1778) aus der hohen Statur der Patagonen und der alten Deutschen, deren Vaterland früher kälter war als jetzt, im Vergleich mit den Lappen folgern zu dürfen glaubte daß die bedeutendste Körpergröße dem kältern Theile der gemäßigten Zone angehöre, die geringste der kalten, während Blumenbach (De g. h. v. n. 93) den Wuchs nach den Tropen hin zunehmen läßt, so dürfte es hinreichen gegen beides nur an die kleinen unmittelbar neben den Patagonen wohnenden Feuerländer, an die neben den Finnen und Schweden wohnenden Lappen, an die 4' hohen Buschmänner und ähnliche Beispiele zu erinnern, um bemerklich zu machen daß sich in dieser Rücksicht wohl kaum mehr behaupten läßt als daß die kräftigste Entwickelung des Menschen wie der Hausthiere in der gemäßigten Zone stattzufinden scheint. J. Geoffroy St.-Hilaire, der die angeführte Ansicht Zimmermann's theilt, (Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen. 1833. No. 818, S. 54, u. 775, S. 69 f.) hat es eine bekannte Thatsache genannt daß die Völker welche die kleinste Statur besitzen, fast alle den nördlichsten Theil der nördlichen Hemisphäre bewohnen. Indessen geht sowohl aus seinen eigenen Tabellen, denen man freilich kein unbedingtes Zutrauen schenken kann, als aus den zahlreichen Ausnahmen die er zum Theil selbst anführt, deutlich genug hervor, wie es um diese Thatsache steht. Da (wie er selbst bemerkt) neben Völkern von sehr hoher Statur öfters solche von auffallend geringer Größe wohnen, muß zugegeben werden,

daß die Abstammung von entscheidenderem Einflusse hierauf ist als das Klima, obgleich man das letztere darum noch nicht für unwirksam halten mag. Die Thiere, über deren Größenverhältniß in Beziehung zum Klima Geoffroy ebenfalls eine Reihe von Lehrsätzen aufstellt (a. a. O. u. Froriep's Notizen 1832, No. 702), verhalten sich in dieser Rücksicht verschieden: einige Arten werden in wärmeren Klimaten kleiner, andere in kälteren, je nach ihrem Verbreitungsbezirk (Swainson, p. 275).

Als eine hinreichend bekannte und constatirte Wirkung des Klima's, für welche wir später noch viele bestätigende Thatsachen anzuführen haben werden, ist ferner die Beschleunigung oder Verzögerung der geschlechtlichen Entwickelung zu nennen. Sie wird freilich ebenso wie die Körpergröße durch Nahrung und Lebensweise wesentlich mitbedingt, woraus sich dann manche scheinbaren Abweichungen von der Regel erklären, daß sie in kälteren Klimaten später, in wärmeren früher eintritt. Sie erstreckt sich auf das geistige Leben ebensosehr als auf das physische: bei den Arabern z. B. zeigen schon Knaben die ruhige Haltung und das gesetzte Betragen von Männern (Hoskins, Travels in Ethiopia 1835, p. 179), schon die kleinen Kinder sind viel verständiger und weiter fortgeschritten als die von demselben Alter bei uns, wohl schwerlich bloß deshalb weil sie, wie Brehm angiebt (Reiseskizzen aus Nordost-Africa. 1855. I, 56), von den Müttern so ganz sich selbst überlassen bleiben daß ihnen von den Fliegen Augen Lippen und Nase oft fürchterlich zerfressen werden, und sie in solcher Hülflosigkeit ihre Körper- und Geisteskräfte früher gebrauchen lernen. Daß diese Präcocität wenigstens keine feste Eigenthümlichkeit der Raçe ist, geht namentlich daraus hervor daß dieselbe geistige Frühreife sich ebenso an den weißen Creolen in Westindien und an den Brasilianern zeigt (Rendu, Etudes sur le Brésil. 1848 p. 13). In denselben Breiten und Klimaten fällt indessen gleichwohl die Pubertätszeit bei Negern und Mongolen früher als bei Europäern (Lacépède, Hist. nat. de l'homme. 1839, p. 109 f.) — theils wohl eine Folge der Lebensweise, theils eine Folge des Umstandes daß die angestammte Eigenthümlichkeit sich nur langsam und im Laufe mehrerer Generationen ändern kann.

Was die Fruchtbarkeit betrifft, so pflegt man einen ähnlichen Einfluß des Klima's auch auf sie anzunehmen. Daß sie ungewöhnlich groß bei den Negern in ihrem Vaterlande sein müsse, scheint schon aus den ungeheuern Verlusten hervorzugehen die Africa, ohne daß eine Ab-

nahme der Bevölkerung bemerkbar gewesen wäre, so lange Zeit durch den Sklavenhandel erlitten hat. Im Gegensatze zu ihnen hat man das Aussterben der eingeborenen Americaner und anderer Völker häufig zum Theil von der Unfruchtbarkeit der Raçe hergeleitet, eine Frage die wir später zu prüfen haben werden. Hier bemerken wir nur daß in neuerer Zeit namentlich Quetelet (Ueber den Menschen, deutsch v. Riecke, 1838, S. 67) es in Zweifel gezogen hat ob unter übrigens ganz gleichen Umständen der Norden oder der Süden der Fruchtbarkeit günstiger sei. Er ist der Ansicht, daß, obgleich die südlichen Länder von Europa fruchtbarer sind als die nördlichen, doch andere Einflüsse hierbei überall den des Klima's überwiegen. Die größte bekannte Fruchtbarkeit, die zugleich mit großer Demoralisation verbunden ist, ist die von Guanaxuato in Mexico aus dem J. 1825, sie zeigt das Verhältniß = 1 : 16,08.

Zwar wenig bestreitbar, aber gleichwohl in vieler Beziehung dunkel ist die Einwirkung des Klima's auf die Hautfarbe. Daß diese sich nicht nach der geographischen Breite und der mittleren Jahrestemperatur allein richtet ist oft bemerkt und an der Bevölkerung America's namentlich von A. v. Humboldt nachgewiesen worden; die dunkelsten Völker dieses Erdtheiles leben nämlich keineswegs gerade unter dem Aequator. Dasselbe gilt in gleicher Weise von den Polynesiern, in Rücksicht deren Beechey die Bemerkung gemacht hat, daß die schwärzeren auf den vulkanischen, die helleren auf den Koralleninseln sich finden. Die Bewohner der Marquesas-, Schiffer-, Gesellschafts-, Freundschaftsinseln bilden eine Reihe die von helleren zu dunkleren Nüançen der Farbe fortgeht, noch etwas dunkler sind die Neu-Zealänder und Sandwichinsulaner (Hale, Ethnography and Philol. of the U. St. Epl. Exped. Philad. 1846, p. 9) und die Bewohner der Osterinsel (Forster, Bemerk. auf seiner Reise um die Welt. 1783, S. 211). In gleicher Breite aber mit den Polynesiern und zum Theil in nur geringer Entfernung von ihnen lebt bekanntlich eine große Zahl von schmutzig schwarzbraunen Völkern, unter denen wieder z. B. die Van-Diemens-Länder dunkler sind als die dem Aequator näheren Neu-Holländer (Péron).

Diese und ähnliche Thatsachen legen die Vermuthung nahe, daß die Hautfarbe nicht sowohl durch klimatische Verhältnisse als vielmehr durch die Abstammung bestimmt werde, und mit der Hautfarbe gilt

dieß zugleich auch von der Farbe und Beschaffenheit des Haares und, obwohl weniger constant, der Iris, denn es ist unter ihnen ein Parallelismus insofern unverkennbar, als sich fast überall mit dunkleren Schattirungen der Haut nicht allein Schwärze der Iris und des Haares, sondern auch ein verhältnißmäßiges Krauswerden des letzteren zusammenfindet — ein Verhältniß das schon Blumenbach (a. a. O. 164 ff.) ausführlich besprochen hat. Nur die weiße Raçe hat Völker von rosigem Teint, heller Iris und blondem Haar, und hierin allein schon scheint ein Beweis für die stärkere Einwirkung der Stammeseigenthümlichkeit als des Klima's in dieser Rücksicht zu liegen*. Eines der interessantesten Beispiele bieten dafür die Berbern in Nordafrica dar: blaue Augen, weißer Teint und rother Bart sind bei manchen Kabylen sehr allgemein (Prévost in Nouv. Ann. des voy. 1848, I, 126), hoher Wuchs, weiße Haut und blondes Haar finden sich besonders bei den Chaouias im Auras (Guyon, ib. 1848, II, 390, vgl. auch M. Wagner, Reisen in Algier. 1841, II, 56). Diese Charaktere, um derentwillen man sie schon oft als Nachkommen der Vandalen bezeichnet hat, besitzen sie namentlich in hochgelegenen Gegenden, wodurch freilich wieder zweifelhaft wird, was in diesem Falle Folge des Klima's und was dagegen Folge der größeren Reinheit des Blutes sei. Mehrere Beispiele welche dafür sprechen daß die Hautfarbe stärker durch die Abstammung als durch das Klima bestimmt wird, finden sich zusammengestellt von Humboldt (Neu-Spanien, I, 117 ff.). Es gehören dahin z. B. die Mexicaner welche weit dunkler sind als die Eingeborenen der heißesten Länder von Süd-America und die anderwärts (Humboldt und Bonpland, Reise, IV, 495) von ihm erwähnten Guaicas an den Quellen des Orinoco, die bedeutend heller sind als die sie umgebenden Indianervölker, obwohl sie ganz unter denselben äußeren Bedingungen zu leben scheinen wie diese (Andere Beispiele dieser Art ebendaselbst 491): sehr schwach stützt freilich Desmoulins (Hist. nat. des races humaines. 1826, p. 21, 162, 168) seine Behauptung daß die reinen Raçen überall ganz ihre Eigenthümlichkeit behielten, haupt-

* Dahin spricht sich auch der Vf. des interessanten Aufsatzes über das menschliche Haar im Morgenblatt 1855, No. 14 aus: Die Haarfarbe der Iren und Celten müßte sich sonst schon längst entweder in Folge von Mischung mit der der benachbarten blonden Stämme ausgeglichen haben oder die dunkelhaarigen Celten müßten heller geworden sein, da sie in dem Landstriche von Europa wohnen, der die blondesten Menschen auf der ganzen Erde enthält, nämlich nördlich von 48° d. Br.

sächlich auf die Rohillas, eine Colonie der Affghanen im Norden des Ganges, die noch jetzt dieselben physischen Charaktere besäßen wie die Isländer, weißen Teint, blaue Augen, blondes Haar, europäische Physiognomie. Seine Autorität dafür ist Riquet, welcher hinzusetzt, sie sollten bei hellem Tage schlecht sehen, so daß der Verdacht entsteht, es sei hier nur von Albinos die Rede gewesen. Uebrigens bieten die Affghanen alle Nüançen der Farbe dar: im westlichen Tafellande sind sie von europäisch hellem Teint, im Osten am Indus dunkel und selbst schwärzlich (Prichard, IV, 91).

Uncultivirte Völker besonders halten, wenigstens unter den gewöhnlichen Verhältnissen, wie ihren Typus überhaupt, so auch die Eigenthümlichkeiten der Hautfarbe und des Haares meist unveränderlich fest. Dieß zeigen namentlich die Fulahs, die als ein stammfremdes Volk mitten unter Negern lebend, ihre Eigenthümlichkeiten gleichwohl bewahrt haben. So vermochte ferner Burckhardt (Reisen in Nubien, 1820, S. 194) die Nachkommen der bosnischen Soldaten, welche von Sultan Selim 1420 abgeschickt sich in Nubien festsetzten, noch zu erkennen an ihrer hellbraunen Farbe und an ihren Gesichtszügen, die nordischen Ursprung verriethen. Auch Rafalowitsch (Erman's Archiv f. wiss. Kunde v. Rußl. XIII, 114) will sie an ihrer hellen Haut in Derr in Nieder-Nubien noch erkannt haben. Wenn aber Duprat (Essai sur les races de l'Afrique sept. 1845) behauptet daß Berbern, Araber, Türken und Juden in Nordafrica ihre Unterschiede vollkommen bewahrt hätten, trotz der Gleichheit der Verhältnisse unter denen sie lebten, so ist zu erinnern daß weder die Sache selbst in dieser Allgemeinheit richtig ist, noch auch eine Gleichheit der Verhältnisse wirklich stattfindet, endlich daß Duprat sich selbst widerlegt indem er die Mauren, welche fast nur Städtebewohner sind, für ungemischte Araber erklärt. Daß sich aber auf Ile Maurice (wie d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice. 1838, I, 276 ff. angiebt) die Creolen- und Mozambique-Neger, Malgaschen, Malaien, Telingas, Malabaren und Bengalen leicht voneinander unterscheiden lassen und alle ihre besonderen Eigenthümlichkeiten behalten, spricht nicht gegen den Einfluß des Klima's, da dieses kaum wesentlich von dem ihres Vaterlandes verschieden und bei der steten Erneuerung aller Sklavenbevölkerungen überhaupt schwerlich lange genug auf sie gewirkt hat um eine Veränderung in dieser Rücksicht erwarten zu lassen, während

auf der andern Seite jene einzelnen Stämme auch als Sklaven durch Sprache Sitten und Lebensweise sich scharf voneinander gesondert halten.

Allerdings weisen manche Fälle mit Bestimmtheit darauf hin, daß Eigenthümlichkeiten der körperlichen Bildung welche viele Generationen hindurch bestanden haben, nur schwer und langsam sich ändern, aber sie reichen nicht hin um den durch viele Gegenbeispiele zu erhärtenden Satz zu entkräften, daß bei gemeinsamer Abstammung mehrerer Völker und bei ursprünglich gleichen Eigenthümlichkeiten doch eine Veränderlichkeit der physischen Charaktere durch die Einwirkung klimatischer Verhältnisse namentlich in Verbindung mit veränderter Nahrung und Lebensweise in ausgedehntem Maaße besteht. Findet zwar keine regelmäßige Zunahme in der Dunkelheit der Hautfarbe gegen den Aequator hin statt, so läßt sich doch nachweisen daß sie ebenso wie manche andern physischen Eigenthümlichkeiten zum Theil von localen Verhältnissen abhängt welche außer der geographischen Breite eines jeden Ortes dessen Klima mitbedingen. Die hierher gehörigen Thatsachen sind aber zum Theil nicht frei von Widersprüchen und deshalb so schwer zu deuten, daß sich erst bei noch größerer Ausdehnung der Beobachtungen einige sichere Regeln über die Wirkung des Klima's werden aufstellen lassen.

Bergbewohner sind meist heller und kräftiger als die ihnen stammverwandten Bewohner von Tiefländern. Die Hindus sind in den kälteren Gebirgsgegenden, namentlich im Himalaya, sehr weiß, haben oft blaue Augen, Bart und Kopfhaar sind dabei bisweilen kraus, braun oder roth. Die Siah-Posch oder Kaffern von Hindukuh, welche eine dem Sanskrit nahe verwandte Sprache reden, sind europäisch weiß, die Bewohner von Kaschmir brünett (Elphinstone, Alex. Burnes, Prichard IV, 91, 209 ff.). Die Hindustani sind groß, rüstig, kriegerisch, hellfarbig, die Bengalen in ihrem feuchten und immer milden Klima klein, schwächlich, furchtsam und schwarz* (Lassen Ind. Alterthumsk. I, 404 u. Anh. LXXVIII). Einen besonders auffallenden Contrast bilden die schönen kräftigen Tudas im Nilaghiri in hohen

* Wer freilich die Hautfarbe für durchaus constant erklärt, muß sie bei den Hindus aus Mischung mit den dunklen Urbewohnern Indiens ableiten. So z. B. Hombron (Zoologie zu D. d'Urville, Voy. au Pole Sud I. 164), Omalius d'Halloy u. A.: das Kastenwesen kann dieser Deutung zu Hülfe kommen.

gesunden Gegenden zu den benachbarten elenden Curumbars in den ungesunden Niederungen. Steigt der Abessinier, dessen gewöhnlich olivenbraune Haut in der Regenzeit heller wird und sich dem rosenfarbigen Taint des Europäers nähert, aus dem Hochlande in die Thäler herab, so wird er braunschwarz. Analoge Veränderungen zeigen sich auch am Fell, dem Haar und der Wolle der Thiere (Lefèbvre Voy. en Abyss. 1845, III, 299). Ferner sind die Bewohner von Enarea in den Tief- und Sumpfländern völlig schwarz und haben die Gesichtszüge und das wollige Haar der Neger, während die der Bergländer von Enarea und Kaffa noch nicht so dunkel als die Neapolitaner sind (Bruce, R. z. d. Quellen des Nil, 1790, II, 309); und wenn letzteres (nach Combes et Tamisier, Voy. en Abyssinie 1838, IV, 285) auch zu viel gesagt ist, so steht doch der bedeutende Unterschied außer Zweifel. In Uebereinstimmung hiermit steht der bemerkenswerthe und schon oft hervorgehobene Umstand, daß der eigentliche und stark prononcirte Negertypus sich fast immer nur in den heißen Tiefländern findet, wogegen die Bewohner höher gelegener Gegenden meist von ihm abweichen und sich sowohl leiblich als geistig denen der Niederungen überlegen zeigen. Hombron (a. a. O. S. 282) sucht zu zeigen daß die Polynesier überall in ungesunden Gegenden häßlicher und den Malaien ähnlicher werden. Winterbottom (Nachr. v. d. Sierra-Leone K. 1805, S. 240 f.), der angiebt daß magere Leute von dunklerer Farbe beim Fettwerden zugleich auch heller würden, fand die Bewohner der ungesunden Küstengegend von Sierra-Leone dunkler als die tiefer im Lande lebenden. So hören wir auch von den Arowaken in Guiana, daß während manche fast so hell sind wie die Spanier und Italiener, namentlich die in der Nähe des Meeres in den ungesunden Niederungen wohnenden sehr dunkelbraun, bisweilen selbst so dunkel wie die helleren Neger sind (Journal of the Royal geogr. Soc. II, 229 nach Hilhouse).

Auf solche und andere Beispiele dieser Art hat man die Ansicht gegründet daß heiße und feuchte Länder das Dunkeln der Hautfarbe vorzüglich begünstigen (Jarrold, Anthropologia or on the form and colour of man. 1838, p. 188 ff., Heusinger, Grundriß der Anthropol. 1829, S. 87). Vielfach hat man dabei auch auf die häufigen Gallenkrankheiten hingewiesen, die sich bei Uebersiedelung aus hohen trockenen in tiefe sumpfige Gegenden einstellen. Fernere Bestätigungen

ergeben sich wenn wir die Veränderungen der Farbe in's Auge fassen welche die Europäer in andern Erdtheilen und namentlich unter den Tropen erleiden. Schon der kurz verweilende Reisende verliert seine Farbe. „Da ich nach Ghadames kam (sagt Richardson, Trav. in the gr. desert of Sahara. 1848, I, 265) hatte ich rosige Farbe, jetzt bin ich geworden wie diese gelben Menschen." Die bedeckten Hautstellen behalten übrigens ihre ursprüngliche weiße Farbe, wie man an den französischen Soldaten in Algier constatirt hat, wogegen von den Indianern Nord-America's versichert wird daß die bedeckten Körpertheile nicht heller seien als die nackt getragenen (Say bei James, Account of an exped. to the Rocky m. under M. Long Philad. 1823, I, 285). Dasselbe ist bei den Eingeborenen von Mexico und Peru der Fall (Humboldt und Bonpland, Reise II, 250). Indessen darf man dieß schwerlich als Eigenthümlichkeit der Raçe betrachten, denn auch für den Europäer der auf Java wie in Westindien und Africa schnell seine rothen Wangen verliert, bleibt es nicht bei diesem Verluste allein, wenn er sich dauernd dem tropischen Klima aussetzt. Wer längere Zeit in Guinea lebt und sich der Sonne viel aussetzt, wird fast kupferfarbig (Monrad, Gemälde der K. v. Guinea. 1824, S. 371), und wenn berichtet wird daß die portugiesischen Kolonisten, die nach Durand (Voy. au Sénégal, an X. I, 169) in Cachaux in West-Africa fast alle sehr schwarze Mulatten geworden sind, auf den Kap Verdischen Inseln, auf der Guineaküste, in Quilimane (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833, I, 290), in Batavia, Ternate, Bombay (Forrest, Voy. to New Guinea. 1779, p. 36), in Larentuka auf Flores und in Dilli auf Timor (Olivier, Land- und Seereisen in Niederl. Ind. 1829, II, 266) nach einer Reihe von Generationen fast schwarz oder ganz schwarz geworden sind, so wird man die Ursache hiervon gewiß nicht in der Vermischung mit den Eingeborenen allein suchen dürfen. Selbst Pruner (Die Krankheiten des Orients. 1847, p. 83), der mit der Annahme verändernder Einflüsse des Klima's auf die menschliche Organisation nichts weniger als freigebig ist und namentlich die Raçenunterschiede im Bau des Skelettes für völlig unveränderlich hält, theilt aus eigener Beobachtung mit, daß der in Aegypten sich acclimatisirende Europäer nach kurzer Zeit schmutzig bräunliche Hautfarbe erhält, in Abessinien eine eigenthümliche Bronzefärbung annimmt, fahl an der Küste von Arabien, kachektisch weiß in Syrien,

hellbraun in den Wüsten Arabiens und lebhaft roth auf den syrischen Gebirgen wird, während dabei das Haar nicht bloß seine Farbe zum Dunkleren verändere, sondern auch eine weichere Textur erhalte, sich verdünne und zum Krauswerden sich neige. Eine interessante Skale aller Nüançen bis zum Negerschwarz durchlaufen namentlich die Juden. Haben sie westlich von Tomsk in der Barabinsky-Steppe helle Haut und lichtfarbiges Haar (Simpson, Narr. of a journey round the world. 1847, II, 410), was in England und Deutschland schon seltner ist, so zeigen sie abgestuft dunklere Farbe in Spanien, Portugal, Syrien, Ostindien und Congo (Näheres bei Prichard IV, 597), und mag es auch sein daß die von Johann II. 1492 aus Portugal verbannten Juden sich in St. Thomas mit Negern gemischt haben (wie Sprengel, Vom Ursprung des Negerhandels. 1779, S. 32 nach Oldendorp S. 287 angiebt), so ist dieß im vorliegenden Falle sicherlich noch weniger für die einzige Ursache ihrer veränderten Farbe zu halten als in den vorhin erwähnten.

Scheint demnach bei demselben Volke, wenn es in verschiedenen Breiten wohnt, nicht selten die Dunkelheit der Farbe gegen den Aequator hin ziemlich regelmäßig zuzunehmen — wie z. B. die Chinesen von Peking bis nach Canton alle Schattirungen von heller bis zu dunkler Kupferfarbe, die Araber von der Wüste bis nach Jemen herab alle von olivenfarbig bis schwarz zeigen, die Australier um Moreton Bay kohlschwarz, 10° südlicher aber überall mehr kupferfarbig sind (Dunmore Lang, Cooksland in N. E. Australia. 1847, p. 380) —, so dürfen wir doch die wichtigen Ausnahmen nicht übersehen die der Satz erleidet, daß mit der Wärme und Feuchtigkeit die Schwärze der Haut zunimmt. Eine mehr nur scheinbare Ausnahme bietet die weiße Raçe in Süd-America dar: daß die Europäer nahe am Aequator in dem heißen und feuchten Guayaquil sehr schönen weißen Teint, selbst einen helleren als die Spanier in ihrer Heimath und rothe Wangen besitzen, daß blaue Augen und lichtes Haar bei den Frauen dort gewöhnlich sind (Stevenson a. a. O. II, 108, Basil Hall, Extracts of a journal written in Chili Peru and Mex. 3d ed. 1824, II, 109) wird sich wohl aus dem Seeklima und aus vorsichtiger Schonung erklären lassen. An den ungesunden Plätzen jener Gegenden, wie Panama, Portobello, Carthagena, zeigen daher die spanischen Creolen nicht das blonde Haar und die frischen Farben die in Guayaquil so

häufig sind (Ulloa, Voy. de l'Am. mérid. Amst. 1752. I, 145). Dahin gehört ferner daß die Spanier auch in Chili weißer und von frischerer Farbe sind als in ihrem Vaterlande, die Portugiesen in Brasilien aber bleifarbig oder gelblich (Frezier, Reise nach der Südsee. 1718, S. 88). Auffallender dagegen ist es, daß während es in Carthagena allerdings noch blonde und rothhaarige Frauen giebt, sich in dem viel kälteren Santa Fé nur brünette mit dunklem Haar finden (Mollien, Voy. dans la rép. de Colombia. 1824. II, 132). Dasselbe Verhältniß der Farbe wird an den Indianern von Peru mit Nachdruck von Tschudi (Peru, Reiseskizzen. 1846. II, 359) hervorgehoben, wogegen Zarate (Hist. de la découverte du Pérou. 1724. I, 41) angiebt, daß auch in Peru die Bergbewohner von hellerer Farbe seien als die der Ebenen; je kälter das Klima, sagt jener, desto dunkler ist ihre Hautfarbe: in der Puna dunkel rothbraun, in der Sierra bedeutend lichter, fast rostroth, aber dunkler als an der Küste, in den Wäldern fast waizengelb. Siedeln sich die Bewohner der Puna in den Wäldern an, so werden sie nur sehr wenig heller, die der Wälder werden dagegen in der Puna nach wenigen Jahren dunkelbraun. Durch dieses Beispiel der eingeborenen Peruaner bestimmt, stark gebräunt in den Anden obgleich sie dort nur zwei Regenmonate im Jahre haben, hat d'Orbigny (a. a. O. I, 77) ein heißes und zugleich feuchtes Klima, wenigstens wenn das Land dabei hinreichenden Schatten gewähre, dem Weißwerden der Haut vielmehr für günstig erklärt, indem er zum Belege dafür die hellen Yuracares (Antisana) anführt im Gegensatze zu den Quichuas und Aymaras. So sah auch Dobrizhoffer (Gesch. der Abiponer. 1783. II, 18) in den Wäldern von Paraguay oft Indianer von europäisch weißer Hautfarbe, wogegen die fast ganz auf dem Wasser lebenden, dem Wetter stark ausgesetzten Payaguas von verhältnißmäßig dunkler Farbe sind, dunkler wenigstens als die Guaranis (Demersay im Bulletin soc. géogr. 1854. I, 17). Ganz dieselbe Bemerkung hat schon Gumilla gemacht (Hist. nat. civ. et g. de l'Orénoque I. 1758, ch. V, 2), Humboldt und Bonpland (Reise IV, 495) haben sie bestätigt, und wenn man noch hinzunimmt daß v. Eschwege (Journal v. Brasil. 1818. I, 85) angiebt, die niederen Klassen in Portugal und Spanien, besonders die dem Wetter viel ausgesetzten Fischer, besäßen ganz dieselbe Farbe wie die Indianer von Minas Geraes, die bei letzteren nur durch Unreinlichkeit noch ver-

stärkt werde, so wird man sich nicht wundern, wenn z. B. A. de St. Hilaire (Voy. dans l'Intérieur du Brésil. 1830. I, 426) die Farbe der brasilianischen Indianer für eine bloße Folge des Klima's und der Unreinlichkeit erklärt. Hombron (a. a. O. I, 166) weist indessen darauf hin, daß die Bergbewohner von Neu-Guinea und den Philippinen, obgleich in feuchten dichten Wäldern lebend, nicht weniger schwarz sind als die Neuholländer, aber er bemerkt auch (S. 334) daß die schwärzesten Neger in den Colonien nach einigen Jahren in warmem und sehr feuchtem Klima etwas von ihrer Schwärze verlieren. Daß nicht gerade Hitze und Feuchtigkeit allein eine gelblich braune Hautfarbe bedingen, zeigen namentlich mehrere der Polarvölker und die Mehrzahl der nordamericanischen Indianer, unter denen wieder die Eingeborenen eines großen Theiles der Nordwestküste eine merkwürdige Ausnahme machen durch ihre europäisch weiße Farbe.

Da in vielen Fällen, in denen sich so auffallende und unerwartete Verschiedenheiten der Hautfarbe finden, wesentliche Unterschiede weder in den Nahrungsverhältnissen noch in der Abstammung vorliegen, scheint nur übrig zu bleiben, daß man den scheinbaren Widerspruch der Thatsachen aus der Lebensweise der einzelnen Völker und insbesondere aus dem größeren oder geringeren Schutze erkläre den sie sich gegen die Einwirkungen des Klima's zu verschaffen wissen. Dieß ist namentlich da von großer Bedeutung, wo ein hoher Wärmegrad in Verbindung tritt mit starken und häufigen Wechseln der Temperatur oder der Trockenheit und Nässe. Schutzlosigkeit gegen klimatische Einflüsse in diesem letzten Falle scheint das Dunkeln der Haut am stärksten zu begünstigen. Allgemein bekannte zahlreiche Beispiele in europäischen und außereuropäischen Ländern lehren daß die allen Witterungswechseln ausgesetzten Fischer und Schiffer von dunklerer Farbe sind als die übrige Bevölkerung. Wenn dagegen Belcher (Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang. 1848. II, 94) auf den canarischen Inseln und unter den Malaienvölkern an den Bajows das Gegentheil beobachtet zu haben glaubt, und bemerkt daß die Sandwichinsulaner und Tahitier vor dem Verbote des Fischens (?) und Badens durch die Missionäre von hellerer Farbe gewesen seien, so steht er mit dieser wahrscheinlich irrthümlichen Behauptung ebenso isolirt als d'Orbigny und Troyer (Bullet. de la soc. ethnol. 1846, 22. Mai) mit dem, wie es scheint, von keinem Reisenden bestätigten Satze, daß bei Völkern von brauner und

schwarzbrauner Haut das dem Wetter stets ausgesetzte Gesicht oft hellfarbiger sei als die geschützten Theile und daß auf den Sandwichinseln gerade die Vornehmeren einen dunkleren Teint zeigten. Allerdings giebt es Völker, bei denen die Hautfarbe der Männer und der Weiber verschieden ist, ohne daß sich eine Stammverschiedenheit beider oder ein ungleiches Maaß des Schutzes gegen Witterungseinflüsse bei ihnen annehmen ließe: so bei den Eingeborenen am mittleren Pilcomayo, deren Weiber so weiß wie die Spanierinnen sein sollen (Erbaul. Geschichten derer Chiquitos, Wien 1729. S. 447), bei den Coroados und Puris, bei denen die Männer viel dunklere braunere Farbe haben, während die der Weiber fast gelblich ist und ihre Wangen einen deutlich sichtbaren Anflug von Roth zeigen (Burmeister, R. nach Brasilien. 1853. S. 246, 260). Wenn wir aber auch solche Fälle als bis jetzt unerklärlich hinnehmen müssen, so schmälern sie doch die sonstige Gültigkeit der Regel nicht, daß die Hautfarbe wie das gesammte Aussehen wesentlich mitbedingt sei durch die Lebensgewohnheiten überhaupt, durch Bequemlichkeit und Reichthum des Lebens oder Mühseligkeit und Mangel, insbesondere durch den damit verbundenen hinlänglichen oder unzureichenden Schutz gegen Hitze Kälte und Nässe. Wir finden dieß bei allen Raçen bestätigt.

Kommen bei den Hindus zwar in allen Kasten helle und dunkle Individuen in den verschiedensten Nüançen vor, so sind doch die niederen Kasten meist dunkler, die Brahmanen meist heller, so daß sie im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung als weiß erscheinen, selbst in Mahratta Dekhan und Calcutta. Ein Wanderstamm der Radschputen, die Bengari, welche als Kornhändler das Land zu durchreisen pflegen (ausführlich über sie Ritter, Erdk. V, 687 ff.), sind viel dunkler und robuster geworden als ihre übrigen Stammverwandten (Lassen a. a. O. I, 404 ff. und Anh. LXXVIII). Die Frauen und Mädchen der Hassanieh-Araber in Ost-Africa, sehr sorgsam in der Erhaltung ihres hellen Teints, sind licht bronzegelb und von den dunkelbraunen Männern so verschieden, daß man geneigt ist ihre Stammverwandtschaft zu ihnen deshalb in Abrede zu stellen (Brehm a. a. O. I, 331). Manche Frauen in El Obeid (Kordofan) die sich gegen die Sonne schützen, sind nicht dunkler als gebräunte Europäerinnen (ebendas. 308). Ebenso sind innerhalb der gelbbraunen mongolischen Raçe z. B. in China und Japan die Arbeiter braun, vornehme Damen fast weiß oder ganz

weiß, und auf den Luchu=Inseln wechselt die Farbe von sehr dunkel bis fast weiß (Prichard IV, 519 ff.). Dahin scheint auch zu gehören, daß viele Weiber in Boni (Celebes) von sehr weißer Farbe sind (Olivier, R. in Niederländisch Indien. 1829. II, 175). Besonders auffallende Verschiedenheiten der Hautfarbe und des Haares finden sich bei den finnischen Völkern, ohne daß sie sich aus Mischungen erklären lassen: die schwarzhaarigen dunkelfarbigen Lappen und Wogulen stehen als nahe Stammverwandte neben den blonden hellen Finnen, den schwarzhaarigen aber hellen Magyaren und den rothhaarigen Ostiaken. L. v. Buch bezeichnet mit Bestimmtheit den Schutz gegen die klimatischen Einflüsse durch gute Nahrung, warme Kleidung und Wohnung u. s. f. bei den Finnen, im Gegensatz besonders zu den kleinen, körperlich wenig entwickelten Lappen, als die Ursache dieser Erscheinung. Auch viele Völker der Südsee, hauptsächlich die der Gesellschafts=, Sandwichinseln und Neu=Zealands, bieten so bedeutende Unterschiede der Complexion dar, daß man oft geneigt gewesen ist eine Mischung verschiedener Raçen in großer Ausdehnung bei ihnen anzunehmen, doch entbehrt diese Voraussetzung der Unterstützung durch sprachliche Gründe und ist in neuerer Zeit ziemlich allgemein wieder aufgegeben worden. Jedenfalls bedarf sie einer großen Beschränkung und ist in Polynesien nur für den Tonga= und Samoa=Archipel als richtig nachweisbar (wie wir anderwärts zeigen werden), daher die bedeutenden Unterschiede der Farbe und Körperbildung die sich auf den meisten dieser Inselgruppen unter den verschiedenen Ständen finden, ausschließlich als eine Wirkung der äußeren Verhältnisse angesehen werden müssen.

Suchen wir das Resultat das sich aus den vorstehenden Thatsachen ziehen läßt, kurz zusammen zu fassen, so scheint sich zu ergeben, daß die Hautfarbe, obwohl der geographischen Breite und selbst der mittleren Jahrestemperatur nicht immer proportional, doch wesentlich durch das Klima bestimmt wird; daß die Größe und Art des Einflusses den das Klima auf sie ausübt, vorzüglich mitbedingt wird durch die Lebensweise; daß nächst diesen beiden die Abstammung am einflußreichsten auf sie wirkt; daß vielleicht auch die Nahrungsverhältnisse sie mitbestimmen helfen, obwohl nur in untergeordneter Weise. Was nun weiter die Wirkung des Klima's betrifft, so begünstigen heiße und feuchte Länder bei mangelndem Schutze durch Wälder und bei einer

Lebensweise die den Organismus den klimatischen Einflüssen vielfach preisgiebt, das Dunkeln der Haut am stärksten. Häufige und starke Wechsel der Temperatur, namentlich auch Wechsel von großer Trockenheit und Nässe bräunen die Haut in jedem Klima und bei jeder Raçe in ziemlich hohem Grade, wenn der Körper ihnen oft und ungeschützt ausgesetzt wird.

Demnach werden wir natürlich nicht etwa erwarten können daß der Europäer in America oder Africa, daß der Neger in America nach einigen Jahrhunderten oder überhaupt jemals den Typus der Eingeborenen annehmen werde, denn wo Nahrung und Lebensweise, wo die ganze Pflege des Leibes und Geistes durchaus verschieden sind und bleiben zwischen Einwanderern und Eingeborenen, da können sich die ersteren höchstens in sehr entfernter Weise den letzteren in ihrer körperlichen Bildung allmählich nähern, zumal wenn (wie dieß in überseeischen Kolonien immer der Fall ist) ein ununterbrochener Zufluß neuer Einwanderer zu den alten hinzukommt. Ueberhaupt aber wird die Verähnlichung nur so weit geschehen, als die Wirkung der klimatischen Verhältnisse für sich allein genommen dieß mit sich bringt. Hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Bemerkungen von Interesse.

Sollen schon die im vorigen Jahrhundert nach Pennsylvanien und an den Mohawk ausgewanderten Deutschen, obgleich viele derselben von reinem Blute sind, in Gestalt Gesichtsbildung und Charakter sich von ihren Stammverwandten in der Heimath beträchtlich unterscheiden, so sind die Differenzen zwischen dem Yankee und dem Engländer doch noch viel bedeutender. „Bleiche, etwas dunklere Farbe, Glätte und Schlaffheit der Züge (softness of feature) fallen jedem Fremden auf. Deutlicher ist diese Wirkung des Klima's in den mittleren und südlichen als in den nördlichen Ländern, deutlicher im Flachlande nahe am Meere als in der Nähe der Apalachischen Gebirge, deutlicher bei der niederen arbeitenden Klasse als bei den Vornehmeren. Die Farbe der Bewohner von Neu-Jersey unterhalb der Wasserfälle ist bedeutend dunkler als die der Pennsylvanier, weil ihr Land flacher liegt und viel mit stehenden Wassern bedeckt ist. Noch tiefer ist die Farbe südlich längs der Küste von Maryland und von Virginien. Die Einwohner der Niederungen von Carolina und Georgia, die ärmeren nämlich und arbeitenden, sind nur wenig heller als die Irokesen. Meist sind sie so dünn und mager, daß ihre Glieder unverhältnißmäßig lang erscheinen."

„Die Haare sind stärker und straffer als beim Europäer und kräuseln sich nicht gut. Ihre Straffheit nimmt zu mit jeder Generation“ (Stanhope Smith, On the causes of the variety of complexion and figure. New-Brunsw. 1810. p. 68 ff. und Imlay, Nachr. v. d. westl. Lande der N.-A. Freistaaten im Magaz. der Reisebeschr. IX, 126. Vater, Unterss. über America's Bevölkerung aus d. alten Continente. 1810. S. 71). Der Americaner ist im Vergleich mit dem Engländer mager, obwohl er nach längerem Aufenthalte in Europa beleibt zu werden pflegt. Es herrscht in dieser Rücksicht indessen ein Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden: namentlich der Virginier ist groß schlank und hager, der Neu-Engländer ist kürzer und plumper gebaut und hat meist rundes Gesicht, wobei namentlich dieß Beachtung verdient, daß die Abstammung beider gleich ist. Daß die englischen Einwanderer in Nordamerica kräftiger und energischer zu arbeiten vermögen als ihre Nachkommen, ist schon öfters bemerkt und neuerdings von Johnston (Notes on North-America. 1851) bestätigt worden. Man darf hierbei daran erinnern, daß das Fleisch unserer Hausthiere dort allgemein weniger nahrhaft und schmackhaft und deren Bildung überhaupt schlechter sein soll (Franz, Anweisung zur Vervollk. der Viehzucht, S. 108 und Clemens in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 78). Noch mehr als seine Magerkeit gelten für den Americaner seine steifen struppigen Haare als charakteristisch — das lockige Haar des Europäers wird in America schlicht* (Jarrold a. a. O. S. 169) — und sein auffallend langer Hals, daher er von den englischen Witzblättern (namentlich von Punch) immer mit einem Storchhalse und einer wahren Mähne abgebildet wird. Letzteres ist im Gegensatze zum seidenartigen Haare des Engländers eine offenbare Annäherung an den americanischen Indianer. Der lange Hals steht in Verbindung mit einem schwächer entwickelten Drüsensysteme, zu welchem sich die bekannte nervöse Reizbarkeit des Americaners gesellt. Man hat diese Eigenthümlichkeiten sehr richtig einerseits in Beziehung gebracht zu den austrocknenden Westwinden, die in den Vereinigten Staaten herrschen — trotz der fast doppelten Regenmenge, die hier im

* Dagegen erzählt Camper (Diss. sur les diff. des traits du visage. Utrecht 1791, p. 30) daß das schlichte Haar der Leute aus Münster und der Provinz Drenthe sich nach einiger Zeit kräusele, wenn sie nach Amsterdam übergesiedelt seien, wohin viele Dienstboten von dort kämen.

Vergleich mit den meisten europäischen Ländern fällt, wird dennoch Dürrung der Ernte nicht selten schädlich (Williamson, Observ. on the climate of Am. New-York 1811. p. 11 not.) — andrerseits zu der rastlosen Geschäftigkeit des Yankee, zu seiner großen Neigung zu Spirituosen, von denen überwältigt, er sich wie ein Rasender geberdet, endlich zu der Strenge der Gesetzgebung in dieser Hinsicht, der frühen Erziehung zu einem hohen Grade von Selbstbeherrschung und der weiten Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine (Dessor in A. Allg. Ztg. 1854 Nr. 23, Ausland 1853. S. 1100, Fechner's Centralbl. 1854. S. 114). Endlich wird dem Americaner noch eine weniger oder nur selten klangvolle Stimme zugeschrieben, und Künstler haben bemerkt daß er etwas kürzere Augenlider als der Europäer habe (Jarrold S. 135).

Während in Neu-Süd-Wales ähnlich wie in Nord-America die Kinder europäischer Eltern sich zu einem langen und hageren Wuchse neigen (Lesson, Voy. médical autour du m. 1829. p. 110 und Majoribanks, Trav. in N. S. Wales 1847, p. 217), ist eine Tendenz zum Fettwerden bei den europäischen Kolonisten am Kap der guten Hoffnung zu bemerken (Barrow, R. durch die inneren Gegenden des südlich. Afr. 1801 u. 55. II, 121), wobei man sich an die großen Fettschwänze der dortigen Schaafe und an die Fettpolster auf den Hüften der eingeborenen Weiber erinnert. Auch die weißen Creolen in Westindien haben Anlage zum Fettwerden, sie sind groß und wohlgewachsen und dabei durch Gewandtheit und Gelenkigkeit der Glieder vor den Europäern ausgezeichnet. Ihr blasser gelblicher Teint und ihre Präcocität sind schon erwähnt worden. Ihre Augen sind tiefliegend, gewöhnlich von hellgrauer, schwarzer oder dunkelbrauner Farbe. Die Haut ist stets kühl anzufühlen (Bryan Edwards, Hist. des colonies anglaises dans les Indes occ. Paris 1801, p. 175). Manche Schriftsteller (so auch Vater a. a. O.) schreiben ihnen auch vorstehende Backenknochen zu, doch wird dieß von andern entschieden in Abrede gestellt. Nott gesteht ihnen außer dem blasseren Teint keine Eigenthümlichkeiten zu durch die sie sich von andern weißen Menschen unterschieden. Beachtung verdient indessen in Rücksicht auf diese Behauptung daß die meisten Europäer, und namentlich Engländer, nur nach Westindien gehen um sich schnell zu bereichern und dann wieder zurückzukehren. Joseph Brown (in der Cyclop. of practical medicine. II, 419) hebt noch hervor daß dasselbe Elternpaar welches in West-

indien Kinder von westindischer Farbe und Gesichtsbildung erzeuge, in der Heimath ganz europäisch geartete erhalte.

Die Veränderungen welche an den Negern in America vorgegangen sind, werden erst später zur Sprache kommen, da sie ihren Ursprung nicht sowohl dem Klima als vielmehr andern Nahrungsverhältnissen und Lebensgewohnheiten sowie dem Verkehr mit einer geistig höherstehenden Raçe verdanken. Hier bemerken wir nur daß wenn aus älterer Zeit auch ein paar Beispiele von Negern angeführt werden (schon Blumenbach, De g. h. v. n. p. 60 hat sie erwähnt) die in den Norden versetzt allmählich heller oder endlich weiß geworden sein sollen, diese doch, selbst wenn man sie unbezweifelt hinnimmt, so isolirt stehen als die, wie es scheint, ebenfalls verbürgte Angabe de La Salle's (Voy. autour du m. sur la Bonite. 1845. II, 281) daß das dunkelbraune (vielleicht gefärbte?) Haar einer französischen Dame in Ostindien brennend roth geworden sei. Von Botokuden freilich, unter denen es in ihrem Vaterlande fast ganz weiße Menschen mit röthlichen Wangen giebt, obgleich sie unter 20° s. B. wohnen, kann es kaum befremden, wenn sie in Europa im Winter völlig weiß werden, wie dieß Prinz Max (R. nach Brasil. II, 4, 66) bemerkte. Wird man an jenen Fällen zwar nicht darum Anstoß nehmen, weil das Weißwerden eines Negers längere Zeit erforderte als das Schwarzwerden eines Europäers (wie Blumenbach a. a. O. S. 112 und schon vor ihm Hunter, Diss. de hominum variett. 1775. p. 38 glaubte), so liegt doch der Gedanke an Hautkrankheiten die unbeachtet geblieben sind zu nahe um ihnen Beweiskraft zuzugestehen. Ebenso wird man an eine krankhafte Affection zu denken geneigt sein, wenn Andersson (R. in Südwest-Afr. 1858) von einem Neger erzählt dessen glänzend schwarze Haut in einer sehr kalten Nacht auf einmal blaß aschgrau wurde. Wenn im Gegensatze hierzu Prichard (IV, 600 nach Hodgson) von Tuariks spricht, die in einer Oase allein lebend allmählich an Haar und Gesichtszügen negerähnlicher geworden seien, so steht dem Glauben an diese Umwandlung entgegen, daß neuerdings durch Barth eine weit größere Ausbreitung der Neger über Nord-Africa in älterer Zeit wahrscheinlich geworden ist und daß Mischungen von Negern und Tuariks im südlichen Gebiete der letzteren vielfach vorkommen.

Den Einfluß des Klima's auf Temperament und Charakter der

Völker hat man oft in eben so hohem Grade übertrieben als den auf ihre körperliche Bildung. So sollte nach Falconer (Remarks on the influence of climate. 1781) ein heißes Klima die Sensibilität in hohem Maaße steigern, zu allgemeiner Leidenschaftlichkeit, sinnlichen Ausschweifungen, Rachsucht, Leichtsinn und Unbeständigkeit, Furchtsamkeit und Faulheit disponiren, ein kaltes die entgegengesetzten Charaktereigenschaften erzeugen. Selbst eine tiefe Einwirkung desselben auf die politische Verfassung, auf die Gesetze und die Religion sucht er bis in's Einzelne nachzuweisen. Allerdings haben Reisende (z. B. Werne) mehrfach an sich selbst und an Andern bemerkt daß der zeitweise Aufenthalt in tropischem Klima „eine ungeheuere Reizbarkeit des Temperamentes" hervorbrachte die später in Europa wieder verschwand, und es findet sich Aehnliches bei bereits acclimatisirten Einwanderern hier und da: „eine krankhafte Gereiztheit ist der durchgehende Gemüthszustand hier zu Lande (in Port Natal), dieß ist jedoch mehr der Fall in der Bai, d. h. um d'Urban herum als hier (in Pietermaritzburg), so daß die mehr nüchternen Maritzburger sich über nichts was dort unten geschieht wundern außer wenn es etwas Verständiges ist" (Bleek in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856. S. 369). Diese Einflüsse scheinen jedoch theils nur vorübergehend und individuell theils von ganz localer Natur zu sein. Als allgemein läßt sich wohl nur das Eine festhalten, daß insbesondere die dauernde Einwirkung eines heißen Klima's erschlaffend wirkt und zu ausdauernder Energie sowohl in körperlicher als in geistiger Thätigkeit unfähig macht, oder (wie es Pöppig, R. in Chile Peru und auf dem Amazonenstrom. 1835. II, 180 ausdrückt) daß ein solches den Menschen physisch und moralisch weit unbewegter läßt als ein gemäßigtes. Nicht immer sind die unter heiterem Himmel lebenden Menschen heiterer, zu Spielen und Tänzen geneigter als die in Nebel und Wolken häufig eingehüllten. Im nördlichen und südlichen America leben wie in der Südsee ungesellige und finstere Menschen unter sehr ähnlichen klimatischen Verhältnissen wie fröhliche und gesellige. Während Aegypter und Hindus sich geduldig ruhig und leidenschaftslos zeigen, sind die Eskimos und Tschuktschen großentheils leicht erregbare heitere und elastische Naturen. Der heutige Chilene (sagt Pöppig a. a. O. I, 442) besitzt nicht die hervorstechende Leidenschaftlichkeit und Unbeständigkeit, die ein Vorurtheil des europäischen Nordens so gern dem Südländer zuschreibt,

sondern zeigt sich ruhig und besonnen. Wir kommen auf diesen Punkt ausführlicher im zweiten Theile zurück.

Der bedeutende Einfluß der Nahrung auf das Gedeihen des leiblichen und mittelbar des geistigen Lebens ist wohl noch niemals in Zweifel gezogen worden*. Außer ihrer Quantität und Beschaffenheit ist in dieser Rücksicht vorzüglich auch die Größe der Arbeitskraft von Wichtigkeit welche erfordert wird um sie zu erlangen: nur wenn sich der Mensch gut verdauliche, seinen klimatischen und individuellen Bedürfnissen angemessene Nahrungsmittel in ausreichender Menge ohne übergroße Anstrengung zu verschaffen vermag, kann eine kräftige Entwickelung des Körpers (mit dem wir es hier allein zu thun haben) erfolgen. Es ist hieraus ersichtlich in wie inniger Verbindung die Nahrungsverhältnisse mit der ganzen Lebensweise und den sämmtlichen Lebensgewohnheiten stehen. Die Wirksamkeit jener kann daher nur richtig beurtheilt werden, wenn man diese zugleich mit beachtet. Wir bemerken ferner daß überall, wenn zwar nicht immer bei verschiedenen Völkern, doch bei den verschiedenen Klassen desselben Volkes, die Beschaffenheit der Kleidung und Wohnung, die gesammte Pflege des Leibes dem Ueberflusse oder Mangel an Nahrung parallel zu gehen und mit ihm zusammenzuwirken pflegt, so daß es in den meisten Fällen auch hier nicht möglich ist aus dem gewöhnlich allein hervortretenden Totaleffecte, die Größe und Art des Einflusses jener einzelnen Factoren abzusondern.

Daß Reichthum und Armuth der Lebensweise auf das Wachsthum und die Sterblichkeit einen entschiedenen Einfluß ausüben, hat namentlich Quetelet statistisch bewiesen. Geoffroy (Edinb. new philos. journal. April—Juli 1833, Froriep's Notizen 1833. No. 818, S. 53) hat sogar zu zeigen gesucht daß bei den Säugethieren überhaupt eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der Körpergröße und der ihnen von der Natur angewiesenen Nahrung herrsche. Die Folgen des Hungers und des massenhaften Genusses für sich allein unzureichend nahrhafter Stoffe, namentlich der Kartoffel, oder der Consumtion ungeeigneter oder schlechter Nahrungsmittel überhaupt, lassen sich schon in den großen Städten und Fabrikdistrikten unserer modernen

* Eine kurze Zusammenstellung der Hauptnahrungsmittel vieler Völker S. bei Foissac (Ueber die Einfl. d. Klima's. 1840. S. 20).

Culturstaaten hinreichend studiren. Das bekannteste und hervorragendste Beispiel dafür bietet Irland dar, in Bezug auf welches man freilich oft Energielosigkeit Faulheit und Schmutz die zur celtischen Stammeseigenthümlichkeit gehören, als Hauptursache dieser Erscheinung bezeichnen hört: 1641 und ff. JJ. wurden Irländer von Ulster aus Armagh und dem Süden von Down durch die Engländer in die Gebirge verjagt; als man sie später wieder auffand, waren sie völlig entstellt, nur 5′ 2″ groß, dickbäuchig, krummbeinig, verzerrten Gesichts, mit offenem vorliegendem Munde und heraussstehenden Zähnen (Prichard, Uebers. II, 373 Anm. nach dem Dublin University Magazine. No. 48, p. 658). In anderen Welttheilen finden sich noch größere Beispiele von ähnlicher Art, welche die Wirkungen solcher Verhältnisse noch anschaulicher hervortreten lassen, weil sie an ganzen Völkern gleichmäßig zu Tage kommen.

Die Buschmänner sind, wie ihre Sprache beweist, ein Hottentottenstamm der auf steiniges unfruchtbares Gebiet von seinen Feinden hinübergedrängt ist und dort eingeschlossen gehalten wird. Selbst an Quellwasser und Regen leidet ihr Land Mangel. Wenn die Jagd mit Bogen und Pfeil unergiebig ist, suchen sie Wurzeln, Ameisen, Heuschrecken, Schlangen, Eidechsen um den Hunger zu stillen. Die Abweichung ihrer Körperbildung von der ihrer Stammverwandten und ihre größere Thierähnlichkeit, die Lichtenstein so frappant geschildert hat, sind wir um so mehr berechtigt hauptsächlich dieser elenden äußeren Lage zuzuschreiben, als die Buschmänner am Zuga-Fluß und im Nord-Osten des Ngami-See's, welche keinen Mangel leiden, große gut gebaute Menschen sind und viel besser aussehen als die weit tieferstehenden südlichen in der Wüste, mit denen sie dieselbe Sprache reden (Livingstone im Journal R. geogr. Soc. XXI, 23 und XXII, 164). In ähnlicher Weise läßt sich an allen Völkern die wir auf der untersten Stufe der Menschheit in leiblicher und geistiger Beziehung finden, nachweisen daß sie im tiefsten materiellen Elend leben. Dahin gehören namentlich die Eingeborenen von Feuerland und Neu-Holland. Jene bewohnen eine wilde äußerst gebirgige Felsenküste, welche zum Theil sogar der freien Bewegung große Hindernisse darbietet, so daß sie genöthigt sind den größten Theil ihres Lebens in ihrer Hütte oder im Kahne sitzend zuzubringen, wovon krumme dünne Beine die natürliche Folge sind (Wilkes, Narr. of the U. St. Expl. Exped. Philad. 1845. I,

124). Von Kälte und Hunger haben sie viel zu leiden. Indessen ist es trotz ihres elenden Aussehens höchst wahrscheinlich daß sie den kräftigen Araucanern stammverwandt sind, mit denen sie d'Orbigny ungeachtet der nicht unbedeutenden Verschiedenheiten zwischen beiden, in Rücksicht ihrer Körperbildung zusammenstellt, während sie in ihren Sitten mit den noch viel unähnlicheren Patagonern Uebereinstimmungen zeigen. Auch auf die äußere Aehnlichkeit der Feuerländer mit den Eskimos hat man mehrfach aufmerksam gemacht, in welchem Falle sich nur daran denken läßt daß die Einwirkung von Klima und Lebensweise zu einer gewissen Analogie der leiblichen Bildung hingeführt hätte. Neu-Holland ist bekanntlich zum großen Theil schlecht bewässert und ohne größere Jagdthiere: es stehen unter den Stämmen der Eingeborenen auch hier die am schlechtesten genährten leiblich und geistig am tiefsten: je weiter man von Port Jackson aus nach Norden geht, nach Port Macquarie, Clarence, Moreton und Rockingham Bay, Port Essington, desto bessere leibliche und geistige Begabung trifft man bei den Eingeborenen an (Hodgson, Reminiscences of Austr. 1846 p. 254; King, Narr. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Austr. 1827. I, 203; Leichhardt, Tageb. einer Landreise in Austr. 1851. S. 415 f.). Die im östlichen Theile des Binnenlandes wohnenden sind oft dem Hunger ausgesetzt, finden nur sparsam Känguruhs und Muscheln zur Nahrung, die Anwohner des Lynd- und Mitchell-Flusses und des Golfs von Carpentaria besitzen dagegen Fische in Menge und zeigen sich nicht so furchtsam und scheu wie jene, sondern sind dem Verkehr weit geneigter (Leichhardt S. 250 und sonst). Auch die von Australia felix sind leiblich und geistig besser begabt als die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales (Byrne, Twelve years' wanderings in the Br. colonies. 1848. I, 365). So wenig man bisher auch bezweifelt hat daß die Bewohner von Neu-Holland sämmtlich eines Stammes sind, finden sich doch bedeutende Verschiedenheiten der Körperbildung unter ihnen, die man demnach hauptsächlich von Nahrung und Lebensweise wird ableiten müssen. Die unverhältnißmäßig langen und hageren Arme und Beine der Eingeborenen von Neu-Süd-Wales sind nicht allgemein, im Nordwesten finden sich große musculöse Menschen (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1841. I, 232). Namentlich am Darling giebt es große Verschiedenheiten der Züge wie der Farbe (Mitchell, Three expedd. into the Interior of Eastern

Austr. 1838. I, 211). Das Haar ist bei Einigen schlicht, bei Andern wollig oder lockig, bei noch Andern kraus (Hale a. a. O. 106, Wilkes a. a. O. II, 185, Hodgson 223, Dampier, Nouv. voy. autour du m. 1701. II, 141). Außer der gewöhnlichen kleinen Stirn finden sich auch zurücklaufende Stirnen, namentlich im Westen und im Innern (Stokes, Discoveries in Austr. 1846. I, 89; Sturt, Narr. of an exped. into Central. Austr. 1849, II, 135), in der Gegend von Port Stephens bisweilen auch solche von europäischer Form (Dawson, the present state of Austr. 1830. p. 339). Aehnliche Verschiedenheiten kommen auch in der Gestalt der Nase vor.

Man hat behauptet daß ein Volk bei vorwiegend animalischer Kost kräftiger und kühner, dabei aber auch leidenschaftlicher und unlenksamer werde, daß es sich überhaupt leiblich und geistig besser entwickele als bei Pflanzenkost. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen ist diese Ansicht, welche Foissac (Ueber den Einfl. des Klima's. 1840. S. 197) bekämpft hat, ohne Zweifel unrichtig, denn man vergißt dabei, daß die erste Bedingung für leibliches und geistiges Wohlbefinden nicht sowohl die große Nahrhaftigkeit der Speisen als vielmehr ihre volle Angemessenheit zu dem besonderen Bedürfniß des Organismus ist, welches letztere sich vor Allem nach dem Klima und dann nach der Größe und Art der Leistungen richtet die ihm zugemuthet werden. Bedarf es zur Erhaltung derselben Körperkraft im Winter und in kalten Klimaten wegen des stärkeren Verbrauches sehr reichlicher und substanzieller, daher durchaus animalischer Kost, so erreicht der Bewohner der heißen Zone dasselbe mit einem kleinen Quantum vegetabilischer Nahrung. Selbst der Arbeiter sättigt sich in Benguela mit einer Hand voll Maniokmehl vollkommen (Tams, Die portugies. Besitzungen in Südwest-Afr. 1845. S. 56), der Kru-Neger bleibt höchst muskelkräftig und ausdauernd in den anstrengendsten Arbeiten bei rein vegetabilischer Kost, namentlich Reis; dasselbe gilt von den Bewohnern von Yarriba (Köler, Einige Notizen über Bonny. 1848. S. 57; Lander, R. zur Erforsch. des Niger. 1833. I, 81), wogegen bekanntlich die Engländer die feuchte Hitze tropischer Klimate hauptsächlich deshalb weit weniger vertragen als Portugiesen Spanier und selbst Franzosen, weil sie von ihrer Fleischkost und den hitzigen Getränken nicht abzulassen pflegen. Nur in Brasilien scheinen die Portugiesen hiervon eine Ausnahme zu machen: sie genießen dort Fleisch, Fische und geistige Ge-

tränke in Menge ohne Schaden, wie es scheint — doch mag allerdings ihre körperliche und geistige Schlaffheit hiermit in nahem Zusammenhange stehen. Der Eskimo bedarf zu seinen Mahlzeiten bedeutende Quantitäten Fleisch, Fett, Thran, Talg u. s. f.; massenhafter Genuß schwerer Nahrungsmittel aber muthet den Verdauungsorganen eine so große Arbeit zu, daß sich das geistige Leben zu höherer selbstständiger Regsamkeit und Lebendigkeit nicht entwickeln kann, wenn er auch etwas minder schädlich wirken mag als die Consumtion großer Mengen zu wenig nahrhafter Speisen.

Wenn man sich darauf beschränkt den Engländer mit dem Irländer, den Europäer überhaupt mit dem Reis essenden Hindu und Javanen oder selbst dem Chinesen zu vergleichen, der nur wenig Fleisch genießt, so kann es allerdings den Anschein gewinnen daß animalische Kost vorzugsweise zu höherer kräftigerer Entwickelung des Geistes und Charakters befähige. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man umfassendere Vergleichungen anstellt. Die südafricanischen Völker können auf die Dauer animalische Nahrung nicht entbehren (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811, I, 110). Die Hottentotten und Kaffern, die mit Vorliebe gleich den Völkern in kälteren Klimaten Talg und Fett massenhaft genießen (Thunberg, R. durch e. Theil v. Europa, Afr. u. Asien. 1792, I, 175; Gardiner, Narr. of a journey to the Zoolu-country. 1836, p. 175), sind in Rücksicht auf geistige Regsamkeit und Charakter äußerst verschieden voneinander. Geistige Trägheit, friedliches Wesen, Gutmüthigkeit und Arglosigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften der ersteren schon bei der Ankunft der holländischen Kolonisten am Kap im 17. Jahrhundert, und doch waren sie, wie noch jetzt die kriegerischen Kaffern, ein großentheils von Milch lebendes Hirtenvolk das zahlreiche Heerden besaß. Gleich ihnen sind die Buräten und viele anderen der sibirischen Nomadenvölker klein und schwächlich bei ganz animalischer Nahrung (Pallas). Der größte Theil der Südseeinsulaner dagegen, zwar starke Esser, aber fast nur von Vegetabilien und Fischen lebend, obwohl sie auch Fett gern verzehren (Moerenhout, Voy. aux îles du gr. Océan. 1837, I, 120), ist geistig sehr aufgeweckt und vortrefflich begabt, viele von ihnen in hohem Grade kriegerisch. Die wildesten und zugleich befähigtsten von allen, die Fidschiinsulaner, leben fast ganz von Vegetabilien, namentlich von Yamswurzeln. Die Bewohner von Neu-Caledonien sind groß

wohlproportionirt und kräftiger als die der Neuen Hebriden, obgleich sie nur wenige Hühner und selbst zum Theil nur kärgliche Pflanzenkost besitzen (Forster, in d. Samml. d. Reisebeschr. XXII, 71). Die Mohav-Indianer am Colorado in Nordamerica sind athletische Menschen bei ausschließlich vegetabilischer Nahrung (Sitgraves im Bullet. soc. géogr. 1855. I, 379). Nach diesen Beispielen, die sich leicht noch vermehren ließen, wird man nicht mehr geneigt sein mit Lesson (a. a. O. 128) die Pflanzenkost der Bewohner von Ualan (Mikronesien) als Ursache ihrer Weichlichkeit und Friedfertigkeit anzusehen, noch auch anderwärts einen Zusammenhang dieser Art anzunehmen, wie z. B. Gerdy und Lucas (a. a. O. II, 474) thun.

Die Fähigkeit sich mit tauglichen, in genügender Menge vorhandenen Speisen, von welcher Art sie auch sein mögen, kräftig zu ernähren, scheint außer von klimatischen Verhältnissen hauptsächlich von der Gewöhnung des Organismus abzuhängen, die sich mit der Stammeseigenthümlichkeit zu vererben pflegt, nachdem diese letztere sich mit den Naturbedingungen, auf deren Boden sie sich entwickelte, bereits vollständig in's Gleichgewicht gesetzt hat. Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß der so vielfach von der Natur bevorzugte Europäer auch in Rücksicht der vegetabilischen Kost, die ihm in größter Menge zu Gebote steht, durch seine Getreidearten insofern günstiger gestellt ist als die Bewohner der übrigen Erdtheile, als diese bei gehöriger Zubereitung leichter verdaulich und zugleich nahrhafter sind als die vorwaltende vegetabilische Kost des eingeborenen Americaners, der Mais, als der Cus-cus und die Hirse des Africaners und selbst der Reis des Asiaten, welche daher in größeren Quantitäten verzehrt werden und deshalb minder vortheilhaft auf das leibliche und geistige Leben zurückwirken müssen.

Fernere Beweise von dem großen Einfluß den Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben, liefern die americanischen Indianer. So wenig zweifelhaft es ist daß die im Westen des Felsengebirges zu derselben Hauptabtheilung des Menschengeschlechtes gehören wie die im Osten — namentlich die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sehen denen sehr ähnlich welche ehemals den östlichen Theil der Vereinigten Staaten inne hatten — so stehen sie doch sowohl leiblich als geistig hinter den östlichen Indianern zurück: ihre Hülfsquellen sind geringer, ihre Nahrung und Lebensweise ärmlicher (Hale

a. a. O. 199). Alle reinen Fischervölker dieser Gegenden sind schwächlicher als ihre Stammverwandten und wenig unternehmend, weil ihnen die Gewohnheit angestrengter Thätigkeit abgeht, die den Jägervölkern eigen ist: so die Takhalis oder Carriers im Norden von Neu-Caledonien, die Fischervölker am Columbia, die Obercalifornier der Küste, die nur 5½ Fuß hoch, dabei schlank kleiner und schwächlicher sind als die von der Jagd lebenden Bewohner der Thäler im Innern (Farnham, Trav. in the Californias. New-York 1844. p. 364). Zu den schwächlichsten und elendesten Menschen gehören die Paiuches am nördlichen Colorado und in der Gegend nach dem großen Salzsee hin (ebendas. 376 ff.). Die Schoschonies leben in einem fast wüsten Lande mit sehr wenigem Wilde (Büffel giebt es nur in der Nähe des Felsengebirges), sie werden nur fett zur Zeit des Lachsfanges, im Winter und Frühling aber wieder mager (Wyeth bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes, I, 206). Auch die Körpergröße der Eskimos ist je nach dem Reichthume ihres Landes sehr verschieden (Seemann, R. um d. W., 1853 II, 53). Zeigt der americanische Indianer im Allgemeinen keine Anlage zum Fettwerden, so findet sich eine solche doch ausnahmsweise bei den Moxos in Südamerica, welche durch den Betrieb von Landbau und Schifffahrt neben der Jagd und Fischerei ein mehr geschütztes und gesichertes Leben führen (d'Orbigny).

Kaum bei irgend einem Volke soll sich ein größerer, durch Nahrung und Lebensweise hervorgerufener Unterschied zeigen als bei den Jakuten: die in den Wiesen an der Südseite des Gebirges leben in Wohlstand, sind 5' 10" — 6' 4" groß, wohlgebaut, stark und gewandt, wogegen die nördlichen unter mittelgroß, verkümmert sind und von ungesunder Farbe (Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. russ. Asien u. Am. 1803, S. 122). Ein ähnlicher Unterschied findet zwischen dem Wandervolke der Rennthier-Tschuktschen und dem an der Küste festsitzenden Tschuktschenstamme statt, über welchen sich jener die Superiorität anmaßt (ebendas. S. 233, Wrangell, Statist. und ethnogr. Nachrichten über d. russ. Besitzungen im Am., Petersb. 1839, S. 59). Die Araber sind in ihren Lebensgewohnheiten sehr verschieden und ihre physischen Eigenthümlichkeiten haben sich dem entsprechend gestaltet, wie sich schon in Aegypten zeigt. In kälteren Gegenden sind sie hell (gelb im Hedschas, weiß in Algerien und Aleppo sagt d'Escayrac, Die afric. Wüste u. das Land d. Schwarzen. 1855, S. 185), in

Mekka sind sie gelbbraun und haben weder die Adlernasen noch die schönen Züge der Beduinen, in Jemen sind die Nasen von gerader griechischer Bildung. In Hauran (südlich von Damascus) sind die Araber meist von kurzer Statur, schmalem Gesicht, dünnem Bart, während die Fellahs größer und derber sind, starken Bart, aber einen weniger scharfen und feurigen Blick besitzen: ein Unterschied der wohl als Folge der Lebensweise angesehen werden muß, da er vor dem 16. Jahre noch nicht bemerkbar ist (Ritter, Erdk. XV, 990). Die Beduinen mitten in der Wüste besitzen negerähnliches fast wolliges Haar, in Nubien südlich von Dongola leben Araber von glänzend schwarzer Farbe, die sich gleichwohl mit Negern nicht mischen (Prichard, IV, 590 ff.). Die Sheighia in Nubien sind glänzend dunkelschwarz (Waddington and Hanbury, Journal of a visit to some parts of Ethiopia. 1822, p. 122 not.), die schönsten Leute im Orient, die Türken nicht ausgenommen (wie es ebendas. p. 194 heißt). Indessen bemerkt Hoskins (Trav. in Ethiopia. 1835, p. 128), der sie schwarzbraun nennt, daß sie bisweilen weitere Nasenlöcher und dickere Lippen hätten als die Europäer, was den Gedanken an eine Vermischung mit Negern nahelegt.

Daß insbesondere die Größe des Körpers wesentlich von der besseren oder schlechteren Ernährung abhängt, hat Milne Edwards (Elémens de zoologie, p. 254; vgl. auch S. Geoffroy St.-Hilaire in Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen, 1833, Nr. 775, S. 72) durch mehrere Beispiele zu beweisen gesucht. Es zeigt sich dieß an den statistischen Angaben über Körpergröße die den verschiedenen Arrondissements von Paris und den verschiedenen Departements von Frankreich entnommen sind. Eine interessante Bestätigung liefert dafür auch das französische Soldatenmaaß. Es betrug vor 1789 5' 1", für die Reiterei 5' 3". Hat sich zwar vom J. 1816 an nach den Napoleonischen Kriegen unter dem Einflusse des Friedens die mittlere Köpergröße der Franzosen zunächst, wie es scheint, etwas gehoben, so mußte das Soldatenmaaß 1818 doch auf 4' 9" herabgesetzt werden, 1830 trat eine weitere und 1848 eine nochmalige Ermäßigung desselben ein, weil sich nicht mehr die nöthige Anzahl von Leuten von der gesetzlichen Größe vorfand (A. Allg. Ztg. 1852, Nr. 22 Beil.). Daß die Entwickelung, des Rumpfes wesentlich durch die Uebung der Muskeln bedingt ist geht aus den vergleichenden Messungen hervor, die Quetelet an Euro-

päern Kaffern und Ojibbeways im Gegensatze zu Negersklaven angestellt hat (Bullet. de l'acad. des sc. de Belgique, tome XX). Auch auf die Form des Beckens übt die Lebensweise einen bedeutenden Einfluß aus. Während die malaiischen und japanischen Frauen ein verhältnißmäßig weites Becken von großen Durchmessern haben und leicht gebären, besitzen die Chinesinnen öfters hohe schmale Becken, was sich nur der sitzenden Lebensart mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben läßt, da auch bei Malaiinnen und Japanerinnen von hoher Abkunft schwere Geburten vorkommen (Allg. medic. Centralztg. 1853, Nr. 6, S. 37 nach Epp). Ob ein ähnlicher Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern auch in Europa hier und da etwa als Regel stattfindet, wäre einer näheren Untersuchung nicht unwerth.

In noch stärkerem Maaße tritt die Macht des Einflusses welchen Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben da hervor, wo mit der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten noch eine Verschiedenheit der socialen Verhältnisse, eine Abstufung der Stände und eine Absonderung der einzelnen Klassen der Bevölkerung voneinander in Verbindung steht. Durch ihr Zusammenwirken mit den Unterschieden der Nahrung und Lebensweise erzeugt sie bei stammverwandten und einander ursprünglich in jeder Hinsicht ähnlichen Menschen in Folge ungleicher Cultur des leiblichen und geistigen Lebens allmählich eine immer größere Ungleichheit in der Entwickelung ihrer inneren und äußeren Charaktere. Hierher gehören die auffallenden Unterschiede die sich unter den finnischen Völkern finden, so wie diejenigen welche unter den verschiedenen Kasten und Ständen in Indien und Polynesien bestehen. Es ist von ihnen schon die Rede gewesen, sie verdienen aber hier insofern eine wiederholte Erwähnung, als außer Nahrung und Lebensweise namentlich auch die socialen Verhältnisse zu ihnen mitwirken: auf der einen Seite, beim Adel, das Bewußtsein unantastbarer Superiorität, zu welchem in Polynesien sogar noch der Glaube an eine unmittelbare Gemeinschaft mit den Göttern und die religiöse Verehrung kommt welche die Aristokratie genießt; auf der andern, beim Volke, das Bewußtsein zum Dienen geboren, oder, bei einzelnen Kasten, sogar unrein und ausgestoßen zu sein, das lebenslange Gefühl der völligen Werthlosigkeit der eigenen Existenz. Aehnlich waren die Verhältnisse auch im alten Inka-Reiche: der Adel war wie in Polynesien und wie die höchste Kaste in Indien im Besitze alles Wissens

und aller Geistescultur, die daher mit seiner gänzlichen Ausrottung durch die Spanier spurlos verschwinden mußte. Analoge, wenn auch in Folge geringerer Exclusivität minder scharf ausgeprägte Unterschiede zwischen Adel und Volk finden sich überall. Unter den Kurden, der türkisch-persischen Grenze entlang, unterscheidet der Reisende leicht die Kaste der fast als Sklaven lebenden Landbauern an ihrer friedlich regelmäßigen, oft ganz griechischen Physiognomie von der höheren Kaste der Krieger (Prichard, IV, 68). Die letzteren haben grobe eckige Züge, starre graue oder blaue Augen. Indessen zeigen sich auch sprachliche Verschiedenheiten zwischen beiden Kasten: die der Ackerbauer steht sprachlich den Persern näher als die der Krieger. Daher ist Stammverschiedenheit zwischen beiden nicht unwahrscheinlich (Ritter, Erdk. IX, 570 f. u. 622). Bei den Bechuanas von Littaku zeichnen sich die höheren Stände durch hellere Farbe, bedeutendere Körpergröße und mehr europäische Züge aus (Philip, Researches in South Africa. 1828, II, 128). So mildern sich auch bei Chinesen die mehrere Generationen hindurch in Wohlstand und Bildung gelebt haben, die Eigenthümlichkeiten der mongolischen Raçe und machen edleren Zügen Platz (Epp, Schilderungen aus Holländisch-Indien. 1852, S. 168).

Wie die Nöthigung verschiedene Lebensgewohnheiten anzunehmen zur Ausprägung verschiedener innerer und äußerer Charaktere führt, zeigen ferner die Bewohner von Wojjerat im Südosten von Tigre. Sie sollen die Nachkommen der portugiesischen Soldaten sein, die sich im 16. Jahrhundert (1542?) hier niederließen. Zwar ist dies von Combes et Tamisier (Voy. en Abyss. IV, 319) bezweifelt worden, doch sagt wenigstens noch Poncet in seiner Reise vom J. 1698 von ihnen, man erkenne sie leicht, sie seien die sog. weißen Abessinier (Allerhand lehrreiche Brief v. d. Mission. der Ges. Jesu od. d. neue Welt-Bott. Augsb. 1726. III, S. 100). In dem gemäßigten Klima dieses Berglandes von rohen Völkern umgeben und durch sie zu vielfachen Kriegen genöthigt um sich unabhängig zu erhalten, sind sie zu einem stolzen athletischen Geschlechte geworden, kräftiger als die Mehrzahl der Eingeborenen; sie stehen insofern in einem auffallenden Gegensatz zu den von Kaufleuten stammenden Portugiesen, die in Ostindien in ungesunden Gegenden bei ausschweifendem Leben zu Schwächlingen und unkräftiger als die die dortigen Eingeborenen geworden sind (Salt, Voy. to Abyssinia. 1814, p. 274 not.). Die Fulahs im Süden von Bornu, von

einfacherer Lebensweise als ihre weiter im Westen wohnenden Stammverwandten, eingeengt zwischen Völkern, die auf einer bedeutend niedrigeren Culturstufe stehen als sie selbst, noch einfache anspruchlose Rinderhirten ohne das stolze Bewußtsein von Eroberern und Reformatoren das die westlichen Fulahs besitzen, sind ein kleiner Menschenschlag und haben außer den kleinen Gesichtszügen Händen und Füßen, der hohen Stirn und dem schlanken Wuchs nur geringe Aehnlichkeit mit denen des Westens (Barth, Reisen u. Entdeckungen, II, 476). Ueberhaupt entspricht, wie wir anderwärts zeigen werden, das sehr verschiedene Aeußere der in Inner-Afrika so weit verbreiteten Fulahs, ziemlich genau den verschiedenen Culturstufen und socialen Verhältnissen in denen sie leben, ohne daß sich dieß hinreichend aus Vermischung mit Negervölkern erklären ließe. Zwischen den Bewohnern der südlichen und nördlichen Kingsmill-Inseln (Mikronesien) findet eine große Verschiedenheit im Aeußeren wie im Charakter statt, obwohl man sonst keinen Grund zu der Annahme hat, daß sie verschiedene Völker seien; die letzteren aber leben in Frieden und haben mehr als hinreichende gute Nahrung, während in Bezug auf beides das Gegentheil von den ersteren gilt (Wilkes, Narr. of the U. St. Explor. Exped. Philad. 1845, V, 107).

Der Beweis für die Macht solcher Verhältnisse, welchen man von den Barābra in Nubien herzunehmen geneigt sein möchte, ist dagegen Einwürfen ausgesetzt die sich schwerlich beseitigen lassen. Die Barabra werden als glänzend dunkelschwarz, sonst aber durchaus nicht als negerähnlich beschrieben: sie haben dünnes kleinlockiges, aber nicht wolliges Haar, spitzige Nase mit weiten Löchern, großen Mund, doch nur mäßig dicke Lippen. Gleichwohl reden sie nach Rüppel (R. in Nubien, Kordofan. 1829, S. 126 ff.) eine Negersprache, die sich mit ihren Dialekten über die ganze Strecke von Dongola nach El Obeid, bis nach Kordofan ausbreitet. Diese Sprache herrscht auch in Darfur (Burckhardt, R. in Nubien. 1820, S. 486), und es scheint daher (wie Cooley, Negroland of the Arabs. 1841, p. 118 not. nach Ibn Khaldun angiebt) jenes Volk der Barabra von Negerabstammung zu sein, wie die eingeborene Bevölkerung von Kordofan und Darfur selbst, sich aber in Folge von Ackerbau, Handel und höherer Cultur überhaupt in seinen äußeren Formen allmählich veredelt zu haben, wie dieß auch von andern Negervölkern als Wirkung der Einführung des Islam

mehrfach behauptet wird (vgl. Prichard, II, 342 ff.). Indessen steht dieser Ansicht entgegen daß die Nubier als sehr schöne, nicht negerähnliche Menschen von den älteren arabischen Geographen (Isthakri, p. 21 cod. Goth., Idrisi trad. p. Jaubert, I, 25) auf das Bestimmteste bezeichnet werden, daß insbesondere die jetzige Provinz Berber schon unter dem vierten Khalifen nach Mohammed von Ababja-Arabern die aus Jemen herüberkamen, erobert worden und die heutigen Barabra aus Mischung mit diesen entsprungen sein sollen (Hoskins a. a. O. S. 200), wie ihr Land überhaupt offenbar zu denen gehört wo eine vielfache und zum Theil sehr durchgreifende Vermischung von Negervölkern mit Abessiniern und Arabern stattgefunden hat. Endlich bemerken wir noch, daß Lepsius (in d. Bericht über d. Verh. der Preuß. Akad. 1844, S. 382) in ganz Darfur und dem größten Theile von Kordofan die Kundschara-Sprache als die herrschende bezeichnet, die ein der Nuba-Sprache ganz fremdes Neger-Idiom sei, während jene vielleicht noch zu den kaukasischen (semitischen?) Sprachen gerechnet werden dürfe. Hiermit übereinstimmend, wie es scheint, zählt Russegger (R. in Europa, Asien u. Afr. 1843, II, 3, 192) und auch Brehm (a. a. O. I, 72) die Barabra zu den äthiopischen (abessinischen) Völkern, indem er zugleich auf sprachliche Aehnlichkeiten hinweist die für diese Ansicht sprechen sollen.

Viele der bisher angeführten Beispiele haben uns die bedeutenden Veränderungen kennen gelehrt, welche durch die Verbindung verschiedener Nahrung und Pflege des Leibes mit verschiedener Stellung im socialen Leben entstehen. Wie sich aber an eine Ungleichheit der letzteren zugleich auch eine solche in den sämmtlichen Lebensgewohnheiten zu knüpfen pflegt, so ist in den meisten Fällen auch eine entsprechend verschiedene Cultur des geistigen Lebens mit ihr verbunden. Indem wir jetzt dazu übergehen die Wirksamkeit dieser letzteren, der psychischen Einflüsse, auf das Aeußere des Menschen einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, drängt sich uns die Bemerkung auf daß auch hier eine Absonderung der besonderen Einflüsse, welche jene einzelnen Factoren ausüben, nicht leicht gelingen wird, denn bei allen oder doch bei der großen Mehrzahl von physischen Veränderungen welche durch die längere Fortdauer psychischer Einflüsse hervorgerufen

werden können, geschieht ihre Wirkung in gleichem Sinne und in gleicher Richtung mit der Wirkung, welche von der Ernährung und der Lebensweise ausgeht. Reichliche Nahrung nämlich und bequemes äußeres Leben pflegen überall mit einem bleibenden Gefühle der Sicherheit in der Beherrschung aller Lebensverhältnisse, mit einer Festigkeit der socialen Stellung und (wo von Unterschieden der Bildung innerhalb desselben Volkes die Rede sein kann) einem relativ hohen Maaße von geistiger Cultur verbunden zu sein, welche sämmtlich auf die Ausbildung des Körpers günstig zurückwirken, wogegen es in gar manchen Fällen am Tage liegt, daß Hunger Schmutz und äußeres Elend ebensosehr als Verdummung und allmählich eingetretene vollständige Stumpfheit des Geistes, Gleichgültigkeit und Energielosigkeit selbst der eigenen dringenden Noth gegenüber, im Bunde mit einem fortdauernden schweren Drucke der socialen Verhältnisse, dazu beigetragen haben die Entwickelung des Leibes zu hemmen und der Verkümmerung preiszugeben.

Je weiter ein Volk in seiner geistigen Ausbildung noch zurück ist, desto vollständiger steht es, ebenso wie der Einzelne, unter der Herrschaft der äußeren Lebensverhältnisse und der Naturumgebung. Diese wirken theils direct, wie wir gesehen haben, auf die Organisation ein, theils indirect, indem sie die Hauptbeschäftigungen Interessen und Leidenschaften der Menschen mitbestimmen und dadurch die eigenthümlich nüancirten Gefühle von Kraft und Gesundheit oder von Ohnmacht Unsicherheit und mangelndem Selbstvertrauen, die so mächtig wirkenden individuellen Lebensgefühle mitbedingen, die dem Geist eine gewisse ständige mittlere Haltung verleihen und ihren entsprechenden Ausdruck in der leiblichen Sphäre finden. Sind nun alle Lebensverhältnisse von sehr einfacher Art und richtet sich die innere Thätigkeit bei einem ganzen Volke gleichförmig und fast ausschließlich auf die Befriedigung physischer Bedürfnisse, so werden wir bei ihm auch eine große äußere Aehnlichkeit der Individuen erwarten, denn geringe Regsamkeit des Geistes und gleichförmige Ausprägung der Gemüthseigenschaften drückt auch dem Gesichtsausdruck und der ganzen leiblichen Bildung den Stempel der Einförmigkeit auf und läßt sie nur wenig nüancirt erscheinen: größere Unterschiede und reiche Mannigfaltigkeit werden sich hierin erst bei höher entwickelten Völkern zeigen.

Wie schon die Römer die alten Germanen einander alle sehr ähnlich fanden, so geht es gewöhnlich dem civilisirten Europäer mit den soge-

nannten Wilden. Mangel an Uebung des Auges mag freilich oft hauptsächlich den Reisenden zu einem solchen Urtheile bestimmen, wie z. B. wenn Kendall (Narr. of an exped. across the prairies, 1845. II, 363) von den Mexicanerinnen sagt, daß sie den Fremden alle als sehr ähnlich erscheinen, weil sie sämmtlich bei gleicher Kleidung schwarzes Haar, dunkle glänzende Augen und sehr regelmäßige Züge haben; doch würde selbst jener Mangel kaum diese Folge haben können, wenn nicht die Unterschiede an welche das Auge des civilisirten Menschen in seiner Heimath gewöhnt ist, wirklich bedeutender wären als diejenigen welche er bei uncultivirten Völkern meistens vorfindet. Bekannt und viel besprochen ist die Aeußerung Ulloa's (Physikalische und histor. Nachr. v. Am., Lpz. 1781. II, 92 f.) daß wer einen eingeborenen Americaner gesehen hat, alle gesehen habe. Schon Molina hat dieß als lächerliche Uebertreibung gerügt und bemerkt, man habe sich durch die Aehnlichkeit der Hautfarbe verführen lassen; alle von ihm selbst gesehenen Stämme besäßen auch deutlich verschiedene eigenthümliche Züge und ein Chilese sei z. B. von einem Peruaner nicht weniger verschieden als ein Italiener von einem Deutschen. So hebt auch Hale (a. a. O. 199) hervor, daß keine zwei europäischen Völker sich so stark im Aeußeren von einander unterscheiden als die Indianer ober- und unterhalb der großen Fälle des Columbia. Aehnlich spricht sich Lavaysse aus (R. nach Trinidad Tabago und Venezuela in Bertuch's N. Bibl. V, 1816. S. 187) über die Chaymas und Parias in Süd-America im Vergleich mit den nordamericanischen Indianern. Sogar Europäer erkannten einen bei den Dacotahs eintretenden Assineboin, trotz der nahen Stammverwandtschaft jener zu diesen, sogleich als Fremden (Keating, Narr. of an exped. to the source of St. Peter's River. 1825. I, 388). Doch es ist unnöthig die Beweise dafür zu häufen, daß (wie jetzt allgemein bekannt ist) die Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen von America zum Theil sehr bedeutend sind, zumal da man Ulloa sehr Unrecht damit gethan hat ihm die gegentheilige Behauptung aufzubürden, denn er sagt nur, es finde in Bezug auf Hautfarbe und Körperbau eine große Aehnlichkeit statt, die Gesichtszüge aber und noch mehr die Körpergröße seien ziemlich verschieden. Die Sache verhält sich so, daß die einzelnen Völker meist ohne Schwierigkeit sich von einander unterscheiden lassen, während allerdings eine sehr große Aehnlichkeit unter den Individuen die demselben

Volke angehören, zu herrschen pflegt. (Letzteres heben Humboldt und Bonpland, R. i. d. Aequinoctialgeg. II, 192 und Rengger, Naturgesch. d. Säugeth. v. Paraguay S. 6 hervor.) Beides ist nicht selten mit einander verwechselt worden. Die große Einförmigkeit der Erscheinung die sich an den Eingeborenen von America im Ganzen zeigt, ist zwar auch von A. v. Humboldt und von Morton noch behauptet worden, welcher letztere nur die Eskimos davon ausnimmt, beruht aber auf einer leicht erklärlichen Täuschung. Es besteht eine solche Einförmigkeit fast durchgängig nur in Rücksicht der näheren Stammverwandten, daher es allerdings als seltene Ausnahme in America erscheint, daß die Gesichtszüge der Botokuden so mannigfaltig und verschieden sind als bei Europäern (Prinz Maximilian zu Wied, R. nach Brasil. 1820. II, 4). Eine zweite Ausnahme dieser Art machen die Indianer am Orinoco (Humboldt und Bonpland, R. in d. Aeq. III, 493). Es ist sogar vielfach von Reisenden bemerkt worden daß es oft schwer sei an den Gesichtszügen Männer und Weiber in America zu unterscheiden. Dasselbe behauptet Pickering (the races of man. 1849. p. 15) von der mongolischen Raçe überhaupt, und wenigstens von manchen Negervölkern gilt dasselbe, da es Mollien (R. in d. Innere v. Afr. 1820. S. 383) von den Balantes im Süden des Gambia anführt. Huschke (Schädel, Hirn und Seele, S. 48) bemerkt überdieß daß der Unterschied der Geschlechter in Rücksicht der Schädelcapacität beim Neger am geringsten sei und von diesem bis zum Europäer allmählich immer beträchtlicher werde. Wie de Hell (Trav. in the Steppes of the Caspian.) bei den mongolischen Stämmen am Caspischen Meere eine große Aehnlichkeit unter den Individuen desselben Volkes fand, so ist eine solche für die Eingeborenen von Süd-America auch von d'Orbigny bestätigt worden, der sehr richtig diese gleichmäßige Erhaltung desselben Typus auch noch dadurch motivirt, daß sich die verschiedenen Völker nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Man kann kaum in Zweifel darüber sein daß diese große physische Aehnlichkeit bei den Eingebornen vorzüglich aus mangelhafter Ausprägung geistiger Individualität, aus dem tiefen Stande der Geistesbildung überhaupt entspringt. Bei barbarischen Völkern (bemerkt Humboldt, Neuspanien I, 116) findet sich mehr eine Stamm- und Hordenphysiognomie als eine individuelle. Will man diese Erscheinung auch nicht geradezu als eine größere Thierähnlichkeit bezeichnen, so liegt

doch zum Vergleiche die Bemerkung nahe, daß auch bei unseren Hausthieren größere Unterschiede im Aeußeren als bei ihren wilden Stammeltern erst gleichzeitig mit den Verschiedenheiten in der Entwickelung ihres psychischen Lebens aufzutreten scheinen, die von den besonderen Beziehungen abhängen in welche sie zum Menschen treten. Zwar schreibt Köler (Notizen über Bonny. 1848. S. 91) den Individuen desselben Negerstammes eine ebenso große Mannigfaltigkeit der leiblichen Bildung zu als sich bei europäischen Völkern finde, doch ist dieß (abgesehen von Mischvölkern) schwerlich in größerer Ausdehnung richtig, da wenigstens die Gleichförmigkeit der Gemüthseigenschaften innerhalb desselben Negervolkes außer Zweifel steht; denn der Sklavenhändler in Ober-Aegypten (Schendy) erkundigt sich nur nach der Heimath des Sklaven genau, nicht nach seinen Charaktereigenschaften, weil eine lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Differenz der Individuen desselben Stammes in dieser Hinsicht im Ganzen von weit geringerer Bedeutung ist als die Abstammung: so gelten die Nubas und Gallas für sehr treu, die aus dem nördlichen Abessinien für verrätherisch und boshaft, die meisten der übrigen hält man für treue gute Haussklaven, doch wenig tauglich zu körperlicher Arbeit, die von Fertit für wild und rachsüchtig (Katte, R. in Abyssin. 1838. S. 131; Burckhardt, a. a. O. S. 423, 447). Wenn Burmeister (Geol. Bilder. II, 101) von großen individuellen Verschiedenheiten der Physiognomie bei den Negern spricht, so ist auch dieß hauptsächlich wohl von nationalen Zügen zu verstehen, da sich ihm zur Beobachtung in Brasilien Individuen von verschiedenen Negervölkern darboten, deren Unterschiede um so stärker hervortreten mußten, da sie unmittelbar nebeneinander gestellt werden konnten. Bei den im Vergleich mit den Negern geistig so viel höher stehenden und lebendigeren Polynesiern und namentlich bei den begabtesten unter ihnen, den Fidschiinsulanern, sind die Individuen desselben Stammes physiognomisch fast so verschieden als die Bewohner irgend eines europäischen Landes (Hale, a. a. O. S. 10, 48).

Spricht die Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung, welche bei uncultivirten Völkern vorzuherrschen pflegt, für einen bedeutenden Einfluß des geistigen Bildungsgrades auf die leibliche Gestalt, so dürfen wir um so weniger unerwähnt lassen, daß es außer geistiger Unbildung noch eine zweite Quelle zu geben scheint aus welcher eine solche Gleichförmigkeit entspringt. Eine Assimilation der Gesichtszüge, der Kör-

verhaltung und der Bewegungen auf psychologischem Wege, nämlich durch unwillkürliche Nachahmung, mag innerhalb der einzelnen Familien und größeren Gemeinschaften ganz ebenso vielfach stattfinden, als sich eine solche in der Aneignung sprachlicher Ausdrücke und Wendungen und so vieler kleinen Lebensgewohnheiten zeigt, und es wächst daher wohl auch aus diesem Grunde die Gleichförmigkeit eines Volkes im Aeußern immer um so mehr, je abgeschlossener und verkehrsloser es für sich lebt. In den Clans der Schotten z. B. sind die Familienähnlichkeiten so kenntlich und auffallend wie sonst nirgends (Jarrold, Anthropologia or diss. on the form and colour of man. 1858, p. 112). Eine solche Assimilation zeigt sich oft in besonders hervorstechender Weise an Einzelnen die eine lange Reihe von Jahren unter einem stammfremden Volke zugebracht, dessen Sitten und Lebensart angenommen und sich geistig in dasselbe hineingelebt haben. Wie man diese Bemerkung z. B. an Gützlaff gemacht hat, als er nach längerer Zeit aus China zurückkehrte, so hat man auch namentlich in America öfters verwilderte Europäer gefunden, die von dem Indianervolke unter dem sie lebten, kaum noch zu unterscheiden waren. Auch in Neu-Zealand und selbst in Neu-Holland sind ähnliche Fälle vorgekommen.

Eine analoge und leicht verständliche Rückwirkung des geistigen Lebens spricht sich ferner darin aus, daß die freigeborenen Negerkinder in Sierra Leone bessere Züge, schönere intelligentere Augen, freiere Haltung und geraderes edleres Benehmen, nicht selten auch eine angenehmere zartere Gestalt zeigen als ihre aus der Gefangenschaft von den Sklavenschiffen erst befreiten Eltern (Mrs. Norton, A residence at S. Leone. 1849, p. 278). Derselbe Unterschied fand sich schon in früherer Zeit zwischen den Maronen- und Sklaven-Negern in Jamaica (Dallas, Gesch. der Maronen-Neger auf Jam. 1805, S. 148) und scheint bei dem seit der Emancipation gewachsenen Selbstgefühl der Neger eine fernere Berücksichtigung in Zukunft zu verdienen: „Man muß die Schwarzen nicht mehr behandeln wie früher, sie können jetzt denken hören und sehen so gut als die Weißen, sie sind klüger geworden als sie waren und werden es bald noch mehr werden", sagte ein Neger auf Jamaica zu Lewis (Journal of a resid. among the negroes of the West Indies. 1845, p. 84). Derselbe Unterschied wurde endlich von d'Orbigny und Broc an den Freien und Sklaven unter den Guaranis in Paraguay Corrientes und Bolivia bemerkt. Wo man

uch in Westindien einen Neger in einer übergeordneten Stellung zu
ndern finden mag, zeigt er immer mehr kaukasische Züge, lange ge-
ade oder gebogene Nase, meist eine judenähnliche Physiognomie (Day,
ive years' residence in the West Indies. 1852. I, 141). Wie man
iese Erfahrungen auch wenden und deuten mag, sie sprechen wenig-
ens sehr bestimmt dafür, daß die Körperbildung des Negers nicht
ie absolute Unveränderlichkeit besitzt die manche ihr zuschreiben möch-
en; und wenn man auch geneigt sein sollte ihrer Umbildsamkeit nur
inen geringeren Spielraum zuzugestehen als sich für die höheren Raçen
nnehmen läßt, so haben doch insbesondere diejenigen entschieden
Inrecht welche wie z. B. Nott jede Veränderung des Negers in Ame-
ica leugnen.

Was zuerst die geistigen Eigenschaften betrifft, so liegen hin-
eichende und einstimmige Nachrichten vor. Stevenson (a. a. O. I,
179 u. 198) bemerkte mehrfach daß die in Peru erzeugten Neger bes-
ere geistige Anlagen und höhere Fertigkeiten erlangten als die neu
us Africa importirten. Von physischen Unterschieden die zwischen
hnen stattfänden erwähnt er dagegen nichts, außer daß die Creolen-
Neger stärker und athletischer gebaut seien. Nach Tschudi (a. a. O.
I, 154) sind die neu eingeführten Neger weniger aufgeweckt und leb-
haft als die Creolen, aber geduldig und viel treuer als diese. Die
größeren Fähigkeiten der Creolen-Neger haben ferner die Zeugnisse
bestätigt welche die Commission der französischen Deputirtenkammer
im J. 1839 aus den Kolonieen erhielt. Hiermit übereinstimmende Er-
fahrungen hat de Lisboa gemacht (Bullet. de la soc. ethnol. 1847,
janv. p. 54) und dazu bemerkt daß die besseren Anlagen nicht als
Folge der Erziehung zu betrachten seien, denn diese fehle auch dem
Creolen gänzlich, woraus sich folgern lasse daß der tiefe Stand des
geistigen Lebens in Africa eine Wirkung der dortigen socialen Ver-
hältnisse sei. Auch Froberville (Bullet. de la soc. géogr. 1847. II,
326), der doch sowohl die physische als auch die moralische Sensibi-
lität des Negers für bedeutend stumpfer hält als die des Weißen,
spricht aus eigener Beobachtung von „der auffallenden intellectuellen
Verschiedenheit" zwischen den africanischen Eltern und ihren in den
Kolonieen geborenen Kindern. Ueberdieß ist bekannt daß die in Ame-
rica selbst geborenen Neger dort bedeutend höher bezahlt werden als
die neu eingeführten, eine Thatsache die uns aller weiteren Beweise

für die Ueberlegenheit der ersteren überhebt. Man wird bei solchen Unterschieden der inneren Begabung nicht erwarten können daß Unterschiede der äußeren Erscheinung fehlen sollten, da wir im Großen und Ganzen einen solchen Parallelismus des physischen und psychischen Lebens bemerken, daß sich in der Sphäre des letzteren nichts von Bedeutung ändern kann ohne auf das erstere seine Rückwirkung zu äußern und in ihm seinen Ausdruck zu finden. Sollten sich solche Veränderungen in der leiblichen Bildung der Neger in America nicht in größerem Umfange nachweisen lassen, so würde zu beachten sein daß es dort einer ununterbrochenen neuen Zufuhr von Negern aus Africa bedurft hat um die Sklavenbevölkerung in der erforderlichen Weise zu ergänzen und daß es daher nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Sklaven geben kann, deren Voreltern eine längere Reihe von Generationen in America erlebt haben. Die Fälle in welchen dieses Letztere stattfindet, gehören größtentheils wahrscheinlich dem Süden der Vereinigten Staaten Westindien und Süd-America an, da es statistisch festzustehen scheint, daß die Neger in den Neu-England-Staaten weniger gut fortgekommen sind, wenn es auch zu viel behauptet oder wenigstens unbewiesen ist, daß die klimatischen Verhältnisse es ihnen unmöglich machten sich dort zu halten.

Daß die in America geborenen Neger leicht unterscheidbar sind von den neu eingeführten, weil der Typus ihrer Race bei ihnen minder entschieden ausgeprägt ist versichert d'Orbigny (a. a. O. I, 143), gegen welchen als Gewährsmann in dieser Sache schwerlich etwas einzuwenden sein dürfte. Lyell (Zweite Reise) erfuhr von vielen Aerzten in den Sklavenstaaten Nord-Americas, daß die Neger welche vielfach mit den Weißen umgingen (abgesehen natürlich von bloß geschlechtlichem Umgange) sich in Kopf- und Körperform diesen allmählich (im Laufe mehrerer Generationen) näherten, und bringt diese Wahrnehmung in Verbindung mit der Beobachtung Dr. Hancock's, daß auch bei den Negern in Guinea selbst höhere Cultur des Geistes den allgemeinen Ausdruck der Physiognomie im Laufe der Zeit verändere, die Unterkinnlade etwas zurücktreten lasse und selbst die Schädelform modificire. Daß ein solcher Unterschied namentlich an den Haussklaven und Plantagennegern hervortrete, welche letzteren ihren ursprünglichen Typus unverändert behalten, hat schon Prichard nach Wisemann angeführt. Auf Beobachtungen dieser Art gestützt, behauptet

Ward (Natural hist. of mankind. 1849. p. 157), daß die Neger im Laufe von 2—300 Jahren in einigen Theilen von America, ohne daß sich Mischung mit anderen Raçen annehmen ließe, unter dem Einflusse besserer physischer und moralischer Verhältnisse ihre wulstigen Lippen und hervorragenden Unterkiefer theilweise verloren und daß sich ihre früheren Eigenthümlichkeiten überhaupt gemäßigt haben. Williamson (Observv. on the climate of Am. New.-Y. 1811. p. 42) bestätigt diese Milderung der Negercharaktere namentlich für die Neger von Long Island, und Lavaysse (a. a. O. S. 139, 141) spricht von der besseren, sowohl leiblichen als geistigen Begabung der Creolen-Neger als von einer allgemeinen Erfahrung der Pflanzer in Westindien. Stanhope Smith endlich, der (a. a. O. S. 265 Anm.) ausdrücklich versichert daß er nicht von Mulatten, sondern von reinen Negern rede, bemerkt daß besonders die wohl verpflegten reinlichen Haussklaven in America öfters allmählich ihren specifischen unangenehmen Geruch verlören, daß ihr Haar minder kraus sei und sich in der dritten Generation oft in einen Zopf von mehreren Zollen flechten lasse. Er erzählt sogar einen von vielen Beobachtern constatirten Fall, daß ein Neger ohne Krankheit völlig weiß und schlichthaarig geworden sei. Hauptsächlich in New Jersey gebe es Neger mit gerader Nase, wohlgebildeter Stirn und senkrecht stehenden Schneidezähnen (S. 91, 115, 170 f.). Diese Angaben, wenn man sie auch nicht alle für völlig unparteiische Beobachtungen halten mag, sind theils zu zahlreich und bestimmt, theils in Rücksicht ihrer Quellen zu frei von jedem Verdachte der Lüge als daß man sie kurzer Hand abweisen dürfte. Bemerkenswerth ist an ihnen außerdem vorzüglich noch zweierlei: zuerst daß ihnen gemäß gerade die bedeutendsten Veränderungen der Neger in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten fallen, woraus es wahrscheinlich wird daß die klimatischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf sie gewesen sind; dann daß gerade die dritte Generation als diejenige erwähnt wird, bei welcher die Umbildung deutlicher hervorzutreten beginne — dieselbe Generation von welcher Philip (Researches in S. Africa. 1828. II, 129) behauptet, daß mit ihr auch in den südafricanischen Missionen die Kopfbildung der Kinder von ihrer ursprünglichen Gestalt abzuweichen und sich zu veredeln anfange, dieselbe von welcher Mallat (Les Philippines 1846. I, 45) angiebt, daß sich mit ihr der gezähmte Negrito von Manilla modificire und sich in Farbe und

Charakter dem Tagalen nähere. Mag man in diesem Punkte zum Glauben oder Unglauben geneigt sein, jedenfalls ist diese Coincidenz merkwürdig und fordert zu weiterer Untersuchung auf.

Aehnliche Beispiele von einer mehr oder weniger bedeutenden Umgestaltung des leiblichen Typus durch veränderte Culturverhältnisse finden sich auch in größerer Nähe bei uns, nur daß in manchen solchen Fällen sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt in wie weit eine Mischung verschiedener Völker auf sie von Einfluß gewesen ist; und diese Ungewißheit ist um so häufiger und natürlicher, als fast alle erheblichen Verschiedenheiten in den Culturzuständen der Völker erst in Folge ihres Zusammenstoßes mit andern eintreten.

Wenn wir treue Bilder oder wenigstens genaue Schilderungen der leiblichen Gestalt von Individuen desselben Volkes aus verschiedenen Zeiten besäßen, so würde sich wahrscheinlich aus ihrer Vergleichung nachweisen lassen, daß die äußeren Eigenthümlichkeiten des Volkes sich dem Fortgang, Stillstand oder Rückschritt seiner Culturentwickelung genau anschließen, sich ihnen gemäß umgestalten oder unverändert erhalten. Sehr richtig bemerkt de Salles daß alle roheren Völker im Vergleich mit den civilisirten einen großen Mund und etwas dicke Lippen besitzen. Zimmermann (Geogr. Gesch. des Menschen. 1778. I, 54) hat eindringlich hingewiesen auf die großen Verschiedenheiten der alten und der jetzigen Deutschen, und sie aus den Veränderungen des Klima's und der Lebensweise zu erklären gesucht; indessen mag die Umbildung welche ihr geistiges Leben und ihr Charakter erfahren hat in nicht geringerem Grade dazu beigetragen haben. Die große Statur, das vorzugsweise blonde und rothe Haar, die blauen Augen und der helle Teint den sie zur Zeit der Römerkriege besaßen, ist bei ihnen zwar nicht verloren gegangen, aber doch jedenfalls weit seltener geworden. Wir finden bei Jarrold (a. a. O. S. 155 und 216) die analoge Angabe, daß noch zur Zeit Heinrichs VIII rothes Haar in England vorherrschend und im Anfange des 15. Jahrhunderts graue Augen häufiger als jetzt, dunkle Augen und dunkles Haar dagegen selten gewesen seien; und wenn er anführt (S. 153) daß, nach alten Bildern zu urtheilen, die Backenknochen der Engländer stärker hervorgestanden hätten, wie sie auch jetzt noch im Norden des Landes immer höher würden, so erinnert dieß an die so strengen Züge die uns auf den Bildern der altdeutschen Malerschule entgegentreten und

uns daran mahnen, daß auch unsre eigene Physiognomie sich nicht vollkommen gleich geblieben ist. Abgeschliffenere Sitten, vielseitigere innere Beweglichkeit und eine oft geringere Festigkeit des Charakters scheinen darauf hingearbeitet zu haben das Starre zu erweichen, das Harte zu verflüssigen, das Eckige zu runden.

Als einen ferneren Beleg für den Einfluß welchen die verschiedene Gestaltung des geistigen Lebens auf die Körperformen ausübt, führen wir die Sikhs an, eine religiöse Sekte die im J. 1469 von Nanaka gestiftet, seit dieser Zeit isolirt lebt. Ursprünglich Hindus des Pendschab, unterscheiden sie sich jetzt von ihren nächsten Stammverwandten auffallend und etwa in demselben Grade wie die Hindus von den Chinesen durch äußerst regelmäßige Züge und ovales Gesicht (Prichard IV, 240 nach Alex. Burnes). Sie tragen lange Bärte (Malcolm in Asiatic Researches XI, p. 259) und sollen mehr als jedes andere asiatische Volk an Gesicht und Haltung den Europäern gleichen, mit einziger Ausnahme der Bewohner von Kaschmir, (Pavie in den Mém. de la soc. ethnol. I, 263).

Streitiger ist der Fall in welchem sich die Osmanli-Türken und die Magyaren befinden. Die im Vergleich mit ihren Verwandten in Asien so sehr veredelte Kopf- und Gesichtsbildung der ersteren hat man von den schönen Weibern des Harems allein ableiten, die vortheilhafte Veränderung der Magyaren, die bei ihrer Ankunft in Europa von erschreckender Häßlichkeit für alle ihre Nachbarn waren, allein aus ihrer Mischung mit Germanen und Slawen erklären wollen. Es wohnen in der europäischen Türkei nur 700000 Türken als herrschendes Volk in zerstreuten Kolonieen unter 15 Millionen stammfremder Völker (Schafarik), und wenn man auch die Einflüsse des Harems sich nicht so ausgedehnt denken will, daß sie sich auf das Volk im Ganzen erstreckt haben, so würde es doch das angegebene Verhältniß, selbst abgesehen von den bestätigenden historischen Zeugnissen die dafür sprechen, für sich allein schon wahrscheinlich machen, daß Mischungen vielfach stattgefunden haben — in geringerem Grade wohl beim Volke als bei den höheren Ständen, da dessen Sprache weit weniger als die Schrift- und feinere Umgangssprache mit arabischen persischen und europäischen Elementen angefüllt ist (Schleicher, D. Spr. Europa's, 1850). Das Meiste scheint demnach die Ansicht für sich zu haben, daß sowohl die Vermischung mit fremden Völkern als auch der Fortschritt zu höherer

Cultur bei den Osmanlis dazu beigetragen haben die Körperbildung zu verschönern. Aehnlich verhält es sich wohl mit den Magyaren. Sie sind gegenwärtig von ihren Stammverwandten im Norden, den Finnen, weit verschieden, doch ist ihre Sprache eine rein finnische, wenn ihr auch einige indogermanische Elemente beigemischt sind (Pott). Wo sie wahrscheinlich unvermischter, zugleich aber auch uncultivirter geblieben sind, in einigen abgelegenen, besonders den gebirgigen Landestheilen, findet sich der häßliche primitive Typus noch jetzt; von diesem zu dem edleren Typus zeigt das platte Land alle Uebergangsstufen; beide stehen nebeneinander in Szegedin; eine vollkommen regelmäßige schöne Bildung zeigen namentlich auch die Bauern von reinem Blute in Cumanien und Jazygien (Rey in Nouv. Ann. des voy. 1849. II, 113). W. F. Edwards (Des caractères phys. des races hum. 1829, p. 73) giebt als häufig in Ungarn vorkommende Eigenthümlichkeiten an: ziemlich runden Kopf, niedrige zurücklaufende Stirn, schiefgeschlitzte Augen mit erhobenem äußeren Winkel, kurze platte Nase, dicke vorstehende Lippen, platten Hinterkopf der mit dem Halse in einer Linie liegt, schwachen Bart*, kleine Statur. Diese Form ist offenbar von der finnischen, von welcher Edwards meint daß auch sie in Ungarn noch aufzufinden sein müsse, sehr weit entfernt und läßt sich auch mit der der Lappen nicht vergleichen, sie ist fast eine Carricatur des mongolischen Typus; denn die Finnen haben kurzen, keilförmig eiförmigen Schädel mit geraden und flachen Schläfen und kugelrundem Hinterhaupt, der Schädel der Lappen ist kleiner und dünner und hat abschüssigeren Hinterkopf (Retzius in Müller's Archiv. 1845. S. 109, 118; vgl. auch Hueck, de craniis Estonum. 1838. p. 10). Man wird freilich geneigt werden an der Lehre von der absoluten Constanz der Raçentypen stark zu zweifeln und eine ziemlich ausgedehnte Umbildsamkeit der Schädelformen durch Klima Lebensweise und Geistescultur anzunehmen, wenn man sieht daß sich Retzius (a. a. O.) genöthigt findet um der verschiedenen Schädelbildung willen die Stammverwandtschaft selbst der Finnen und Lappen in Abrede zu stellen. Jene waren von alten Zeiten her freie Eigenthümer des Bodens, die Denkmäler ihres Landes und ihre alte Poesie zeugen von einer höheren Cultur in früherer Zeit, während die Lappen von jeher

* Die Magyaren besitzen gegenwärtig außerordentlich große und schöne Bärte auf deren Cultur sie sehr halten.

armselige Nomaden gewesen und geblieben sind. Sollten die Unterschiede der Körperbildung nicht erst hieraus zu erklären und als allmählich entstandene zu betrachten sein? Ovalen Schädel besitzt der Karele, runden der Sawolax, viereckig gerundeten der Tawastländer, aber der finnisch redende Karele soll kein Finne sein, sondern seine Sprache verloren und sich statt deren eine andere angeeignet haben, bloß weil sein Kopf oval ist (Retzius, ebendas. 1848, S. 394 f.). Und doch zeigen auch z. B. die Kroaten und Dalmaten nicht den slawischen Typus, während sich der altägyptische dagegen noch an den heutigen Fellahs nachweisen lassen soll und der griechische sich in Griechenland, namentlich in Morea (Pouqueville) erhalten hat, trotz der vielfachen Beimischung fremden Blutes (Edwards a. a. O. p. 101, not.).

Aehnliche Beispiele, die aus Völkermischungen allein zu erklären wenigstens sehr mißlich ist, giebt es noch mehrere. Wir können es deshalb nicht für gerechtfertigt halten daß der Sprachforscher dem Anatomen und Zoologen in diesem Punkte so große Zugeständnisse mache wie Pott (Die Ungleichheit menschl. Rassen. 1856. S. 147 ff.) gethan hat, indem er annimmt daß bei den Magyaren Osmanlis Finnen und Samojeden eine wesentliche Veränderung der Körperformen durch Mischung herbeigeführt worden sei, während sie ihre Sprachen in verhältnißmäßig großer Reinheit festgehalten hätten, daß ein „Austausch der Leiber“ mit stammfremden Völkern bei ihnen stattgefunden habe ohne einen Austausch der Seele —, während sich umgekehrt die jetzigen romanischen Völker das Lateinische als Sprache unterschieben lassen mußten, wenn dieß auch nicht ohne Beschädigung der wesentlichen Eigenthümlichkeiten seines Baues abgegangen sei. Ohne eine solche Annahme geradezu für unmöglich erklären zu wollen, wird man doch überall wo sie statthaft sein soll, der dringendsten Gründe für sie bedürfen; denn Mischungen von großer und allgemeiner Ausdehnung, die den leiblichen Typus eines Volkes wesentlich ändern, lassen sich kaum denken ohne daß die Sprache zugleich eine Umbildung von einigermaßen entsprechender Bedeutung erführe. Wenn freilich stammfremde Menschen, wie z. B. die Chinesen im ostindischen Archipel, keine Weiber mitbringen, sondern sich nur mit Angehörigen ihres neuen Vaterlandes verheirathen können, so kann man sich kaum wundern, wenn die Mischlinge ihrer Körperbildung nach der einen, mit ihrer Sprache

einer andern Raçe angehören (so z. B. auf Java gewöhnlich, nach de Jong, Reisen nach dem Vorgeb. der guten Hoffnung u. s. f. 1803, II, 373), aber ein solches Verhältniß wird immer ein seltener Ausnahmefall sein. Zeigt sich allerdings an den romanischen Völkern deutlich, wie vollständig selbst die Sprache der Besiegten von der der Sieger überwunden werden kann, so scheint doch der Umwandlung welche sich das Lateinische im Munde jener gefallen lassen mußte die Umbildung der Körperformen im Großen und Ganzen wohl zu entsprechen, durch welche aus Celten in Gallien die heutigen Franzosen, aus Iberern die heutigen Spanier geworden sind. Wie viel hierbei der Mischung, wie viel anderen Ursachen zuzuschreiben sei, wird sich schwer entscheiden lassen, nur sollte man über jene nicht diese vergessen. Man ist überhaupt leicht zu freigebig mit der ersteren Annahme, weil sie sich überall als bequemes Auskunftsmittel, oft als letzte Zuflucht der Erklärung darbietet. Wenn z. B. die Finnen für ein ursprünglich mongolisches Volk angesehen werden, das seinen leiblichen Typus wahrscheinlich durch Mischung mit Völkern der weißen Raçe veredelt habe (Castrén), so scheint dieser Ansicht gerade ganz hauptsächlich die hohe sprachliche Vollendung des Finnischen und der Besitz einer Flexion entgegenzustehen, durch welche sie sich von den indogermanischen Sprachen nur wenig unterscheidet, sondern sich vielmehr als ein Uebergangsglied zu diesen darstellt, denn jeder Sprachforscher wird zugestehen, daß eben diese hohe sprachliche Ausbildung des Finnischen und die durchgebildete Flexion desselben ihr sicherlich nicht aus einer Aufpfropfung indogermanischer Elemente auf einen mongolischen Grundstamm erwachsen sein könne. Was die Magyaren und Osmanli-Türken betrifft, so wird jedenfalls zuzugeben sein daß Beimischung fremder Elemente zur Umbildung ihrer Körperformen mitgewirkt hat, einen wie großen Spielraum man aber geneigt ist ihren Folgen einzuräumen, wird hier wie überall hauptsächlich von dem Grade der Festigkeit abhängen den man den Raçentypen äußeren und inneren Einflüssen gegenüber überhaupt zutraut. Zur richtigen Würdigung dieses Gegenstandes, auf den wir später zurückkommen werden, fügen wir hier nur noch einige Bemerkungen bei.

Naturforschern pflegt die Schädelbildung als ein untrügliches Kennzeichen der Abstammung zu gelten, doch wird gerade von denen unter ihnen welche sich am genauesten mit dem Studium der Raçen-

schädel beschäftigt haben, zugegeben daß die individuellen Verschiedenheiten der Kopfform um so bedeutender werden, je mehr eine höhere und allgemeinere Bildung Platz greift (so von Retzius a. a. O. 1848, S. 205). Bei rohen Völkern finden sich nach Engel (Untersf. über Schädelformen. S. 121) nur wenige Abweichungen vom Raçentypus, häufige dagegen bei civilisirten. Wir haben oben bereits nachgewiesen daß dieß im Allgemeinen richtig ist, wenn auch nicht ausnahmslos; hier erwähnen wir diesen Satz nur auf's Neue wegen des Zugeständnisses das durch ihn in Rücksicht der Veränderlichkeit der Schädelform gemacht wird. Wenn Edwards (a. a. O. S. 30) der Meinung ist, die Wirkung der Civilisation auf die Körperform lasse sich nur sehr gering anschlagen, weil sich innerhalb eines und desselben Volkes die verschiedensten Bildungsstufen bei gleichem leiblichen Typus fänden — ein Satz der vor Allem gegen jeden Versuch der Beurtheilung der Geistesgaben aus der Schädelform sprechen würde —, so ist vorzüglich daran zu erinnern, daß zur Begründung dieser Behauptung eine schärfere Abgrenzung der nationalen Typen gegeneinander und eine genauere empirische Feststellung ihrer Variationsweiten erforderlich sein würden als bis jetzt vorliegen. Dagegen finden sich mehrere beachtenswerthe Angaben, welche zu beweisen scheinen daß die Schädelbildung keineswegs so constant ist als man so oft versichert hat. Retzius selbst (a. a. O. 1845, S. 89) fand die weiblichen Schädel welche der höheren und mittleren Klasse in Schweden angehörten, im Allgemeinen weit kleiner als solche von Landleuten und betrachtet dieß als Wirkung der verschiedenen Lebensweise und Beschäftigung. Latham (Man and his migrations. 1851, p. 63 f.) theilt aus Wilson's Archaeology and prehistoric annals of Scotland eine Tafel mit welche durch Messungen zu beweisen scheint, daß die Schädelcapacität bei den Schotten in alter Zeit minder groß war als in späterer, was er als eine Folge der Civilisation anzusehen geneigt ist. Was die Neger betrifft, so waren die in New York ausgegrabenen alten Negerschädel nach Dr. Warren viel dicker und verriethen, phrenologisch betrachtet, weit geringere geistige Gaben als solche von neuerem Datum (Quarterly Review. 1851, June, p. 96). Dieß Alles scheint auf die u. A. von J. W. de Muller (a. a. O. S. 64 ff.) und neuerdings auch von Engel (Unterf. über Schädelformen. 1851, S. 120 ff.) ausgesprochene Ansicht hinzudrängen, daß die Schädel-

gestalt überall wesentlich abhängig sei von der Geistescultur und sich mit ihr verändere.

Als beachtenswerth für die fernere Untersuchung dieses Gegenstandes erwähnen wir die Ansicht des Abbé Frère, welcher zeigen zu können glaubte, daß eine Menschenraçe, je ursprünglicher ihr Typus noch sei, desto stärker entwickelten Hinterkopf und desto plattere Stirn besitze, während sich mit dem Fortschritte der Civilisation diese zu wölben jener aber sich abzuplatten scheine (Serres in der Gazette médicale de Paris. 1852. 31. Juillet). Hiermit würde es wohl zusammenstimmen daß nach Huschke (Schädel, Hirn und Seele. S. 100) beim Neger die hintersten Hirnlappen, beim Mongolen die mittleren, beim Europäer die vorderen vorherrschend entwickelt seien; nur sehen diese und ähnliche allgemeine Angaben einem phrenologischen Schematismus zu ähnlich, der die großen Verschiedenheiten der Einzelvölker innerhalb derselben Raçe aus den Augen setzt, um ohne Mißtrauen aufgenommen werden zu können.

Diese Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten der Völker erfahren, gehen freilich so langsam als die Fortschritte der Culturgeschichte selbst und sind daher theils schon aus diesem Grunde in historischer Zeit nur in geringem Umfange nachweisbar, theils insbesondere auch deshalb weil genauere Beobachtungen über diese Gegenstände erst der neueren und neuesten Zeit angehören. Dürfen wir dem Obigen zufolge allerdings an dem Satze Prichard's (II, 338) festhalten, daß die physischen Charaktere der Völker immer ihrer geistigen und socialen Bildungsstufe proportinal sind, so werden wir uns doch hüten müssen in der Ausführung des Satzes, daß die Culturfähigkeit und geistige Begabung der Raçen und einzelnen Völker ihrer körperlichen Schönheit entspreche, so weit zu gehen als namentlich Courtet de l'Isle (Bullet. de la soc. ethnol. 1847) gethan hat. Bei Völkern wie bei Individuen finden die geistigen Fähigkeiten und Leistungen zwar ihren entsprechenden Ausdruck in der Sphäre des Leiblichen, aber wenn auch vielleicht noch zugegeben werden kann daß regelmäßige Schönheit der natürliche Ausdruck einer allseitig gleichmäßigen Geistesbildung sei und daß sich die Völker ihr in dem Maaße näheren in welchem ihre Entwickelung diesem Ziele zustrebe, so würde doch gerade in diesem Falle eine mehr einseitige Richtung und nur unvollständige Durchbildung des geistigen Lebens, von so großer Bedeu-

tung sie übrigens auch sein möchte, sich nicht immer in einer Verschönerung der Körperformen aussprechen können.

Blicken wir zurück auf unsere bisherigen Erörterungen über die Veränderungen denen der äußere Mensch sich unterworfen zeigt, so werden wir unter den Ursachen von denen sie abhängen die zuletzt betrachteten für nicht minder einflußreich ansehen dürfen als die geographischen und klimatischen Verhältnisse, denen man oft eine zu ausschließliche Wichtigkeit beigelegt hat. Insbesondere warnen uns die Erscheinungen welche wir als Folgen der verschiedenen Culturzustände kennen gelernt haben, die der Mensch durchläuft, vor einer solchen Ueberschätzung der letzteren. Beschränken wir uns hier auf die physischen Veränderungen denen der Mensch ausgesetzt ist, um erst später die Uebertreibungen zu beleuchten welche man sich in Rücksicht auf die Einwirkung von Boden und Klima auf das psychische Leben oft hat zu Schulden kommen lassen, so ist zuerst zu beachten daß überhaupt nur im Zustande völliger Uncultur eine allseitige Abhängigkeit des Menschen von seiner Naturumgebung stattfindet: ersteigt er eine höhere Bildungsstufe, so hört er schon damit auf, genau dem Boden und den Naturverhältnissen zu entsprechen denen er angehört. Es kommt aber noch außerdem der wichtige Umstand hinzu, daß sich überhaupt für kein Volk ein vollständiges Entsprechen seines Aeußeren und seiner Naturumgebung erwarten läßt, weil sie höchst wahrscheinlich alle ohne Ausnahme erst durch mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen in den Besitz ihrer jetzigen Wohnplätze gelangt sind. Daher wird man es bei der mannigfaltigen Durchkreuzung und verschiedenen Richtung der Wege die sie genommen haben mögen, sehr erklärlich finden daß Völker von sehr verschiedenem Typus gleichwohl in denselben Breiten und unter sehr ähnlichen oder selbst gleichen klimatischen Verhältnissen nebeneinander leben; denn in Folge der Wanderungen muß für sie eine Accumulation der miteinander verschmolzenen Einflüsse verschiedener Klimate eingetreten sein (wie Latham, Nat. hist. of the varieties of man. 1850, p. 525 dieß treffend genannt hat), indem sie successiv in verschiedenen Breiten ansässig geworden sind und längere oder kürzere Zeit die Einflüsse verschiedener Naturumgebungen, oft wohl auch verschiedener Lebensweisen und Culturzustände, durch die sie hindurchgegangen sind, an sich erfahren haben.

Außer dem Klima, der Pflege des Leibes und der Cultur des Geistes giebt es endlich noch eine vierte Quelle für die Veränderungen denen die leibliche Organisation im Laufe einer längeren Reihe von Generationen unterworfen ist. Sie liegt in der **spontanen Entstehung neuer Eigenthümlichkeiten**, welche sich nur auf eine individuelle Anlage Einzelner zu Abweichungen in der Körperbildung von ihren Stammeltern zurückführen läßt, ohne daß angegeben werden kann wie und warum diese Abweichungen überhaupt auftreten und woher sie gerade bei denen stammen an welchen sie sich zuerst zeigen: aus diesem Grunde nennen wir solche Eigenthümlichkeiten spontan entstehende und wenden ihnen eine besondere Betrachtung zu, obwohl es kaum zweifelhaft ist daß ihre Ursachen in denselben oder ähnlichen Verhältnissen zu suchen sind als diejenigen waren mit welchen wir uns bisher beschäftigt haben.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache daß nicht allein kein Individuum seinen nächsten Stammverwandten, kein Kind seinen Eltern vollständig gleicht, sondern daß auch die Kinder desselben Elternpaares sowohl unter sich als auch von jenen selbst oft beträchtlich verschieden sind. Unter günstigen Umständen vererben sich die so entstandenen Eigenthümlichkeiten dauernd auf die späteren Geschlechter: wir dürfen daher hierin eine ergiebige Quelle für die Veränderungen erblicken, welche die leibliche Bildung der demselben Stamme angehörigen Individuen allmählich erleidet, und von dieser Seite her einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung der Differenzen erwarten die sich in den Körperformen der Menschen überhaupt finden. Die auf dem bezeichneten Wege entstehenden Verschiedenheiten fixiren sich als erbliche namentlich dann, wenn nur solche Individuen welche sie bereits besitzen, sich miteinander verbinden — ein Fall der freilich in den modernen Culturstaaten Europa's, bei der großen Dichtigkeit der Bevölkerung, der weiten Ausdehnung des Verkehrs und der verhältnißmäßig so wenig scharfen Scheidung der Stände, nur selten vorkommen wird, häufiger dagegen in Zuständen von größerer Ursprünglichkeit, wenn isolirt lebende Familien allmählich ohne bedeutenderen Zuzug von außen zu einem Volke heranwachsen. Man hat allerdings, um auch dieser Erklärung der Raçeneigenthümlichkeiten zu begegnen, behauptet daß jene spontan entstehenden Abweichungen vom Typus der Stammeltern sich nirgends auf die Dauer erhielten, sondern bei Menschen und Thieren immer schon

nach wenigen Generationen durch Rückfall wieder verschwänden (Morton). indessen verliert dieser Einwurf sein Gewicht schon bei einem oberflächlichen Blicke auf die Hausthiere überhaupt und seine Unhaltbarkeit kommt vollends zu Tage, wenn man bedenkt daß gerade in der neueren Zeit die Inzucht sich immer deutlicher als das geeignetste Mittel zur Erhaltung edler Raçen herausgestellt hat.

Von den Pflanzen gilt im Allgemeinen der Satz daß der Same nur die Art, nicht die Varietät fortpflanzt. In der Thierwelt entstehen und verschwinden Abweichungen vom Stammtypus bei einigen Arten und Gattungen leichter als bei anderen, scheinen sich aber auch um so regelmäßiger zu vererben je schwerer und seltener sie entstehen (Prichard, I, 374), und zwar so, daß die aus innerer Anlage hervorgegangenen Abweichungen sich gleichmäßiger auf die späteren Generationen übertragen als die nur durch äußere Umstände herbeigeführten, und ebenso diejenigen welche mit den natürlichen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten der Art in einer bestimmten Beziehung stehen, gleichmäßiger als solche denen eine Beziehung dieser Art fehlt (Carpenter, Princ. of gen. and comp. physiol. 1839, p. 419 ff.). Die Zucht der Hausthiere beruht bekanntlich ganz auf der geordneten Uebertragung solcher größtentheils spontan entstandenen und im Einzelnen nicht weiter erklärbaren Eigenthümlichkeiten: Farbe und Beschaffenheit der Haut und des Haares, Neigung zur Fettbildung, Kraft, Größe und Gestalt, selbst geistige Eigenschaften sucht man durch Paarung einander entsprechender Exemplare zu erhalten oder zu verbessern und erblich zu machen, wobei natürlich Klima Nahrung und Lebensweise immer begünstigend oder hindernd mitwirken. (Viele hierher gehörige Beispiele erblich gewordener individueller Eigenthümlichkeiten und die einschlagende Literatur bei Heusinger, Anthropol. S. 93 ff. u. Vgl. Physiol. S. 247 ff. Lucas, Traité de l'hérédité. 1847. I, 239 u. 291 ff.; II, 466 ff.).

Hauptsächlich ist an den Hausthieren die Uebertragung leiblicher und geistiger Verschiedenheiten von ihren Stammeltern vielfach beobachtet worden, und wenn es in den meisten Fällen dieser Art bei einem bloßen Ansatze zur Bildung neuer Raçen bleibt, der schnell wieder verschwindet,* so kann die Ursache davon eben so sehr in der Un-

* Lucas II, 896 kommt zu dem Resultate, daß die im Laufe der Zeit erst entstandenen Eigenthümlichkeiten um so undauerhafter sind, je weiter sie sich vom Artcharakter entfernen, je wenigere Generationen hindurch sie sich noch

gunst der äußeren Umstände als in dem Mangel an solchen Individuen liegen die durch ähnliche Charaktere ausgezeichnet mit einander gepaart werden müßten, um die einmal entstandene Abweichung als erbliche Eigenthümlichkeit einer neuen Raçe fixirt erscheinen zu lassen. Daß neue Raçen auf diesem Wege aber bisweilen wirklich entstehen ist durch mehrere Beispiele bewiesen. Eines der bekanntesten ist das der sog. Otterschafe, die von einem Schafe von besonders langem Leibe und kurzen Gliedern in Massachussets (1791) gezogen wurden und sich weit und schnell in Nord-America verbreiteten, da man für ihre Zucht Sorge trug, weil sie nicht über die Zäune springen können (Philos. Transactt. 1813). Diese Raçe hat sich nicht allein erhalten, sondern zeigt sich auch so dauerhaft, daß bei Kreuzung derselben mit gewöhnlichen Schafen der Mischling immer entweder der einen oder der andern Raçe nachschlägt (Bachman bei Smyth, Unity of the hum. races. p. 310). In ähnlicher Weise ist bei den ungarischen Schweinen der ungespaltene Huf erblich geworden. So zeugte 1770 ein Bulle ohne Hörner in Paraguay lauter ungehörnte Kälber (Azara); ein Bock mit niederwärts gebogenem cartilaginösen und höckerförmig hervorragenden knöchernen Nasentheile pflanzte diese Eigenthümlichkeiten auf seine Nachkommen fort (Pallas); zufällig entstandene Federbüsche mancher Arten von Vögeln vererben sich und werden durch Wucherung zu einer gefährlichen Krankheit (Ders.). Aehnliche Beispiele haben Jarrold (a. a. O. S. 113), Foissac (a. a. O. S. 59), Knight (Philos. Transactt. 1837) zusammengestellt. Daß auch Temperamentseigenschaften sich oft vererben, z. B. bei den Pferden Bissigkeit und Neigung zum Schlagen (so bei den polnischen) oder Gelehrigkeit und Sanftheit, ist bekannt.

Von noch größerer Wichtigkeit als die regelmäßige Vererbung mancher angeborenen individuellen Eigenthümlichkeiten ist für die Erklärung der Raçenverschiedenheiten die ebenfalls nicht seltene Vererbung solcher Eigenschaften die ohne angeborene Anlage dazu erst im Laufe des Lebens auf zufällige Weise entstanden oder absichtlich angebildet sind. Hierher gehören die Beispiele von gelungenen Acclimatisationsversuchen, welche dem physischen Leben zuerst bedeutende Anstrengungen abnöthigen, während die nachfolgenden Generationen in Folge

---

fortgepflanzt haben und je vollständiger die Einflüsse fortzuwirken aufhören denen sie ihre Entstehung verdanken.

der Veränderungen die mit ihrer Organisation vor sich gegangen sind, nichts mehr zu leiden haben, sondern sich in ihrer neuen Heimath so wohl befinden als ihre Voreltern in der alten. In einer Höhe von 9000′ über dem Meere konnten Windhunde in Mexico zur Hasenjagd kaum noch gebraucht werden, ihre Jungen aber ließen sich ohne Schwierigkeit dazu verwenden (Lyell). Die nach Bogota eingeführten Gänse legten anfangs nur wenige Eier, nur ein Viertel derselben konnten sie ausbrüten und von ihren Jungen starb die Hälfte; in der zweiten Generation gediehen sie schon besser. Dahin gehört ferner daß selbst äußere Verstümmelungen sich bisweilen auf die Nachkommen übertragen. Williamson (a. a. O. S. 40) sah in Carolina Hunde, denen 3—4 Generationen hindurch die Schwänze fehlten, da eines der Stammeltern zufällig ihn verloren hatte. Eine dreijährige Kuh die ihr linkes Horn durch einen Eiterungsprozeß verloren hatte, warf drei Kälber welche statt des linken Hornes nur kleine Knoten an der Haut hatten (Thär). Hunde und Pferde denen Schwänze oder Ohren gestutzt werden (so z. B. die Zughunde auf Kamtschatka — Langsdorff, Bemerkk. auf e. R. um d. Welt. 1812. II, 236), pflanzen öfters diesen Mangel ganz oder zum Theil auf ihre Nachkommen fort (Blumenbach nach vielen Beobachtern). Es kann dieß kaum befremden, wenn man bemerkt daß auch psychische Eigenschaften und Instincte die erst im Laufe des Lebens erworben worden sind, sich häufig vererben. Wo die Ochsen nicht als Zugvieh gebraucht werden, ist es weit schwerer sie zum Ziehen zu gewöhnen als da wo dieß schon mit mehreren Generationen der Fall war (Sturm). Ebenso verhält es sich mit dem Paßgang der Pferde, ferner mit dem Milchgeben der Kühe auch nach der Abgewöhnung des Kalbes, mit dem Bellen der Hunde und dem Miauen der Katzen: jenes verschwindet wieder bei verwilderten Hunden, dieses hat in America ganz aufgehört. Bekannt ist ferner daß Gelehrigkeit und Abrichtungsfähigkeit bei Hunden, namentlich bei Schäfer- und Jagdhunden meist erblich sind, welche letzteren die besondere Art der Jagd zu der sie gebraucht werden sollen, oft sehr leicht lernen. Wo häufige Fuchsjagden gehalten werden, sind die jungen Füchse auch ohne vorausgegangene eigene Erfahrung furchtsamer und vorsichtiger (Leroy). Andere Beispiele von Vererbung angebildeter Instincte bei Lucas (a. a. O. II, 479, 482 ff.). Bei Beurtheilung mancher Fälle dieser Art wird man sich allerdings

hüten müssen der Naturanlage unmittelbar zuzuschreiben, was wenigstens ebensowohl die Folge großen Nachahmungsinstinctes sein kann, wie z. B. in dem von Carpenter (a. a. O. p. 421 not.) mitgetheilten Falle, daß einige Hunde den Pecari sogleich nicht einzeln, sondern in Masse angreifen lernten, während andere bei der unvortheilhafteren Angriffsweise blieben; daß aber selbst erworbene psychische Eigenthümlichkeiten eine entsprechende Naturanlage bei den Nachkommen zu begründen vermögen, läßt sich nicht bezweifeln.

Es würde freilich voreilig sein aus solchen an Thieren gemachten Beobachtungen für sich allein genommen die Entstehung der Menschenraçen zu erklären, indessen wird man zugestehen müssen, daß sie für diesen Zweck eben so viel, wenn nicht mehr leisten als manche der Gründe die man bis jetzt für die Annahme einer specifischen Verschiedenheit unter ihnen vorgebracht hat, denn man hat sich dabei hauptsächlich darauf gestützt daß dieselben Eigenthümlichkeiten sich eine unbestimmt lange Zeit hindurch gleichmäßig bei ihnen vererbt zu haben scheinen. Hat man von den wenigen Beispielen von fruchtbarer Bastardzeugung welche constatirt sind, die Berechtigung hernehmen wollen das Gesetz zu bestreiten daß unbeschränkte Fruchtbarkeit nur innerhalb der Art stattfinde, so würde man ungefähr dieselbe Berechtigung in Anspruch nehmen dürfen um aus der ebenfalls nur ausnahmsweisen Vererbung mißbildeter Leibesglieder die Entstehung der Menschenraçen zu erklären. Jedenfalls reichen die Fälle von Vererbung individueller Eigenthümlichkeiten hin um einen Weg zu zeigen auf welchem die Entstehung sehr verschiedener Raçen möglich ist, wenn sie auch nicht erkennen lassen auf welche Weise sie bei dem Menschengeschlechte wirklich vor sich gegangen ist. Zugleich eröffnen die Thatsachen welche für eine Uebertragung selbst gewisser erworbener leiblichen und geistigen Charaktere oder vielmehr für einen prädisponirenden Einfluß auch der erworbenen Bildung auf die Begabung der Nachkommen sprechen, einen psychologisch und culturhistorisch höchst interessanten Gesichtspunkt, aus welchem die allmählich fortschreitende Umbildung und Entwickelung eines Volkes in leiblicher wie in geistiger Rücksicht eine eigenthümliche Motivirung erhält.

Indem wir unsere Betrachtung jetzt dem Menschen zuwenden, erinnern wir daran, daß wir früher die Gültigkeit des Schlusses nach der Analogie von den Thieren auf den Menschen in Rücksicht der Größe

des Variationskreises zurückgewiesen haben. Man wird hiervon an dieser Stelle keinen Einwurf hernehmen können, theils weil es sich hier nicht um die Variationsweite, sondern um die bei Thieren und Menschen in gleicher Weise vorkommende Erblichkeit individuell angeborener oder erworbener Eigenthümlichkeiten handelt, theils weil wir in Bezug auf den Menschen eines solchen Schlusses nach der Analogie gar nicht bedürfen um diese Erblichkeit wahrscheinlich zu machen, die sich vielmehr in vielen Beispielen direct nachweisen läßt.

Wenn wir hierbei auch solche Fälle mit aufzählen in denen sich Krankheiten und Deformitäten erblich zeigen, so wird man auch diesen ihre Beweiskraft nicht bestreiten dürfen; denn darf man zwar mit Recht gegen sie einwenden, daß die leiblichen Verschiedenheiten der Menschenstämme sich nicht als krankhafte Abweichungen von einem Normaltypus betrachten und sich nicht als Degenerationen in Parallele zu den Erscheinungen des gestörten Lebensverlaufes stellen lassen, so kann man doch die Unstatthaftigkeit einer solchen directen Analogie sehr wohl zugeben, ohne darum diesen Punkt selbst fallen zu lassen. Es ist nämlich nicht allein in gar manchen Fällen unentscheidbar ob eine sich forterbende Eigenthünlichkeit für eine krankhafte zu halten sei oder nicht, sondern man kann auch die Thatsache der Vererbung von Krankheiten und Deformitäten eben nur als einen speciellen Fall von der allgemeinen Regel ansehen, daß sich abweichende Besonderheiten der Organisation von aller Art häufig auf die Nachkommen übertragen, so daß jedes Beispiel der Erblichkeit jener einen neuen Beitrag zu dem Beweise für die Erblichkeit dieser überhaupt liefert.

Daß Familieneigenheiten der mannigfaltigsten Art sich ebenso wie die von ihnen aufgetretenen Abweichungen oft regelmäßig vererben, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Zu den oft angeführten Beispielen dieser Art gehört die dicke Lippe die im Hause Habsburg seit seiner Verbindung mit den Jagellonen erblich wurde; die große Leibwache Friedrich's I. von Preußen die einen sehr großen Menschenschlag erzeugte. So pflegen sich Farbe und Beschaffenheit von Haut und Haar trotz der Ungunst des Klima's nicht allein beharrlich zu übertragen, sondern dasselbe gilt auch oft von zufällig an ihnen auftretenden Abweichungen. Die bekannte Erblichkeit des Temperamentes, der Schärfe, Stumpfheit oder des Mangels einzelner Sinne gehört ebenfalls hierher. Viele Beispiele von erblicher, erst in späteren Jah-

ren eingetretener Blindheit und Taubheit, und von abwechselnder Vererbung von Taubstummheit, so daß immer jedes zweite oder dritte Kind ein taubstummes war, giebt Lucas I, 339, 427, 430. Einen Fall von erblicher Blindheit auf einem Auge und doppeltem Daumen an der rechten Hand theilt Harris (The Highlands of Aethiopia. 2d. ed. I, 286.) mit. Die sogenannten Stachelschweinmenschen der Familie Lambert mit ihren zapfenförmigen Hautauswüchsen in der Hand und an der Fußsohle sind oft citirt worden. Ebenso finden sich sechsfingerige, sechszehige Menschen und solche bei denen mehrere Finger oder Zehen durch Häute verbunden oder miteinander verwachsen waren, oft als Beispiele erblicher Eigenthümlichkeiten angegeben. Die so häufige Tendenz der späteren Generationen, einmal vorgekommene Abweichungen zu reproduciren, zeigt sich vorzüglich in der erblichen Uebertragung einer großen Menge von Krankheiten (worüber ausführlich Lucas II, 507 ff.), unter denen wir nur an Kropf Cretinismus und Geisteskrankheiten hier erinnern wollen.

Auch der Albinismus ist hier zu nennen welcher in manchen Gegenden der Erde, wie namentlich auf dem Isthmus von Darien, in so vielen Beispielen auftritt, daß man öfters die dortigen Albinos für eine besondere Menschenraçe gehalten hat. Daß er sporadisch bei Thieren und Menschen aller Zonen und Raçen vorkommt hat schon Blumenbach (De g. h. v. n. p. 278) nachzuweisen gesucht und sein Beweis würde sich jetzt leicht noch bedeutend vervollständigen lassen. Wird man zwar Prichard (I, 344) nicht beistimmen können, wenn er das Krankhafte in der Bildung der Albinos überhaupt leugnet, und ihnen nur eine zartere Organisation als selbst den weißen Menschen zuschreibt, wie diese wieder von zarterer Bildung seien als die dunkleren, so ist doch die Vermuthung G. Forster's (Sämmtliche Schriften IV, 231) höchst wahrscheinlich richtig, daß helle Menschen die keine Albinos waren, wo sie bei andern Raçen und namentlich in der Südsee vorkamen, von den Reisenden nicht selten irrthümlich für Albinos gehalten worden sind. Oft ist dieß wegen der Ungenauigkeit der vorliegenden Angaben nicht zu entscheiden, was um so weniger wundern kann, da auch anderseits Verwechselungen Hautkranker mit Albinos mehrfach vorgekommen zu sein scheinen, weshalb schon Blumenbach (a. a. O. 153) darauf hingewiesen hat daß die weißgefleckten Neger mit unbeschädigter Epidermis wohl zu unterscheiden seien

von denen welche erst in Folge von Hautkrankheiten ihre Flecken erhielten, wie dieß öfters auch bei Malabaren und Tataren vorkomme. Wenn nun z. B. Bennet (Wanderings in N. S. Wales. 1834. I, 437) einen Neuholländer mit Flachshaar, lichtblauen Augen und weißer Haut mit kleinen lichtbraunen Flecken beobachtete; wenn Raffenel (Voy. dans l'Afrique occ. 1846, p. 228) einen Neger sah dessen Haut so weiß war als die eines sonnenverbrannten Nordländers, obwohl mit schwarzen Flecken, dessen Haar und Bart roth, dessen Iris grünlich war bei matt weißlicher Sclerotica; wenn Proyart (Hist. de Loango. 1776, p. 196) einen ähnlichen beschreibt der an Blumenbachs bekannte Abbildung erinnert, so haben wir in diesen Fällen an Albinismus zu denken. Dagegen liegt kein Grund dazu vor, wenn Lander (Reise zur Erforschung des Niger. 1833. I, 124) von einem hellbraunen Menschen spricht, der obgleich von Negerabstammung und deutlich ausgeprägten Negerzügen, hellbraune Augen und silberweiße Augenlider und Brauen besaß, und weiterhin (II, 195) von einem „kohlschwarzen Mann" mit hellbraunen Augen. Unter den Fulahs fand Mollien (R. in d. Innere von Afr. 1820, S. 57) fast weiße Menschen die er ausdrücklich als keine Albinos bezeichnet. Aehnliche Beispiele führt auch Prichard an (I, 227 f. u. 368).

Wir werden später noch viele Fälle namhaft zu machen haben, in denen sich individuelle Abweichungen vom nationalen Typus zeigen, aber freilich können sie schon deshalb nur selten in einer längeren Reihe von Generationen sich erhalten und Bestand gewinnen, weil eben der unveränderte nationale Typus überall derjenige ist welcher dem Boden und Klima, den äußeren Verhältnissen überhaupt entspricht unter denen das betreffende Volk lebt. Indessen giebt es bei den Schwarzfüßen und Mandans in Nord-America, von denen manche eine fast weiße Haut und rothe Wangen besitzen, ganze Familien deren Haar grau oder schwarz mit weiß gemischt ist (Prinz Max zu Wied, R. in N.-Am. 1839, II, 106 f.) und bei den Chaouia-Berbern im Auras-Gebirge ist der Mangel des Ohrläppchens, der auch bei den Cagots in Spanien vorkommt, ohne Zweifel durch Vererbung dieser einst zufällig entstandenen Particularität, allgemein geworden. (Guyon in L'Institut 1848, II, p. 92 u. Nouv. Ann. des voy. 1848. II, 390).

Auch dafür daß äußere Verstümmelungen von den Eltern auf

die Kinder übergingen, fehlt es nicht an Beispielen, obwohl das Gegentheil weit gewöhnlicher ist. Es soll eine alte Erfahrung sein daß Judenkinder oft mit ungewöhnlich kurzer Vorhaut geboren werden, da schon der Talmud diesen Fall vorgesehen hat. Die Kinder eines Offiziers dessen kleiner Finger der rechten Hand zerhauen und krumm geheilt war, besaßen einen analogen Defect (Blumenbach). Andere Beispiele erblicher Deformitäten und Verstümmelungen finden sich zusammengestellt von R. Wagner (Naturgesch. des Menschen II, 245 ff.) u. Lucas (II, 490). Daß bei Völkern welche dem Schädel eine künstliche Form geben, die späteren Generationen eine entsprechende Naturanlage zeigten, ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Zwar hält Pöppig (Art. „Indier" in Ersch u. Gruber's Encycl. S. 370 Not. 34) dieß für möglich und Rathke (Müller's Archiv 1843, S. 147) ist geneigt nach dem Vorgange des Hippokrates dasselbe anzunehmen um die außerordentliche Höhe der bei Kertsch in der Krimm gefundenen Schädel (macrocephali) zu erklären, doch behaupten Tschudi und Morton nach ihren Erfahrungen bestimmt das Gegentheil.

Dagegen zeigen die europäischen Kinder im Vergleich mit den Naturvölkern, daß die Gestalt der Zehen bei den Neugeborenen durch die Beschuhung ihrer Voreltern leidet. Wie es sich in dieser Rücksicht bei den Mädchen aus den höheren Ständen in China verhält, scheint noch nicht untersucht zu sein.

Wenden wir uns von dem Gebiete des physischen Lebens dem des psychischen zu, so begegnet uns auch hier eine Vererbung der Charaktere in vielen Beispielen. Zu diesen gehört zuerst die instinctive Gebrauchsweise der Sinne welche sich bei Naturvölkern, auch abgesehen von aller Erziehung und Nachahmung, wesentlich anders gestaltet als bei civilisirten Menschen, und in nächster Verbindung mit ihr die verschiedenen Lebensgewohnheiten, von denen die Richtung wesentlich mitbestimmt wird welche die Ausbildung des Geistes und Charakters zu nehmen strebt. Wirft der Polynesier, wie vielfach erzählt wird, sein Kind das sich noch nicht im Schwimmen versucht hat, ungefährdet in's Wasser, läßt der Gebirgsbewohner das seinige sorglos an steilen Abgründen spielen, so dürfte der städtische Stubensitzer wohl schwerlich dasselbe wagen. Die Kinder der Eingeborenen von Pitcairn (Mischlinge von Weißen und Tahitiern) schwammen in einem Alter von zwei bis drei Jahren lustig in der Brandung umher (Ben-

nett, Narr. of a whaling voy. round the g. 1840, I, 35), die dreijährigen Kinder der Chonos in Süd-America stürzen sich selbst in's Wasser um zu schwimmen (King and Fitzroy, Narr. of the surveying voy. of the Adventure and Beagle. 1839, Append. p. 127). Es erscheint dagegen als keine Leistung von großer Bedeutung daß die Kinder der Araber im unteren Mesopotamien schon in einem Alter von 7—8 Jahren ohne fremde Hülfe durch den Strom schwimmen (Ritter, Erdk. XI, 970). Die vierjährigen Kinder der Gauchos in Süd-America sind schon vollkommen geschickte und sichere Reiter (Scarlett, South Am. and the Pacific. 1838, I, 163; Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas 2[d] ed. 1826, p. 20). Bei den Buschmännern kriechen ganz junge Säuglinge schon umher, noch nicht einjährige Kinder gehen keck auf den Beinen, etwas ältere graben sich schon selbst Zwiebeln auf dem Felde aus (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811. II, 376). Wie das Kind civilisirter Eltern sich instinctiv den Lebensgewohnheiten und der Bildung seiner Väter anzuschließen sucht, so thut dieß in gleicher Weise das Kind des rohen Naturmenschen, welches, wie eine große Reihe von Beispielen gezeigt hat, der Civilisation weit schwerer zu gewinnen ist und immer eine gewisse Neigung zu behalten scheint zu der ungebundenen Lebensweise seiner Stammverwandten zurückzukehren. Auf solche und ähnliche Thatsachen gestützt, deren nähere Untersuchung wir erst später vorzunehmen haben werden, haben Rush, Girou, Spurzheim, Burdach u. A. behauptet daß sich die erworbene geistige Bildung der Menschen ebenso vererbe wie die leibliche. Namentlich hat Lucas (I, 476 ff., 577 ff. II, 766 ff.) eine große Anzahl von Beispielen zusammengestellt die dafür sprechen. Insbesondere haben Nott und Gliddon die Ansicht geltend gemacht, daß die gesammte culturhistorische Entwickelung der Völker nicht auf der Verfolgung bewußter Zwecke, ebensowenig auf der eigenthümlichen Verkettung äußerer Umstände, sondern wesentlich nur auf angeborenen und gleichmäßig vererbten Instincten beruhe, die bei den eigentlichen Culturvölkern von höherer, bei den sogenannten Naturvölkern dagegen von niederer, mehr thierischer Art seien, was von Andern wohl auch so ausgedrückt worden ist, daß man gesagt hat, je tiefer ein Volk in der Cultur stehe, desto mehr führe es ein Leben bloß nach Instincten, je höher es sich entwickele, desto mehr verlören sich diese letzteren bei ihm oder träten doch zurück hinter eine mehr bewußte Lebensgestalt.

Wie häufig mechanische, künstlerische Talente und selbst die Neigung und Vorliebe für gewisse Arten der Beschäftigung sich vom Vater auf den Sohn und Enkel übertragen, ist bekannt und erklärt sich, da eine besondere Befähigung zu eigenthümlichem Gliedergebrauch und zu einer höheren Vollkommenheit der Auffassung sinnlicher Gegenstände dafür die Hauptgrundlage bilden, im Wesentlichen aus organischen Verhältnissen. Der Umfang des Angeborenen und Erblichen beschränkt sich aber nicht auf solche Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens, deren Abhängigkeit von physischen Bedingungen leicht und bestimmt nachweisbar ist, er erstreckt sich auch auf das was als der eigentliche Heerd desselben erscheint, denn es unterliegt keinem Zweifel daß wir eine höhere geistige Regsamkeit und Begabung bei einem Volke und Stamme finden als bei einem andern, wie dieß in ähnlicher Weise von den einzelnen Klassen der Bevölkerung und von den Individuen gilt. So haben z. B. die Missionäre in Hindostan die Kinder der Brahmanen weit bildungsfähiger und begabter gefunden als die aus den niederen Kasten. Aehnliche Erfahrungen liegen auch anderwärts vor. Die Geschichte der Künstler und Gelehrten wie die der Regentenhäuser lehrt daß eine bedeutendere allgemeine Lebendigkeit des Geistes, Strebsamkeit und Befähigung zu tieferer vielseitiger Durchbildung oder kraftvoller Wirksamkeit sich nicht selten eine längere Reihe von Generationen hindurch in einzelnen Familien erhalten, während sich andere ebenso entschieden durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen. Dasselbe bestätigt auch ein etwas tiefer dringender Blick auf die Geschichte der Familien im gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Allerdings wird man in solchen Fällen sich hüten müssen unmittelbar der Naturanlage selbst zuzuschreiben was erst das Resultat der Nachahmung, der Erziehung und des Fleißes ist, z. B. die so häufige Vorliebe für die Berufsthätigkeit des Vaters u. dergl., aber bei allen Zugeständnissen die man nach dieser Seite hin machen mag, bleibt doch eine sehr bedeutende Verschiedenheit der erblichen Anlage zurück, da in vielen Beispielen eine sehr ähnliche Entwickelung des Geistes und Charakters in derselben Familie vorliegt, ohne daß dabei von einer Ueberlieferung auf jenem anderen Wege die Rede sein könnte. Mag man auch noch so wenig geneigt sein eine erbliche Aristokratie des Geistes anzunehmen, mag man zugestehen daß wo eine solche wirklich bestände, sie sich ohne eine ununterbrochene Ergänzung durch

frische Kräfte aus anderen Schichten der Bevölkerung auf die Dauer nicht zu halten im Stande wäre, da sie sich immer durch Ueberreizung und Anstrengung oder durch Verweichlichung und Erschlaffung schnell abnutzen und selbst zu Grunde richten würde, so bleibt es doch eine feststehende Thatsache, daß es nicht allein in Rücksicht auf Geistes- und Gemüthsbildung feiner und gröber organisirte Menschen giebt, sondern daß sich auch in Familien Kasten und Stämmen, wenn nicht ausschließlich, doch oft vorzugsweise, diese Eigenthümlichkeiten lange Zeit hindurch erhalten und fortpflanzen.

Der Schwerpunkt aller vorstehenden Erörterungen liegt in dem Beweise des Satzes, daß unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich bloß individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebensowohl für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. Auch da wo gegen Gemeinsamkeit der Abstammung nicht der geringste Zweifel vorliegt, aus einem Volke das wir keinen Grund haben für gemischten Ursprungs zu halten, selbst aus einer Familie zu welcher überhaupt nur wenige und scheinbar wenigstens ziemlich einflußlose Elemente neu von außen hinzugetreten sind, sehen wir Individuen von beträchtlich verschiedener leiblicher und geistiger Begabung hervorgehen, einen noch verschiedeneren Entwickelungsgang durchlaufen und ihre speciellen Eigenthümlichkeiten auf die späteren Generationen übertragen, von denen diese bald in größerer bald in geringerer Schärfe und Bestimmtheit, bald mit größerer bald mit geringerer Zähigkeit und Ausdauer festgehalten werden. Erinnert man sich dabei an die unübersehbare Mannigfaltigkeit welche die Charaktere der einzelnen Familien und Klassen einer jeden Bevölkerung der genaueren Beobachtung darbieten, so erkennt man in dieser Differenzirung der Individuen, auf welche alle Raçenbildung sich gründet, ein wichtiges Naturgesetz, dessen Bestimmung es zu sein scheint dem Gesetze der Erhaltung der Arten und der Constanz in der Uebertragung ihrer Charaktere, das Gegengewicht zu halten.

Indem wir hiermit unsere Betrachtung über die Ursachen schließen, von deren Zusammenwirken die Veränderungen abhängen welche die physische Organisation des Menschen erfährt, finden wir uns auf-

gefordert das Resultat zu ziehen und einen prüfenden Blick auf die Tragweite zu werfen die der Wirksamkeit dieser Ursachen zukommt. Die Behauptung daß die verschiedenen Typen welche die einzelnen Menschenstämme besitzen, unveränderlich dieselben bleiben, ist ein Irrthum; nur über die Grenzen ihrer Veränderlichkeit läßt sich streiten. Was die einzelnen Factoren welche zu diesen Veränderungen mitwirken, für sich allein zu leisten vermögen, läßt sich ebensowenig mit voller Bestimmtheit angeben als was sie in den meisten einzelnen Fällen bei der Umbildung der Völker wirklich geleistet haben und welches die Grenzen sind über welche ihr Einfluß nicht hinausreicht. Versuchen wir ihre Macht gegeneinander abzuwägen, so scheint die Ansicht das Meiste für sich zu haben, daß die Macht der geistigen Cultur am bedeutendsten, die der klimatischen Verhältnisse für sich allein genommen am geringsten ist, während die Wirksamkeit von Nahrung und Lebensweise, die freilich überall im innigsten Zusammenhange mit jenen beiden stehen, eine mittlere Stellung zwischen ihnen einnimmt. Das spontane Auftauchen und Forterben neuer Eigenthümlichkeiten endlich scheint man den einflußreichsten unter den Ursachen die auf die Differenzirung der Menschen hinwirken, gleichstellen zu müssen, doch wird man dabei zu beachten haben, daß es erst da zu größerer Macht und Bedeutung gelangt, wo höhere Culur bereits festen Boden gewonnen hat oder wo doch wenigstens der Zustand der ursprünglichen rohen Gleichförmigkeit der Individuen in der äußeren Organisation wie im inneren Leben schon verlassen ist, und wo daher (namentlich in Folge mannigfaltiger Verschiedenheiten in der Entwickelung der individuellen Charaktere) auch die erst erworbenen, im Laufe des Lebens einzelnen Eigenschaften die Begabung der nachfolgenden Generationen in ausgedehnterem Maaße mitbestimmen können.

II. Ueber die bedeutendsten anatomischen und physiologischen Verschiedenheiten welche unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommen.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte die Art und Größe der Veränderungen kennen gelernt welche sich an den Körperformen der Menschen nachweisen lassen und sie auf die Ursachen zurückzuführen

gesucht denen sie ihre Entstehung verdanken. Sollen wir nun zur Entscheidung der Frage kommen, ob die sämmtlichen Völker der Erde als einer und derselben Art angehörig zu betrachten oder ob specifische Unterschiede unter ihnen anzunehmen seien, so werden wir vor Allem wissen müssen wie beträchtlich die größten Unterschiede sind die unter den Menschen in anatomischer und physiologischer Rücksicht factisch vorkommen. Nur daraus werden wir beurtheilen können ob die Größe der wirklich vorhandenen Differenzen innerhalb oder außerhalb des Kreises der Veränderlichkeit fällt welche sich für die Körperbildung des Menschen nachweisen läßt, oder wir werden dann wenigstens eine sichere Vergleichung zwischen jenen Differenzen selbst und diesem Veränderungskreise anstellen, wir werden jene an diesen messen können.

Haben wir demnach einerseits die Unterschiede der Körperformen und des leiblichen Lebens welche innerhalb des Menschengeschlechtes vorkommen, mit den äußeren Veränderungen zusammenzustellen die der Mensch erleidet, um zu einer richtigen Würdigung der Bedeutung der ersteren zu gelangen, so zeigt es sich anderseits für diesen Zweck nicht minder nothwendig sie mit den Verschiedenheiten welche zwischen dem Menschen und den ihm zunächst stehenden Thieren stattfinden, vergleichend zusammenzuhalten, denn erst diese letztere Vergleichung liefert uns den Maaßstab unbezweifelter specifischer Verschiedenheit dessen wir bedürfen. Daher fassen wir hier das Charakteristische des Affen, und zwar der am höchsten stehenden Arten dieser Gattung, im Gegensatz zum Menschen etwas näher in's Auge. Es kommt uns dabei nicht auf Erschöpfung des Details noch auf kleinere anatomische Differenzen überhaupt an, sondern nur auf die richtige Heraushebung der maßgebenden und durchgreifenden Hauptunterschiede. Sie bestehen in Folgendem.

Das Gehirn des Affen* steht an Masse und Entwickelung beträchtlich zurück gegen das des Menschen. Die Gesichtsbildung zeichnet sich aus durch platte Nase und vorstehenden Unterkiefer, sehr geringes Kinn und den Mangel schwellender Lippen, kleinen Gesichtswinkel (30—35° bei ausgewachsenen Exemplaren). Das äußere Ohr ist im Vergleich mit dem menschlichen sehr roh geformt und hat kein Ohr-

* Ueber die Differenzen des Menschen und Affen in osteologischer Beziehung s. namentlich Owen in Transactt. of the zool. soc. I. 343 u. d. Auszug daraus in Schrebers Säugethieren v. A. Wagner, Suppl. I. S. 25.

läppchen. Die Zähne sind nicht ganz von gleicher Länge und durch Zwischenräume mehr getrennt. Die Größe der Hundszähne ist bedeutender als die der anderen, der erste untere Backenzahn ist von konischer Form und immer stärker als der zweite. Der Affe hat ein Zwischenkieferbein, das indessen bei manchen Arten nicht selten fehlt, und das Hinterhauptsloch liegt bedeutend weiter nach hinten. Das Becken ist von nur geringem Umfange und seitlich enger als von vorn nach hinten, während beim Menschen das Umgekehrte stattfindet, die Wirbelsäule ist nur einfach gekrümmt und ihre Krümmung nach der Bauchseite offen. Die vorderen Extremitäten und Hände sind verhältnißmäßig weit länger als die menschlichen, auch die Füße sind eigentlich große krumme Hände, denn der Affe hat vier opposible Daumen, die jedoch nur klein und schwach sind und mit den übrigen Fingern, wie auch diese selbst, fast nur gleichzeitig bewegt werden können. Er hat ferner krumme Kniee, das Fersenbein ist stärker nach oben gerichtet, so daß auch die menschenähnlichsten Arten nicht auf der Sohle, sondern nur auf deren äußerem Rande bei gekrümmten Zehen und daher nicht ohne Beschwerde wirklich aufrecht stehen können: dieser Umstand und die erwähnte Lage des Hinterhauptsloches machen den Affen zum Kletterer, während es sich aus der anatomischen Construction des Menschen mit Nothwendigkeit ergiebt daß er aufrecht geht. Die Behaarung und Haarstellung, die Körperlänge von 3′, die weit größere Beschränkung im Klima und in der Nahrung, die Lebensdauer von nur 30 Jahren sind fernere wichtige Unterschiede des Affen vom Menschen. Das langsame Wachsthum, die lange Kindheit und späte Entwickelung zur Pubertät, der Mangel einer bestimmten Brunstzeit und ausgedehnter Instincte überhaupt, die Menstruation, eine große Reihe von besonderen Krankheiten, das Vermögen der Sprache, des Lachens und Weinens, sind weitere physiologische Merkmale des Menschen die ihn ebenso fest von den Affen scheiden als sie in die gesammte Entwickelung seines Lebens auf's Tiefste eingreifen, so daß es schon ihnen allein gegenüber nur als ein grober Mißgriff erscheinen kann, wenn Bory, hierin von Linné abweichend, das oberste Geschlecht der Säugethiere aus dem Menschen und den Orangs gebildet hat.

Als die menschenähnlichsten Affen werden der Chimpanse und der neu entdeckte, ebenfalls dem Genus Troglodytes angehörige Tschego

am Gaboon bezeichnet. Indessen zeigen auch sie die erwähnten Unterschiede vom Menschen. Größere Aehnlichkeit in der Handbildung mit dem Menschen als der Chimpanse die Orangs und Gibbons, besitzt der Gorillaffe (Gorilla Gina, Geoff. St. Hil.): er hat nur 8 Handwurzelknochen, abgeplattete Nägel, die Länge der Hand ist geringer, ihre Breite dagegen relativ größer als bei den andern Affen. (Näheres über die erwähnten Arten in Comptes Rendus. 1853, XXXVI, p. 925 ff.).

Erzählungen von Menschen die in hohem Grade affenähnlich sein sollten, giebt es aus älterer und neuerer Zeit viele. So glaubt man z. B. noch jetzt in Indien an deren Existenz in Tschittagong, andere sollen zwischen Palmo, Tschumbulpur und den Nerbuddaquellen wohnen (Ausland 1855. S. 1200), und man kann sich über einen solchen Glauben freilich nicht wundern, da von ungebildeten Völkern den Thieren überhaupt eine höhere Stellung angewiesen zu werden pflegt als ihnen zukommt und es alsdann nahe genug liegt den Affen, die auch uns so leicht als unsre eigene Carricatur erscheinen, eine ganz besondere Rolle zuzutheilen, sei es eine mythologische oder eine rein menschliche: manchen Negervölkern gelten sie als travestirte Menschen die nur nicht sprechen wollen, damit man sie nicht zwinge zu arbeiten. Wir brauchen kaum hinzuzufügen daß sich bis jetzt noch alle jene Geschichten von der Existenz affenähnlicher Menschen in Nichts aufgelöst haben. Das Wahre an ihnen beschränkt sich auf die bekannte Thatsache, daß der affenähnlichste der Menschen der Neger ist, dessen typische Eigenthümlichkeiten wir deshalb mit denen des Affen unmittelbar zusammenstellen wollen. Bei Behauptungen wie die von Nott and Gliddon (Types of mankind. 1854, p. 182 und 457) daß die Hottentotten und besonders die Buschmänner moralisch und physisch nur wenig vom Orang-Utang und nicht weiter von diesem als der Europäer von ihnen selbst verschieden seien, haben wir nicht nöthig uns aufzuhalten, da sie zu den unverschämten Uebertreibungen* gehören, die eingegeben vom Interesse des Sklavenhalters und Sklavenhändlers nur in America noch Glauben finden.

* Aehnliche handgreifliche Uebertreibungen finden sich dort mehrere: so p. 434, oder wenn es p. 185 heißt, ganz Afrika sei südlich vom 10° n. B. nur von Menschen bewohnt, deren Verstand so dunkel sei als ihre Haut und deren Schädelbildung jede Erwartung einer künftigen Verbesserung als eine utopische Träumerei erscheinen lasse. Da diese Behauptungen bei Nott nicht auf Unkenntniß beruhen können, entbinden sie uns von ernsthafter Prüfung mancher andern von seinen Ansichten.

In scharfer Ausprägung findet sich der Negertypus (wie Prichard II, 44 bemerkt hat) nur zwischen den Wendekreisen, namentlich im Innern der nördlichen Hälfte dieses Gebietes, dem sog. Sudan, und an der Westküste von Africa. Nach der genaueren Angabe Latham's (Nat. hist. of the var. of man. 1850, p. 471 f.) erstreckt sich das Negergebiet in diesem engeren Sinne nur vom Niger bis zum Senegal und über einen Theil von Sennaar Kordofan und Darfur. Die anthropologischen Eigenthümlichkeiten welche sich hier finden, sind folgende.

Das **Skelett** des Negers ist schwerer, die einzelnen Knochen dicker und größer im Verhältniß zu den Muskeln als beim Europäer (Pruner, die Krankheiten des Orients. 1847. Einl. S. 64); namentlich gilt dieß von dem sehr harten dichten und ungewöhnlich dicken **Schädel**, dessen Beschaffenheit es erlaubt daß kämpfende Neger, Männer und Weiber, einander wie Böcke stoßen (Hamilt. Smith, Nat. hist. of the hum. species 1848. p. 190 ff.), ohne sich dabei besonders empfindlich zu zeigen. Bei einigen verbindet sich das Schläfenbein unmittelbar mit dem Scheitelbein in seiner ganzen Länge, wie bei simia troglodytes (Owen), doch ist dieß durchaus nicht constant und findet sich zuweilen auch bei Mongolen (Hollard, De l'homme et des races hum. 1853. p. 251). Duncan (R. in West-Afr. 1848. II, 246) giebt an daß in Dahomey Schädel ohne Längs- und Quernähte öfter, nicht bloß als seltene Ausnahmen vorkämen. Nach Sömmering (Ueber d. körperl. Verschiedenheiten des Negers vom Europ. 1785. S. 51 ff.) ist die Capacität des Schädels beim Neger absolut geringer und alle Dimensionen seines Kopfes kleiner als beim Europäer, die abgehenden Nerven dicker, das **Gehirn**, welches nach Pruner zugleich härter ist, im Verhältniß zu ihnen kleiner (Monroe, Pruner) — eine entschiedene Affenähnlichkeit. Eine solche ist zwar von Tiedemann (D. Hirn des Negers. 1837) allgemein und entschieden in Abrede gestellt, durch die von ihm selbst gegebenen Abbildungen aber in anderer Rücksicht bestätigt worden, nämlich insofern das große Gehirn seines Buschmannweibes (Taf. V.) in der Anzahl und Schönheit seiner Windungen nicht minder weit hinter dem des Negers (Taf. I.) zurücksteht als dieses hinter dem des Europäers, wenn auch die Rohheit der Gehirnbildung bei simia troglodytes in diesem Punkte noch viel bedeutender erscheint als die des Negerhirns. Daß di-

Windungen des letzteren massiver entwickelt und minder zahlreich sind als beim Europäer — bei welchem sie freilich auch in dieser Rücksicht sehr variiren — scheint sicher zu stehen (Burmeister, Geol. Bilder. II, 123). Hierauf scheinen sich aber auch die Aehnlichkeiten in der Bildung des Negerhirnes mit dem Gehirn des Affen zu beschränken, denn die Schädelcapacität des Negers ist nicht (wie Blumenbach, Lawrence und noch Morton, Cran. Am. p. 260 behauptet haben) geringer als die aller anderen Raçen (S. Tiedemann, W. Hamilton, Parchappe, Rech. sur l'encéphale und namentlich Huschke, Schädel Hirn und Seele. 1854, welcher letztere für den Neger 37,57 Unzen Gehirn angiebt aus 54, für den Malaien nur 36,41 aus 98 Beobachtungen). Die Scheitelgegend ist beim Neger hochgewölbt und (nach Huschke ebend. S. 27) um 2% besser entwickelt als beim Europäer, die Stirn dagegen oft schlechter als beim europäischen Weibe; vorherrschend ausgebildet, schwerer und rundlicher als bei jenem soll das Hinterhaupt, der Wurm stärker sein (S. 78, 100): das Negerhirn besitze demnach den Typus des kindlichen und weiblichen Gehirnes und nähere sich dem Hirntypus der höheren Affen, nur daß es durch Länge, das weibliche europäische dagegen durch Breite ausgezeichnet sei (S. 157). Hiermit scheint indessen nicht wohl zusammenzustimmen daß der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken beim Neger flacher als beim Europäer ist (nach Sömmering S. 7), daß er überhaupt weniger hervorragenden kürzeren Hinterkopf besitzen soll (Burmeister a. a. O. II, 119). Hat der zuletzt erwähnte Gelehrte aus diesem Umstande die weiter nach hinten gerückte Lage des Hinterhauptsloches erklären wollen, welche Lawrence (Lectures on physiol., zool. and nat. hist. of man 3[d] ed. 1823. p. 311) nach Sömmering (S. 54) auf's Neue hervorgehoben hat, so ist diese dagegen von Prichard (I, 290) ganz geleugnet, von Latham als nicht constant bezeichnet worden, während Hollard (S. 247) eine geringe Differenz (außer bei den Hottentotten) hierin zugiebt (ebenso Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847. p. 217), zugleich aber treffend bemerkt daß die besondere Form des Negerschädels dieß erfordere, die Aufrechthaltung des Kopfes dadurch aber nicht im Geringsten beeinträchtigt werde.

Die Oberfläche des **Gesichtes**, die man gewöhnlich als klein angegeben findet, ist gleichwohl im Verhältniß zur Schädeloberfläche

größer als beim Europäer (Sömmering, Lawrence). Während beim Europäer die Stirn, die Nasengegend und das Gebiß nahe gleiche Abschnitte des Gesichtes bilden, findet beim Neger eine beträchtliche Größenzunahme dieser Theile von oben nach unten statt. (Näheres hierüber bei Burmeister, G. B. II, 126, der dieses Verhältniß indessen in besonders auffallender Weise bei einem Kaffern fand). Der Gesichtswinkel beträgt wenig über 70° und das vortretende Untergesicht giebt dem Ganzen ein mehr schnauzenartiges Ansehen. Der schmale, seitlich zusammengedrückt erscheinende Kopf bietet für den Ansatz der mm. temporales einen auffallend großen Raum dar, aus deren vorzüglich starker Entwickelung in die Breite und Länge man schon öfter die seitliche Compression des Schädels hat erklären wollen. Die Stirn ist klein und kugelig, ihre Oberfläche höckerig und uneben (Blumenbach), die Augen, deren Höhlen nach Prichard (I, 292) nicht umfangreicher als beim Europäer sind, während sie Sömmering (S. 21) als größer bezeichnet, sind enggeschlitzt, schwarz von Farbe und vorliegend, meist mit gelber Conjunctiva (Pruner), oft sind Blutstreifen darin zu sehen (Clapperton, Tageb. der zweiten R. in's Innere v. Afr. 1830. S. 184). Die Backenknochen sind vorwärts gerichtet und daher ist die Wangengrube verhältnißmäßig tief. Die breite dicke platte Nase mit weiten Löchern steht mit den Kinnladen zusammen aus dem Gesichte hervor. Die flachen Nasenbeine sollen zwar häufiger als bei Europäern mit einander verschmelzen, es scheint aber diese Eigenthümlichkeit, die auch bei Polynesiern nicht selten ist, nicht für den Neger charakteristisch zu sein. Das Siebbein ist stark entwickelt. Man hat dieß oft mit einer bedeutenden Ausbildung des Geruchssinnes beim Neger in Beziehung gesetzt, es ist aber daran zu erinnern, daß eine solche nur ausnahmsweise bei Negervölkern vorkommt. (Hierüber weiter unten mehr.) Die Nasenhöhle ist wie die Mundhöhle geräumiger als beim Europäer, der untere Rand der knöchernen Nasenöffnung abgerundet, der Nasenstachel unbedeutend (Sömmering, S. 24 f.), der Nasenknorpel mangelhaft ausgebildet (Duttenhofer, Ueber die Emancip. der Neger. 1855. S. 32). Die Lippen, besonders die Oberlippe, sind wulstig und dadurch von denen des Affen sehr verschieden, ihre Farbe geht von schmutzig rosenfarbig bis kirschroth und von dunkelroth bis schwärzlich (Sömmering, S. 12), oder ist außen braun und geht nach innen in

roth über (Burmeister). Der Oberkiefer ist langgestreckt, schmal, nach vorn gerichtet, die Zunge dick und groß, das Gaumengewölbe größer und namentlich länger als beim Europäer. Der Raum für die Zähne soll sehr groß sein, so daß der hinterste Backenzahn sich freier entwickeln kann. Oft sind 6 Backenzähne vorhanden. Die Schneidezähne stehen nicht ganz senkrecht, vorzüglich die oberen sind schief nach vorn geneigt und sehr lang. Ihre blendende Weiße, die man oft als Raçeneigenthümlichkeit bezeichnet hat, scheint meist durch Abreiben mit Pflanzenfasern Kalk und dgl. hervorgebracht zu sein (W. J. Müller, die afr. Landschaft Fetu. 1676. S. 31; Lander, R. zur Erforsch. des Niger. 1833. III, 94; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 198; Hecquard, R. a. d. Küste u. in d. Innere v. West-Afr. 1854. S. 38); es giebt auch Gegenden wo man ganz ungewöhnlich viele schlechte und ausgefallene Zähne sieht, z. B. in Ryffe (Clapperton, a. a. O.). Ein Zwischenkieferbein hat der Neger nicht, sondern nur, wie auch der Europäer, im Kindesalter eine Furche die dasselbe andeutet. Der Kinnladenrand ist schmal und nach vorn verlängert, das Kinn nur klein, aber breit und zurücktretend. Die mm. masseteres sind ebenso wie die temporales stark entwickelt. Das äußere Ohr steht vom Kopfe ab, ist klein und dickwandig, nicht affenähnlich breit und flach (Burmeister), aber es ist gleichmäßiger gerundet als beim Europäer (Pruner), wie überhaupt bei den niederen Raçen die Helix platter, der Tragus aber und das Ohrläppchen kleiner sein sollen (Hollard, S. 99). Die Stimme des Negers ist schwach und heiser bei den Männern, sehr hoch und schrillend bei den Weibern (H. Smith).

Das **Haar** des Negers, welches sich nicht so allmählich wie das des Europäers gegen die Stirn die Schläfe und den Nacken hin verliert, sondern abgesetzt ist wie eine Perrücke (Sömmering, S. 8), fehlt nicht selten an einzelnen Stellen ganz, so daß es wie bei den Hottentotten Buschmännern und Australnegern der Südsee in einzelnstehenden Büscheln wächst. Es hat die bekannte wollige Beschaffenheit, obwohl von thierischer Wolle wesentlich verschieden,* und

* Die Fasern der Wolle sind am obern Ende getheilt und verfilzen sich daher leicht, sie werden von oben nach unten stärker oder ihre Dicke ist überhaupt ungleich. Der Schaft des menschlichen Haares ist an der Wurzel am dicksten und endigt oft mit einer ganz feinen Spitze, bisweilen jedoch ist das Ende auch durch einen oder mehrere Einschnitte in kurzen Strecken ge-

verdankt seine Kräuselung dem Umstande, daß sein Durchschnitt eine Ellipse darstellt (Henle). Die Windungen in denen es wächst, haben 3—4‴ Durchmesser, es ist härter elastischer glänzender und dicker als das des Europäers. Gewöhnlich wird es nicht über 3″ lang, was nicht etwa die Folge beständigen Abschneidens ist, denn alle Negerinnen (in Brasilien) streben nach langem Haare (Burmeister). Indessen soll diese natürliche Kürze des Haares nicht allgemein sein. Viele Negervölker schneiden es regelmäßig; und es soll, wenn beständig ausgekämmt, auf der Guineaküste die Länge von 1′ erreichen (Isert, Neue R. nach Guinea. 1790. S. 164). Dandolo (Viaggio in Egitto, nel Sudan etc. Mil. 1854. p. 271) sah bei den Bakkara am weißen Nil ein paar sehr schwarze Negersklavinnen mit ungeheurem perrückenartigen Haarwuchs von einem halben Meter Umfang. Doch scheint es zweifelhaft ob in diesen Fällen von ungemischten Negern die Rede ist (S. Abschn. III). Der Bart ist meist nur gering und wächst oft erst in spätem Alter; der Backenbart fehlt gewöhnlich ganz: daher der besondere Stolz der unter den Negern lebenden Mauren auf ihre Bärte als Zeichen arabischer Abkunft (M. Park Voy. dans l'Intérieur de l'Afr. Paris an VIII, I, 247), und der hoh Werth den man z. B. in Aschanti auf einen starken Bart setzt (Bowdich, Mission von C. Coast nach Aschanti. 1820. S. 391). Auch Brust und Körper sind nur wenig, Arme und Beine gar nicht be haart (H. Smith).

Der relativ dickere **Hals** des Negers, der etwa 1″ kürzer ist al der des Europäer und sein stark entwickelter Nacken (Burmeister in Verbindung mit der geringeren Biegung der **Wirbelsäule** befähi gen ihn dazu Lasten leicht auf dem Kopfe zu tragen (H. Smith)

---

spalten (Henle in Froriep's Notizen 1840. No. 294, S. 615). Währen die Haare verschiedener Thierspecies fast immer bedeutendere Verschieden heiten zeigen, ist dieß mit denen der Menschenraçen nicht der Fall. (Vgl Eble, Von den Haaren II, 86 ff.; Wilson, On the management o the skin 2d ed. 1847, p. 80 ff.). Browne (bei Schoolcraft, Hist of the Ind. tribes. III, 367 ff.) will gefunden haben, daß der Durchschnitt des Haares beim eingeborenen Americaner cylindrisch (kreisförmig?), beim Europäer, dessen Haar sich daher öfters locke, mehr oval, beim Neger stark elliptisch sei und daß beim ersteren und letzteren der Centralkanal für den Färbestoff fehle; indessen erledigt sich die letztere Differenz dadurch, daß die Marksubstanz, deren Zellen vielmehr Luft enthalten, unter allen Bestandtheilen des Haares überhaupt am meisten varirt, in den Wollhaaren auch des Europäers aber gewöhnlich und in den farbigen Kopfhaaren häufig fehlt (Kölliker, Mikroskop. Anat. 1850. II, 1, 113 ff.).

was er mit solcher Vorliebe zu thun pflegt, daß z. B. die Fantis selbst die zum Steinefahren bestimmten Schiebkarren auf den Kopf nehmen (Duncan a. a. O. I, 23). Der Brustkasten ist größer und gewölbter als beim Europäer. Das **Becken**, mit dessen Gestalt die Kopfform in natürlichem Zusammenhange steht, ist enger, keilförmiger, bei sehr hohen verticalstehenden Darmbeinen und rückwärts geneigt (Pruner), alle seine Durchmesser sind kleiner als beim Europäer und der schmalere, schlankere Bau desselben hat wieder einen aufgetriebenen, mehr hängenden Bauch zur Folge (Burmeister, II, 121 f.). Vrolik (Consid. sur la diversité des bassins. 1826. p. 12 ff.) hat die größere Affenähnlichkeit desselben ausführlich nachgewiesen. Was die **Glieder** betrifft, so hatte schon White die relativ größere Länge des Unterarmes beim Neger bemerkt: beim Europäer ist das Verhältniß zwischen den Abschnitten des weiblichen Armes = 12 : 9 : 6, zwischen denen des männlichen = 12,5 : 10,5 : 7, beim Negerweibe dagegen = 12 : 10 : 7, beim Neger = 12,8 : 9,6 : 7,5: demnach erscheinen beim Neger namentlich die Hände als lang gezogen bei relativ geringer Breite. Sie sind mit schönen weißen Nägeln versehen, fühlen sich aber hart an wie Holz (Burmeister). Daniell (L'Institut 1846. II, p. 88) giebt dagegen an daß nach seinen Messungen nur die Finger und Hände des Negers, nicht der Arm relativ länger sei als beim Europäer. Die Haut zwischen den Fingern reicht beim Neger weiter herauf als beim Europäer (van der Hoeven). Die Hautfalte welche vom untern Theile des Handballens nach dem Gipfel der Falte hin verläuft, die durch die Einlenkung der ersten Glieder der drei letzten Finger gebildet wird, hat Serres die kaukasische Falte genannt; sie soll den Negern ganz fehlen, bei den Mongolen Chinesen und eingeborenen Nord-Americanern nur angedeutet sein (Fechner's Centralblatt 1853. S. 55). Da indessen die Abessinier in gleichem Falle sein sollen, scheint man dieß nicht als charakteristisch für den Neger ansehen zu dürfen. — Der Unterschenkel des Negers ist nach Burmeister relativ länger, der Oberschenkel relativ etwas kürzer als beim Europäer. Da der letztere Unterschied jedoch geringer ist als der erstere, ist das Bein im Ganzen von größerer Länge, der vollständige Plattfuß des Negers aber, der weder oben noch unten gewölbt ist und dessen Knöchel nur 1⅓—1½" über dem Boden steht, gleicht dieß so wieder aus, daß das Bein sogar kurz scheint. Nach Köler (Notizen über Bonny. 1848. S. 90) wären die

Unterextremitäten verhältnißmäßig bald etwas zu lang bald etwas zu kurz und zu dünn. Der Oberschenkel ist ohne Fülle, wie der Neger überhaupt zur Fettbildung sich nicht geneigt zeigt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Waden schwach, hoch oben stehend und wie zusammengedrückt von der Seite. Krumme Beine sind häufig, wahrscheinlich eine Folge davon daß die Kinder sperrbeinig auf dem Rücken der Mutter zu sitzen pflegen (Monrad, Gemälde der K. v. Guinea. 1824. S. 52; Raffenel a. a. O. S. 52). Wegen der Schwäche der Beine (Graf Görtz, R. um d. Welt. 1853. II, 43) soll ein Schlag auf das Schienbein dem Neger besonders empfindlich sein (Day, Five years' resid. in the W. Indies 1852. II, 98). Die Ferse des Negers ist länger breiter und niedriger als die des Europäers und der ganze Fuß daher länger — eine Eigenthümlichkeit die auch den Mischlingen stets bleiben soll, selbst wenn ihre Farbe schon weiß geworden ist (Day, I, 51). Die Zehen sind klein, und zwar die erste kleiner als die zweite und von dieser durch einen freien Raum getrennt (Burmeister). Die Sesambeine sollen bei Negern weit häufiger als bei Europäern sein (Sömmering). Duttenhofer (a. a. O. S. 35) giebt an daß der Neger oft stundenlang auf dem äußeren Rande eines oder beider Füße stehe, was bei seinem Plattfuße ihm freilich schwer werden möchte.

Ueber das **Blut** des Negers finden sich schon bei Sömmering verschiedene Angaben. Pruner bezeichnet es als dick schwarz und pechartig, wogegen Foissac (a. a. O. S. 67) und Omboni (Viaggi nell' Afr. occ. Mil. 1845, p. 159), letzterer nach vielen Beobachtungen, einen Unterschied der Farbe des Negerblutes von dem des Europäers bestimmt leugnen. J. W. de Muller (a. a. O. S. 45) bemerkt daß auch bei weißen und farbigen Menschen in heißen Klimaten das arterielle Blut dem venösen stärker gleiche in Folge größeren Kohlenstoffgehaltes, und man hat behauptet daß das Uebergewicht dieses letzteren eine größere Trägheit des Geistes mit sich bringe. Nur cholerisches und phlegmatisches Temperament sollen bei Negern vorkommen. Die sehr stark entwickelten Genitalien zeigen eine sehr häufige Turgescenz. Auch die Drüsengebilde sind durchaus stark entwickelt (Pruner). Der Magen hat eine mehr rundliche Gestalt (Sömmering). — Die **Haut** gewährt dem Neger einen stärkeren Schutz gegen die Sonnenstrahlen als dem Europäer, da er der Sonne längere Zeit ausgesetzt, selbst bei 30° R. keine Blasen auf der Haut bekommt; sie

ist am ganzen Körper merklich dicker als die des Europäers, immer kühl und sammtartig anzufühlen. In Rücksicht des letzteren Punktes sollen indessen die rohen Völker Central-Africa's, deren Haut leicht runzelig werde und aufspringe, eine Ausnahme machen (d'Escayrac, die afr. Wüste und das Land der Schwarzen. 1855, S. 186). Sie ist mehr oder weniger schwarz in Folge der Ablagerung des Pigmentes, das (nach einer wohl nicht vollkommen zuverlässigen Analyse) zu $\frac{9}{10}$ aus Kohlenstoff, zu $\frac{1}{10}$ aus Eisen und Fett bestehend (de Muller), sich in den gewöhnlichen Zellen der Schleimschicht der Epidermis, nicht in besonderen Pigmentzellen findet, während die Lederhaut des Negers sich ganz so verhält wie die des Europäers (Kölliker, Mikroskop. Anatomie II, 1, 52). Dieses Pigment, welches beim Negerfötus noch fehlt, lagert sich wie in der Schleimschicht der Oberhaut auch in der des Nagels ab (Béclard, Anat. générale, p. 309, bei Kölliker S. 83), ferner in den Hirnhäuten des Negers (de Muller), ausnahmsweise, obwohl selten, auch am Zahnfleische und Gaumensegel (Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847, janv. p. 52) und an der Zunge (Pruner in der Zeitschft. der morgenl. Ges. I, 131). Nur Handteller und Fußsohle sind, wohl in Folge stärkerer Abschuppung, heller gefärbt, ersterer ist oft von ganz europäischer Farbe (Burmeister). Nach Flourens' älterer Ansicht sollte es zwischen Oberhaut und Lederhaut beim Neger besondere, dem Weißen fehlende Gebilde geben die den Farbstoff enthielten, später dagegen hat auch er die jetzt allgemein geltende Ansicht anerkannt, daß die Structur der Haut bei weißen und dunkeln Menschen durchaus nicht wesentlich verschieden sei, da auch bei jenen die Pigmentablagerung ganz in gleicher Weise stattfindet wie bei diesen, nur in sehr geringer Quantität. Kölliker (a. a. O.) bemerkt zwar daß sich kein mikroskopisch sichtbares Pigment finde wo die Haut weiß oder gelblich weiß erscheine, fügt aber auch hinzu daß sich ein solches nachweisen lasse wo intensiver gelbe, bräunliche oder braunschwarze Schattirungen an der Haut des Europäers auftreten. Krause (Art. „Haut" in Wagner's Handwörterb. S. 115 und 123), der Flourens' Schilderung der Haut (Ann. des sc. nat. 1837, p. 156, 1838, p. 239, 1839, p. 343 und Comptes rendus. 1843, p. 335) als unklar bezeichnet, hebt hervor daß Sommerflecken und braune Muttermale in der Haut des Europäers in ihrer Structur ganz so sich verhalten wie die Epidermis des Negers (Vgl. Simon in Mül-

let's Archiv. 1840, S. 167), und daß die Haut der in heißen Klimaten gebräunten Weißen wahrscheinlich eine ganz analoge Veränderung erleide. Kann hiernach die Hautfarbe des Negers nicht als ein specifischer Unterschied desselben von anderen Raçen geltend gemacht werden, scheint sie sich vielmehr hauptsächlich erst in Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen zu entwickeln, so sehen wir dieß noch weiter durch andere Umstände bestätigt: vor allem dadurch, daß ihre Entwickelung bei den verschiedenen Völkern eine ziemlich ungleichmäßige ist, ferner dadurch daß die Haut des Negers im Alter von ihrer Schwärze verliert und fahler wird (Carnes, Journal of a voy. to the West coast of Afr. Boston. 1852, p. 372), und daß die Weiber während der Menstruationsjahre, wo der überschüssige Kohlenstoff noch auf anderem Wege entfernt wird, meist etwas weniger schwarz sein sollen als die Männer (de Muller). Endlich ist hierher noch zu rechnen, daß die neugeborenen Negerkinder von hellgrauer Farbe sind und in den nördlichen Theilen der Negerländer die schwarze Farbe vollständig erst gegen das dritte Jahr hin erhalten (Pruner)*, wie auch die in der kalten Jahreszeit geborenen etwas langsamer schwarz werden, wozu als Parallele zu erwähnen ist, daß die Kinder der Araber im Süden, auch wo diese unvermischt mit Negern geblieben sind, aber deren Farbe haben, bei der Geburt einen geringen Anflug von Kupferfarbe zeigen (d'Escayrac a. a. O. S. 125), während die der americanischen Raçe gelblich weiß oder röthlich braun zur Welt kommen (S. die Belege bei Prinz Max zu Wied, R. in N. Am. 1839, S. 103). Ebenso allmählich wie die Hautfarbe des Negers entwickelt sich auch sein krauses Haar, beim Säugling ist das Haar ursprünglich kastanienbraun und seidenartig (Burmeister, G. B. II, 134). — Die Hautausdünstung des Negers hat bekanntlich einen eigenthümlich stinkenden Geruch, der jedoch bei manchen Individuen nur gering ist, während er sich bei andern schon aus der Ferne kund giebt (Burmeister, R. nach Brasil. 1853. S. 89). Besonders stark ist er z. B. bei den Balantes und Bissagos (Arnoux a. a. O. p. 215) und bei den Negern im Süden von Sierra Leone, bei den Iboes, Papaws, Mo-

---

* Camper (Kleine Schriften. 1782. I. St. 24) sah ein Negerkind, das bei der Geburt von röthlicher Farbe war, zuerst an den Rändern der Nägel und um die Brustwarze sich schwarz färben; am dritten Tage färbten sich die Geschlechtstheile, am fünften und sechsten allmählich der ganze Körper.

kos u. s. f. (R. Clarke, S. Leone. 1846. p. 51). Er entspricht dem üblen Geruch den auch das schwarze Gefieder der Vögel und das schwarze Haar der Hunde in Guinea besitzt (Foissac S. 76).

Es fällt in die Augen daß die vorstehende Schilderung des Negertypus, bei welcher wir es vorgezogen haben alle Einzelnheiten mit Belegen zu versehen um jeden Schriftsteller sich selbst vertreten zu lassen, ohne aus den oft nicht einstimmigen Angaben vieler ein willkürliches Ganze von zweifelhafter Richtigkeit selbst zu bilden — es fällt in die Augen daß diese Schilderung gar manches enthält wodurch eine gewisse Affenähnlichkeit des Negers außer Zweifel gestellt wird, wenn auch der Abstand zwischen ihm und dem Affen noch groß genug bleibt um jeden Gedanken an eine nähere oder auch nur gleich nahe Verwandtschaft beider untereinander als die zwischen Neger und Europäer zu entfernen. Haben wir schon im Vorhergehenden hier und da darauf hinweisen müssen, daß die Unterschiede der letzteren in manchen Punkten minder bedeutend sind als sie auf den ersten Blick zu sein scheinen, so wollen wir hier sogleich noch einige weitere Bemerkungen hinzufügen um die Würdigung dieses Gegenstandes, der so leicht durch den ersten Eindruck besticht, noch vollständiger zu berichtigen.

Der vorzüglich dicke und harte Schädel, den man als charakteristisch für die Negerraçe zu bezeichnen pflegt, ist ihr nicht ausschließlich eigen. Wir brauchen uns hier nicht darauf zu berufen daß ein solcher bei Geisteskranken häufig vorkommt (Dumoutier) und daß Herodot ihn den alten Aegyptern zuschreibt. Aehnliches wird vielfach erwähnt. Die Vandiemensländer zerbrechen Holz meist auf dem Kopfe, den sie dabei als Stützpunkt benutzen (Labillardière, Rel. du voy. à la rech. de La Pérouse. An VIII, II, 54; Melville, The present state of Australia. 1851. p. 348). Die Schädel der Neuholländer sollen viel dicker sein als die der Europäer (Dawson, The present state of Austr. 1830. p. 66). Dasselbe gilt in Süd-America von den Pehuenchen und manchen Indianern Brasiliens (Pöppig, Reise. I, 466; Spix und Martius, Reise. S. 696). Herrera erwähnt daß die spanischen Eroberer nicht im Stande waren die Schädel der Eingeborenen von Cuba und Haiti mit einem Schwertstreiche zu spalten. Ulloa (Physikal. und hist. Nachr. 1781. II, 99) giebt die in alten americanischen Gräbern gefundenen Schädel als 6—7‴ dick an, Polack (New-Zeal., being a Narr. of travels. 1838. I, 214) fand dasselbe

an einem Neu-Zealänder Schädel. Die außerordentliche Dicke der Schädel bei den Zulu-Kaffern, die bekanntlich nicht zu den Negern im engern Sinne gehören, ist Delegorgue (Voy. dans l'Afr. australe. 1847. II, 219) geneigt als eine Folge der Sonnenhitze anzusehen, welcher sie den bis auf einen Haarbüschel am Scheitel kahl geschorenen Kopf aussetzen. Auffallend dicke Schädel wurden in Frankreich an vielen Orten ausgegraben (Serres in L'Institut. 1853. II, p. 123), und durch dieselbe Eigenthümlichkeit zeichnen sich auch die Bretagner aus, welche sogar wie die Neger öfters Stirn gegen Stirn kämpfen, und Mangel an Schutz des Kopfes scheint auch hier die Ursache zu sein (Lenormant in Nouv. Ann. des voy. 1848. I, 110).

Schiefstehende prominirende Vorderzähne kommen nach den Abbildungen Sandifort's (Tabulae craniorum Lugd. Bat. 1838) durchaus nicht bei den Negern allein vor, sondern zeigen sich, obwohl in geringerem Grade auch bei den Kaffern, Amboinesen, Einghalesen, Japanern u. s. f. Auch bei Europäern sind seitlich comprimirte Schädel mit schiefstehenden Schneidezähnen nicht selten (R. Wagner, Naturgesch. des Menschen. 1831. II, 219).

In Bezug auf das Verhältniß unter den Abschnitten des Armes hat Jarrold (a. a. O. S. 62) durch Messungen nachgewiesen, daß der Vorderarm der Schotten (12" bei 6' Körperlänge) in der Mitte steht zwischen dem der Neger (12½" bei 6') und dem der Engländer (11½" bei 6') und daß ebenso die Handlänge bei jenen verhältnißmäßig sehr groß ist: daher denn auch in diesem Punkte die Affenähnlichkeit des Negers nicht als specifisch gelten kann.

Die schlechten oder mangelnden Waden sind in Sennaar und Taka ebenso den Arabern eigen wie den Negern (Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka. 1851. S. 58). Dasselbe hat Brehm (a. a. O. I, 176) bei den Nomadenvölkern von Ost-Sudan vielfach beobachtet und findet den Grund dafür darin, daß sie auf den Fersen zu sitzen pflegen, wobei dann der Oberschenkel ganz platt auf dem Unterschenkel aufliege. Außerdem ist jene Eigenthümlichkeit bei den Negern nicht allgemein.

Ferner ist von Burmeister unter Anderm die Bildung des Fußes, der Zehen und ihre Stellung gegeneinander als eine Affenähnlichkeit des Negers hervorgehoben worden. In der That ist vielfach bemerkt worden daß die große Zehe von den Negern häufig fast wie ein Daumen gebraucht wird, aber so verführerisch es auch sein mag diesen

Punkt zu betonen, so ist doch leicht zu zeigen wie geringer Grund hierzu vorhanden ist. Dasselbe wird nämlich nicht allein von den Neuholländern ebenfalls berichtet (Mitchell, Three expedd. 1838. I, 303; Howitt, Impressions of Austr. felix. 1845. p. 284; Hodgson, Reminisc. of Austr. 1846. p. 245), die häufig ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppen um sie zu verbergen (King, Narr. of a survey of the coasts of Austr. 1827. I, 370), sondern auch von den Indianern am Orinoco (Gilii, Nachr. vom Lande Guiana. 1785. S. 252) und in Yucatan, welche letzteren ganz gewöhnlich sogar Geldstücke mit den Füßen aufheben, Steine umfassen und werfen u. dergl. (Waldeck, Voy. dans la prov. d'Yucatan. 1838. p. 65). Die Marquesasinsulaner, die Malaien von Luzon und Samar wie manche Bewohner von Sumatra, die Indianer von Paraguay und selbst die Bewohner von Corrientes bedienen sich in gleicher Weise der Füße und namentlich der ersten und zweiten Zehe zum Aufheben und Festhalten nicht allzu schwerer Gegenstände (Langsdorff, Bemerkk. auf einer Reise um die Welt. 1812. I, 151; Mallat, Les Philippines. 1846. II, 38; de Pagès, Reise um die Welt. 1786. S. 175; Marsden, Sumatra. Berl. 1788. S. 445; Rengger, Naturgesch. der Säugeth. von Paraguay. S. 11. und 376). Mögen solche Thatsachen Bory (L'homme. 1827. I, 45) zu der Behauptung bewogen haben, daß die opposiblen Daumen an den unteren Extremitäten des Affen nicht als ein specifischer Unterschied desselben vom Menschen gelten könnten, indem er zugleich anführt daß dieselbe Eigenthümlichkeit in gleichem oder noch höherem Grade in Folge vielen Kletterns sich bei den Harzsammlern des Marrensin (Dep. des Landes) auszubilden pflege, so erhält dadurch die Sache allerdings eine andere Wendung, jedoch eine solche die es zugleich nöthig macht in diesem Punkte die angebliche Affenähnlichkeit des Negers fallen zu lassen. In wie hohem Grade der Gebrauch der Glieder von der Uebung abhängig ist, zeigt sich vorzüglich an den Bajaderen in Ostindien. Schon im ersten Lebensjahre biegt die Mutter der künftigen Bajadere auf Java alle Glieder mit Vorsicht rückwärts vorwärts und seitwärts. Es wird kein Schmerzenslaut dabei gehört. Die Bajadere vermag das vorderste Glied jedes Fingers für sich allein vor- und rückwärts zu strecken, ihre Hand nach außen oder rückwärts eben so flach und hohl zu machen wie wir den Handteller, und selbst die ganze Hand rückwärts auf den Vorderarm aufzulegen. Ihre Zehen besitzen dieselbe

Fertigkeit zum Anfassen wie die Finger und die Wirbelsäule ist nach allen Seiten hin biegsam und gelenkig (Gumprecht, Ztschft. f. allg. Erdk. 1854. II, 118 nach dem Tageb. eines Officiers).

Die unangenehme Hautausdünstung des Negers hat man ebenfalls oft für etwas ihm specifisch Eigenthümliches gehalten. Selbst abgesehen aber davon daß in dieser Beziehung bedeutende Verschiedenheiten unter den Negern selbst vorkommen, verbreitet auch der eingeborene Americaner einen eigenthümlichen, obwohl schwächeren Geruch (catinca), wie dieß schon Blumenbach (De g. h. v. n. p. 163) von den Caraiben und anderen Völkern angeführt hat. Er vererbt sich vom Neger und Americaner auf den Mulatten und Mestizen (Humboldt, Neuspanien. I, 192). Besonders die Araucaner, die fast nur von Fleisch leben, sind von äußerst widrigem Geruch, der unter dem Namen soreno in Chili bekannt ist (Lesson im Complément des Oeuv. de Buffon. II, 163). Dagegen versichert Hearne (R. von Prinz Wallis Fort z. Eismeer. 1797. S. 257) von den Nord-Indianern daß bei gehöriger Reinlichkeit nichts dieser Art an ihnen zu bemerken sei, und Oviedo y Valdes (bei Ternaux, Recueil de docum. sur l'hist. des possess. espagnoles dans l'Am. 1840. p. 130) sagt von den Indianern von Panama nur daß sie übel röchen wie die Neger wenn sie sich einen oder zwei Tage nicht wüschen. Say (bei James, Acc. of an exped. from Pittsburgh to the Rocky mount. Philad. 1823. I, 285) will den Geruch der Hautausdünstung der Indianer hauptsächlich von den Stoffen ableiten mit denen sie sich einreiben, bemerkt aber zugleich daß der Geruch der Weißen ihnen selbst oft widerwärtig sei. Wenn, wie versichert wird, die Eingeborenen von Luzon die Hemden ihrer Herren durch den Geruch von andern zu unterscheiden vermögen (Mallat a. a. O. II, 38) und die Australier Aehnliches leisten (Australia felix Berl. 1849, nach Westgarth. p. 127), so ergiebt sich daraus daß nicht allein auch die Hautausdünstung der weißen Raçe, sondern auch jedes Individuum einen specifischen Geruch besitzt, der ja ohnehin durch die Spürkraft des Hundes sicher steht. Auch soll ein geübter Haarhändler deutsches und französisches Haar, ja selbst irisches schottisches englisches und welsches durch den Geruch voneinander unterscheiden können (Morgenblatt. 1855. No. 110, S. 316). Mag es nun freilich wohl unrichtig sein, daß während die Hottentotten unerträglich übelriechend wären, Buschmänner und Kaffern hiervo-

sich ganz frei zeigten (wie Kretzschmar, Südafr. Skizzen. 1853. S. 207 angiebt), so geht doch aus Obigem deutlich genug hervor daß man die übelriechende Hautausdüftung des Negers nicht als etwas Specifisches und ihm ausschließlich Eigenthümliches betrachten darf. Eine gute Autorität (Rengger, R. nach Paraguay. 1835. S. 244) behauptet sogar vielfach an Europäern beobachtet zu haben, daß mit ihrer Acclimatisirung in Paraguay auch ihre Hautausdünstung einen stärkeren, unangenehmeren, etwas negerähnlichen Geruch annehme, und daß sie in Folge dieser Veränderung ihrer Hautthätigkeit wie die Indianer und Neger alsdann weniger von den Moskitos belästigt würden. Diese letzteren nämlich greifen zwar (nach Humboldt und Bonpland IV, 91) die Indianer und Europäer auf gleiche Weise an, aber die Folgen ihrer Stiche, die Anschwellungen welche entstehen und vielleicht auch der Schmerz (?) sind bei den ersteren geringer.

Es kann unsre Absicht nicht sein durch diese Bemerkungen die allerdings vorhandene größere Affenähnlichkeit des Negers im Vergleich mit dem Europäer ganz aus dem Wege zu räumen, wohl aber in Rücksicht dieses Punktes zur Vorsicht zu mahnen, den man so oft übertrieben und ausgebeutet hat um theoretisch Unhaltbares und praktisch Verkehrtes zu stützen. Bald hat man Eigenthümlichkeiten die er mit weit höher stehenden Raçen gemein hat und nur in bedeutenderem Grade oder in größerer Allgemeinheit besitzt als diese, als specifische Thierähnlichkeiten an ihm hervorgehoben, bald hat man unsere Unkenntniß der physischen Charaktere der übrigen Raçen benutzt diese auf Kosten des Negers zu erheben; denn es ist noch völlig unausgemacht ob sich nicht etwa bei Völkern von malaiischer, americanischer Raçe u. s. f. gleich ungünstige Beckenformen, Hand-, Armverhältnisse u. dergl. finden wie beim Neger: es fehlt noch an den nöthigen Messungen um dieß beurtheilen zu können fast gänzlich.

Verfolgen wir jetzt die auffallendsten anatomischen Verschiedenheiten weiter die sich unter den einzelnen Völkern und Raçen finden, so ist über die Neger der Südsee (Australneger, Negritos, Negrillos) nur zu bemerken daß sie sich, nach dem Wenigen was man bis jetzt über sie weiß, von den in Africa lebenden nur durch besonders stark ausgeprägte Negerphysiognomie (sie ist bisweilen sogar als übertriebene und karrikirte Negerphysiognomie bezeichnet worden) und durch kleinere Statur unterscheiden: sie sind durchschnittlich nur 4′ 8—9″ engl.

hoch, ohne daß man Grund hätte diesen geringen Wuchs durch Nahrungsmangel oder sonstiges Elend verursacht zu glauben. Sie sind, mit Ausnahme der Buschmänner, die durchschnittlich kaum 4' erreichen (Lichtenstein) wohl die kleinste Raçe der Erde. Dagegen sind die Riesen- und Zwerggeschlechter, von denen ältere Reisebeschreibungen erzählen, verschwunden und ähnlich wird es wohl mit den bis in die neueste Zeit und an den verschiedensten Orten der Erde immer wieder aufgetauchten geschwänzten Menschen gehen (Vgl. Castelnau, Renseignements sur l'Afr. centrale. 1851 und darüber bes. Trémaux im Bullet. soc. géogr. 1855. I, 139 ff.), deren abnorme Anhängsel sich gewöhnlich, wie z. B. auf Sumatra, als die Enden hinten herabhängender Kleider von Baumrinde oder Fellen ausgewiesen haben.

Die Hottentotten und Buschmänner theilen, trotz mancher Abweichungen von den Negern im Einzelnen, namentlich in der Kopfform und Physiognomie, die hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten derselben. Heben wir hier nur das Wichtigste hervor wodurch sie sich auszeichnen sollen, so ist vor Allem zu bemerken, daß Thunberg (R. durch einen Theil v. Eur. Afr. und As. 1792. II, 168) das Rückgrat der Hottentotten als sehr stark einwärts gekrümmt bezeichnet, während anderwärts das Kreuzbein der Weiber als besonders stark nach außen gebogen angegeben wird. Der Oberschenkelknochen ist bei den Buschmännern affenähnlicher gestaltet als bei Europäern (Vrolik a. a. O. S. 21). Virey hat als besonders weit getriebene Affenähnlichkeit der Hottentotten und Buschmänner die höhere Ferse und geneigtere Fußsohle hervorgehoben, doch scheint es dieser Angabe an Bestätigung durch neuere zuverlässige Beobachtungen zu fehlen. Cuvier weist in seiner ausführlichen Beschreibung des von ihm untersuchten Buschmannweibes, abgesehen von anderen Charakteren die dem Negertypus überhaupt angehören, auch auf das kleine Ohr mit schwach entwickelter Ecke und fast ganz mangelndem hinteren Theile des äußeren Randes hin zur Vergleichung mit dem Affen, und stellt die Fettpolster die sich auf den Hüften der Hottentottenweiber oft, durchaus nicht immer (Burchell, R. in das Innere nach Süd-Afr. I, 153) bilden nachdem sie geboren haben, in Parallele zu ähnlichen Gebilden bei manchen weiblichen Affen, wie Mandrill und Pavian, wogegen Desmoulins (a. a. O. S. 306) diese Analogie selbst und nicht minder die größere Affenähnlichkeit dieser Völker überhaupt zu bekämpfen gesucht hat.

Fettpolster auf den Hüften kommen auch bei Negerinnen vielfach vor (Pruner, S. 69), in Congo, in Mandara, bei den Makuas und Kaffern, selbst bei den Weibern der südlichen Tuariks, wo sie mit Schwarzen gemischt sind (Omboni, p. 161; Denham Clapperton and Oudney, Narr. of trav. in Afr. 2d ed. 1826. I, 201; Salt, Voy. to Abyss. 1814. p. 41; Fleming, Kaffraria. 1853. p. 111; Bunbury, Journal of a resid. at the Cape of G. Hope. 1848. p. 159; Barth, R. und Entdeckungen. I, 328 u. 599). Bei manchen Negern gelten sie sogar für eine besondere Schönheit: die Weiber um Cap Coast tragen an dieser Stelle zum Putz ein Polster (cunka — Huntley, Seven years' service on the Slave coast. 1850. I, 70), was an bekannte europäische Moden der neueren Zeit erinnert. Endlich erwähnen wir noch als auffallende Abnormität die viel besprochene Hottentotten-Schürze, welche indessen als eine affenähnliche Bildung nicht in Anspruch genommen werden kann. Sie besteht in einer Verlängerung des praeputium clitoridis und der Nymphen, die als den Buschmannweibern eigenthümlich von Péron und Lesueur zuerst genau beschrieben worden sein soll in einem ungedruckt gebliebenen Memoire vom J. 1805. Historische Bemerkungen und eigene Beobachtungen über diesen Gegenstand von J. Müller finden sich in dessen Archiv. 1834. S. 319. Einen ähnlichen, doch nur einseitigen Auswuchs hat Sonnini (R. in Ober- und Nieder-Aeg. 1800. I, 300) und vor ihm schon Thevenot in Aegypten angegeben und in Abessinien vermuthet, weil auch dort die Mädchen beschnitten würden. Diesen Grund freilich kann man nicht gelten lassen, denn obwohl die Beschneidung der Mädchen in Africa bei vielen Völkern vorkommt, außer in Aegypten nämlich in Sennaar und den umliegenden Ländern (Bellad Sudan), in Congo, bei einigen der Betschuana-Völker u. s. f. (Cailliaud, Voy. à Méroe. 1826. II, 278; Douville, Voy. au Congo, Stuttg. 1832. I, 66, 108; Delegorgue II, 561), so ist dieß doch höchst wahrscheinlich nur von der Clitoris zu verstehen, deren vollständige Exstirpation in Bellad-Sudan von Werne (Feldz. von Sennaar nach Taka. S. 201) berichtet wird. Daß diese in Ost-Africa ausschließlich bei den Muhammedanern geschehe (wie sich in Nouv. Ann. des voy. 1835. III, 172 angegeben findet) ist bei ihrer weiten Verbreitung über Africa kaum wahrscheinlich. Auch bei den Susus und Mandingos im Westen findet sie statt (Matthews, R. nach S. Leone. 1784, S. 72). Ungewöhnlich große Clitoris, aber

keine Beschneidung dieser Art soll auch bei den Weibern der Patagonier vorkommen (Foissac, S. 100). Ebensowenig darf man natürlicher Weise aus dem Beschneiden der Nymphen und Zusammenheilen der Wundränder bis auf eine kleine Oeffnung, das in den Ländern am Nil von der ersten Katarrakte an aufwärts allgemein gebräuchlich ist, auf eine ähnliche Beschaffenheit dieser Theile wie bei den Hottentottenweibern schließen. Dagegen erzählt Bosmann (Viaggio in Guinea, trad. dal Franz. Ven. 1752, III, 88) von den Weibern von Wydah, daß sie beschnitten werden könnten wie die der Hottentotten, und J. Adams (Remarks on the country east from C. Palmas to the R. Congo. 1823, p. 15, 75) theilt mit daß man in Dahomey eine künstliche Verlängerung der Nymphen hervorbringe. Auch R. Clarke (S. Leone. 1846, p. 49) bemerkt daß sich die Weiber von Popo durch ungewöhnlich große Nymphen und Clitoris auszeichnen. Eine ähnliche künstlich hervorgebrachte Deformität bei den Mandan-Weibern beschreibt Pr. Max zu Wied (R. in N. Am. II, 107). Bei den Weibern der Buschmänner kommt sogar eine Doppelbildung der Schürze vor (zwei Fälle dieser Art bei v. Meyer, R. in Süd-Afr. 1843. S. 116, 164).

Als eine der bedeutendsten Abweichungen von der normalen menschlichen Bildung würde das von Tschudi entdeckte os Incae am Hinterkopfe der Alt-Peruaner zu nennen sein, welches von der Gestalt eines rechtwinkligen Dreieckes in ähnlicher Weise bei Wiederkäuern und Fleischfressern vorkommt (Näheres in Müller's Archiv 1844. S. 107), wenn man es für eine feste Raçeneigenthümlichkeit halten dürfte, die es indessen nicht zu sein scheint. Zeune (Ueber Schädelbildung. 1846. S. 15) sah ein solches Zwickelbein auch am Schädel einer erwachsenen Kalmückin und an dem einer Javanerin. Demnach scheint diese Bildung nur eine individuelle Abnormität zu sein.

Vor der Zeit der Inkas existirte nach Morton (Cran. Am. 102 ff.) in Peru ein halbcivilisirtes Volk mit langen, seitlich schmalen und thierisch ungestalten Schädeln, die bei niedriger zurücklaufender Stirn und einem Gesichtswinkel von nur 67° eine Capacität von bloß 75 Cubikzoll besaßen. Zeichnet sich nun zwar die americanische Raçe vor allen andern, auch abgesehen von der Anwendung künstlicher Mittel, durch niedergedrückte Stirn aus (A. v. Humboldt, Neu-Spanien. 1809. I 154 u. not.), so würde doch die angeführte Schädelbildung, wenn sie eine natürliche wäre, wofür sie Morton ursprünglich hielt, zu den

merkwürdigsten Abnormitäten gehören die es giebt; aber Morton selbst hat seine frühere Ansicht über diesen Gegenstand später zurückgenommen (On the Ethnogr. and Archaeology of the Am. Aborigines. New-Haven, 1846. p. 18; und bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. II, 325 ff.).

Bemerkenswerth ist ferner daß an den altägyptischen Monumenten, wie schon Winckelmann hervorgehoben hat, das Ohr etwas höher liegt als gewöhnlich. Dureau de la Malle hat diese Eigenthümlichkeit neuerdings an mehreren Mumien, wie an einem in Paris lebenden Kopten bestätigt gefunden und auch an Juden Aehnliches zu beobachten geglaubt (Revue Encyclopédique und Literary Gazette June 23. 1832). Dagegen fand Czermack (Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1852. IX, S. 427 ff.) an den beiden von ihm untersuchten Mumien nichts dieser Art. Auch Morton's Untersuchungen (Cran. Aegypt. p. 26) lieferten ein negatives Resultat. Er erklärt diesen Unterschied für unwesentlich und vermuthet daß nur der Ohrknorpel größer gewesen sein und weiter hinauf gereicht haben möge. Nach Nott and Gliddon soll die Sache ganz auf einem Irrthum beruhen. Erscheint dieß noch als unsicher, so steht dagegen fester daß die abweichende Bildung welche Blumenbach (De g. h. v. n. 224) an den Schneidezähnen der ägyptischen Mumien zu beobachten geglaubt hat, daß sie nämlich oben glatt und den Backenzähnen ähnlich gestaltet seien, keine Raçeneigenthümlichkeit, sondern Folge der Lebensweise und der so oft (u. A. auch in Deutschland) vorkommenden Abnutzung derselben ist.

Endlich verdient hier noch das natürliche Loch eine Erwähnung das am Olekranon der ausgestorbenen Bewohner der canarischen Inseln (der Guanchen) sich findet. Es kommt außer bei diesen auch bei den Hottentotten vor, wie die Verschmelzung der Nasenbeine, ist aber kein constanter Charakter (J. Müller in s. Archiv 1834. S. 336; de Salles, Hist. gén. des races hum. 1849. p. 204; Hollard, De l'homme et des races hum. 1853. p. 251). Man darf daher hierauf keinen so hohen Werth legen wie Desmoulins (p. 297, 303) gethan hat, der die Verschmelzung der Nasenbeine zu einer specifischen Eigenthümlichkeit der Buschmänner, selbst den Hottentotten gegenüber, hat machen wollen.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung der größten Abweichungen, welche sich in anatomischer Rücksicht unter den Menschen über-

haupt finden, ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß es die Vergleichung des affenähnlicheren Negers mit dem Europäer ist auf die wir uns beschränken dürfen, wenn es sich darum handelt das Maximum der unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommenden Unterschiede der Körperbildung festzustellen. Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn wir eine ähnliche Vergleichung aus dem physiologischen Gesichtspunkte versuchen.

Fassen wir die physiologischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenstämme in's Auge, so haben wir uns dabei vor Allem an den bekannten Satz zu erinnern, daß bei allen Wesen die zu derselben Art gehören, die Einrichtung der thierischen Oekonomie dieselbe ist. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich namentlich auf die Körperwärme und Pulsfrequenz, auf den Eintritt der Geschlechtsreife und die Dauer der Geschlechtsthätigkeit, die Dauer und Häufigkeit der Trächtigkeit und die Anzahl der Jungen, die mittlere Lebensdauer und die periodischen Veränderungen des Organismus überhaupt, die Körperstärke und die Krankheiten. Versuchen wir nun eine Parallele zu ziehen zwischen der weißen Raçe und den übrigen in Rücksicht dieser physiologischen Leistungen und Eigenschaften, so wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß man es hierbei nicht mit bleibenden specifischen, sondern nur mit angebildeten Unterschieden zu thun hat, die in äußeren Verhältnissen oder in wechselnden inneren Zuständen ihre vollständige Erklärung finden: mit solchen, die aus Cultur Halbcultur und Uncultur, aus größerer oder geringerer Abhängigkeit von der unmittelbaren Naturumgebung, aus rohen oder verfeinerten Lebensgewohnheiten, aus dem Vorherrschen bloß natürlicher oder künstlicher Bedürfnisse, aus Mangel an Vorsorge Einsicht und Kraftübung oder dem Gegentheile derselben hervorgehen. Die größere Leistungsfähigkeit, die zähere Ausdauer und höhere Energie des physischen Lebens findet sich im Allgemeinen, wie man schon von vorn herein zu erwarten geneigt sein wird, auf Seiten der Naturvölker, der vollständigere Schutz gegen schädliche Einflüsse aller Art aber, in Verbindung mit besserer Nahrung und regelmäßiger Kraftübung, daher die ausgedehntere Acclimatisationsfähigkeit, die längere mittlere Lebensdauer, die weit geringere Verwüstung des Lebens durch Krankheiten und die größere Muskelkraft auf Seiten des civilisirten Menschen.

Die **mittlere Körperwärme** und die Anzahl der Athemzüge bie-

ten unter den Tropen und in den Polargegenden keine Abweichung von Bedeutung dar. Zwar haben Einige behauptet, daß die erstere in der heißen Zone um 2—3° geringer, Andere (Davy) daß sie in Ceylon um 2° höher sei, dieß ist jedoch unbestätigt geblieben. Gmelin, Roß und Parry fanden unter 74° n. Br. keine Abweichung in dieser Beziehung (Foissac S. 15). Ebenso wenig hat sich neuerdings der angeblich raschere **Puls** der Südländer bestätigt. Bei einigen nordamericanischen Völkern beträgt der Puls nur 64, was vielleicht mit der Seltenheit der Fieber bei manchen derselben (Say bei James a. a. O. I, 260) in Zusammenhang steht. Prichard (I, 133) deutet jenen Umstand auf eine nur geringe Energie der Lebensfunctionen überhaupt, da auch die Menstruation der Weiber bei vielen Indianervölkern nur gering sein soll (Lahontan, Nouv. voy. dans l'Am. sept. La Haye 1703. II, 154 und Rengger, Natgesch. der Säugeth. v. Paraguay. S. 11) und die **Mannbarkeit** der Mädchen erst ziemlich spät eintrete, nämlich um das 18te bis 20ste Jahr, mit 40 Jahren aber die Fähigkeit zu gebären bei ihnen aufhöre. Die letzteren Erscheinungen sind indessen durchaus nicht allgemein bei der americanischen Raçe; denn der Eintritt der Pubertät beim weiblichen Geschlechte fällt in das 14te Jahr bei den Potowatomis, in das 15te und 16te bei den Sioux (Keating, Narr. of an exped. to the source of St. Peter's R. 1825. I, 434), die Mädchen pflegten mit 14 Jahren bei den Delawares und Irokesen zu heirathen (Loskiel, Gesch. d. Miss. unter den Ind. S. 72), und in der heißen Zone werden die Ehen unter den Eingeborenen in America so früh geschlossen als anderwärts, nämlich in einem Alter der Mädchen von 10— 13 Jahren (d'Orbigny, Strangeways, Sketch of the Mosquito Shore Edinb. 1822), obwohl im alten Mexico die Mädchen erst mit 16—18, die Männer mit 20—22 Jahr zu heirathen pflegten (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 38) und das Gesetz des alten Inkareiches jenen ein Alter von 18—20, diesen ein solches von 24 Jahren vorschrieb (Garcilasso, Hist. des Yncas Amst. 1737. IV, c. 8). Wenn trotz des kalten Klima's bei den Mongolen Kalmücken Samojeden Lappen Kamtschadalen Jakuten Ostiaken u. a. die Pubertät der Mädchen schon in's 12te bis 13te Jahr fällt,* so mag die animalische

* Es würde von Interesse sein zu constatiren wie es sich in dieser Rücksicht mit den Magyaren verhält.

Nahrung dieser Völker und die in ihren Hütten herrschende Hitze hierzu wesentlich mit beitragen. In denen der Eskimos soll sie bis auf 28° steigen (?), während sie draußen bis auf —28° sinkt (Parry, 2. voy. p. 502). Ungewöhnlich spät fällt der Eintritt der Pubertät in der heißen Zone auf den Fidschiinseln, nämlich für die Mädchen um das 14te, für die Knaben um das 17te bis 18te Jahr (Wilkes III, 93). Bei den Eingeborenen von America scheint die Pubertätszeit im Wesentlichen ebenso wie bei andern Menschenstämmen von Klima und Lebensweise abhängig zu sein (s. oben S. 45). Da man indessen unter Andern auch diesen Punkt benutzt hat um die Behauptung zu unterstützen daß sie ein schwächliches Geschlecht seien, dem es an eigner Lebenskraft fehle, das an einem ursprünglichen Mangel der Organisation leide und daher nothwendig von selbst zu Grunde gehe, auch wenn die weißen Einwanderer nichts zu seinem Untergange beigetragen hätten (de Pauw, Rech. sur les Américains; später von Martius und Andere) so macht es sich nöthig auf die Prüfung dieses Satzes, der eine so wesentliche Verschiedenheit der Organisation dieser Raçe von der der übrigen behauptet, näher einzugehen. Um jedoch den Verlauf unserer Untersuchung nicht zu sehr durch Details zu unterbrechen die sich nur auf einzelne Menschenraçen beziehen, werden wir diese und die analoge Frage welche einige Völker der Südsee betrifft, in einem Anhange zu diesem Abschnitt für sich allein behandeln.

Für die europäischen Länder hat man in großer Ausdehnung statistisch nachgewiesen daß das **Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten** = 106 : 100 ist, und es scheint so ziemlich in allen Klimaten ein ähnliches Uebergewicht der Knaben über die Mädchen stattzufinden, wenn nicht besondere Umstände auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hinwirken. Hofacker (Ueber die Eigensch. welche s. b. Menschen und Thieren vererben) erklärt dieß aus dem überwiegenden Einfluß des Mannes, der in Europa durchschnittlich 5— Jahre älter sei als die Frau. Außerdem sollen auch die männliche Geburten mit dem höheren Alter beider Eltern zunehmen. Selten ist ein regelmäßiges Uebergewicht der weiblichen Geburten wie es Quetelet (Ueber den Menschen, deutsch v. Riecke. 1838. S. 35 aus dem Journal Asiat. Jul. 1826 und Sadler, The law of population. I 371) nach Tabellen vom J. 1813—20 von der weißen Bevölkerung am Kap d. g. H. mittheilt, während sich bei ihren Stammverwandte

in Europa nichts dieser Art findet — eine Thatsache die zu beweisen scheint daß man feste Raçeneigenthümlichkeiten in diesen Verhältnissen nicht zu suchen habe, sondern daß sie ganz von localen oder jedenfalls doch particularen und wechselnden Einflüssen abhängen. Stehen bei den Indianern in Central-America die männlichen und weiblichen Geburten einander ungefähr gleich, so werden dagegen bei den Weißen und Mulatten dieser Gegenden, bei den Ladinos, die ersteren von den letzteren bedeutend übertroffen, in dem Verhältniß = 2 : 3 oder wenigstens = 4 : 5 (Galindo im Journal R. geogr. soc. VI, 126). In Yucatan soll das Verhältniß der Weiber zu den Männern nach einigen Gewährsmännern = 2 : 1 sein (Stephens, Begebenh. auf e. R. in Yucatan. 1853, S. 171), in Cochabamba in Süd-America die Zahl der Weiber zu der der Männer sogar das unglaubliche Verhältniß = 5 : 1 erreichen (Bullet. soc. géogr. 1855. I, 209 nach Gibbon). Häufiger scheint der entgegengesetzte Fall vorzukommen: bei den Juden in Berlin ist das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Geburten = 100 : 208, bei den Juden in Livorno = 100 : 120, und in den preußischen Staaten überhaupt = 100 : 111 (Burdach, Physiol. I, 532, Hoffmann bei Quetelet S. 56); ein ähnliches auffallendes Uebergewicht der Knaben = 4 : 3 findet auch in Neu-Rußland statt, in den Gouv. Jekaterinoslaw Cherson Bessarabien und Taurien (Fechner's Centralbl. 1853. S. 368). Auf Galega, nordöstlich von Madagascar, hat die französische Regierung sogar die Polyandrie unter den Negern autorisirt, weil die Ueberzahl der männlichen Geburten zu groß wurde (Laplace, Voy. aut. du monde. 1833. II, 119). In Tahiti soll jetzt ebenfalls ein starkes Uebergewicht der Männer stattfinden (Journal R. geogr. soc. III, 174). In Ober-Californien wird eine weit geringere Zahl Mädchen als Knaben geboren, oder die Sterblichkeit unter jenen muß viel größer sein als unter diesen, denn das bedeutende Uebergewicht der männlichen über die weibliche Bevölkerung ist ebenso unzweifelhaft als die Folge desselben, daß nämlich die Volkszahl, mit einziger Ausnahme der Mission San Luis Rey im Abnehmen begriffen ist (Coulter im Journal R. geogr. soc. V, 67). Dieselbe Ursache soll zum Theil der allmählichen Entvölkerung Australiens zu Grunde liegen, wenn sie auch sicherlich nicht die einzige ist und wohl schwerlich als Zeichen eines in der Organisation der Eingeborenen selbst liegenden Mangels an Lebenskraft angesehen werden darf. Die Zahl

der Weiber wird in Australien immer geringer im Verhältniß zu der der Männer (Eyre, Journals of expedd. into Central-Austr. 1845. II, 417). In den bekannten Districten Australiens ist das Verhältniß der Männer zu den Weibern bei den Eingeborenen = 3 : 2 (1,56 : 1), das der Erwachsenen zu den Kindern nur = 5 : 2 (11 : 5), die Sterblichkeit der Kinder ist ungeheuer, die große Mehrzahl derselben überlebt den ersten Monat nicht (Fechner's Centralbl. 1853. S. 29 u. 208 nach Westgarth im Journal of the Ind. Archipel. Dec. 1851). Dagegen bemerkte Sturt (Narr. of an exped. into Central-Austr. 1849. II, 77 u. 136) öfters bei kleineren Stämmen im Innern eine Ueberzahl der Weiber, deren Verhältniß zu den Männern er = 2 : 1 oder sogar noch größer angiebt. Dasselbe haben auch Andere behauptet (d'Urville, Voy. de l'Astrolabe. 1830. I, 495 nach dem Australian 14. Oct. 1826).

Angeborene **Deformitäten** sind bei der großen Mehrzahl der Naturvölker ungleich seltener als bei Culturvölkern, und es ist gegenwärtig als hinreichend constatirt zu betrachten, wie unrichtig fast überall die früher von Ulloa, Robertson und Anderen gehegte Ansicht ist welche dieser Thatsache den Kindermord als hauptsächlichen Erklärungsgrund unterschiebt. Capit. Landolphe (Mém. cont. l'hist. de ses voy. p. Quesné. 1823. I. 137. not.) sah während seiner langjährigen Reisen an den afrikanischen Küsten und in America nur einen einzigen mißgestalteten Neger. Auch Brehm hat (I, 222) die Seltenheit von Mißbildungen bei den Negern in Ost-Sudan bestätigt, sieh aber sonderbar genug darin eine größere Thierähnlichkeit, weil verfeinertes Leben und geistige Arbeit für civilisirte Völker eine reich Quelle von Krankheiten werden. Von Tahiti bemerkt Ellis (Polynes Researches. 1832, I. 80) daß Deformitäten in früherer Zeit selten gewesen, jetzt aber häufiger seien; namentlich finden sich sehr viel Buckelige auf allen Gesellschaftsinseln (Lesson im Compl. des Oeuvr de Buffon II, 214). Pickering (The races of man. 1849. p. 77 spricht sowohl hier als auch im übrigen Polynesien von häufigen angeborenen Mängeln und vielen Krankheiten. Neu-Zealand schein indessen hiervon eine Ausnahme zu machen (Polack, New-Zeal. 1838 II, 273). Auch in Nord-America, seltener in Brasilien, fand man in neuerer Zeit Krüppel in größerer Anzahl (Prinz Max, R. in N.-Am I. 461; James II. 112, not.) Die Eingeborenen sollen dort jetzt früher

altern und mehreren Krankheiten unterworfen sein als sonst (Hecke-welder, Nachr. v. d. Gesch., d. Sitten der ind. Völkersch. 1821, S. 388). Demnach scheint es daß der Gesundheitszustand der Naturvölker durch ihr Zusammentreffen mit civilisirten Menschen sich wesentlich verschlechtert habe, theils wohl in Folge von neuen Krankheiten die ihnen von diesen zugetragen wurden oder die sich durch die Berührung mit diesen neu bei ihnen erzeugten, theils auch in Folge veränderter Kleidung und Lebensweise, die sie im Umgange mit den Ankömmlingen allmählich annahmen, zumal da wo Missionäre auf eine solche Umgestaltung ihrer Lebensgewohnheiten hinwirkten. Wir werden auf diesen Punkt im Anhange zurückkommen.

Die **Zeichen des Alters** treten zum Theil, obwohl nicht sämmtlich, bei uncultivirten Völkern seltener und später ein als bei civilisirten. Da beschwerliches Leben, mangelhafter Schutz gegen die Einwirkung des Klima's, harte Arbeit und Anstrengung die mittlere Lebensdauer herabdrücken und vor der Zeit altern machen, kann man sich nicht wundern daß z. B. die nordamericanischen Indianer meist schon mit 40 Jahren alt aussehen und daß ihre Weiber, auf denen die Hauptlast der Arbeit zu liegen pflegt, noch weit schneller altern (West, Substance of a journal d. a resid. at the Red. R. col. 1824, p. 112.) Aehnliche Beispiele finden sich unter allen Raçen in Menge und bedürfen keiner besonderen Anführung. Um so stärker zeugt es aber für die Kräftigkeit und Lebensenergie der Organisation, daß graues Haar und Kahlköpfigkeit zwar auch bei diesen Völkern vorkommen, jedoch selten und erst in hohem Alter (Keating I, 156; d'Orbigny I. 128, Gilii 247 ff.; Tschudi II, 361 u. A.). Auch die Zähne sind und bleiben meist gut bis in's späte Alter, sie nutzen sich allmählich ab durch den Gebrauch, werden aber selten cariös. So verhält es sich bei den eingeborenen Americanern, bei den Neu-Zealändern und andern Polynesiern (Belegstellen bei d'Urville a. a. O. II. 392), bei den Buschmännern (Burchell II. 221). Auch scheint das Zahnen den Kindern keine Beschwerde zu machen. Schon M. Polo bewunderte die ungeheuere **Ausdauer in körperlichen Anstrengungen** aller Art deren er die Tataren fähig sah. Ganz ähnliche Schilderungen wie die seinigen sind in dieser Rücksicht oft von den Eingeborenen Nord-America's gegeben worden, die auf ihren Kriegs- und Jagdzügen Hunger und Durst, Hitze Kälte und Nässe, die längsten und beschwerlichsten

Märsche mit einer beispiellosen Ruhe ertragen. Hierzu befähigt sie freilich eine frühe Abhärtung. Zu dieser gehört namentlich auch ein lange fortgesetztes Fasten und bei manchen Völkern eine äußerst schmerzhafte Selbstpeinigung aus religiösen Gründen, wobei es für den Gequälten ebenso wie für den zu Tode gemarterten Feind ein Ehrenpunkt ist, nicht den geringsten Schmerzenslaut hören zu lassen. Die Weiber, welche, um keinen Feigling zu gebären mit derselben Standhaftigkeit die Wehen ertragen, pflegen sich bei ihnen allein in den Wald zurückzuziehen wenn ihre Zeit gekommen ist, baden sich nachdem sie geboren haben gewöhnlich sogleich in einem Flusse, und gehen dann oft mit dem Kinde auf dem Rücken wieder an ihre Arbeit. So geht es z. B. bei den Sioux, während allerdings die Weiber der Potowatomis sich nach der Geburt noch 10 Tage möglichst vor Kälte zu schützen suchen (Keating, I. 130), doch ist dieß ebenso wie schwere Geburten überhaupt als Ausnahme zu betrachten.

Dieser Fähigkeit zu großen körperlichen Anstrengungen überhaupt, welche wir in Nord-America auf den höchsten Grad gesteigert finden, pflegt eine ähnliche Fähigkeit der **Verdauungsorgane** parallel zu gehen, die durch Gewohnheit und Uebung im Hungern und Entbehren oft nicht minder als in der Gefräßigkeit und Ueberladung eine unter cultivirten Menschen beispiellose Stärke erlangen. Daß wir es hier bloß mit den Folgen der Gewöhnung, nicht mit Raçeneigenthümlichkeiten zu thun haben, beweisen die ähnlichen Leistungen der altgriechischen Athleten und mancher Araber: die Kameelführer welche die Reise von Kairo nach Suez machen die 30 und mehrere Stunden währt, essen während derselben gar nicht, mancher Araber rühmt sich aber auch einen ganzen Schöps auf einmal verzehren zu können (d'Escayrac 128; Bay. Taylor, R. n. Centr.-Afr. 1855, S. 369). Auf ihren Wüstenreisen pflegen die Beduinen-Araber täglich nur zwei Schlucke Wasser aus ihrem Schlauche und zwei kleine Klöße zu je 5 Unzen zu genießen, die aus Mehl Kameel- und Ziegenmilch zusammengebacken sind: sechs Beduinen sollen sich an der Mahlzeit eines einzigen Europäers sättigen; wo sie dagegen Vorrath finden, sind sie entsprechend gefräßig (Ritter, Erdk. XIII, 315, 525). Wir begnügen uns mit einigen wenigen Beispielen. Eyre's Begleiter, ein eingeborener Australier Namens Wylie, aß in einer Nacht 6½ Pfund gekochtes Fleisch (die Knochen nicht mit gewogen) und konnte durchschnittlich

jeden Tag 9 Pfund zu sich nehmen (Eyre II, 34). Noch Außerordentlicheres erzählt Simpson (Narr. of a journey r. the world. 1847, II. 309) von zwei Jakuten. Ein kleines Kalb verzehrt ein Guarani in wenigen Stunden (Dobrizhoffer, Abiponer I. 281). Dagegen lebt ein Arowake im Felde drei Wochen lang oder selbst einen ganzen Monat von zehn Pfund Kassavabrod (Hilhouse im Journal R. G. S. II. 232). Von der Eß- und Hungerfähigkeit der Buschmänner erzählt Lichtenstein Ungeheures. Einer von ihnen soll einst 14 Tage lang nur von Wasser und Salz gelebt haben (Thompson, Trav. in S. Afr. 2d ed. 1827, I. 99). Ebenso wie die Kaffern sollen sie sich aber auch in wenigen Tagen wieder mästen können, wie von vielen Reisenden erzählt wird. Wenn Hungersnoth einzutreten droht, ist es bei den Kaffern gewöhnlich nicht jeden Tag zu essen (Delegorgue, I. 134). Von der Fähigkeit der Tibbos lange zu hungern und sich dann mit kaum genießbarer Nahrung zu begnügen, erzählt Richardson (Narr. of a mission to Central-Afr. 1853, II. 45) Außerordentliches. Auch an das vielbesprochene Verzehren großer Quantitäten von fetter Erde, wie es bei den Otomaken am Orinoco und sonst vielfach vorkommt (Nähere ausführliche Nachweisungen darüber b. Heusinger, d. Geophagie) dürfen wir hier erinnern. Wie dieses Erdeessen, so geschieht bei anderen Völkern der Genuß selbst größerer Mengen von faulem Fleisch, von Fischroggen der 2—3 Monate lang in der Erde gefault hat und dergl. ohne Schaden für die Gesundheit; bisweilen sind, wie z. B. bei den Takhalis oder Carriers in Nordwest-America, solche verdorbene Substanzen die eigentliche Lieblingsspeise, welche aufbewahrt wird bis sie den wünschenswerthen Grad von Reife erlangt hat. Eine solche Depravation des Geschmackes, die man in ähnlicher Weise bisweilen an halbverhungerten Negern beobachtet hat, scheint eine tiefe und fortdauernde Störung der Verdauungsthätigkeit vorauszusetzen, doch hören wir nicht daß das allgemeine Wohlbefinden dieser Menschen darunter leide.

Ueber die **Muskelkraft** verschiedener Völker hat zuerst Péron Versuche mit dem Dynamometer und im Ringen angestellt. Diese ergaben daß die Vandiemensländer hinter den Australiern, diese hinter den Timoresen zurückstanden, sie alle aber zeigten sich bedeutend schwächer als die Europäer (Péron, Voy. de découv. aux terres Australes 2de éd. 1824, II. 417 ff.). Er weist hierbei darauf hin daß

die Timoresen zwar mit Nahrungsmitteln reich versorgt sind, aber in einem heißen Klima unthätig leben und durch Mangel an Uebung körperlich unkräftig werden, während sich die Schwäche der zuerst genannten Völker aus ihrer oft nur schlechten Nahrung, häufigem Mangel und aufreibendem Wechsel äußerster Kraftanstrengung mit apathischer Ruhe erkläre. Freycinet (Voy. autour du m. 1827, II. 714) hat die Versuche mit dem Dynamometer fortgesetzt und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt:

Weiße Creolen von Ile de France heben im Mittel	64,4	Kilogr.
Franzosen ebendaher „ „ „	60,3	„
Sandwichinsulaner „ „ „	66,2 u. 58,3	„
Mozambikneger „ „ „	57,1	„
Malgaschen „ „ „	56,9	„
Eingeborene der Carolinen „ „ „	54,2	„
Neu Zealänder (20—25 J. alt) „ „ „	51,4	„
Timoresen und Papuas „ „ „	49,0	„
Australier „ „ „	45,6	„

Hiervon verschieden sind die Resultate welche Buckton (Western Australia 1840. p. 91) mitgetheilt hat:

	mittl. Stärke der Arme	mittl. Stärke der Hüften
12 Tasmanier	50,6 Kilogr.	— Myriagr.
17 Neu Holländer	50,8 „	10,2 „
56 Timoresen	58,7 „	11,6 „
17 Franzosen	69,2 „	15,2 „
14 Engländer	71,4 „	16,3 „

Ueber die Neu Zealänder findet sich anderwärts (Journal R. geogr. soc. XIII, 92) die Angabe daß sie im Mittel 367 Pfund Avoir du poids zu heben vermöchten. Mit Recht hat Foissac (p. 41) in Rücksicht der Beweiskraft solcher Versuche bemerkt, daß sie nur da für entscheidend gelten könnten, wo sie Menschen von gleicher Natur und gleicher Gewöhnung in physischen Anstrengungen beträfen. Dieß zeigt sich u. A. daran, daß der americanische Hercules Cantfield bei den Versuchen mit dem Dynamometer nur ebenso große Körperkraft zeigte als ein Ojibbeway-Häuptling (Quetelet a. a. O. p. 155). Man würde (wie Ham. Smith, Nat. hist. of the hum. species. Edinb. 1848, p. 165 erinnert) auch im Laufen Reiten Speerwerfen u. s. f. Versuche anstellen müssen um zu einem richtigen Urtheile über die Verhältnisse der Körperstärke bei verschiedenen Völkern zu gelangen. Man würde endlich besonders auch die Ausdauer in diesen Thätigkei-

ten ebenso prüfen müssen wie die Größe der einzelnen momentanen Leistungen. Reicht das bis jetzt vorhandene Material nicht aus um diese Untersuchung zu einem abschließenden Resultate zu führen, so scheint es doch nicht ohne Interesse das Wichtigste davon zusammenzustellen.

Die Vandiemensländer fand Péron (II, 85) weit schneller im Laufe als die Europäer. Dieß kommt natürlich bei uncultivirten Völkern häufig vor, da ihre Sicherheit und Subsistenz im Kriege und auf der Jagd so oft von der Schnelligkeit ihrer Füße abhängt. Das americanische Elenn (élan) wird auf offener Prärie von manchen, aber freilich nur von wenigen Indianern im Laufe erreicht, seltener noch ist dieß mit dem Musethier und dem Bison der Fall (J. Tanner, Mémoires trad. p. Blosseville 1835, I, 201). Aehnliches wird von der Schnelligkeit der Lappen und Tungusen behauptet. J. E. Alexander (Exped. of discov. into the Interior of Afr. 1838, II, 261) erzählt von zwei Namaquas, Vater und Sohn, die nur mit einem Messer bewaffnet auf Zebras Jagd machten und diese im Laufe einholten. Hottentotten Kaffern und Betschuanas sind zwar minder muskelkräftig als die englischen und selbst die holländischen Kolonisten am Kap, aber ausdauernder als diese (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835, I, 43; Burchell, II, 439). Der kleine magere Hottentotte übertrifft (wie Alberti, Descr. des Cafres Amst. 1811 bemerkt) den Kaffern im Lastenheben, und selbst ein durch seine Stärke berühmter weißer Kolonist am Kap stand im Lanzenwerfen und Laufen den Kaffern nach: offenbar eine Folge der größeren oder geringeren Uebung, welche hier allein maßgebend ist, während die Raçeneigenthümlichkeit als solche darauf keinen Einfluß hat.

Für die so vielfach behauptete Körperschwäche der eingeborenen Americaner hat Péron (II, 444 ff.) viele Belegstellen gesammelt. Bei näherer Prüfung dieser so oft ausgesprochenen Meinung zeigt sich indessen, daß sie hauptsächlich auf dem raschen Dahinschwinden der Indianerbevölkerung beruht. Unter dem Drucke der Eroberer gingen sie überall schnell zu Grunde, in Süd-America hauptsächlich durch gezwungene Minenarbeiten. Man hat deshalb Neger herbeigeschafft welche die Arbeit aushielten, und daraus schloß man daß der americanische Indianer, namentlich im Vergleiche mit dem Neger, ein schwächlicher Mensch sei. * Allerdings ist die rüstige und lange ausdauernde

* Das gerade Gegentheil hiervon geben Frezier (Neueste R. nach der

Arbeitskraft des Negers in beiden Geschlechtern unter tropischer Sonne, ohne daß selbst die Fruchtbarkeit desselben sich mindert wenn nicht die Anstrengungen übergroß werden, eine bekannte Thatsache, aber man vergaß bei dem Schlusse den man daraus in Rücksicht der Indianer zog, daß der Neger sich in sein Schicksal als Sklave verhältnißmäßig leicht zu finden pflegt, wogegen der Indianer sich mit wenigen Ausnahmen zum Sklaven untauglich gezeigt hat, weil er durch sie deprimirt in tiefe Schwermuth versinkt die seine Arbeitskraft verzehrt, und mit Gewalt in der Sklaverei oder Gefangenschaft festgehalten gewöhnlich aus psychischen Ursachen zu Grunde geht. Noch neuerdings hat von Sack (Beschr. einer R. nach Surinam. 1821. I, 87) diese Erfahrung in Surinam wieder bestätigt gefunden. Daß es dem Indianer nicht an physischer Kraft zur schwersten Arbeit fehlt, beweist eine große Summe unbestreitbarer Thatsachen. Insbesondere zeigen die südamericanischen Völker alle Charaktere physischer Stärke, manche derselben sind von athletischem Bau, mehr herkulisch als schön (d'Orbigny). Sogar die Feuerländer haben sich als sehr starke Menschen ausgewiesen, deren einer bisweilen zwei englischen Matrosen viel zu schaffen machte (King and Fitzroy, Narr. of the surv. voy. of the Adv. and Beagle 1839, I, 415). Die in den Bergwerken von Chili arbeitenden Apires (Hapiris), die zwar nach einigen Angaben keine Indianer von reinem Blute zu sein scheinen, von Tschudi (II, 117) indessen durchgängig als solche bezeichnet werden, sind von außerordentlicher Körperkraft: ihre gewöhnliche Last (welche Tschudi auf nur 50—75 Pfd. angiebt), die sie täglich zwölfmal aus einer Tiefe von 240 Fuß heraufschleppen, beträgt mehr als 200 Pfd. (Darwin, Naturwiss. Reisen v. Dieffenbach 1844, II, 113; Andrews, Journey from B. Ayres to the prov. of Cordova etc. 1827, I, p. XXI.) Die indianischen Lastträger in Peru tragen auf der Reise an ihrem Stirnriemen Kisten die weit über einen Centner schwer sind (Pöppig, Reise II, 313; Weddell, Voy. dans le Nord de la Bolivie 1853, p. 305). Den 50 Lieues langen Weg von Pasco nach Lima legt ein Indianer in drei Tagen zu Fuß zurück (Proctor, Narr. of a journey across the Cordillera. 1825, p. 314). Aehnliches erzählt Tschudi (I, 84) von den Märschen der

---

Südsee 1718, S. 353) und Helms (Trav. from B. Ayres to Lima 2d ed. 1807, p. 16,37) an, daß nämlich nur die Indianer, nicht die Neger die schweren Bergwerksarbeiten zu ertragen vermöchten.

Indianertruppen im Kriege. „Wo man auch den Versuch gemacht hat, hat sich gezeigt daß der Indianer als Arbeiter einen sehr viel höheren Grad körperlicher Anstrengung zu ertragen vermag als der stärkste Europäer" (W. Parish, B. Ayres and the prov. of the La Plata. 1838, p. 291 und Molina, Essai sur l'hist. nat. du Chili. 1789, p. 314). Die Indianer von Quito können den größten Theil des Tages hindurch ein Gefäß auf dem Rücken tragen, das 12—16 Gallonen Wasser hält (Stevenson II, 176). Die Indianer von Caracas tragen auf Reisen Lasten von etwa 200 Pfd. (Semple, Sketch of the pr. state of Caracas. 1812, p. 79). „In den Minen von Süd-America (sagt Capt. Head, Rough notes t. during some journeys across the pampas 2d ed. 1826, p. 113 vgl. 225 f.) habe ich die Indianer mit Werkzeugen arbeiten sehen die unseren Bergleuten zu schwer waren, und Lasten sie tragen sehen die niemand in England hätte tragen können. Ich berufe mich auf die Reisenden die auf ihren Schultern über den Schnee gekommen sind, ob sie im Stande wären ihnen das Gleiche zu erweisen, und wenn nicht, was kann komischer sein als ein civilisirter Mensch der auf den Schultern eines Mitmenschen reitet, dessen physische Kraft er zu verachten wagt?" Gehen wir weiter nach Norden, so hören wir daß die Indianer in Mittel-America mit einer Last von 6 Arroben gewöhnlich einen Weg von 5—6 Lieues täglich zurücklegen (Legendre bei d'Urville, Voy. au Pole Sud. 1841, X, 291) und daß die Indianer von Mexico Lasten von 13 bis zu 16½ Arroben auf ihren Schultern aus den Bergwerken zu Tage fördern (Ward, Mexico im J. 1827. Weim. 1828, II, 201). Nach Lahontan (II, 94) und Perrin du Lac (R. in den beiden Louisianen. 1807, II, 29) sind die Eingeborenen von Nord-America zwar minder kräftig, aber weit ausdauernder in der Anstrengung als die Europäer. Dasselbe giebt Rengger (Naturgesch. der Säugeth. in Paraguay. 1830, S. 12) von den Indianern von Paraguay an und Weld (R. durch d. Staaten in N.-Am. Magazin XX, S. 470) theilt mit daß Engländer über eingeborene Nordamericaner in kurzem Wettlauf und im Springen siegten, in langem Wettlauf dagegen ihnen unterlagen. Indessen werden auch bei ihnen einzelne Beispiele sehr großer Körperkraft gefunden (Prinz Max II, 278). Zwei Ojibbeways insbesondere zeigten sich bedeutend muskelkräftiger als Belgier von demselben Alter (Quetelet im Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. L'Institut. 1846, II, p. 78). Zu den größ-

ten und kräftigsten der Nord-Americaner gehören namentlich die Osagen, die bisweilen 60 engl. Meilen in einem Tage zu Fuße zurücklegen (Nuttal, Journal of trav. into the Arkansa Territory. Philad. 1821, p. 821). Daß der Bartwuchs der Americaner nur spärlich ist, kann nach den angeführten Beispielen gegen die allgemeine Kräftigkeit ihrer Constitution nichts beweisen. Sie theilen diese Eigenthümlichkeit überdieß mit den Mongolen und Negern und selbst mit vielen Süd-Arabern (Pickering, The races of man. 1849, p. 225).

Unter den Völkern mongolischer Raçe, deren kräftige Organisation noch nicht bezweifelt worden zu sein scheint, gehören zu den stärksten die Bewohner der Insel Quelpart, sie vermögen größere Lasten zu heben als englische Matrosen (Belcher, Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang. 1848, I, 350). Auch bei den Eskimos kommen Beispiele sehr bedeutender Körperstärke vor, denn es bedurfte um sich eines solchen zu bemächtigen in einem von Beechey (Narr. of a voy. to the Pacific. 1831, p. 553) erzählten Falle so vieler englischen Matrosen als irgend hinzutreten konnten. Was endlich die Malaien und Polynesier betrifft, so hören wir von den Makassaren daß sie mit großen Lasten ohne Mühe täglich einen Weg von 40—50 engl. Meilen zurücklegen (Rel. de la captivité du Cap. Woodard dans l'isle de Célébès. 1805, p. 147). Zwar erzählt Labillardière (II, 176) daß die Bewohner der Freundschaftsinseln den französischen Matrosen im Ringen meist unterlagen, aber Cook fand die Tongainsulaner im Boxen und Ringen gewöhnlich stärker als seine eigene Mannschaft (Vgl. darüber auch Mariner, Tonga Islands. 1818, II, 314). Wilkes (Narr. of the U. S. Expl. Exped. 1845, III, 31 und IV, 45) erzählt von einem Tongainsulaner der vom Nachmittag bis zum andern Morgen auf der See schwamm und sich treiben ließ, und von einer Sandwichinsulanerin, welche sogar 30 Stunden auf dem Wasser zubrachte. Einen ähnlichen Fall von achtzehnstündigem Schwimmen auf der See durch das sich eine Familie vergebens zu retten strebte, erzählt Cheever (Life in the Sandwich Isl. 1851, p. 123). Von der sehr bedeutenden Körperkraft der Häuptlinge auf den Sandwichinseln ist öfter die Rede (Jarves, Hist. of the Sandw. Isl. 1843, p. 77). Die Tahitier können zwar mit einer Last von 50 Pfd. an jeder Seite den ganzen Tag zu Fuße gehen (Darwin, II, 179), zeigten sich aber bedeutend schwächer als englische Matrosen (Forster zu Hamilton, R. um die Welt, im Magaz. der Reisebeschr. XI,

S. 21). Gleichwohl hält sie Moerenhout (II, 162) für sehr kräftige und sogar den Europäern physisch überlegene Menschen. Die Neu-Seeländer zeigten sich im Werfen der Speere wie im Treffen geübten Engländern als nachstehend (Die Neuseeländer, n. d. Engl. Lpz. 1833, S. 316).

Man hat behauptet daß die mittlere **Lebensdauer** in der gemäßigten Zone am längsten sei und namentlich nach der heißen hin abnehme. Da es keine statistischen Berichte über das Verhalten uncultivirter Völker in dieser Rücksicht giebt, müssen wir uns mit einigen zerstreuten Notizen über diesen Gegenstand begnügen, welche zeigen werden daß auch in dieser Hinsicht keine festen Raçenunterschiede vorhanden sind. Die mittlere Lebensdauer der Australier mag kürzer sein als die der Europäer, da sie viel mit äußerer Noth zu kämpfen haben, doch werden sie häufig 70 Jahre alt (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1841, II, 247). Daß die americanischen Indianer öfters ein sehr hohes Alter erreichen ist früher häufig in Abrede gestellt worden, jetzt aber durch vielfache Beispiele belegt und zugestanden (Burmeister, R. nach Brasil. 1853, S. 250). Amerigo Vespucci erzählt in einem Briefe bei Bartolozzi (Ricerche storiche sulle scoperte d'Am. Vesp.) daß er Sohn Vater Großvater Ur- und Urur-Großvater zusammengesehen habe. Auch Lery sagt schon von den Eingeborenen Brasiliens (Tupinambas, Tamoyos) sie seien wenigeren Krankheiten unterworfen als die Europäer und würden 100—120 J. alt, und Pigafetta (Premier voy. autour du m. Paris, an IX. p. 16) versichert sie würden 125 und selbst 140 J. Prinz Max (R. nach Brasil. II, 107) sah einen Indianer der sich 107 J. zurückerinnern konnte. Stevenson (R. in Arauco, Chil. 1826, I, 267) hat ähnliche Beispiele in Peru aus den Kirchenbüchern nachgewiesen. (Vgl. auch Tschudi II, 360; Spix und Martius, R. S. 1152; Dobrizhoffer II, 51, 57, 281; Rengger, Naturgesch. der Säugeth. v. Paraguay. S. 12; Azara, a. a. O.; Clavigero, Hist. of Mex. Lond. 1787, Append. V, 1; Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. 1844, p. 448 ff.). Menschen von dunkler Haut, Neger und Indianer — die letzteren trotz ihrer meist ungesunden Lebensweise — sollen unter den Tropen vorzugsweise fähig sein ein hohes Alter zu erreichen (Humboldt und Bonpland, R. III, 86). In Peru erreichen nach Pöppig (R. I, 208) nur die Farbigen und Indianer ein solches. Es erscheint daher als Ausnahme, namentlich in Süd-America, daß die Indianer am

Orinoco von Gilii (S. 250) als schwächlich, empfindlich gegen alle Luftveränderungen, vielen Krankheiten und oft einem frühen Tode unterworfen geschildert werden. Was die Malaien betrifft so führt Lichtenstein (I, 79, 98, 269) von solchen am Kap d. g. H. Beispiele eines Alters von 107 und 120 J. an. Unter den Eingeborenen der Philippinen giebt es viele hundertjährige und man sieht achtzigjährige fast mit voller Manneskraft arbeiten (Mallat I, 114). Beispiele hohen Alters bei Polynesiern und Negern hat Foissac S. 177 zusammengestellt. Auch von den letzteren steht dieß außer Zweifel. Eine Frau in Cap Coast Castle sah noch ihre Nachkommen im fünften Gliede (W. J. Müller, Die afric. Landschaft Fetu. 1676, S. 280). Auf der Insel St. Thomas wurden Neger 110 J. alt und darüber (Omboni, S. 262 nach einer alten Quelle des 15. Jahrhs.). Nach dem Census der Vereinigten Staaten vom J. 1850 kommen Beispiele hohen Alters von 80—100 J. und darüber viel öfter bei den freien Farbigen und noch weit häufiger bei den Negern vor als bei den Weißen: unter 3 Millionen erreichten 1400 ein Alter über 100 J., unter 20 Millionen Weißen kam dieser Fall nur 800 mal vor (Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 134). Bei den Negern auf Cuba, in der Sclaverei, treten graues Haar und die sonstigen Zeichen des Alters erst spät ein und einer unter 900 wird 100 J. alt (Graf Görtz, R. um d. Welt. II, 44). Auch unter den Hottentotten kommen Beispiele sehr hohen Alters vor: Moodie (I, 288) erwähnt einen solchen der, wie sich aus den Erinnerungen ergab die er an frühere Gouverneure der Kolonie hatte, nicht weniger als 150 Jahre zählen konnte.

Es kann unsere Absicht nicht sein eine Uebersicht oder Geschichte der **Krankheiten** zu geben die den verschiedenen Menschenstämmen und Klimaten eigenthümlich sind — ein Gegenstand dessen Bearbeitung eine große Reihe von selbstständigen und umfassenden medicinischen Studien erfordern würde. Für unsern anthropologischen Zweck genügt es darauf hinzuweisen, daß es keine Krankheiten zu geben scheint die einer der Menschenraçen ausschließlich eigen wären, obwohl die Häufigkeit und Tödtlichkeit vieler für die einzelnen Völker, theils nach individueller Disposition, theils nach Nahrung und Lebensweise, Klima, Mangel oder Verkehrtheit der ärztlichen Behandlung sehr verschieden sind, ganz in ähnlicher Weise wie wir dieß auch an demselben Volke zu verschiedenen Zeiten bemerken. Selbst Nott, der

Alles aufgeboten zu haben scheint um zu beweisen daß die einzelnen Raçen specifisch verschiedene Krankheiten besitzen, hat sich genöthigt gesehen bei der Annahme verschiedener Krankheitsdispositionen stehen zu bleiben. Demgemäß hat er einen Beweis für die specifische Verschiedenheit des Negers vom Europäer namentlich darin finden wollen, daß das gelbe Fieber welches in den südwestlichen Theilen von Nord-America dem unacclimatisirten Weißen so gefährlich ist, die Neger und Farbigen fast verschone. Doch hat er später selbst (Nott and Gliddon, Indigenous races of the earth. Philad. 1857, p. 392) wenigstens einen Theil dieser Behauptung wieder zurücknehmen und zugeben müssen, daß die Indianer und ihre Mischlinge in Neu-Orleans und Florida allerdings dem gelben Fieber ebenso stark ausgesetzt seien als die hellfarbigen Weißen aus den nördlichen europäischen Ländern. Wenn er die Ansicht aber festhält daß das Verhalten des Negers und des Weißen gegen das gelbe Fieber ein wesentlich verschiedenes sei, so ist dagegen zu bemerken, daß dieß gar nicht auf einer Raçeneigenthümlichkeit, sondern auf einer Wirkung des Klima's zu beruhen scheint; denn für die in Westindien acclimatisirten Weißen, z. B. für die französischen Flüchtlinge von Sanct Domingo die nach dem Festlande kamen, hat sich das gelbe Fieber ebenso wie für die Neger verhältnißmäßig nur wenig gefährlich gezeigt (Stanhope Smith, p. 281). Das Gegenbeispiel hierzu liefern die in Nord-America acclimatisirten Neger der zweiten oder dritten Generation, die nach Africa zurückgebracht ganz wie unacclimatisirte Menschen von den dortigen Klimakrankheiten zu leiden haben (de Salles, p. 263). Daß in allen solchen Fällen nur die Acclimatisation in Frage kommt, daß man dagegen nicht an specifische Krankheitsdispositionen der verschiedenen Raçen als solcher zu denken hat, zeigt ferner die große Sterblichkeit unter den Negern welche von den aufgebrachten Sklavenschiffen nach Sierra Leone transportirt und dort, in ihrem Vaterlande, in Freiheit gesetzt werden, und die nicht minder bedeutende Sterblichkeit der Negersoldaten auf Jamaica und in Honduras (Nott and Gliddon a. a. O. p. 375). Von Dyssenterie und intermittirenden Fiebern haben im Süden der Vereinigten Staaten Schwarze und Weiße gleich viel zu leiden (ebendas. 364 not.). Eine dem gelben Fieber sehr ähnliche Krankheit (Matlazahuatl) rafft die Indianer von Mexico in großer Menge hin, während die Weißen und Creolen nicht leicht von ihr zu leiden haben (Foissac 128 f.); aber auch diesen

Fall wird man wie die eben angeführten analogen Beispiele eher geneigt sein aus der Lebensweise, Acclimatisation und anderen äußeren Verhältnissen zu erklären als aus einem festen specifischen Unterschiede der Raçen. Daß die Neger und americanischen Indianer den verschiedensten Formen der Geisteskrankheiten nicht weniger ausgesetzt sind als die Europäer, wie man bisweilen behauptet hat, hebt Sigaud (Du climat et des m. du Brésil, p. 347) ausdrücklich hervor.

Daß Naturvölker, abgesehen von den Verheerungen welche durch ansteckende Krankheiten unter ihnen angerichtet werden, im Allgemeinen einer besseren Gesundheit genießen als Culturvölker, ist eine oft ausgesprochene Ansicht. So erzählen namentlich von den nordamericanischen Indianern viele der älteren Reisenden, daß sie häufig an bloßer Altersschwäche stürben, den vollen Gebrauch ihrer Sinne bis in's hohe Alter behielten und daß sich auch bei den ältesten von ihnen keine krankhafte Veränderung der Lebensfunctionen überhaupt zu zeigen pflege. Dasselbe wird von den Arabern in Africa berichtet (M. Wagner, R. in Algier 1841, II, 52). Die Congo-Neger sind nach Cavazzi, (Beschr. der Königr. Congo, Mat. und Angola. 1694, p. 168) seltener krank als die Europäer, ebenso die Kaffern welche als wahre Ideale von Gesundheit geschildert werden (Kretzschmar, p. 188 u. A.); nur eine Art von Faulfieber richtet bisweilen große Verheerungen unter ihnen an (Baseler Missions Mag. 1852, III, 72). Man wird nach solchen Berichten geneigt den bei den Naturvölkern in so großer Allgemeinheit herrschenden Glauben, daß alle Krankheit erst durch Zauberei hervorgebracht werde, daß sie also etwas Wider- oder Uebernatürliches sei, aus der Seltenheit zu erklären mit welcher sie im Naturzustande den Menschen ergreift. Diese größere Seltenheit, die freilich schwer zu beweisen ist, wird ferner daraus wahrscheinlich, daß Naturvölker sich durch ihre Lebensweise von selbst gegen alle äußeren Schädlichkeiten weit stärker abhärten als civilisirte Menschen und daß alle ihre Bestrebungen, wenn auch oft in wenig verständiger und zweckmäßiger Weise, darauf gerichtet sind, in vollständigem Anschluß an die Naturbedingungen unter denen sie leben, die größte mögliche Summe von physischem Wohlbefinden zu erreichen. Mag der Naturmensch auch oft genug aus Unwissenheit und Verkehrtheit dieses Wohlbefinden zerstören, so verfolgt dagegen der civilisirte Mensch eine große Summe von Zwecken die sich mit der Erhaltung einer kräftigen Gesundheit in keiner Weise

vertragen, und bleibt dabei meist nur gesund weil er sich verständig schont und vorsichtig haushält mit seiner Kraft.

Auf die größere Lebensenergie und die im Allgemeinen festere Gesundheit der Naturvölker im Vergleiche mit Culturvölkern, weist auch die große Anzahl von Beispielen relativ großer **Naturheilkraft** hin die sich bei den ersteren findet. Die Erfahrungen welche man in dieser Rücksicht gemacht hat, erstrecken sich auf alle Raçen und alle Gegenden der Erde in übereinstimmender Weise. Leigh (Reconnoitering voy. in S. Austr. 1839, p. 173) erzählt von einem Australier, dem durch einen Keulenschlag ein 3'' langer Bruch des Schläfenbeins über der Augenbraue beigebracht und die Schläfenarterie ganz gespalten wurde, und von einem andern dem Ulna und Radius in der Art zersplittert wurden, daß die Splitter tief in die Hand eindrangen: der erste betheiligte sich indessen schon am folgenden Tage sehr eifrig wieder an einer allgemeinen Verhandlung, am Arme des zweiten zeigten sich zwar nach kurzer Zeit viele Würmer, aber die Genesung trat dennoch ohne Operation und ohne Verband von selbst ein. Aehnliche Fälle finden sich bei Barrington (Hist. of N. S. Wales 1810, p. 250) und Dawson (The pr. state of Austr. 1830, p. 317). Von der Exstirpation des Penis und der Testikeln die vom Sklavenhändler in Ost-Sudan an seiner Waare vorgenommen zu werden pflegt, genest zwar nur einer unter vieren (Brehm I, 202), doch bestätigt sich sowohl hier (ebendas. 222) als auch sonst an den Negern die erwähnte große Naturheilkraft, wie dieß viele Zeugnisse beweisen. Sie erstreckt sich in gleicher Weise auch auf die Völker von weißer Raçe die in Africa leben, obgleich es Russegger (R. in Eur. As. u. Afr. 1843, II, 2, 260 not.) ausdrücklich als eine auffallende und interessante Erscheinung hervorhebt „daß im heißen Klima des tropischen Africa" (an europäischen Reisenden) „Wunden so schwer heilen, und zwar besonders schwer in der Regenzeit", daher es nicht wahrscheinlich ist daß die klimatischen Verhältnisse zu der ungewöhnlich raschen und oft völlig unerwarteten Heilung schwerer Verletzungen günstig mitwirken sollten. Petit (bei Lefèbvre, Voy. en Abyss. 1845, III, 369 ff.) berichtet nach einer ganzen Reihe von eigenen Beobachtungen in Abessinien, daß diejenigen welche durch Hand- oder Fußabschneiden, und zwar im Gelenke, gestraft, so wie die welche als Kinder oder selbst als Erwachsene entmannt werden oder auch die ganzen Geschlechtstheile ver-

lieren, meist nicht daran sterben, obwohl die Heilung gänzlich der Natur überlassen bleibt. Aehnliche Fälle erzählt Parkyns (Life in Abyss. 1853, II, 268 u. sonst). Bei den Mauren, denen Chénier (Rech. hist. sur les Maures. 1787, III, 205) ebenfalls eine größere Naturheilkraft und größere Unempfindlichkeit gegen Schmerz zuschreibt, wie man dieß in Rücksicht der eingeborenen Americaner (nach Ulloa, Physik. u. hist. Nachr. v. Am. Lpz. 1781, II, 99) oft behauptet hat,* verhält es sich ohne Zweifel wie bei den Wüstenarabern, denen es als Ehrensache gilt sich unempfindlich selbst gegen den heftigsten Schmerz zu zeigen (d'Escayrac p. 181). Auch die große Abhärtung namentlich gegen klimatische Einflüsse aller Art kommt diesen Völkern zu statten. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so ist eine relativ bedeutende Naturheilkraft vorzüglich bei den Schwarzfüßen, den Indianern von Paraguay und den Abiponern beobachtet worden (Pr. Max, R. in N.-Am. I, 581; Rengger, Natgesch. der Säugeth. von Paraguay, p. 12; Dobrizhoffer II, 54), und von den eingeborenen Mexicanern hören wir, daß sie Wunden an denen Europäer sicher sterben würden, mit bloßen Branntweinwaschungen heilen (Heller, R. in Mex. 1853, S. 58). Ebenso genesen Malaien häufig von Verletzungen die für Europäer tödtlich sein würden (Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. Edinb. 1820, I, 31 u. das. not.; Harris, Collect. of voy. I, 743). Von zwölf Tongainsulanern denen auf die roheste Weise ein Arm abgehackt wurde, starb nur einer an der Blutung und einer aus Kummer (Mariner, Tonga Isl. II, 251). Aehnliche Beispiele von Marquesasinsulanern hat Marchand (Neueste R. um d. W. Lpz. s. a. I, 144) angeführt.

Diese Beispiele werden hinreichen um zu beweisen daß die Naturheilkraft bei uncultivirten Völkern bedeutender ist als bei den civilisirten. Wir dürfen indessen diese Betrachtungen nicht verlassen ohne noch einen weiteren Umstand zu erwähnen den man benutzt hat um die specifische Verschiedenheit der Menschenraçen, namentlich der schwarzen und der weißen Raçe, zu begründen. Man hat angeführt daß die Läuse **der Neger** nicht allein schwarz sind und kleiner als die der Europäer,

---

* Selbst Rengger (Naturgesch. d. Säugeth. v. P. S. 12) ist dieser Ansicht, wogegen manche neuere Beobachter wohl mit größerem Rechte den Americanern eine „sehr empfindliche, nervöse Constitution" zugeschrieben haben (Ausland 1857, S. 1146 nach Domenech).

sondern auch auf diese nicht übergingen, wogegen die europäische Laus unter den Tropen sterbe (Duttenhofer, D. Emancip. der Neger. 1855. S. 33). Es ist nicht nöthig sich hiergegen darauf zu berufen, daß auch das zahme Schwein, obgleich vom wilden nicht artverschieden, bekanntlich einen Parasiten besitzt der diesem fehlt; denn nicht allein wechselt die Farbe jener Thiere mit der Farbe der Haut und wird mit dieser dunkler, weshalb schon Sömmering (Ueber die körperl. Verschht. des Negers v. Eur. S. 8 not.) geneigt war den pediculus nigritarum für nicht verschieden zu halten von der europäischen Laus, sondern es scheint auch festzustehen daß sowohl jener als der p. pubis von Negerammen gar nicht selten auf weiße Kinder übergeht (Bachman bei Smith, The unity of the hum. races. 1850. p. 184). Jedenfalls unrichtig ist es, wenn Quandt (Nachr. v. Surinam 1807. S. 221) allgemein behauptet daß die Flöhe und Läuse der Indianer und Neger nicht bei den Europäern blieben. Ebensowenig scheinen die verschiedenen Arten der Eingeweidewürmer eine oder mehrere Menschenraçen mit Ausschluß der übrigen heimzusuchen, obwohl oft die eine Art derselben bei dem einen, die andere bei einem anderen Volke überwiegt: so herrscht in England Holland und Deutschland taenia solium vor, in der Schweiz und in Rußland dagegen bis nach Königsberg herab bothriocephalus latus, im Südosten von Frankreich finden sich beide nebeneinander, in Abessinien und bei den Hottentotten überwiegend die taenia (Owen, Lect. on comp. anat. of the invertebrate animals).

Hat man als Beweis der physischen Superiorität der weißen Raçe über die übrigen wohl auch dieß geltend zu machen gesucht, daß sie allein der **Acclimatisation** in allen Zonen fähig sei, so hätte man freilich zuerst daran denken sollen daß eine solche überhaupt nur von Seiten der Bewohner gemäßigter Klimate sich erwarten lasse. Bestätigt sich diese Erwartung z. B. an den unter 20° n. Br. wohnenden Sandwichinsulanern, die vortreffliche Matrosen werden und auch kaltes Klima, vielleicht sogar besser als Matrosen von Boston vertragen (wie Duhaut-Cilly, Voy. autour du monde. 1834. II, 302 nach seinen Erfahrungen angiebt), so erscheint es dagegen als eine wahrscheinlich unrichtige, bloß theoretische Folgerung, wenn Jarrold (S. 226 ff.) zu zeigen sucht daß der Neger, durch die Beschaffenheit seiner Haut am stärksten gegen alle klimatischen Schädlichkeiten geschützt, in allen Zonen allein und am besten fortkomme. Wenn ferner uncultivirte Menschen einen Wechsel

des Klima's nicht in gleicher Weise zu ertragen vermögen wie der civilisirte Europäer, so ist daran zu erinnern daß jene in vielen Fällen dieser Art durch ihren eigenen Unverstand und durch den Mangel an Schutzmitteln gegen äußere Einflüsse unterliegen, während dieser durch wohlüberlegte Accomodation an die veränderten Umstände, durch Vorsorge und Mäßigkeit, durch entsprechende Aenderungen in seiner ganzen Lebenseinrichtung sich gegen Schädlichkeiten sichert, von deren Wirksamkeit der Naturmensch auch nicht einmal die entfernteste Ahnung hat. Daher hat man öfter behauptet daß der Mensch erst in Folge seines Verstandesgebrauches fähig werde in allen Klimaten auszudauern. Es scheint dieß darin eine Bestätigung zu finden daß unter allen europäischen Völkern sich die Engländer, die nirgends von ihrer Fleischkost und den Spirituosen lassen mögen, unter den Tropen am schlechtesten halten, weit besser dagegen namentlich die viel vorsichtigeren Spanier und Portugiesen, deren Constitution, dunklere Haut und heimische Lebensgewohnheiten ebenso wie das Klima aus dem sie stammen, den tropischen Verhältnissen für sich schon besser entsprechen. Wenn Zimmermann (Geogr. Gesch. des Menschen. 1778. I, 53) gegen die Ansicht daß di[e] allgemeine Acclimatisationsfähigkeit des Menschen erst durch seine gei[-]stige Begabung möglich werde, angeführt hat daß die Polarvölker i[n] ihren Ländern trotz sehr geringen Schutzes gegen die klimatischen Ein[-]flüsse auszudauern vermöchten, so beweist dieß natürlich nichts fü[r] ihre Fähigkeit auch andere Klimate ohne Nachtheil ertragen zu können. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen daß die Unfähigkeit ein[e] rasche Versetzung aus einem Klima in ein wesentlich anderes zu ertragen noch sehr verschieden ist von dem Unvermögen zu einer allmählich fortschreitenden Acclimatisirung, wie diese bei so vielen Völkern i[n] Folge ihrer Wanderungen durch verschiedene Breiten nothwendig eingetreten sein muß.

Tragen die erwähnten Verhältnisse ohne Zweifel in vielen Fälle[n] dazu bei, die Acclimatisationsfähigkeit der Naturvölker geringer erscheinen zu lassen als die der Europäer und überhaupt geringer als si[e] wirklich ist, so fordert dieß zu besonderer Vorsicht in der Beurtheilun[g] dieses Gegenstandes auf. Wir möchten daher Humboldt (Neu-Spanien, I, 161 f.) nicht unbedingt beistimmen, wenn er dem americanischen Indianer eine geringere Acclimatisationsfähigkeit zuspricht al[s] dem Weißen, am wenigsten aus dem Grunde daß jenem die Minena[r-]

heit, hauptsächlich wohl durch große Temperaturwechsel, verderblich wird — in manchen Minen herrscht nämlich eine um 6° höhere Temperatur als die mittlere von Jamaica und Pondichery, so daß man wohl fragen darf ob Europäer bei harter Arbeit im Stande sein würden diese Hitze und die darauf folgende Abkühlung ohne Schaden zu ertragen. Ueberdieß hören wir merkwürdiger Weise daß die Sterblichkeit unter den Bergleuten in Mexico nicht viel größer ist als unter den übrigen Volksklassen. Neuerdings ist man geneigt geworden jenen der weißen Raçe in Rücksicht der Acclimatisation bisweilen zugesprochenen Vorzug wieder fallen zu lassen und sie den übrigen Raçen in dieser Hinsicht gleichzustellen, indessen ist dieß nur insofern geschehen als man sich zugleich der Ansicht zugewendet hat daß eine allgemeine Fähigkeit sich in allen Zonen zu acclimatisiren überhaupt bei keiner Raçe vorhanden sei. Von den Thatsachen welche dieser Ansicht günstig sind, sollen die wichtigsten hier angeführt werden.

Schon die Erinnerung an die americanische Raçe welche alle Klimate bewohnt, widerlegt den Vorzug welchen man den weißen Menschen vor den übrigen zusprechen zu dürfen geglaubt hat; aber es zeigt sich auch an ihr wie an andern Raçen daß eine plötzliche Versetzung unter andere äußere Bedingungen, wenn nicht die nöthige Vorsicht dabei beobachtet wird, den Tod nach sich zieht, selbst im eigenen Lande, daß es also nicht sowohl die Gebundenheit einer jeden Raçe an ein bestimmtes Klima oder die absolute Unfähigkeit ist sich in einem fremden Klima zu halten, die ihr tödtlich wird, sondern vielmehr nur der plötzliche und schroffe Wechsel der äußeren Lebensbedingungen überhaupt: schon die Uebersiedelung nach Kopenhagen wird für den Isländer verderblich, er stirbt dort an der Schwindsucht (Clemens, in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 89); wenn die Indianer des Gebirgslandes von Peru sich an der Küste ansiedeln oder die Bewohner der Küste im Gebirge, so gehen sie zu Grunde (Proctor, Narr. of a journey across the Cordillera. 1825. p. 299). Der Europäer, weit entfernt den plötzlichen Uebergang aus einem Klima in ein anderes ohne Schaden zu ertragen, findet die Tropenländer reichlich so gefährlich für seine Gesundheit als es der Norden für die des Negers ist. Wie er, kränkelt und welkt selbst der Araber und Kopte dahin im östlichen Sudan, während der Schwarze hier seine ganze Lebenskraft voll entfaltet (Werne, Exped. z. Entd. der Q. des w. Nil. 1848. S. 47). Es

giebt viele Landstriche in Africa, wo Fremde und namentlich Europäer sich nur sehr schwer acclimatisiren oder gar nicht leben können, obwohl die Eingeborenen dort vollkommen gesund sind: so in manchen Gegenden Darfur's, im größten Theile von Kordofan, auf Fernando Po und Zanzibar (Mohammed el Tounsy, Voy. au Darfour, Paris 1845. p. 295; Pallme, Beschr. v. Kordofan 1843. S. 7, 117 ff., 122; Guillain, Docum. sur l'hist., la géogr. et le comm. de l'Afr. orient. 1856. II, 1, 93; Allen and Thomson, Narr. of the exped. to the R. Niger 1848. II, 198). In S. Felipe de Benguela abortiren alle weißen Frauen oder gebären schwächliche Kinder die in den ersten Monaten wieder sterben (Spix und Martius, Reise S. 669). Die Gegend am N'gami-See scheint wegen der Fieber unbewohnbar für die Weißen, nur die Eingeborenen scheinen sich dort halten zu können (Livingstone im Journal R. geogr. soc. XXI, 20). Dasselbe was von der Wirkung des africanischen Klima's auf die Gesundheit der Europäer gilt, findet ebenso in Rücksicht mancher andern Tropenländer statt, wenn auch in geringerem Grade: nach Bryson (Report on the climate and princ. diseases of the Afr. station, p. 178) sterben von englischen Seeleuten in Ostindien jährlich 15,1‰, in Westindien 18,1, in Africa 58,4. Von 100 europäischen Soldaten in Ostindien leben bei guter Verpflegung und abgesehen von denen die der Krieg hinwegrafft, nach 5 Jahren noch 70, nach 10 Jahren noch 45, nach 15 J. 25, nach 20 J. noch 10 (Ausland 1855. S. 968). In der Präsidentschaft Bengalen stirbt aus der englischen Armee unter den europäischen Soldaten einer auf 13,55, unter den eingeborenen Soldaten einer auf 56; in der Präsidentschaft Madras unter jenen 1 auf 26, unter diesen 1 auf 47,7 (Dieterici, Ueber d. Sterblichkeitsverhh. in Europa, Abhh. d. Berl. Akad. 1851. S. 732; Vgl. d. Angaben M'Culloch's b. Quetelet, S. 624). Gelingt es dem Europäer in Westindien auch das Leben zu fristen, so ist doch Ruhe und Pflege erforderlich, Anstrengung tödtlich: so in Guiana (Graf Görtz, Reise, II, 290). Die Unfähigkeit französischer Soldaten in heißem Klima mehr als etwa halb so viel körperlich zu arbeiten als zu Hause hat Coulomb auf Martinique in Erfahrung gebracht (Péron, Voy. de découv. aux terres Austr. 1824. II, 427). In Folge der ungeheuren Sterblichkeit unter den Rekruten die vom mexicanischen Plateau an die Küste herabkommen (es starben einmal in 3 Monaten 272 von 300)

entschloß man sich acclimatisirte Neger und Farbige als Besatzung von S. Juan d'Ulloa zu verwenden (Humboldt, Neu-Spanien, IV, 408). So schienen auch A. de St. Hilaire (Voy. au sources du R. S. Francisco 1847. II, 71) Schwarze und Farbige das Klima von Villa Boa besser zu vertragen als Weiße. Daher stellt es Pruner (S. 68) als sicheres Factum hin daß weiße Völker in den meisten Negerländern nicht lebensfähig seien. Ohne Sklaven, sagt auch Köler (Notizen über Bonny 1848. S. 156) würden die fruchtbaren tropischen Niederungen unproductiv und öde liegen müssen, weil weiße Menschen dort nicht im Freien arbeiten können. Weitere Belege hierzu finden sich bei Nott and Gliddon (Indigenous races of the earth. p. 357), welche ebenso die Acclimatisirung der Weißen in allen Malariagegenden, im Süden der Vereinigten Staaten und in Algier wie die der Neger in Westindien ganz leugnen (S. 379, 383 ff.). So hat auch Dowding (Religions Partizanship, Africa in the West. Oxf. 1854) darauf aufmerksam gemacht daß in ganz Westindien die Weißen gegenwärtig nur noch etwa 5% der Bevölkerung ausmachen, daß daher die Schwarzen und Farbigen wahrscheinlich in kurzer Zeit die alleinigen Bewohner der Inseln sein werden. Dennoch glauben wir aus diesen Thatsachen nicht folgern zu dürfen daß absolute Unfähigkeit zur Acclimatisirung unter den Tropen eine Eigenthümlichkeit der weißen Raçe als solcher sei, da es auf der andern Seite, wie wir gesehen haben, eine Reihe von Fällen giebt die beweisen, daß Individuen einer jeden Raçe in Gegenden in denen sie nicht acclimatisirt sind, mögen diese selbst ihrem Stammlande angehören, bisweilen sich nicht lebenskräftig zeigen.

Wirken die verderblichen Einflüsse der tropischen Klimate auf den Neger mit weit geringerer Kraft und, wie es scheint, selbst in anderer Weise als auf den Europäer, so ist er doch den schädlichen Folgen eines Klimawechsels seinerseits nicht weniger ausgesetzt als dieser. In Chartum zwar sollen die Eingeborenen vom Klima ebensoviel und vielleicht noch mehr als die Europäer zu leiden haben (Russegger, Reise, II, 2, 38); dieß ist jedoch ein seltener Ausnahmefall. In Senegambien töden Fieber die für die Eingeborenen meist nicht lebensgefährlich sind, gewöhnlich den Weißen (Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 322). Einem Regen der in Westindien für den letzteren verderblich wird oder ihn wenigstens fieberkrank macht, setzt sich

der Neger ungestraft aus (Day, Five years' resid. in the W. Indies 1852. I, 37). Ebenso verträgt er ohne Kopfbedeckung in heißen Ländern die Einwirkung der Sonnenstrahlen (Werne, Feldz. nach Taka, S. 134), ja er soll sich in seinem Vaterlande gerade während der Regenzeit, die für den Europäer die gefährlichste ist, am besten befinden, während er hauptsächlich in der trockenen Jahreszeit an Krankheiten leidet. Dieß wird versichert von den Negern in Senegambien, in Nuffi und sonst am Niger, von den Ibus und von denen in Iddah, auf der Prinzen-Insel, St. Thomas und Annabon, am südlichen Theile der Westküste von Africa (Brunner, R. n. Senegambien 1840. S. 111; Schoen and Crowther, Journals of the exped. up the Niger 1842. p. 166; Allen and Thomson, I, 325; Boteler im Journal R. G. S. II, 275; Des Marchais, Voy. en Guinée, 1731, III, 9; Tams, d. portug. Besitz. in Südwest-Afr. 1845. S. 42). Auf der Guineaküste wird nach Römer (Nachr. v. d. Küste Guinea 1769. S. 10) die dem Europäer so sehr gefährliche Regenzeit dem Neger nicht verderblicher als jede andere Jahreszeit. In S. Leone ist der Juli für den Neger, der August für den Weißen der gefährlichste Monat (Fraissinet in Nouv. Ann. des voy. 1855. II, 293). Nur Brehm (I, 218) hat für Ost-Sudan jene Umkehrung in der Wirkung der Jahreszeiten auf die verschiedenen Menschenraçen ganz in Abrede gestellt.

Ist es dem Obigen zufolge kaum glaublich daß die Strapazzen eines Feldzuges in heißen Ländern von Negersoldaten minder gut ertragen würden als von weißen, wenn beide übrigens gleich gut gehalten werden, wie Werne behauptet (Feldz. nach Taka, S. 67; er selbst widerspricht sich übrigens S. 168 hierin), so steht es dagegen sicher daß die Versetzung in andere, namentlich in kältere Klimate von Negern nicht ohne große Beschwerde ertragen wird. Selbst schon gegen geringe Temperaturwechsel ist er sehr empfindlich (M. Park, Voy. dans l'Int. de l'Afr. an VIII, I, 55). Caillié und andere Reisende erzählen vielfach davon, daß bei solchen Gelegenheiten sogleich bittere Klagen über Frost laut wurden, bei denen man freilich auch an die geringe Bekleidung zu denken hat deren sie sich zu bedienen pflegen. Dieselbe Rücksicht ist zu nehmen wenn Richardson (Trav. in the gr. desert of Sahara 1848. II, 437) mittheilt daß die Neger auch den glühenden Wüstenwind in der Sahara schlechter als Araber und Mauren zu ertragen scheinen, und es bedarf außerdem dabei noch der Bemerkung,

daß die letzteren als Herren, jene dagegen als Sklaven meist in entkräftetem und ausgehungertem Zustande zusammen die Wüste durchziehen, und daß in Nord-Africa nicht allein Temperaturwechsel von sehr bedeutender Größe, sondern auch so niedrige Temperaturen vorkommen, daß französische Soldaten dort erfroren sind. An den Kaffern die sich vor einiger Zeit in Europa sehen ließen, hat man nichts von der großen Empfindlichkeit gegen Kälte bemerkt, die den eigentlichen Negern zuzukommen scheint. Diese letztere ist indessen den Negern nicht ausschließlich eigen: die Bischarihs theilen mit ihnen diese Eigenthümlichkeit (Bay. Taylor, R. nach Central-Afr. 1855. S. 151), und die an eine sehr hohe Temperatur gewöhnten Bewohner von Fezzan sind in demselben Falle, denn sie pflegen die Erkundigung nach dem Befinden eines Andern bei der ersten Begegnung mit den Worten zu schließen: „Ich hoffe daß du nicht frierest" (Ledyard et Lucas, Voy. en Afriq. pr. Lallemant. 1804. p. 116). In kalten Klimaten soll der Neger oft tobsüchtig werden, doch scheint dieß für ihn auch sonst eine nicht seltene Folge der Versetzung in andere Länder zu sein: auch unter den nach Java gebrachten Aschanti-Negern fand Selberg (Reise nach Java. 1846. S. 45) mehrere geisteskranke. In den Neu-England Staaten in Nord-America sollen die Neger, wenn sie nicht durch neue Zufuhr immer wieder ersetzt werden, aussterben, was Knox (The races of man 1850) selbst von der angelsächsischen Raçe in America behauptet hat.

Die **Fähigkeit zu erröthen** hat man nicht selten dem Weißen als eigenthümlich beigelegt, allen übrigen Raçen aber und namentlich dem Neger abgesprochen. Dasselbe kommt jedoch nicht allein bei Mischlingen, hauptsächlich vom Terzeronen an vor und sonst bei zarten Frauen der schwarzen Raçe (Lawrence, Lectures p. 240), sondern wird außerdem auch bei Negern mehrfach erwähnt (von Dupuy, Journal of a resid. in Ashantee. 1824. p. 149 und sonst; von Golberry, R. durch d. westl. Afr. Lpz. 1803. II, 307). Monrad (Gemälde der K. v. Guinea. 1824. S. 60 not.) giebt an daß Negerinnen dunkler würden, wenn sie sich schämten. Auch die Australier erröthen (Barrington, Hist. of N. S. Wales. 1810. p. 10). Können diese Angaben über dunkelfarbige Völker natürlich nicht genau in demselben Sinne verstanden werden wie die ihnen entsprechenden über hellfarbige, so steht doch eine gewisse Veränderung, eine Vertiefung der Ge-

sichtsfarbe in Folge von Gemüthsbewegungen auch bei ihnen außer Zweifel. Man muß sich daher wundern daß dieß von Roth (bei A. Wagner, Gesch. der Urwelt. 1845. S. 269) in Rücksicht auf die Abessinier ganz und gar in Abrede gestellt wird. Daß auch die eingeborenen Americaner, obwohl wegen ihres dunklen Teints in weniger auffallender Weise erröthen, hat d'Orbigny (I, 83) bemerkt. Nach Spix und Martius (R. S. 376) beschränkt sich der Farbenwechsel bei Gemüthsbewegungen auf die gebildeteren Indianer die mit den Weißen viel umgehen. Die Kalmücken sollen von Schaam nicht roth, aber von Furcht und Schrecken bläßer werden (Bergmann, II, 54). Die gewöhnlichen Veränderungen der Gesichtsfarbe hat man endlich auch an den Tahitiern Marquesanern und Neu-Zealändern beobachtet (Forster, Bemerkk. auf seiner Reise um d. Welt. 1783. S. 204; Kotzebue, Neue R. um d. W. 1830. I, 73; Melville, Vier Monate auf d. Marquesas. Lpz. 1847. I, 166; Mundy, Our Antipodes or resid. in the Austr. col. 1852. II, 127).

Als eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Bildung der **Sprachlaute**, für die es wenigstens nahe liegt nach einer Ursache in der besonderen Beschaffenheit der Organe zu suchen, verdient bemerkt zu werden, daß die Neger kein R, die Australier kein S haben und daß in Polynesien, mit Ausnahme der Fidschi- und Schifferinseln die Zischlaute fast gänzlich fehlen. Der Dialekt von Rimatara Rurutu Tubuai und Raivavai scheint, wenn nicht etwa vorhandene Lautunterschiede übersehen worden sind, die geringste Anzahl von Consonanten zu besitzen die sich in irgend einer Sprache finden; sie hat deren nur sieben: m, n, ng, p, r, t, v (Hale, Ethnogr. and Phil. of the U. S. Expl. Exped. Philad. 1846. p. 142), während die Sprachen der Sahaptinfamilie in Nord-America wenigstens deren neun besitzen: h, k, l, m, n, p, s, t, w. Hueck (De craniis Estonum. 1838. p. 9 not.) hat darauf hingewiesen daß die Esthen ähnlich wie die Hottentotten (nach W. v. Humboldt) durch die Verengerung des harten Gaumens, die wahrscheinlich auch bei den andern finnischen Völkern sich finde, an der Bildung der Zischlaute verhindert sind. Auch das eigenthümliche Zungenschnalzen der Hottentotten, in Folge dessen ältere Reisende ihre Sprache für ein bloßes Gezwitscher hielten, ist hier zu erwähnen. Thunberg (Reise, 1792. II, 61) und Le Vaillant (Erste Reise, 1790. S. 289) haben nur drei, van der Kemp dagegen

sechs verschiedene Arten desselben zu unterscheiden gewußt (Lichtenstein, Reise. II, 605). Da jedoch solche Schnalzlaute aus der Sprache der Hottentotten auch in einige Worte bei den Amakosa-Kaffern, ja sogar in die Sprache der Eingeborenen von Port Natal (?) übergegangen sind (Thunberg a. a. O.; Lichtenstein, I, 637; Colenso, Ten weeks in Natal. Cambridge. 1855. p. 60), wird man schwerlich die Ursache dieser Erscheinung auf eine Eigenthümlichkeit der Sprachorgane selbst zurückführen dürfen. Daß man es in diesem Falle nicht mit angeborenen Raçeneigenthümlichkeiten, sondern mit bloß Angewöhntem zu thun habe, scheint auch daraus hervorzugehen, daß Hottentottenkinder die ihre Jugend unter den weißen Kolonisten verleben, nach ihrer Rückkehr zu den Ihrigen ebensowenig wie fast alle Missionäre wegen der Schwierigkeit jener Laute die Sprache ordentlich sprechen lernen (Rheinische Missionsberichte. 1851. S. 54). — Nachrichten über die sonstige Beschaffenheit der Stimme der meisten Völker, abgesehen von der Bildung der Sprachlaute, fehlen fast gänzlich. Doch ist es kaum zweifelhaft daß sich in diesem Punkte ähnliche Unterschiede finden wie diejenigen welche man in neuerer Zeit bei uns bemerkt hat, nämlich daß bei dem Landvolke, auch bei den Männern, sich mehr hohe, in den Städten dagegen mehr tiefe Stimmen finden und daß sich die ersteren immer mehr zu verlieren scheinen. Daß die Stimme der Neger meist schwach und heiser, die der Negerinnen hoch und schrillend ist, wurde früher schon angeführt. Die Kaffern haben gewöhnlich tiefe Baßstimmen, diese sind dagegen bei den Hottentotten selten (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835. II, 257).

Was den **Gebrauch der Hände** betrifft, so ist es ein seltener Fall auch bei den Naturvölkern, daß sie sich beider mit gleicher Geschicklichkeit zu bedienen wissen, wie dieß fast bei allen Indianern von Yucatan der Fall ist (Waldeck, Voy. pitt. dans la prov. d'Yucatan 1838, p. 66). Die Rechte hat fast überall, so viel wir wissen, den Vorzug vor der Linken: in Groß Bassam (Guineaküste) wird nur mit jener gegessen, wogegen man an dieser die Nägel lang wachsen läßt und sie allein zu unreinen Beschäftigungen gebraucht (Hecquard, S. 46). Das Wort Molémmi „linkhändig“ kommt als Name bei den Betschuanas vor (Burchell, 1822. II, 368), dasselbe gilt von den Alt-Peruanern (Ausland 1858. S. 205); woraus wir schließen dürfen, daß auch von ihnen die rechte Hand vor der Linken bevorzugt wird. Ebenso entschie-

den ist dieß bei den Malaien der Fall, besonders bei den vornehmen: Frauen von hoher Geburt bedienen sich der ersteren nur zum Essen Sticken und Grüßen (Crawfurd). Die Makassaren essen mit der Rechten und waschen sich mit der Linken (Rel. de la captivité du Capit. Woodard dans l'isle de Célébès 1805, p. 150). Aus der Frage der Pelew-Insulaner an Capt. Wilson, welchen Arm er gewöhnlich brauche, scheint hervorzugehen, daß dieß bei ihnen selbst verschieden ist (Keate, Account of the Pelew Isl. 1789, p. 230). Unter den nordamericanischen Indianern sind nur sehr wenige linkhändig (Say bei James, Acc. of an exped. from Pittsburgh to the Rocky Mountains Philad. 1823 I, 284). Hottentotten und Buschmänner wissen sich meist nur einer der beiden Händen mit Geschick zu bedienen (sie sind fast manchot heißt es bei Arbousset et Daumas, Rel. d'un voy. au N. E. du Cap de B. Espérance 1842, p. 479 not.).

In der **Vollkommenheit der Sinne** stehen durchgängig civilisirte Völker Naturvölkern nach, mit einziger Ausnahme des Geschmackssinnes, welcher von den ersteren an mannigfaltigeren und zusammengesetzteren Speisen stärker geübt und mehr dem Genusse dienstbar gemacht wird, während er bei den letzteren nur der einförmigen Befriedigung des Bedürfnisses zu dienen pflegt. In der Regel trifft bei ihnen die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmungen mit einer äußerst feinen Deutung und geschickten Benutzung derselben zusammen, z. B. bei Aufspürung des Wildes oder des Feindes. Beides steht miteinander im nächsten Zusammenhange, doch muß man sich hüten es zu verwechseln. Da nämlich die ganze Existenz des Naturmenschen in so vielen Fällen vom Gebrauche seiner Sinne allein abhängt, ist er auf jede sinnliche Einzelnheit höchst aufmerksam die mit einem seiner Interessen in Beziehung steht, faßt sie möglichst genau auf und bemüht sich sie richtig mit andern zu combiniren und zu deuten, obwohl diese Combination selbst eine wesentlich andere Thätigkeit ist als die ursprüngliche Auffassung. Mit der genauen Auffassung und scharfsinnigen Auslegung des Wahrgenommenen pflegt endlich noch bei ihm ein besonders treues Gedächtniß für sinnliche Eindrücke in Verbindung zu treten. So bemerkt z. B. Leichhardt (Tageb. einer Landreise in Austr. 1851, S. 102) von den Australiern: sie haben ein äußerst genaues Localgedächtniß; eigenthümlich gebildete oder gruppirte Bäume, abgebrochene Aeste, leichte Unebenheiten des Bodens scheinen sich gleichsam daguer-

reotypisch ihnen einzuprägen, und dasselbe gilt von einer großen Menge von andern Einzelnheiten, die nur durch möglichst concentrirte Aufmerksamkeit von jenem geübten Reisenden bemerkt werden konnten. Auch der Europäer lernt indessen nach 3—4 Jahren eifrig fortgesetzter Uebung bisweilen doppelt so weit sehen als vorher, nur kommt es bei ihm gewöhnlich nicht zu der Ausdauer im Spüren welche die Eingeborenen besitzen (Hodgson, Reminisc. of Austr. 1846, p. 249). Aehnlicher Scharfsinn im Auffinden und Deuten auch der unbedeutendsten Spuren wie die Hottentotten zeigen, wird auch den holländischen Bauern am Kap nachgerühmt (Kretzschmar, Südafr. Skizzen 1853, S. 327). Von den Wüstenarabern, welche bestimmte Gegenstände in viel bedeutenderer Ferne zu erkennen vermögen als die Europäer, werden viele interessante Beispiele dieser Art erzählt (Ritter, Erdkunde X, 1099; Riley, Schicksale u. R. an der Westk. von Afr. 1818, S. 137; d'Escayrac, d. afr. Wüste u. d. Land d. Schwarzen 1855, S. 287; Werne, Feldz. nach Taka, S. 122): Die Fußspuren einzelner Thiere oder Menschen wußten sie auf ungepflasterten Wegen unter Tausenden mit Sicherheit zu verfolgen. Die Mischlinge leisten Aehnliches hierin wie die reinen Naturvölker selbst: die Gauchos in Süd-America erlangen in der Deutung der Spuren dieselbe Virtuosität wie die reinen Indianer (Capt. Head, Rough notes 2^d ed. p. 257). Ein Bastaard (Hottentottenmischling) entdeckte in einer Entfernung von mehr als 1000 Meter die Kopfbewegung einer Gazelle, die im Grase von gleicher Farbe wie sie selbst sich gelagert hatte (Delegorgue, Voy. dans l'Afr. austr. 1847, I, 135). Es kann hiernach wohl kaum noch zweifelhaft sein, ob wir in jenen Fällen eine ursprüngliche höhere Begabung des Naturmenschen anzunehmen haben oder eine erworbene Cultur der Sinne, zu welcher die Lebensweise hinführte. Beides wirkt höchst wahrscheinlich überall zusammen, * wie es ja auch bei Thieren viele Beispiele dafür giebt, daß eine durch mehrere Generationen hindurch fortgesetzte Uebung der Sinne in einer gewissen Richtung eine entsprechende höhere Begabung derselben in dieser Hinsicht allmählich herbeiführt. Ein Beispiel das hierauf mit großer Bestimmtheit hinweist, ist

* Dieß ist auch die Ansicht von Rengger (Naturgesch. der Säugeth. v. Paraguay S. 10), welcher erzählt daß die Indianer die Art des Wildes an dem Geräusche im Gebüsch und ein berittenes Pferd von einem frei herumlaufenden am Hufschlage unterscheiden.

das der Dajaken, unter denen die nomadisch lebenden außerordentlich scharf sehen hören und riechen, während dieß bei denen die das Land bauen, nicht der Fall ist (Kessel im Bullet. soc. géogr. 1852, II, 514).

Daß Wüstenvölker wie ihre Kameele und Pferde und wie die Ochsen am Kap, Wasser schon in beträchtlicher Entfernung wahrnehmen ist bekannt. Auch Europäer erlangten diese Fähigkeit (Burckhardt, R. in Nubien 1820, S. 286; Le Vaillant, erste R., S. 348), und man wird sich kaum darüber wundern, daß nach anhaltender großer Trockenheit der Luft ein höherer Feuchtigkeitsgrad derselben eine eigenthümliche Empfindung verursacht. In Australien, wo Leichhardt (S. 152) weder an Menschen noch an Thieren etwas dieser Art bemerken konnte, hörte Mitchell (Journal of an exped. in Tropical Austr. 1848, p. 264, 375) einen Eingeborenen von einem sich erhebenden Winde den Ausdruck gebrauchen „er röche nach Wasser", und fand daß seine Hunde leichter als die Eingeborenen, diese aber leichter als die europäischen Reisenden Wasser entdeckten.

Gesicht und Gehör sind vorzüglich scharf bei den Hottentotten und Buschmännern (Burchell u. A.): die letzteren leisten mit dem Auge allein was wir mit mäßig guten Fernröhren erreichen (Lichtenstein II, 320); ferner bei den Australiern (Turnbull, R. um d. Welt im Mag. v. Reisebeschr. Berl. 1806, S. 36; Cunningham, Two years in N. S. Wales 1827, II, 13); bei vielen Polynesiern, den Neu Zealändern, den Bewohnern des Paumotu Archipels, welche Schiffe aus viel bedeutenderer Ferne sahen als es Europäern möglich war (Moerenhout, Voy. I, 172); bei den meisten Jägervölkern von mongolischer Raçe, z. B. den Tungusen, deren Geruch und Tastsinn dagegen nur schlecht entwickelt ist (Tooke, Russia III, 77), den Kalmücken, von denen dasselbe erzählt wird was wir soeben über die Buschmänner anführten. Auch den Papuas von Neu Guinea wird ein sehr scharfes Auge und Ohr zugeschrieben (Lesson, Voy. médical 1829, p. 204 not.), wogegen ihr Geschmackssinn wohl äußerst stumpf sein muß, da Freycinet (Voy. aut. du m. 1827, II. 23) von einem derselben erzählt, daß er den ganzen Inhalt einer dargebotenen Pfefferbüchse auf einmal verschlang und nicht allein gar keine Unbequemlichkeit davon spürte, sondern sogar den Geschmack vortrefflich fand. In ähnlicher Weise erscheinen oft auch Gehörsempfindungen einem Volke angenehm, die auf ein anderes einen höchst widrigen Eindruck machen: die Be-

wohner von Bouka (Salomonsinseln) wurden durch Violinspiel entzückt, während sich die Vandiemensländer dabei die Ohren zuhielten (Labillardière II, 50). Auf die Eskimos machten Geigen und Flöten gar keinen Eindruck (Seemann, R. um d. Welt 1853 II, 67).

Auch der Gesichtssinn der eingeborenen Americaner wird als gut entwickelt geschildert. Azara (Voy. dans l'Am. mérid. 1809 II, 9) hebt die große Schärfe von Auge und Ohr bei den Charruas hervor und Dobrizhoffer (II, 24) hat Außerordentliches namentlich von dem Gesicht der Abiponer erzählt. Noch allgemeiner aber wird die ausgezeichnete Schärfe des Geruches an dieser Raçe gerühmt: so z. B. an den Caraiben und Peruanern, welche den Weißen, den Neger und den Americaner durch den Geruch zu unterscheiden (Labat, Nouv. voy. aux Isles de l'Am. 1724 I, 1, 157; Humboldt, Neu-Spanien I, 245), und sie, wie die Beduinen verlaufene Kameele durch den Geruch aufzuspüren wissen (Burckhardt, S. 300). Aehnliches haben wir schon früher von den Eingeborenen von Luzon und den Australiern anzuführen Gelegenheit gehabt. Die östlichen Nachbarn der Botokuden, die Machacares, obgleich keine wilden Indianer mehr, sondern unterworfene (Indios mansos), unterscheiden durch den Geruch in verlassenen Hütten den Indianerstamm dem sie zugehören (Feldner, Reisen durch Brasil. 1828 II, 146). In Nord-America sind namentlich in früherer Zeit gefangene Indianer zur Aufspürung des Feindes oft von den Weißen benutzt worden und sie pflegten sich hierzu wie zur Auffindung des Wildes hauptsächlich des Geruches zu bedienen. Oberst Church, der sich in den ersten Kriegen der Ansiedler gegen die Indianer durch wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit auszeichnete, setzt in seiner Geschichte des Krieges gegen den Indianerkönig Philipp den Geruchssinn der Eingeborenen dem eines Schweißhundes nur wenig nach (Drake, The book of the Indians, biogr. and hist. 9th ed. Boston 1845). Es erscheint daher als befremdende Ausnahme daß die Potawatomis in der Schärfe dieses Sinnes den Weißen nachstehen (Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's R. 1825, I, 136).

Beim Neger sind nach Pruner (Ztschft. der d. morgenl. Ges. I, 132) Geruchs- Gesichtsnerven und Quintus stark entwickelt, doch ist sein Gesichtssinn nur sehr mittelmäßig; Geschmack und Geruch scheinen eben so mächtig auf ihn einzuwirken als sie ungebildet sind, da-

gegen ist das Gehör in höherem Grade entwickelt, besser als namentlich beim Aegypter. Es liegt hierin eine Warnung dagegen daß man nicht, wie so oft geschehen ist, aus der starken räumlichen Entwickelung eines Sinnesorganes für sich allein eine bedeutende Schärfe des betreffenden Sinnes und eine höhere Begabung desselben bloß theoretisch folgere. So hat man besonders die bedeutende Entwickelung des Siebbeines und des Geruchsorganes überhaupt beim Neger auf überwiegend thierische Anlage desselben deuten wollen, wogegen Jarrold S. 144 mit Recht bemerkt hat daß der Neger seinen Geruchssinn durchaus nicht in größerer Ausdehnung als andere Menschen gebraucht etwa zur Unterscheidung der verschiedenen Nahrungsmittel u. dergl. Ja der Neger leistet in der Regel trotz der starken Entwickelung des Organes mit dem Geruche bei weitem nicht das was der eingeborene Americaner vermag. Könnte man jene Thierähnlichkeit demnach zwar aus dem Gesichtspunkte der Anatomie zugeben, so wäre sie doch unhaltbar aus dem der Physiologie. Allerdings wissen auch die Bewohner von Kordofan, wenn sie flüchtigen Sklaven nachsetzen, wie Spürhunde aus Tausenden von Fußtritten die Spur Einzelner herauszufinden und zu verfolgen (Russegger, Reise II, 2, 151), Aehnliches wird auch von den Negern in den Kolonieen erzählt, besonders bei Gelegenheit der Kriege mit den Maronen, doch sind diese Leistungen, von denen sich erst noch fragen würde ob das Gesicht oder der Geruch dabei die Hauptrolle spiele, nach dem vorhin Angeführten weder etwas Außerordentliches das aus einer besonderen Begabung erklärt werden müßte, noch scheinen sie in Africa häufiger vorzukommen als anderwärts. B. Edwards (Proceedings of the governor of Jamaica in regard to the Maroon Negroes 1796, p. XXXIX) behauptet daß der Geruch und Geschmack des Negers stumpf, Gesicht und Gehör dagegen scharf seien. Dem ersten Theile dieser Angabe widerspricht indessen Dallas (Gesch. der Maronen Neger auf Jamaica 1805, S. 149) und es mag sich wohl die angebliche Stumpfheit des Geschmackes beim Neger nur darauf gründen daß er ohne Wahl Alles ißt was ihm vorkommt. Auf eine gute Ausbildung des Ohres weist seine große Musikliebe hin, die sich hauptsächlich mit einem sehr richtigen Gefühl für Takt und Rhythmus zu verbinden pflegt, während man seine Fähigkeit zur Auffassung von Melodieen bisweilen nur ziemlich gering geschätzt hat (Hamilton Smith, Nat. hist. of the hum. species 1848

p. 194). Allerdings ist die Musik der Neger oft nicht viel mehr als ein scheußlicher Lärm, doch wird sich ihnen ein musikalisches Ohr nicht wohl absprechen lassen, da der Gesang wie die Flöten- und Hornmusik in Aschanti, die Musik der Mandingos, namentlich in Kuranko, ebenso die in Benin und in Dahomey mehrfach als angenehm und harmonisch gerühmt werden — in Dahomey versteht man Terzen Quinten und ganze Accorde in der Musik anzuwenden (Bowdich, Mission nach Aschanti 1820, S. 376; Dupuy, Journal of a resid. in Ashantee 1824, p. 106; Hecquard, R. an d. K. v. West-Afr. 1854, S. 121 u. 132; Laing, Voy. dans le Timmani, Kouranko 1826, p. 187 u. 210; Bosmam, Viaggio in Guinea Ven. 1752. III, 278; Dalzel, Gesch. v. Dahomey 1799, p. XXXIV). Auch ist daran zu erinnern daß ein großer Theil der Volksmusik in den Vereinigten Staaten von den Negern stammt (Pickering, The races of man 1849, p. 185) und daß sich dort Sklaven oft ihren Herren abmiethen um durch Musikmachen Geld zu verdienen. Proben von Negerliedern bei Busch (Wanderungen zw. Hudson u. Mississ. I. 254 ff.). Hatten die Maronen-Neger auf Jamaica zum Rufe eines jeden Einzelnen ein bestimmtes Hornsignal (Dallas a. a. O.), so wird am Camerones ein noch weit ausgedehnterer Gebrauch von musikalischen Signalen gemacht: man theilt durch sie Nachrichten mit und führt eine Art von Unterhaltung auf diese Weise (Allen and Thomson II, 307). Dasselbe geschieht auf der Goldküste (Cruickshank, Achtzehnjähr. Aufenthalt auf d. Goldk. S. 283) und auf Bissaux (Bissagos-Archipel) publicirt man königliche Befehle auf diesem Wege (Durand, Voy. au Sénégal, an X, I. 213). — Was endlich den Tastsinn des Negers betrifft, so hat ihn H. Smith (a. a. O.) als vorzüglich fein bezeichnet. Verschiedene Druckempfindungen werden von den Fanti-Negern sehr genau geschätzt: sie gebrauchen den Mittelfinger zur Prüfung des Goldgewichtes und ziehen dieses Verfahren der wirklichen Wägung meist vor (G. A. Robertson, Notes on Africa 1819, p. 168).

Wir glauben uns berechtigt aus den angeführten Beispielen zu schließen daß die verschiedenen Leistungen der Sinne auf nichts weniger als auf einer verschiedenen Begabung der einzelnen Raçen beruhen, sondern allein von den verschiedenen Veranlassungen abhängen welche die Lebensgewohnheiten der Menschen für ihre Ausbildung darbieten.

Geben wir uns auch am Ende dieses Abschnittes Rechenschaft von dem Resultate zu welchem uns unsere Erörterung geführt hat, so müssen wir eingestehen daß es bis jetzt noch kein vollkommen befriedigendes ist. Die Vergleichung des Negers mit dem Affen auf der einen, mit dem Europäer auf der anderen Seite, hat gezeigt daß allerdings nicht unerhebliche anatomische Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes vorliegen, und wenn diese auch weder so zahlreich und beträchtlich sind als man sie häufig dargestellt hat um dem Neger möglichst genau eine mittlere Stellung zwischen dem Europäer und dem Affen zu geben, noch auch auf so ausschließlichen und ausnahmslos wiederkehrenden Eigenthümlichkeiten der einzelnen Raçen beruhen um als eine unwandelbare feste Grenze zwischen ihnen betrachtet werden zu dürfen, so ist ihre Bedeutung doch groß genug um es für jetzt noch als zweifelhaft erscheinen zu lassen, ob sie innerhalb oder außerhalb des Umfanges zu setzen seien, den wir unserer früheren Untersuchung gemäß den erst im Laufe der Zeit an dem physischen Menschen zu Tage kommenden Veränderungen anweisen durften. Um diese Frage zu entscheiden, wird es einer weiteren Prüfung derselben bedürfen, die wir dem vierten Abschnitte vorbehalten. In Rücksicht der physiologischen Vergleichung der verschiedenen Menschenstämme dagegen dürfen wir schon hier als sicher hinstellen, daß ihr Ergebniß für die Behauptung der Arteinheit des Menschengeschlechtes entschieden günstig ist, denn überall haben sich die vielfachen Verschiedenheiten welche wir namhaft zu machen hatten, nicht als feste, sondern als fließende und vom Wechsel der äußeren und inneren Lebenslage abhängige herausgestellt.

Anhang.

Ueber die angebliche Lebensunfähigkeit der Americaner Polynesier und Australier.

Die Thatsachen welche wir zusammengestellt haben, dürften allerdings für sich schon hinreichen zu dem Beweise daß es keinem der Naturvölker an Lebenskraft mangelt, doch bleibt noch ein Hauptumstand übrig

auf welchen sich die gegentheilige Behauptung stützen läßt, nämlich das schnelle Hinsterben durch welches in neuerer Zeit mehrere von ihnen ihrem gänzlichen Untergange immer näher gebracht zu werden scheinen. Wir werden daher kurz zu erörtern haben ob die Ursache der ihnen drohenden Vernichtung in einem gewissen Mangel ihrer eigenen Organisation, in einem Mangel an Lebenskraft zu suchen oder aus anderen, ihnen selbst zufälligen Umständen zu erklären ist. Die Menschenstämme um die es sich hierbei handelt, sind die eingeborenen Americaner Polynesier und Australier.

Die rasche Abnahme der eingeborenen Bevölkerung von America ist für den nördlichen Theil gegenwärtig durch den officiellen Census der Vereinigten Staaten so sicher gestellt, daß sie keinen Zweifel mehr zuläßt. Eine bloß scheinbare Verminderung derselben hat allerdings hier und da auch stattgefunden. Wenn z. B. fast alle Völker welche die ersten Einwanderer in dem jetzigen Gebiete von Louisiana und Mississippi vorfanden, selbst bis auf ihre Namen fast gänzlich verschwunden sind, so kann man dieß aus Mißverständniß oder auch aus einem Wechsel dieser Namen selbst erklären. Aus Namen von kleinen Abtheilungen werden von Reisenden, abgesehen von gänzlichen Mißverständnissen, die auch nicht allzu selten sind, oft Völkernamen gemacht oder bloß relative Benennungen werden falsch aufgefaßt. In Süd-America finden sich die Puelches, die Leute von Osten; die Pechuenches, die Leute aus den Araucariawäldern u. s. f. Aehnliche Bedeutung haben alle analogen dort vorkommenden Namen auf che, sie sind oft Bezeichnungen eines kleinen nach seinem Häuptlinge genannten Zweiges von einem Volke (Pöppig, R. I, 461). Man wird sich nicht wundern wenn solche Völker nach kurzer Zeit spurlos verschwinden, so wenig als in den Fällen in welchen die Benennungen bloß relative Ortsnamen sind, wie z. B. auf Madagascar Antatsimon, Volk des Südens; Antavaratch, Volk des Nordens u. s. w. (d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice 1838. III, 242). Eine fernere bloß scheinbare Verminderung der Volkszahl ist ohne Zweifel häufig die natürliche Folge der Uebertreibungen gewesen die ältere Reisende in dieser Rücksicht begangen haben, nicht immer absichtlich, sondern gewiß oft auch unwillkürlich, indem sie, umringt von einer großen Zahl von Eingeborenen die sich von nah und fern auf dem Punkte gesammelt haben mochten, wo sie die wunderbaren Fremdlinge sehen

oder die Eindringlinge vertreiben wollten, voraussetzten daß das ganze umliegende unerforschte Land ungefähr ebenso dicht bevölkert sei als die kleine Strecke die sie aus eigener Ansicht kennen lernten. In die älteren Schätzungen der eingeborenen Bevölkerung von America und von Polynesien haben sich offenbar große Irrthümer eingeschlichen die aus dieser Quelle entsprungen sind. Hier und da ist eine bloß scheinbare Verminderung der Indianerbevölkerung in den Vereinigten Staaten auch dadurch entstanden, daß man in früherer Zeit bei den Zählungen die sämmtlichen Mischlinge zu jener gerechnet, später aber sie als Bürger unter die Zahl der Weißen aufgenommen hat. Dieß ist z. B. in Minnesota geschehen. Kommen wir indessen auf die Ursachen der wirklichen Verminderung, so sind unter diesen verheerende Krankheiten an erster Stelle zu nennen.

Mögen die americanischen Indianer schon vor der Ankunft der Weißen durch pestartige Krankheiten öfter heimgesucht worden sein, wie sich aus mehreren Andeutungen zu ergeben scheint, so gleicht doch nichts den ungeheuren Verheerungen die nach dieser Zeit durch Krankheiten von verschiedener Art, hauptsächlich aber durch die Blattern unter ihnen angerichtet worden sind. Keine Raçe scheint in demselben oder auch nur in ähnlichem Maaße gelitten zu haben und namentlich scheinen die Neger von Unglück dieser Art fast zu aller Zeit in hohem Grade verschont geblieben zu sein. An den Ufern des Golfes von Mexico und auf den Antillen die von den Weißen zuerst besucht wurden, traten auch die Blattern zuerst verwüstend auf und trugen sehr viel, vielleicht das Meiste zu der gänzlichen Entvölkerung bei, welche auf den großen westindischen Inseln schon nach hundert Jahren eingetreten war. In den nördlicheren Theilen des Continentes scheinen sie erst einige Jahre nach der Ankunft der ersten Ansiedler in Neu-England, etwa um 1630 mächtig um sich gegriffen zu haben und die Eingeborenen wußten hier wie anderwärts recht wohl wem sie dieses Geschenk verdankten. Ging in Neu-England unter ihnen die Sage daß die Weißen das Blatterngift auf Flaschen gezogen bei sich führten, die sie nur zu öffnen brauchten um die Indianer massenweise zu verderben — eine Fabel welche von Ansiedlern selbst fleißig verbreitet, vielleicht sogar erfunden worden ist um sich furchtbar zu machen — so kamen in Süd-America Aeußerungen der Indianer wie die von Dobrizhoffer II, 304 mitgetheilte öfter war: „die Weißen sind doch

gute Menschen! sagten sie, sie haben uns für das viele Gold und Silber das sie von uns weggeschleppt haben einen reichen Ersatz gebracht, die Pockenseuche." Von den Verheerungen welche diese unter ihnen angerichtet hat, wird man sich einen Begriff machen können nach folgenden Angaben, die indessen auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Von den Nordindianern starben an dieser Krankheit 9/10 (Hearne, R. v. Prinz Wallis-Fort bis z. Eismeer 1797. S. 168 not.), die Mandans sind bis auf wenige einzelne im J. 1837 durch sie ganz zu Grunde gegangen, die Schwarzfüße sind von 30—40000 bis auf 1000 zusammengeschmolzen; ähnlich waren die Verwüstungen unter den Kräheninndianern Minetarris Cumanchen und Riccaris, namentlich unter den letzteren tödeten sogar viele der Genesenen sich selbst aus Kummer über die Entstellung die von der Krankheit zurückgeblieben war (Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes I). Von den Omahas wurden 2/3 hingerafft (W. Irving, Astoria 1838. S. 119). Nicht besser erging es den Indianern in Californien (Schoolcraft ebendas. III), in den dortigen Missionen soll die Hälfte durch die Blattern zu Grunde gegangen sein (Wilkes, U. St. Expl. Exped. 1845. V, 172). In Süd-America scheint das Schicksal der Eingeborenen nicht minder hart gewesen zu sein. Große Blatternepidemieen haben gewüthet unter den Indianern von Paraguay und Gran Chaco (Pöppig, R. II. 452), unter den Puelchen (d'Orbigny), unter den Corroados, bei den Caraiben, am Marannon (Maynas) und im ganzen nördlichen Theile von Peru (v. Eschwege, Journal v. Brasil. 1818. I, 206; Labat, Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. II, 122; Allerhand lehrreiche Brief v. d. Miss. d. Ges. Jesu od. d. Neue Welt-Bott, Augsb. 1726. I, 60; Ulloa, Voy. hist. de l'Am. mérid. Amst. 1752. I, 349). Nur am oberen Orinoco sind die Blattern fast unbekannt (Humboldt u. Bonpland, R. IV, 26). Nach Molina (Essai sur l'hist. nat. du Chili 1789, p. 23) hätten die Indianer von Chili bis dahin noch nichts von den Blattern zu leiden gehabt, doch müssen sie ihre Verderblichkeit wohl kennen, da jener Schriftsteller selbst erzählt daß sie die Hütten in denen sie einen Blatterkranken vermuthen, stets in Brand schießen und den Kranken mit verbrennen lassen; dagegen erzählt der zuverlässigere Falkner (Beschr. v. Patagonien 1775) daß die Araucaner von dieser Seuche allerdings heimgesucht worden seien. In Guiana sind die Dörfer der

Taruma Atorai oder Atoraya und Taurai-Indianer verschwunden Blattern Masern und die Furcht vor Behexung durch die Kanaima haben sie fast ganz aufgerieben. Die Zahl der Macusis schmilzt imme mehr zusammen, wie die der Wapisiana und der Amaripa, di sprachlich zu den Atorai gehören (Schomburgk im Journal R. geogr. soc. XV, 26). In Brasilien traten auch sonst noch zu de Blattern oft andere Krankheiten, namentlich Rötheln hinzu die de Untergang der Eingeborenen beschleunigten. ⅔ der Eingeborene des Oregongebietes sind an Fiebern und Blattern zu Grunde gegangen (de Smet, Missions de l'Oregon. Gand. 1848, p. 19). Im Mosquitolande haben Blattern und Masern gewüthet (Bericht über Unters. des Mosquitol. 1845, S. 21; Young, Narr. of a resid. o the Mosquito shore 2d ed. 1847, p. 24, 73). In großem Maaßstab trugen zu dieser Verderblichkeit, weit mehr noch als der Mangel an Aerzten, die falschen, oft geradezu tödtlichen Kuren bei, denen die Kranken unterworfen wurden, die Dampfbäder und die auf sie folgenden raschen Abkühlungen in den Blattern u. dergl. (John Dunn, Hist. of the Oregon Territory. 1844, p. 115 ff.). Die sog. oberen Tschinuks wurden im J. 1823 von 10000 auf 500 durch Wechselfieber reducirt und zwar, wie dieß öfters bei den nordamericanischen Indianern vorgekommen ist, so schnell daß die Kräfte der Ueberlebenden nicht hinreichten die Todten zu begraben (Wilkes V, 140, Hale, 215).

Es verdient hierbei besondere Beachtung daß mehrere Erfahrungen (Darwin, R. deutsch v. Dieffenbach II, 214 hat einige derselben zusammengestellt) dafür zu sprechen scheinen daß das bloße Zusammentreffen von Menschen verschiedener Raçe, selbst bei vollständiger Gesundheit beider, bisweilen verderbliche Krankheiten erzeuge, von denen alsdann vorzugsweise die niedere von beiden Raçen oder die der Eingeborenen welche in ihrem Lande von Fremden aufgesucht werden, zu leiden hat. So weist Humboldt (Neu-Spanien, IV) darauf hin daß die großen Epidemieen von Panama und von Callao durch die Ankunft von europäischen Schiffen in Chili „bezeichnet“ sind. So sind in der Südsee zerstörende Fieber Ruhr u. dergl. kurze Zeit nach Ankunft der Europäer den Eingeborenen in großer Ausdehnung verderblich geworden. Der Glaube daran daß die Weißen alle Krankheiten bringen, ist in der Südsee allgemein: auf den Gambierinseln, wo die Sterblichkeit der Eingeborenen seit der Ankunft der Europäer zugenommen hat,

auf Rapa, Raivavai, Tubuai, Rurutu, Rarotonga (Moerenhout I, 139, 288 und sonst), selbst bei den Bewohnern von Pitcairn (Beechey), in Tahiti (Turnbull, R. um d. Welt. 1806, S. 266). Namentlich ist in Rarotonga eine verheerende Seuche unmittelbar nach dem Verkehr der Eingeborenen mit einem angeblich völlig gesunden europäischen Schiffe ausgebrochen (Williams im Baseler Missions-Magazin. 1838, S. 100). Auch in Celebes herrscht diese Meinung in Folge deren einst Brooke am Landen gehindert wurde (Brooke, Narr. of events in Borneo and Cel. 2[d] ed. 1848, I, 48). Freilich wird man sich, auch wenn die oben ausgesprochene Ansicht sich als richtig erweisen sollte, darum noch nicht zu der naturwissenschaftlich mystischen, besonders aber in America aus leicht begreiflichen Gründen sehr populären Behauptung verstehen können, daß der Naturmensch und namentlich der Eingeborene der neuen Welt auch ohne Trunk, Krieg oder ihm zugetragene Krankheit bei Annäherung der Civilisation „wie von einem giftigen Hauche berührt, aussterbe," weil er „von der Natur selbst dem Untergange geweiht sei" (Pöppig, Art. „Indier" b. Ersch und Gruber, gegen Ende), daß er ursprünglich mangelhaft organisirt, in sich den Keim des Todes trage (v. Martius, und ähnlich Dieffenbach über die Neu-Zealänder).

Es steht nichts der Annahme im Wege daß durch Krankheiten schwer heimgesuchte Völker, wie wir dieß auch in Europa finden, sich von den erlittenen Verlusten unter günstigen Umständen wieder erholen und an Zahl wieder zunehmen. Von den Crees in Nordamerica wird dieß mit Bestimmtheit versichert (Simpson, Narr. of a journey round the w. 1847, I, 87 f.), ebenso von den Winibegs (Schoolcraft a. a. O. II, 535) von den Apachen, die einen Theil ihres Landes den Mexicanern allmählich wieder abgewonnen haben (Kendall, Narr. of an exped. across the prairies. 1845, II, 67), und in noch viel bedeutenderem Maaße von den Sauks, welche ihre Kriegsgefangenen durch Adoption in ihren Stamm aufzunehmen pflegen (Keating I, 225). So sehr die Eingeborenen von Guatimala (erzählt Gage, Voy. dans la Nouv. Espagne. Amst. 1771, II, 68) von den Spaniern auch gedrückt werden, vermehren sie sich doch so stark, daß jene ihre Zunahme fürchten. Tschudi (II, 369) widerspricht ausdrücklich dem von Weigl und später von Martius behaupteten Hinsterben der eingeborenen Peruaner bei der Annäherung der Civilisation, das namentlich für

Maynas durch Krankheiten genügend erklärt ist, und Dobrizhoffer (III, 140 und sonst) hebt hervor daß die Volkszahl der Abiponer bedeutend zugenommen habe, nachdem das Verstoßen der Weiber, der Kindermord und die Polygamie abgestellt worden seien. Hören wir doch auch bei Völkern anderer Raçen von einer sehr starken Abnahme ohne daß es deshalb jemandem einfiele daraus auf Unkräftigkeit oder Lebensunfähigkeit derselben zu schließen, weil sich die Verminderung aus anderen Ursachen und zwar aus ganz ähnlichen wie die in America, in der Südsee und in Australien wirkenden genügend zu erklären scheint. Als bekannte Beispiele führen wir hier nur an, die unter äußerst hartem Drucke lebenden Jakuten und Aleuten (Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. russ. As. und Am. 1803, S. 121; Wrangell, Statist. und ethnogr. Nachr. über d. russ. Bes. in Am. 1839, S. 218), die Jukagiren und Kamtschadalen. Die Aleuten gehen durch Branntwein, häufige Hungersnoth, Ausschweifungen und eine zu Zeiten fast systematisch betriebene Ausrottung durch die Russen zu Grunde: ohne daß Kindermord stattgefunden hätte, trat nur etwa 1/11 der unter besseren Verhältnissen bei ihnen zu erwartenden Geburten ein, doch haben diese in späterer Zeit sich verdoppelt. Zum Untergange der im Verschwinden begriffenen Kamtschadalen tragen bekanntlich geschlechtliche Ausschweifungen und zahlreiche Selbstmorde viel bei.

Als eine zweite Hauptursache welche die Eingeborenen von America dem Untergange entgegenführt, sind ihre eigene Lebensweise und ihre Verhältnisse untereinander zu betrachten. Viele dieser Völker pflegten gar keine Vorräthe für den Winter zu sammeln, sondern alle Nahrungsmittel die sie gerade hatten in kurzer Zeit vollständig aufzuzehren, daher sie denn oft der bittersten Noth und dem äußersten Elende preisgegeben waren. Unter den Jagdthieren richteten sie, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, oft große Verwüstungen an und beraubten sich dadurch selbst ihrer wichtigsten Hülfsquellen für die Zukunft. Lebten die Indianer an der Hudsons-Bai doch sogar des Glaubens, daß sich die Hirsche immer um so stärker vermehrten, eine je größere Anzahl derselben sie erlegten (Ellis, R. nach Hudsons-Meerb. Gött. 1750, S. 196). Wie bei vielen asiatischen Völkern kommt es auch in America häufig vor, daß mit dem Todten sein werthvollstes Eigenthum begraben oder verbrannt wird; bei den Sioux pflegen die Kurkosten, das Leichenbegängniß und die Geschenke an die Leidtragenden das

Vermögen des Verstorbenen aufzuzehren, so daß die Ueberlebenden in Noth gerathen (Schoolcraft II, 194). Fallen in den alten Culturstaaten America's, in Mexico und Peru, zwar diese Ursachen der Bedrängniß hinweg welche die Volkszahl im Ganzen nur herabdrücken können, so forderte dagegen der religiöse Cultus in dem erstern dieser beiden Länder massenhafte Menschenopfer, die in gleicher Menge und Häufigkeit auch bei den Völkern in Uebung waren, welche in Religion und Halbcultur den Azteken verwandt, sich bis nach Panama herab ausbreiteten (Ternaux, Recueil de docum. sur l'hist. des possess. espagnoles dans l'Am. 1840, p. 115 ff.). Ohne uns bei weiteren Details über diese Dinge hier aufzuhalten, erwähnen wir nur noch der vielen und erbitterten inneren Kriege welche die Indianervölker von jeher miteinander geführt zu haben scheinen. Oft um sehr geringer Ursachen willen begonnen, in Folge des Verdachtes einer Bezauberung oder aus Rache eines Einzelnen, der aus einer persönlichen Sache eine allgemeine Angelegenheit zu machen weiß, sind Kriege mit ihren Nachbarn für manche dieser Völker zu einem wahrhaften Bedürfnisse geworden das alljährlich zur bestimmten Zeit seine Befriedigung verlangt; sie sind das Hauptgeschäft und eigentliche Lebenselement Vieler, und wenn es auch wahr ist, daß sie bisweilen nicht sehr blutig waren, so ist doch ebenso gewiß, daß eigentliche Vertilgungskriege nicht gerade seltene Fälle bei ihnen gewesen sind, bald herbeigeführt durch wirklichen Mangel an Subsistenzmitteln; bald durch ein lange genährtes und durch vielfache Wechselfälle des Glückes immer stärker geschürtes Gefühl der Rache auf beiden Seiten. So wurden z. B. die Kupferminen- durch die Hundsrippen-Indianer fast vertilgt (Hearne a. a. O.), die Moquis durch die Navajos in hohem Grade geschwächt (Schoolcraft I, 244), die Osagen durch ihre erstaunlich vielen Feinde innerhalb 10 Jahren auf die Hälfte ihrer früheren Anzahl reducirt (Nuttal, Journal of trav. into the Arkansa Territ. Philad. 1821, p. 172; Gregg, Karawanenzüge durch d. westl. Prärieen. 1845, II, 189). Der kleine Rest des besiegten Volkes wird dann nicht selten von dem siegenden in sich aufgenommen und sein Name verschwindet von da an aus der Geschichte. Auf diese Weise sollen z. B. die Creeks allmählich die Reste von 15 anderen Stämmen verschlungen haben.

An dritter Stelle haben wir die Kämpfe der Indianer mit den

Weißen und ihren Verkehr mit diesen überhaupt hervorzuheben. wird hinreichen in Rücksicht auf diesen Punkt nur einige der schlage sten Thatsachen zusammenzustellen, zumal da wir anderwärts etwas größerer Ausführlichkeit auf denselben zurückkommen wer Man thut wohl daran ihn nicht aus den Augen zu verlieren, w es sich um die Beantwortung der Frage handelt ob dem europäis Menschen im Gegensatze zu den anderen Raçen der Charakter Menschheit vorzugsweise oder in höherem Grade zugesprochen we könne als diesen.

Es ist ein historisch feststehendes Factum daß die Natchez, Schawanoes, die Delawares, Potowatomis, Seminolen, Kaskas und mehrere andere einst mächtige Völker hauptsächlich durch die Kr welche sie mit den Weißen führten, entweder vollständig vertilgt doch dem Untergange so nahe gebracht worden sind, daß sie als ker nicht mehr fortbestehen. Noch jetzt werden in den Golddistri Californiens die Indianer, wo sie sich blicken lassen, wie wilde Th gejagt, und noch in der neuesten Zeit hat man in Mexico Indi und weiße Americaner gemiethet, denen man jeden von den Apa eingebrachten Skalp bezahlte; nur erst in Folge des Verdachtes auch Weiße des Blutpreises wegen umgebracht würden, hat man Sache wieder abgeschafft (Kendall II, 62). Unter den sog. He von Old Kenducky und Virginien gab es bekanntlich Menschen die sich dreist in Bezug auf Grausamkeit und Barbarei gegen die geborenen den holländischen Bauern am Kap d. g. H. an die S stellen durften, und selbst Schoolcraft, der officielle Geschichtsc ber der Indianer in den Vereinigten Staaten sieht sich genöthigt anzuerkennen, wenn er auch gern diese und ähnliche Greuel, Opfer die Eingeborenen geworden sind, auf die Expeditionen der ropäer nach America in älterer Zeit zurückschieben möchte, wo r liche Träume von Ruhm und Golddurst die Christen in ferne Lä trieben und wo in mittelalterlicher Weise heidnische Ketzer kaum Menschen angesehen und schlechter als das Vieh behandelt wu Es genügt an die Züge des Vasquez, d'Ayllon, Narvaez, de S Menendez, Pizarro, Cortez zu erinnern zur Hinweisung auf die Quelle von Elend und auf die ungeheuren Verluste an Menschenl welche durch die Weißen über die Eingeborenen von America gekom sind. Die Geschichte der Eroberung von Mexico und Peru, die

rottung der friedlichen Bevölkerung der westindischen Inseln, der furchtbar lastende Druck der spanischen Gouverneure in Yucatan, wo die Indianer ganz nur als Lastvieh gebraucht wurden, die Aufreibung der Indianer in Popayan Chiquitos u. s. f. durch Minenarbeiten*, die furchtbare Last der Repartimientos und Encomiendas sind von den alten Geschichtschreibern jener Länder (unter denen wir hier der Kürze wegen nur auf Ternaux, Voy. Rel. et Mém. originaux. 1838, p. 312 ff., 415; Recueil, p. 46 und sonst verweisen wollen) in urkundlicher Weise geschildert worden und diese Schilderungen füllen ohne Frage eines der schwärzesten Blätter der gesammten Menschengeschichte.

Brachte der feindliche Zusammenstoß der Indianer mit den Europäern ihnen massenweise den Tod, so hat der friedliche Verkehr mit ihnen, wie es scheint, in dieser Richtung keine anderen Folgen für sie gehabt. Sorglos für die Zukunft wie sie waren, gingen die Eingeborenen in Nord-America fast überall bereitwillig auf den Verkauf großer Länderstrecken ein (Beispiele bei Drake, The book of the Indians 9th ed. 1845. III, 14 und sonst), sehr häufig wurden sie dabei stark betrogen, fast immer aber geriethen sie in Folge davon in die bitterste Noth. Um nur ein Beispiel zu erwähnen so hat man die Creeks in wenig mehr als 40 Jahren zur allmählichen Abtretung eines Gebietes von ungefähr 28 Millionen Acker bewogen und ihnen dafür zwar anderes Land angewiesen, dieses aber gehörte sogleich anfangs schon den Weißen als ihren Gläubigern. Nur die Häuptlinge, wenn sie die Ihrigen tüchtig mitbetrügen halfen, wurden bei solchen Gelegenheiten gut versorgt (Featherstonaugh, Excursion through the Slave States. 1844, II, 306 ff.). Oft wurden die Eingeborenen aus ihren ergiebigen Ländern verdrängt und in sumpfige unfruchtbare Gebiete verwiesen. Seit dem J. 1840 versetzte man sie sämmtlich jenseits des Mississippi an die Westgränze der Vereinigten

* Zu allgemein ist ohne Zweifel die Behauptung Azara's (II. 240) daß die Zahl der Indianer in Süd-America überall, wo es keine Minen gegeben habe und wo sie nur zum Landbau hätten verwendet werden können, zugenommen habe, auch wenn sie sich viel mit den Spaniern gemischt hätten. Derselbe Tadel trifft auch Seemann (R. um die Welt, 1853. I, 211) wenn er angiebt, daß die Volkszahl der Indianer überall gewachsen sei wo sie ihr Blut rein erhalten, überall aber sich vermindert habe wo sie sich mit Weißen oder Negern gemischt hätten, obwohl zu beachten ist daß auch die Mischung vielfach zu der Verringerung der Indianerbevölkerung beigetragen haben mag; denn in dem Maaße in welchem sie fortschreitet, nimmt jedesmal die Zahl der Eingeborenen von reinem Blute ab.

Staaten. Viele von ihnen verkamen bei diesen Umzügen in Elend und Noth, in ihrem neuen Vaterlande wurden sie, wie auch sonst oft geschah, auf andere Völker geworfen oder auf zu kleine Landstriche beschränkt. Mangel an Raum verwickelte sie in neue Kriege mit ihren Nachbarn, da Jägervölker zu ihren Streifereien weiter Ländergebiete bedürfen. Ferner führten die Weißen den Branntwein bei ihnen ein. Sehr allgemeine Trunksucht war die nothwendige Folge davon. Viele gingen auf diesem Wege zu Grunde, da sie weder durch Geldgeiz wie die Araber von Algier (M. Wagner, R. II, 32) vor diesem Laster geschützt wurden, noch irgend ein anderes Motiv ihnen hierbei zu Hülfe kam; denn weit entfernt den Trunk für schimpflich oder schädlich zu halten, sahen sie in ihm nur das Mittel sich zeitweise in einen seligen Zustand zu versetzen. Erst als die traurigen Folgen in großem Umfange eingetreten waren, konnten einzelne Häuptlinge (z. B. bei den Kickapoos, Creeks, Cherokees u. s. w.) versuchen dagegen zu wirken. Wenn die Indianer baares Geld für verkauftes Land erhielten, wurde es fast immer sogleich vertrunken. Verbot man zwar von Seiten der Vereinigten Staaten, wenn auch erst in ziemlich später Zeit, den Verkauf von Branntwein an die Indianer, so ging dieser doch sehr ungestört fort, da erst etwa seit dem J. 1848 eine gerichtliche Anzeige von Seiten eines Indianers, die einen Branntweinhändler betraf, Beachtung fand (Schoolcraft II, 190). Selbst in wohlmeinender Absicht haben hier und da die Weißen zum Verderben der Eingeborenen beigetragen: für die spanischen Missionen in Californien wurden sie förmlich eingefangen und von Soldaten bewacht zum Zwecke der Bekehrung. In den Missionen soll dort eine größere Anzahl gestorben sein als geboren wurde: man rekrutirte sie durch fortgesetztes Einfangen und durch Sklavenkäufe aus dem Innern. In neuerer Zeit sind sie abgebrochen worden, viele Indianer kehrten in die Wildniß zurück, wo sie vom Bettel oder Tagelohn bei mexicanischen Ansiedlern leben. Und trotz dem Allen wundert sich wohl der weiße Americaner noch daß die Rothhäute sich nicht civilisiren, und weiß sich dabei zu beruhigen daß sie von der Vorsehung, von einem traurigen Verhängniß das man pathetisch zu beklagen liebt, nun einmal rettungslos der Vernichtung geweiht seien — und was noch mehr ist, deutsche Gelehrte haben dieß gläubig nachgeschrieben!

Endlich hat man noch die geringe Fruchtbarkeit der eingeborenen

Weiber als eine der hauptsächlichsten Ursachen angeführt und darauf die Behauptung gegründet, daß die americanische Raçe in Folge eines Mangels ihrer eigenen Organisation nicht lebenskräftig sei. Allerdings hat schon Lafitau (Moeurs des Sauv. Américains. 1724, I, 590) die geringe Fruchtbarkeit der Weiber in Nord-America hervorgehoben und in neuerer Zeit steht sie für manche Indianervölker fest: bei den Winibegs hatte im J. 1842 eine Frau durchschnittlich nur ein Kind, in Oregon fanden sich deren meist nur zwei (Schoolcraft III, 281, 211). Mangelt in diesen Fällen eine Angabe darüber, worin die Ursache dieser Erscheinung zu suchen sei, so werden wir dagegen in anderen über diesen Punkt aufgeklärt und die Erklärung der Sache ist zugleich von der Art, daß der Gedanke an einen organischen Mangel der Raçe dadurch ausgeschlossen wird. Bei den Knistenaux sind Abtreiben der Kinder und Töden namentlich der Mädchen häufig, um sie vor dem Leben voll Plage und Elend zu schützen dem sie entgegengehen würden (Mackenzie). In Süd-America giebt Azara (Voy. dans l'Am. mérid. 1809, II, 59 u. 179) zwei Kinder als die gewöhnliche Anzahl an, und bemerkt (II, 116) daß sich die Weiber (obwohl erst in neuerer Zeit) der übrigen durch Abtreibung zu entledigen pflegen; die Guaycurus und Lenguas, welche sogar nur ein Kind aufzuziehen pflegen, sind namentlich in Folge hiervon dem Aussterben nahe gekommen (ebendas. II, 146, 149 und Eschwege, Journal v. Brasil. 1818, II, 274). Bei den Botokuden, welche bisweilen viele Kinder haben sollen, obwohl gewöhnlich nur zwei oder drei, scheinen Kindermord und Abtreibung seltener zu sein; doch kommt namentlich der erstere bisweilen vor (Pr. Max, R. n. Brasil. II, 39 ff.). Hat zwar Rengger bei den Guaranis (R. nach Paraguay. 1835, S. 133) nichts dieser Art bemerkt, wohl aber bei den durch Blattern Trunk und Abtreibung auf 200 geschmolzenen Payaguas (ebendas. 329), so scheint doch diese Ursache nächst der Syphilis, welche die Unfruchtbarkeit der Weiber sehr befördert haben soll (v. Martius in Buchner's Repertorium XXIV, S. 165) bei ihnen zu den hauptsächlichsten zu gehören. Quandt (Nachr. v. Surinam. 1807, S. 254) sah in Surinam nur einmal eine Eingeborene mit 5 Kindern, Schomburgk (R. in Guiana. 1841, S. 375) nennt es ein seltenes Beispiel von Kinderreichthum daß ein Indianer von 3 Weibern 9 Kinder besaß, und in Brasilien hat eine Indianerin selten mehr als 4 Kinder (Eschwege a. a. O. I, 193,

Freyreiß, Beitr. z. Kenntniß v. Brasil. 1824, S. 118). Bei den Potowatomis finden künstliche Fehlgeburten nicht leicht statt, die Kinder werden aber, wie bei vielen andern Indianervölkern, lange Zeit an der Brust genährt, nämlich bis zum 4. oder 5. Lebensjahre, selbst ein zwölfzähriges sah man noch säugen: Unfruchtbarkeit der Weiber ist häufig (Keating I, 131 ff.). Ferner erzählen Heckewelder und Lahontan (II, 130) daß in älterer Zeit die Eingeborenen erst spät (etwa mit 30 Jahren) zu heirathen pflegten, weil zu früher geschlechtlicher Umgang schwäche und zum Kriege untüchtig mache. Dieß hat sich jedoch geändert. Zu frühe Heirathen scheinen daher ebenfalls dazu beigetragen zu haben, daß die Eingeborenen schwächlicher und ihre Ehen unfruchtbarer geworden sind. Wie nahe dieß beides miteinander zusammenhängt war schon dem Aristoteles bekannt (Beisp. dafür bei Lucas, Traité de l'héredité. II, 460). So erklärt auch Schomburgk (Journal R. geogr. soc. XV, 45) die Abnahme der Tarumas in Guiana daraus, daß es ihnen an Weibern fehlt* und die Mädchen oft schon vor der Pubertätszeit heirathen, weil sie sich mit ihren Nachbarn nicht vermischen mögen. Für Süd-America überhaupt hat d'Orbigny (I, 40) nachzuweisen gesucht daß die Weiber, wenn auch fast nie unfruchtbar, doch gewöhnlich nur 2—3 Kinder hätten, daß aber gleichwohl (abgesehen von anderen Ursachen) eine durchschnittlich noch einmal so starke Zunahme der Bevölkerung bei den dortigen Eingeborenen erwartet werden müßte als bei uns, weil es dort gar keine ledigen heirathsfähigen Menschen gebe und also die Anzahl der Ehen etwa dreimal so groß sei (?) als in Europa. Trotzdem sucht Burmeister (R. S. 250) die Hauptursache der Verminderung der Volkszahl in frühen Todesfällen und geringer Fruchtbarkeit. In Bezug auf das Erstere finden wir allerdings die Angabe, daß z. B. die Cholonen am oberen Huallaga im Durchschnitt kaum 40 Jahre alt werden, selten mehr als zwei Kinder haben, oft auch kinderlos bleiben, aber sie bewohnen ein ungesundes Land (Pöppig, II, 322) und sind demnach als Ausnahmefall zu betrachten.

Es scheint aus den angeführten Thatsachen hervorzugehen daß die Unfruchtbarkeit der americanischen Raçe, wo sie wirklich vorkommt,

* Daß in Californien dasselbe Mißverhältniß zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung bei den Eingeborenen stattfindet, in Yucatan aber das umgekehrte, ist oben schon erwähnt worden.

sehr mannigfaltige und bei verschiedenen Völkern zum Theil sehr verschiedene Ursachen hat. Die weite Verbreitung des künstlichen Abortus macht diese Unfruchtbarkeit ohnehin in vielen Fällen zu einer bloß scheinbaren. Bei manchen Völkern soll die Neigung der Männer zum anderen Geschlechte verhältnißmäßig gering sein (so bei den Indianern von Paraguay, Rengger, Naturgesch. der Säugeth. v. P. S. 11), daher die Indianerweiber sich gern zu den Negern halten, während die Männer es unter ihrer Würde finden mit Negerinnen zu verkehren (Spix und Martius, R. S. 369, 376) — ein Umstand der mit der geringen Entwickelung der Genitalien bei den Männern in Verbindung zu stehen scheint (bei den Guaranis, Coroados u. a. Rengger, S. 2; v. Eschwege, I, 126, 230). Die letztere Erscheinung ist indessen nicht allgemein, sie findet z. B. bei den Puris nicht statt (v. Eschwege, I, 163), und es liegen bis jetzt keine Beobachtungen darüber vor daß sie auf den Kinderreichthum dieser Völker von Einfluß sei. Dagegen dürfen der übermäßige Genuß geistiger Getränke, die Noth und das Elend in welche die Eingeborenen in neuerer Zeit so vielfach gerathen sind, der häufige Mangel an Subsistenzmitteln und die zu großen Anstrengungen wo eine schwere Dienstbarkeit gegen die Weißen auf ihnen lastete, unbedenklich unter den Ursachen aufgezählt werden, deren verschiedenartiges Zusammenwirken den Schein einer Unkräftigkeit der Raçe hervorgebracht hat. Wie trügerisch dieser Schein ist, könnte schon das eine Beispiel lehren, daß es auch in Süd-Arabien viele unfruchtbare Ehen giebt, wo gleichwohl die Polygamie bei der Masse der Bevölkerung fehlt (Pickering, S. 252), aus welcher man ebenfalls diese Erscheinung oft hat ableiten wollen. Aber auch in America selbst mangelt es nicht an directen Gegenbeispielen zur Widerlegung jener Behauptung. Die Weiber an der Nordwestküste von America sind sehr fruchtbar (Portlock und Dixon, R. um d. Welt. Berl. 1791. S. 213); bei den Nordindianern werden nur mehr als 5—6 Kinder von einer Frau als eine Seltenheit bezeichnet (Hearne, R. S. 262); bei den Chippeways ist die mittlere Kinderzahl 4, Unfruchtbarkeit ist eine Schande, weil sie als Folge von Unkeuschheit und künstlichen Fehlgeburten angesehen wird (Keating, II, 152, 165); bei den Sioux ist Unfruchtbarkeit selten, drei bis acht Kinder sind gewöhnlich und niemand bleibt unverheirathet (Schoolcraft, III, 238); die Mandans haben oft viele, bisweilen zehn Kinder, wegen

langen Säugens und Ueberbürdung der Weiber mit Arbeit sind aber auch minder fruchtbare Ehen häufig (Prinz Max, R. in N.-Am. II, 129 und ders. Brasilien, Nachträge und Zusätze, S. 99). Say bei James (Acc. of an exped. from Pittsburgh to the R. mountains. 1823. I, 124) fand bei den Kansas Drillinge und in einer Familie bis zu 13 Kindern. Ein Beispiel von 14 Kindern eines nordamericanischen Indianers von einer Frau s. im Ausland 1857. S. 997. Heckewelder (Nachr. v. d. Gesch. der ind. Völkersch. 1821. S. 389) kannte unter den Eingeborenen ein christliches Ehepaar mit 13, andere mit 6 bis 9 Kindern, die gewöhnliche Kinderzahl war 4—5. Bei den Omahaws, die meist 4—6 Kinder haben, bisweilen selbst 10—12, ist Unfruchtbarkeit selten und geht, wo sie vorkommt, wahrscheinlich vom Manne aus, da die Weiber mit andern Männern oft fruchtbar sind (Say bei James a. a. O. I, 237). Dasselbe hat schon Gumilla (Hist. nat. de l'Orénoque 1758 ch. 52) über die südamericanischen Weiber bemerkt. Ein Osagenhäuptling hatte 37 Kinder von 4 Weibern (ebendas. II, 251). A. Vespucci fand im J. 1497 Venezuela in der Gegend von Kap Paria dicht bevölkert und die Weiber sehr fruchtbar (Colleccion de los viages y descubrimientos 1829 III, 209), auch Labat (Nouv. voy. aux Isles de l'Am. 1724. II 109) spricht von großer Fruchtbarkeit der Caraiben, Humboldt und Bonpland (R. in d. Aequinoctialg. I, 469 und IV, 31) heben die außerordentliche Fruchtbarkeit der Guaraunos und der Indianer in den vom Orinoco entfernten Missionen hervor. Von einigen andern Völkerschaften ist schon vorhin bemerkt worden daß sie neuerdings nicht ab-, sondern zunehmen. Schließlich führen wir noch an daß Jefferson (Beschr. v. Virginien in Sprengel's Beitr. VIII, S. 263), dessen gewichtige Stimme die Eingeborenen von America gegen Buffon vertheidigt hat, die Mittheilung macht, daß Indianerinnen die sich mit europäischen Handelsleuten verheirathen, ihrer schweren Arbeit enthoben, an einem festen Wohnort ansässig und gut genährt werden eben so viele Kinder zur Welt bringen als Europäerinnen; in einzelnen Fällen haben sie deren sechs bis zwölf groß gezogen. Ganz Aehnliches bemerkt Rengger (R. nach Paraguay. 1835. S. 133) von den Guaraniweibern und West (Subst. of a journal during a resid at the Red. R. 1824. p. 54) bestätigt dieß durch die Bemerkung, daß Indianerinnen mit Europäern verheirathet, oft mehrere Kinder be-

kommen als bei den Eingeborenen ihres Stammes sonst gewöhnlich ist, selbst aber dabei oft kränklicher werden und schwerer gebären. Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, daß für diese Verhältnisse der hauptsächlichste Grund in der veränderten Lebensweise und Pflege zu suchen ist. So ist auch bei den Beduinen-Arabern die Fruchtbarkeit geringer als bei den festsässigen, 5 Kinder gelten bei den Towaras auf der Sinaihalbinsel schon für eine starke Familie (Ritter, Erdkunde XIV, S. 953 f.) und bei den Lappen und Tungusen sind mehr als 3—4 Kinder selten (Scheffer, Lappland. S. 334; Georgi, S. 266).

In mancher Beziehung räthselhafter als das allmähliche Hinsterben der eingeborenen Bevölkerung von America ist die analoge Erscheinung in der Südsee und in Australien. Man wird hier eher geneigt als im ersteren Falle an eine gewisse Lebensunfähigkeit der Raçe selbst zu denken, weil eine Hauptursache der Entvölkerung die wir in America wirksam fanden, in Polynesien so gut als ganz wegfällt, in Australien aber wenigstens keine sehr weitgehenden Verwüstungen unter den Eingeborenen angerichtet hat, nämlich der Druck derselben durch die Weißen und der Verkehr mit diesen überhaupt, wogegen in diesen Ländern ein neuer Umstand in Wirksamkeit tritt, der in America zu fehlen scheint, hier aber sich sehr folgenreich zeigt, nämlich die große Sterblichkeit unter den Kindern. Begreiflicher Weise ist das Aussterben eines Volkes das früher kräftig und gesund gewesen ist, nicht damit erklärt daß man ihm die Lebenskraft abspricht oder einen ursprünglichen Mangel der Organisation zuschreibt, und es hat an sich schon etwas sehr Unbefriedigendes für eine so seltene und abnorme Erscheinung einen geheimnißvollen Zusammenhang anzunehmen dem sie ihre Entstehung verdanke; man wird vielmehr hier wie überall nach dem natürlichen Zusammenhange der Sache zu suchen haben, wenn man sich auch schließlich zu dem Geständnisse genöthigt finden sollte daß es bis jetzt nicht gelingen will denselben vollständig aufzuklären.

Die Abnahme der Bevölkerung in Polynesien (über welche Meinicke, D. Südseevölker und d. Christenth. 1844. S. 111 ff. eine lehrreiche statistische Zusammenstellung geliefert hat) schreitet nicht auf allen Inseln gleichmäßig fort, ja es scheinen nicht einmal alle von ihr betroffen zu werden. Die heiteren fröhlichen Bewohner der Tonga- und

Freundschaftsinseln haben viele Kinder, ihre Anzahl ist im Wachsen begriffen (Pickering, p. 83; Quarterly Review 1853 Dec. nach Lawry; Erskine, Journal of a cruise among the isl of the W. Pacific 1853. p. 161) und in Tikopia hat jede Familie 3—8 Kinder (Gaimard bei d'Urville, Voy. de l'Astrolabe. 1830. V, 309). Dagegen nimmt die Bevölkerung ab auf den Inseln des Samoa-Archipels (Erskine, S. 10, 104) und, wie schon früher erwähnt, auf den Gambierinseln, ferner auf Neu-Zealand, wo Crozet (N. Reise durch d. Südsee. 1783. S. 27) im J. 1771 in der Inselbai zwanzig Dörfer fand, deren jedem er ungefähr 400 Einwohner giebt. Möchten diese auch nun fortgezogen sein in's Innere, wo die Eingeborenen in Folge der Beibehaltung ihrer früheren Sitten weit weniger von Krankheiten zu leiden haben sollen (Dieffenbach, Trav. in New-Zeal. 1843. II, 14), so erscheint es doch als ein vergeblicher Versuch Shortland's (The southern districts of New-Zeal. 1851. p. 40 ff.) nachzuweisen daß die Abnahme der Volkszahl in Neu-Zealand eine bloß scheinbare sei; denn wenn sich in dem Dorfe Te Aro das 70 Männer und 42 Weiber zählte, nur 24 Kinder fanden (On the British colonization of New-Zeal. by the Commitee of the Aborig. Protect. Soc. 1846. p. 52) und ähnliche Verhältnisse, wie wir hören auch anderwärts vorkommen, so erscheint es als völlig gerechtfertigt, daß Fox (The six colonies of N.-Z. 1851. p. 53) eine jährliche Verminderung von wenigstens 4% behauptet und Power (Sketches in N.-Z. 1849. p. 119) die Ansicht ausspricht daß bei gleich starker Fortdauer derselben etwa bis zum J. 1870 die gänzliche Entvölkerung des Landes eingetreten sein werde.

Für Tahiti, wo nach Aussage der Eingeborenen schon vor der ersten Ankunft der Weißen die Abnahme der Bevölkerung begonnen hat* (Virgin, Erdumsegelung der Eugenie, übers. v. Exel. 1856. II 41), haben Vincendon-Dumoulin et Desgraz (Iles Taiti 1844. p. 288) nachzuweisen gesucht, daß sie vom J. 1770—1797 etwa ⅓ der Gesammtzahl, bis 1814 ½ betragen habe, 1814—1828 sei die Volksmenge sich gleich geblieben. Will man für die ältere Zeit die wahrscheinlichste Angabe feststellen, so wird man vor Allem nicht

* Wohl mit Unrecht behaupten dagegen King and Fitzroy (Narr. of the surv. voy. of the Adv. and Beagle 1839. II, 520) daß verheerende Krankheiten erst nach Cook's Anwesenheit auf Tahiti ausgebrochen seien

die Nachricht Forster's (Samml. d. Rbschr. XXI, 328 ff.) zur Grundlage machen dürfen, der auf Tahiti eine Flotte von 159 großen Doppelkanoes und 70 kleineren vorfand, manche der ersteren mit 144 Ruderern, denn es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen daß die Mannschaft dieser Flotte nur zum kleineren Theile Tahiti selbst angehörte, zum größeren den mit ihm verbündeten Inseln in der Nachbarschaft. Die im J. 1778 an R. Forster gelangte spanische Beschreibung von Tahiti schätzt dessen Bevölkerung nur auf 15—16000 Menschen (G. Forster's, Sämmtl. Schriften. IV, 211). Die im Jahre 1772 anwesenden Spanier schätzten sie „nicht unter 8000" (Bratring, d. R. der Sp. nach d. Südsee. 1802. S. 104). Die erstere Angabe gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir uns erinnern wie ungeheuer man fast überall in früherer Zeit die Volkszahlen neu entdeckter, wenig bekannter Länder überschätzt hat; sie gewinnt noch mehr wenn wir bei Wilson (Missionsreise in d. stille Meer, Magz. v. R. XXI, 1800. S. 333) lesen daß die Volkszahl im J. 1797 nach mäßiger (indessen doch wohl etwas zu hoch gegriffener) Schätzung 16000 betragen habe. Erst nach dieser Zeit hören wir von einem wahrhaft erschreckenden Zusammenschmelzen der Bevölkerung bis auf nur 5000 Einwohner im J. 1804 (Turnbull, R. um. d. W. 1806. S. 259), wahrscheinlich eine ziemlich starke Uebertreibung, die dadurch veranlaßt sein mag, daß man in jener Zeit die Eingeborenen in großer Zahl im Jünglingsalter hinsterben sah, und insofern wenigstens scheint Moerenhout (Voy. II, 161) mit seinem dagegen eingelegten Widerspruche im Rechte zu sein. Nach dem freilich sonst nicht zuverlässigen Kotzebue betrug die Volksmenge im J. 1824 8000 Menschen (Kotzebue, Neue R. 1830. I, 97), dieselbe Zahl welche sich im J. 1813 bei der genauen Zählung ergab die von den Missionären angestellt wurde. Hiermit würde es ferner wohl zusammenstimmen daß Wilkes (U. St. Expl. Exped. II, 49) die Einwohnerzahl für 1839 auf 9000 angiebt mit der Bemerkung, daß sich seit 30 Jahren Geburten und Todesfälle immer fast gleich gestellt hätten. Wenn nun auch Lesson (im Compl. des Oeuv. de Buffon. II, 281) anführt daß nur sehr wenige alte Leute auf Tahiti zu finden seien, so wird doch dieß so wenig als die Angabe im Journal R. geogr. soc. III, 174 daß die Volkszahl im J. 1830 nur 5000 betragen habe, uns von dem Schlusse zurückhalten können welcher aus dem Obigen hervorgeht,

daß nämlich um den Anfang dieses Jahrhunderts, hauptsächlich seitdem Europäer sich in Tahiti fest niedergelassen haben, etwa 10 Jahre lang eine sehr starke Verminderung der Bevölkerung (von 15—16000 bis auf 8—9000) stattgefunden habe, dann aber die Volkszahl wieder ziemlich stationär geblieben sei. Anders scheint es sich auf den übrigen Inseln desselben Archipels zu verhalten. Auf Borabora, wo jährlich eine Geburt auf 32 Einwohner kommt, ist das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen = 5 : 6 (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea. 1852. II, 363). Auf Raiatea dagegen, dessen Bevölkerung von 1700 Menschen im J. 1830 in sittlicher und materieller Cultur höher stand als die von Tahiti, hat die Volksmenge stark zugenommen (Journal R. geogr. soc. III, 179).

Am bestimmtesten und genauesten ist die fortschreitende Entvölkerung für die Sandwichinseln nachgewiesen, von denen schon Vancouver (R. nach der Südsee, Berl. 1799. I, 139) im J. 1792 versichert daß eine merkliche Abnahme der Bevölkerung seit Cook's Anwesenheit stattgefunden habe. Die genauen Angaben stammen auch hier erst aus der neuesten Zeit, sie beweisen aber auch eine noch jetzt fortschreitende Verminderung in bündiger Weise. Die jährliche Verminderung der Volkszahl im Ganzen wird auf 8% angeschlagen (Morning Chronicle, 1. May. 1850). Der Census ergab für das J. 1832 die Zahl 130313, für 1836: 108579, für 1850: 84165. Im J. 1848 kamen 7943 Todesfälle und 1478 Geburten vor, im J. 1849: 4320 Todesfälle und 1422 Geburten (die detaillirten Angaben über die einzelnen Inseln bei Virgin, I, 267). Im J. 1853 betrug die Einwohnerzahl nur noch 71019 und auf 1513 Geburten kamen 8026 Todesfälle, darunter starben 5—6000 allein an den Pocken (Baseler Miss. Mag. 1854. IV, 98), daher es eine offenbar falsche Behauptung Bennet's ist (Narr. of a whaling voy. round the globe 1840. I, 242) daß die Sandwichinsulaner ein sehr gesundes Volk und frei von den schweren Krankheiten seien an denen die Bewohner der Gesellschaftsinseln zu leiden hätten. Merkwürdig ist daß bei diesem Schwinden der Bevölkerung im Ganzen die Verluste auf die einzelnen Inseln so sehr verschieden vertheilt zu sein scheinen, ja daß selbst die einzelnen Distrikte derselben Insel sich in dieser Rücksicht oft ganz verschieden verhalten, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß die Hauptursachen der fortschreitenden Entvölkerung in localen Verhältnissen, bei

neswegs aber in einer organisch begründeten Lebensunfähigkeit der Race zu suchen sind. Ist für die Hauptaufenthaltsorte der im Archipele angesiedelten weißen Menschen für Hawaii und Oahu, wo z. B. im J. 1840 auf 61 Geburten 132 Todesfälle kamen, die Abnahme der Bevölkerung sicher und bedeutend, so ist sie dagegen auf Maui wahrscheinlich nur scheinbar (Wilkes, IV, 218, 220; 77; 252, 259). Auf Atowai oder Kauai, wo sich allerdings unter 5541 Erwachsenen nur 65 Weiber fanden die mehr als zwei Kinder hatten, ergab sich bei der Zählung eines Missionäres in einem Distrikt das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten = 3 : 1, in andern Distrikten zeigte sich theils eine Abnahme der Bevölkerung von nur 1%, theils ein stationäres Verhältniß, theils eine, wenn auch nicht bedeutende Zunahme; auf Onihau oder Niihau erreichte die Zunahme sogar das Verhältniß = 4 : 3 (ebendas. S. 72, 68; 64).

Indem wir zur Erörterung der Ursachen übergehen die den angeführten Erscheinungen zu Grunde liegen und zugleich nochmals an die Epidemieen erinnern, welche häufig bei wenig cultivirten Völkern in Folge ihrer bloßen Berührung mit höher entwickelten auszubrechen scheinen, glauben wir es dem Urtheile Anderer überlassen zu dürfen, ob es zur Erklärung des Hinsterbens so mancher Südseevölker — denn es scheint dieß durchaus nicht von allen zu gelten, auch nicht von allen Völkern des polynesischen Stammes — noch nöthig sei die an sich schon etwas abenteuerliche Annahme eines ursprünglichen Mangels ihrer Organisation zu machen.

In älterer Zeit und zum Theil schon vor der ersten Ankunft der Europäer in der Südsee haben die eigenen Lebensgewohnheiten und Sitten der Polynesier, über die wir anderwärts ausführlicher sprechen werden, auf mannigfaltige Weise dazu beigetragen die Volksmenge zu verringern. Trunksucht und Völlerei waren bei den höheren, Kindermord hauptsächlich bei den niederen Klassen der Gesellschaft auf vielen Inseln Polynesiens in großer Ausdehnung verbreitet. Nur diejenigen Völker welche selbst keine berauschenden Getränke zu bereiten verstanden, wie namentlich die Neu-Zealänder, zeigten sich den von den Europäern später eingeführten Spirituosen wenigstens anfangs abgeneigt, die übrigen richteten sich durch sie in großer Menge zu Grunde, besonders nachdem sie in der Kunst der Destillation von den Weißen unterrichtet worden waren. Kindermord, Abtreibung der Kin-

der und geschlechtliche Ausschweifungen in hohem Grade und in großer Allgemeinheit, sämmtlich ohne das Bewußtsein des Unrechtes ausgeübt, scheinen besonders viel dazu beigetragen zu haben die Volkszahl zu mindern und ein schwächliches Geschlecht zu erzeugen. Auf den Sandwichinseln pflegte jede Familie nur 2—3 Kinder aufzuziehen, die übrigen wurden erwürgt oder lebendig begraben (Ellis, Polynes. Res. 1832. IV, 327), ⅔ aller Kinder sollen in früherer Zeit dort umgebracht worden sein (Stewart, Journal of a resid. in the Sandw. Isl. 1828. p. 250). Indessen versichert Wilkes, IV, 63 ausdrücklich daß keine der bisher angeführten Ursachen in dem ungünstigsten Falle mitwirkte, den wir vorhin von der Insel Atowai nach seiner Angabe mitgetheilt haben. Als fernere Ursachen der Abnahme der Bevölkerung in älterer Zeit sind häufige innere Kriege in Verbindung mit ziemlich weit ausgebreitetem Cannibalismus und die Sitte der Menschenopfer zu erwähnen, die mit jenem gewöhnlich in nahem Zusammenhange steht, denn wo die Menschen einander auffressen, da dürsten auch die Götter nach Blut und erhalten ihr Theil. Was die Verwüstungen durch Krieg betrifft, so begnügen wir uns hier nur an die eine Thatsache zu erinnern, daß bei der Eroberung des westlichen Theiles der Paumotu-Inseln von Anaa (Chain Island) aus 38 Inseln entvölkert und deren Bewohner zum Theil als Sklaven fortgeschleppt worden sind (Wilkes, I, 343; Hale, 35). Endlich stürzten sich selbst diejenigen welche die fruchtbarsten Inseln Polynesiens inne hatten, nicht selten durch gänzliche Vernachlässigung des Landbaues und durch eine unerhörte Verschwendung der Vorräthe bei ihren großen Festen in Noth und Elend, so daß das niedere Volk in Menge Hungers starb.

Es ist anzuerkennen daß mit Einführung des Christenthums auf den Südsee-Inseln viele der groben Laster, die wir bisher als Quellen des Verderbens für ihre Bewohner namhaft gemacht haben, ganz verbannt, viele andere wenigstens in nicht unbedeutendem Grade gebessert wurden, so daß der fortschreitenden Entvölkerung dadurch in gewissem Maaße Einhalt geschah. Die blutigen Kriege, der Cannibalismus, die Menschenopfer und der Kindermord verschwanden fast gänzlich, und es muß als eine grobe, vom Parteigeist eingegebene Verleumdung bezeichnet werden, wenn namentlich französische Seefahrer um dem Interesse ihrer Regierung und ihres Glaubens zu dienen die Ansicht zu verbreiten gestrebt haben, daß die erschreckende Entvölkerung

der Sandwichinseln aus den strengen Gesetzen und dem Einschüchterungssysteme erklärt werden müsse, welche unter dem Einflusse protestantischer Missionäre entstanden und gehandhabt worden seien: die Weiber flöhen davor in die Berge und mordeten ihre unehelichen Kinder um den unerträglich harten Strafen zu entgehen welche sie sonst treffen würden (Laplace, Campagne de circumnavigation 1841, V, 470; Du Petit-Thouars, Voy. autour du m. 1840. I, 389; de la Salle, Voy. autour du m. sur la Bonite. 1845. II, 198). Vielmehr wird man um gerecht zu sein anerkennen müssen, daß außer den genannten segensreichen Wirkungen der Missionäre für das materielle Wohl der Insulaner, auch ihre Bemühungen um die Abstellung des Trunkes und der Ausschweifungen aller Art und um die Hebung des Fleißes alles Lob verdienen, wenn auch der Erfolg ihrer guten Absicht nicht überall entsprochen hat und ihre Wirksamkeit keineswegs in jeder Rücksicht eine wohlthätige genannt werden kann; denn ihre Strenge scheint die Verheimlichung mancher Laster und Verbrechen herbeigeführt zu haben und die plötzliche Veränderung so vieler Lebensgewohnheiten, die von ihnen in kurzsichtiger Weise, wenn auch oft um edler Zwecke willen, hier und da jedoch nicht ohne Herrschsucht erzwungen wurde, ist dem physischen wie dem moralischen Gedeihen ihrer Zöglinge nicht selten verderblich geworden. Indessen leidet es wohl keinen Zweifel, daß im Ganzen die Thätigkeit der Missionäre das leibliche Wohl der Südseevölker, mit dem wir es hier allein zu thun haben, stärker gefördert hat als sie ihm nachtheilig geworden ist, und hierin liegt eine neue Schwierigkeit für die Erklärung der zunehmenden Entvölkerung.

Um die Ursachen dieser letzteren zu verstehen ist darauf aufmerksam zu machen, daß zur Zeit der Ankunft der Europäer in der Südsee (wie dieß Moerenhout und namentlich Meinicke durch genaue Nachweisungen wahrscheinlich gemacht haben) ein bereits sehr weit fortgeschrittener Verfall der Religion, der socialen Verfassung und der Sitten bei den Hauptvölkern Polynesiens eingetreten war. In dieser Zeit der allgemeinen sittlichen Auflösung der Gesellschaft scheinen die verderblichen Wirkungen lange fortgesetzter Ausschweifungen von jeder Art endlich in ausgedehnter Weise hervorgetreten und mit der Ankunft der Weißen noch in hohem Grade gesteigert worden zu sein. Dem entnervten Geschlechte der Tahitier insbesondere und dem durch

schweren Druck entkräfteten Volke der Sandwichinseln wurden die von den Weißen ihnen zugebrachten Krankheiten zu einer Quelle allgemeinen Unglückes. Die nachlässige oder verkehrte Behandlung derselben trug das Ihrige dazu bei ihre Tödtlichkeit noch zu vermehren. Nächst der Influenza richtete namentlich die Syphilis ungeheure Verwüstungen an, die von den 15—20000 jährlich in Honolulu und Lahaina landenden Seeleuten, meist Walfischfängern, stets neu importirt wurde (Virgin I, 269). Wurden manche dieser Krankheiten lebensgefährlich durch den geringen Schutz den ihre schlecht bestellte Kleidung und Wohnung den Eingeborenen gewährte, so wurden andere gerade dadurch erst erzeugt daß die Insulaner jetzt anfingen sich mit wärmerer europäischer Kleidung zu versehen, die von ihnen zuerst nur als Putz und daher auch in der Hitze oft getragen, Hautkrankheiten verursachte, wogegen sie in der Kälte wohl auch ganz abgeworfen wurde. Auf Neu-Zealand, dessen fortschreitende Entvölkerung Dieffenbach II, 14 hauptsächlich aus veränderter Lebensweise Nahrung und Kleidung erklärt, sollen skrophulöser Habitus und die damit zusammenhängenden Krankheiten in der neueren Zeit immermehr bei den Kindern überhand genommen haben (Fox a. a. O. S. 55). Dasselbe gilt unter den Gesellschaftsinseln von Raiatea (Bennet I, 149).

Mit den eben erwähnten Ursachen der Abnahme der Bevölkerung steht ferner wohl die Unfruchtbarkeit der Weiber und die große Sterblichkeit der kleinen Kinder in nahem Zusammenhang. Beide Erscheinungen sind auf den Sandwichinseln sehr gewöhnlich (Wilkes IV 77, 94 f.). Nach Angabe der Missionäre ist hier nur etwa die Hälfte der Ehen fruchtbar (Hines, Oregon, its hist. Buffalo 1851. p. 210). Die große Sterblichkeit der Kinder soll auf den Gesellschaftsinseln, wo (wie auch anderwärts wohl öfter) die Kinderabtreibung an die Stelle des früher gebräuchlichen Mordes der Neugeborenen trat, hauptsächlich durch ungeeignete Ernährung der Kinder verursacht sein (Bennett I, 148). Die Kinderzahl welche in Tahiti überhaupt nicht groß ist, übersteigt auf den Marquesas bei einer Frau nur selten die Zahl von zwei (Krusenstern, R. um d. Welt 1810. I, 198; Melville, vier Monate auf d. Marq. 1847. II, 125 — nur Langsdorff I, 152 giebt an daß Zwillingsgeburten hier nichts Seltenes seien). In Samoa wird die Kinderzahl durch langes, oft bis zum

sechsten Jahre fortgesetztes Säugen beschränkt, bisweilen werden dort sogar mehrere Kinder zugleich an der Brust genährt (Wilkes II, 138). Auf Neu-Zealand, wo die Zahl der Weiber im Verhältniß zu der der Männer überhaupt zu gering sein soll, weil viele Mädchen bald nach der Geburt umgebracht werden, hat eine Frau meist nur zwei oder drei Kinder (Dieffenbach II. 33; Pickering 82); auch mag hier der eine Zeit lang sehr lebhaft von den Eingeborenen betriebene Verkauf von aufgeputzten Menschenschädeln an Europäer etwas zur Verminderung der Bevölkerung beigetragen haben (Quarterly Review 1854, June p. 192). Auch psychische Ursachen in Verbindung mit den eben erwähnten Verhältnissen scheinen in Neu-Zealand in nachtheiliger Weise auf das physische Gedeihen des Volkes zurückgewirkt zu haben und noch zu wirken. Dahin gehört das Gefühl der Machtlosigkeit und des sicheren Unterliegens den weißen Einwanderern gegenüber, die Desorganisation der socialen Ordnung und die Verringerung oder gänzliche Vernichtung des Ansehens der Häuptlinge selbst bei ihren eigenen Sklaven (Fox 56) — ein Umstand dessen Wirksamkeit man auch bei dem Hinschwinden der eingeborenen Bevölkerung von America ziemlich hoch anschlagen wird, wenn man sich an das erinnert was wir früher über das melancholische Temperament des americanischen Indianers und über seine Untauglichkeit zum Sklaven gesagt haben.

Auf den Sandwichinseln hat das Volk in früherer Zeit einen furchtbaren Druck von Seiten seiner eigenen Häuptlinge erfahren durch unerschwinglich hohe Abgaben und schwer lastende Frohnen. Es sah sich in die Nothwendigkeit versetzt den Landbau ganz zu vernachlässigen über das Fällen des Sandelholzes und andere Arbeiten. Viele Arbeitsfähige sind entflohen, Kindermord und Hungersnoth haben in schrecklichem Grade gewüthet (Jarves, Hist. of the Sandw. Isl. 1843, p. 368 ff.), und noch in neuerer Zeit hat die progressive Kopfsteuer welche bestand, ungünstig auf das Wachsthum der Bevölkerung gewirkt (Walpole, Four years in the Pacific. 2d ed. 1850. II, 245). Jährlich sollen dort etwa 1000 Männer ihr Vaterland zum Theil auf immer verlassen. Sie gehen nach Californien Columbia und einigen anderen Gegenden von Süd-America (Simpson, Narr. of a journey round the world 1847. II, 15).

Die Eingeborenen von Australien, wenigstens die Bewohner der bekannteren Theile dieses Continentes, gehen ebenfalls einem raschen Untergange entgegen. Ein Stamm von 300 Köpfen soll in dem Zeitraume von 6 Jahren bis auf 4 Individuen zusammengeschmolzen sein (Baseler Miss. Mag. 1854. IV, 96). Die Ursachen dieser Erscheinung sind auch hier ähnliche wie diejenigen welche wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben. Die hauptsächlichsten derselben sind Krankheiten die ihnen großentheils von den europäischen Ansiedlern zugebracht worden sind, Bedrängniß durch diese letzteren, Kindermord und große Sterblichkeit der Kinder, hier und da (wie wir schon früher erwähnt haben) die verhältnißmäßig zu geringe Anzahl der Weiber und in der Nähe der Kolonieen der Trunk. Auch geschlechtliche Ausschweifungen vom Eintritt der Pubertät an sind nicht selten (Eyre, Journals of expedd. into Central. Austr. 1845. II, 320).

Die Blattern haben in manchen Gegenden, namentlich in Neu-Süd-Wales nicht lange nach dem J. 1788 den sechsten bis dritten Theil der Eingeborenen hinweggerafft, obwohl diese ihnen keineswegs immer dieselbe verderbliche Kur des Kaltwasserbades entgegensetzten die sie anfangs versuchten, sondern durch Erfahrung belehrt von ihr abließen und zweckmäßigere Mittel anwendeten (Wilkes II, 184; Baker, Sydney and Melbourne 1845, p. 148; Bennett, Wanderings in N. S. Wales 1834. I. 154). Auch im Innern haben sie große Verwüstungen angerichtet (Mitchell, Three expedd. 1838. I, 216 u. sonst). Dasselbe gilt von den Masern und von der Syphilis (Darwin, Naturwissl. R. 1844. II, 213; Eyre II, 380). Auch die Gewöhnung an bessere Bekleidung die ihnen durch den Verkehr mit den Ansiedlern geboten wurde, ist ihnen oft schädlich geworden, da sie an wollene Decken gewöhnt, zeitweise wieder Mangel an ihnen leiden mußten.

Kindermord ist häufig, besonders viele Mädchen werden umgebracht, woraus man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Weiber hat erklären wollen (Austr. felix, Berl. 1849. S. 131). Er geschieht bald aus mancherlei Aberglauben, bald bloß um der Mühe der Verpflegung überhoben zu sein, bald aus Rache gegen den treulosen Vater des Kindes, besonders wenn dieser ein Europäer ist, oder aus Eifersucht. Abgesehen hiervon scheint die große Sterblichkeit der Kinder hauptsächlich in der Nachlässigkeit der Eltern und in ungeeigneter

Nahrung und Lebensweise ihre Ursache zu haben. Turnbull S. 43 behauptet daß ¾ der Kinder nicht das vierte Lebensjahr erreichten; Grey (Journals of two expedd. in Austr. 1841. II, 251) giebt die Sterblichkeit derselben nicht als so groß an, doch hält er sie für größer als in Europa. Der letztgenannte Reisende bemerkt daß das Säugen 2—3 Jahre fortgesetzt werde. Er kannte 41 Weiber die zusammen 188 Kinder hatten. Die mittlere Kinderzahl soll ungefähr 5 sein, von denen gewöhnlich aber nur zwei aufgezogen werden (Eyre II, 323), doch kommen auch Beispiele von 9 Kindern bei einer Frau vor (Austr. felix, p. 130), woraus wir berechtigt sind zu schließen daß Unfruchtbarkeit oder Kindermangel auch hier nicht in einer Eigenthümlichkeit der Raçe, sondern in äußeren zufälligen Umständen begründet sind, unter denen namentlich die schlechte Nahrung, das Elend und die Noth der Eingeborenen in vielen Landestheilen hervorzuheben sein dürften.

Was die Eingeborenen abgesehen von allen Unbilden durch die bloße Niederlassung der Europäer in ihrem Lande litten, hat einer von ihnen einfach und wahr in die an einen Weißen gerichteten Worte zusammengefaßt: „Ihr solltet uns Schwarzen Milch Kühe und Schafe geben, denn ihr seid hergekommen und habt die Opossums und Kängurus vertilgt. Wir haben nichts mehr zu leben und sind hungrig" (Bennet I, 327). Wenn sie auch in manchen Gegenden durchaus nicht vorzugsweise von der Jagd auf Kängurus leben (Hodgkinson, Austr. from P. Macquarie to Moreton B. 1845, p. 223), so ist dieß doch in anderen ihr wesentlichstes Subsistenzmittel. Sie pflegen dort das Gras alljährlich abzubrennen, damit neues wächst zur Weide dieser Thiere, die natürlich vor den Viehheerden der Kolonisten verschwinden müssen und mit ihnen die Eingeborenen selbst (Mitchell, Journal of an exped. into Tropical Austr. 1848, p. 412). Sie haben jetzt kein Recht auf ihr Land mehr, oder vielmehr sie haben niemals ein solches gehabt, England wenigstens hat ein solches Recht nie anerkannt. Das Land gehört der Krone und die Eingeborenen genießen die Wohlthat unter englischem Gesetz zu stehen, was in der Praxis so viel heißt als daß sie für ihre Verbrechen gehörig gestraft werden, während die Weißen für die an ihnen begangenen von der nur aus Weißen zusammengesetzten Jury in der Regel freigesprochen werden. (Beispiele dafür bei Eyre II, 176 und bei Du Petit-Thouars

III, 204 ff. die Geschichte des Prozesses vom J. 1838 in welchem sich die Geschworenen lange Zeit weigerten die Sträflinge zu verurtheilen welche sich eines greulichen unprovocirten Mordes an 28 Eingeborenen schuldig gemacht hatten). Man wird dieß verständlich finden, wenn man hört daß die Eingeborenen, durch das englische Gesetz geschützt, kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen können, so wenig als sie Feuerwaffen führen dürfen (Howitt, Impressions of Austr. felix. 1845, p. 199 ff.) Neuerdings hat man sie wenigstens in Südaustralien für zeugnißfähig erklärt, aber noch jetzt ist ihre Aussage dort von so beschränkter Gültigkeit, daß der aus dem früheren Verhältniß für sie entspringenden Unterdrückung nur scheinbar dadurch abgeholfen ist (Eyre II. 493, Austr. felix p. 143).

Man hat die schreiende Ungerechtigkeit der Maßregel welche man gegen die Eingeborenen ergriffen hat, durch den Blutdurst derselben rechtfertigen wollen, aber dieser ist großentheils Fabel: nach den Papers on Aborigines of Austral. colonies pr. for the House of Commons, Aug. 1844, p. 318 wurden in dem Distrikte von Port Philipp seit dessen erster Occupation 8 Weiße von Eingeborenen und 43 Eingeborene von Weißen getödet (Eyre II, 156). Wollen jene bei ihrer früheren Lebensweise bleiben, so müssen sie ihr Land verlassen, sich auf andere Stämme werfen, Bettler oder Räuber werden. Letzteres sind sie in der That vielfach geworden. Ein allgemeiner Kriegszustand zwischen ihnen und den Weißen z. B. in Portland Bay und einigen anderen Distrikten war die nothwendige Folge davon (Baker 154 ff.). Daß es aber unmöglich wäre neben und mit ihnen in Frieden zu leben, wie man oft behauptet hat, ist durch mehrere Beispiele widerlegt worden. Selbst in einer für die Weißen gefährlichen Gegend ist es bisweilen einem Ansiedler gelungen durch Freundlichkeit und kleine Geschenke die Eingeborenen so zu gewinnen, daß er auch unter schwierigen Verhältnissen und in bedenklicher Zeit nie von ihnen zu leiden hatte (Hodgson, Reminiscences of Austr. 1846, p. 81). Dasselbe beweist in größerem Maßstabe der gute Erfolg den die Gründung des Postens von Moorunde am Murray im J. 1841 hatte: die Eingeborenen, die sich vorher feindlich gezeigt hatten, wurden in Folge freundlicher Behandlung von Seiten der Ansiedler durchaus friedlich und dienstwillig (Eyre II, 461 ff.). Eyre gewann bei dieser Gelegenheit eine fast unbedingte Autorität über sie und erst dadurch

wurde die von Sturt unternommene Expedition in's Innere gesichert. Ebenso leicht und sicher hat sie in Port Stephens Dawson zu gewinnen gewußt, der sie als sehr hülfreich und friedlich schildert. Nur mit einem einzigen Manne gelang es ihm nicht sich in freundliches Vernehmen zu setzen (Dawson, The present state of Austr. 1830 p. 265). Alle übrigen zeigten sich sehr lenksam bei gütiger Behandlung und bei Einhaltung des Grundsatzes, dessen Befolgung in solchen Fällen höchst wesentlich ist, daß nämlich nirgends eine stärkere Beschränkung der Freiheit der Einzelnen verlangt werde als durchaus nöthig ist um Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten. (Man vgl. noch über diesen Gegenstand den Auszug aus dem Australian, Oct. 14. 1826 bei Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe I, 489 ff.).

Weit entfernt sich mit den ursprünglichen Eigenthümern des Bodens in ein ähnliches Verhältniß zu setzen wie wir es in den zuletzt angeführten Fällen fanden, hielten es die meisten Ansiedler für vortheilhafter und der Würde ihrer Hautfarbe angemessener sich als die Stärkeren jenen fast überall feindlich gegenüberzustellen, wie in America, wie allerwärts wohin sie kamen. Die Eingeborenen wurden von den Weißen vielfach ohne Bedenken niedergeschossen wo sie sich blicken ließen, Grausamkeiten von Seiten jener selbst gegen Weiber und Kinder stehen außer Zweifel (Wilkes II. 186, 256; Lang, Account of N. S. Wales, 3d ed. 1840 I, 37; Clutterbuck, Port Philipp in 1849, p. 62; Byrne, Twelve years' wanderings in the Brit. colonies 1848, I, 368). Am meisten hatten sie natürlich von entlaufenen Sträflingen zu leiden — und man bedenke nur was eine Verbrecherkolonie für die eingeborene Bevölkerung in deren Lande sie angelegt wird, zu bedeuten hat! Neu-Süd-Wales war eine solche bis zum J. 1843, Vandiemensland bis 1852 (?), West-Australien ist es neuerdings geworden. Die englische Regierung selbst hat das den Eingeborenen von Australien durch die Kolonisten angethane schwere Unrecht wiederholt in officiellen Schriftstücken anerkannt (S. u. A. das Document in Tegg's N. S. Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney. p. 147) und sich verpflichtet gefühlt es so viel als möglich wieder auszugleichen und für die Zukunft zu verhüten. Das officielle Protectorat für die Eingeborenen, das freilich nur geringe Früchte getragen zu haben scheint, ist von ihr erst in Folge der Frevel entstanden welche die Kolonisten an jenen begingen, und man wird auf die

Natur und Ausdehnung dieser letzteren leicht einen Schluß machen können aus der bloßen Existenz dieses Protectorates, wenn man bedenkt daß es nie die schwache Seite englischer Staatsmänner gewesen ist ein übertriebenes Zartgefühl für die eingeborene Bevölkerung der englischen Kolonieen an den Tag zu legen. An mehreren Orten Australiens soll eine größere Anzahl von Eingeborenen von den Weißen vergiftet worden sein, als bekannt geworden war daß jene in Zukunft durch das Gesetz gegen Unterdrückung und willkürliche Angriffe geschützt sein sollten (Eyre II, 176 not.); in vielen Gegenden von Neu-Süd-Wales hat man, wie Byrne I, 275 aus eigener Erfahrung versichert, nicht einmal ein Geheimniß daraus gemacht, oft sogar sich gerühmt daß man sie mit Arsenik aus dem Wege geräumt habe.

III. Die Resultate der Vermischung verschiedener Typen und die Eigenthümlichkeiten der Mischlinge.

Ehe wir zu dem eigentlichen Hauptgegenstande unserer ganzen Untersuchung übergehen können, zu dem Versuche die Frage über die Arteinheit des Menschengeschlechtes nach Anleitung der bisher von uns angeführten und besprochenen Thatsachen zu beantworten, haben wir noch eine Reihe von Erscheinungen zu betrachten, die obwohl nicht von so entscheidender Wichtigkeit für jene Frage als man früher geglaubt hat, doch von mehr als bloß secundärer Bedeutung für sie sind. Es sind dieß die Ergebnisse der Vermischung verschiedener Menschentypen und die Charaktere der aus ihr hervorgehenden Mischlinge. Allerdings ist die Beweiskraft dieser Ergebnisse für die Arteinheit des Menschengeschlechtes aus früher angeführten Gründen eine bestrittene, während der Beweis für Artverschiedenheit als vollständig geliefert anzusehen sein würde, wenn sie für dieselbe sprächen; aber dennoch ist die Untersuchung über das Verhalten der Mischlinge von Wichtigkeit nicht allein in Rücksicht auf jene Hauptfrage im Allgemeinen, weil sie zeigen wird daß weder beschränkte Fruchtbarkeit noch Rückfall uns nöthigen einen specifischen Unterschied unter den einzelnen Menschenstämmen anzunehmen, sondern auch insofern als sie uns eine Anzahl

von Thatsachen kennen lehren wird welche für die Naturgeschichte des Menschen aus mehr als einem Gesichtspunkte ein specielles Interesse in Anspruch nehmen. Nicht unerheblich ist freilich die Größe der praktischen Schwierigkeiten die es hat die Resultate der Mischung verschiedener Typen mit Sicherheit festzustellen. Wir müssen deshalb von vornherein darauf gefaßt sein hier und da widersprechenden Angaben zu begegnen, deren Vereinigung nicht immer in befriedigender Weise gelingen will; indessen wird dieß doch der Begründung der Hauptsätze nur geringen Eintrag thun.

Die Mühe welche man sich gegeben hat die Art und Weise der Abhängigkeit zu erkennen in welcher die eigenthümliche leibliche Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern steht, scheint bis jetzt fast ganz vergeblich gewesen zu sein. Zwar hat es nicht an einer Menge von meist weit auseinandergehenden Sätzen gefehlt die man über diesen Gegenstand aufgestellt hat, aber als feste und ausnahmslose Regel hat sich noch keiner von allen bewährt. Es ist z. B. bei Thieren und Menschen ein häufiger Fall daß die Nachkommen dem Vater nacharten im Haar und in der Farbe, in der Bildung des Stammes und der Glieder, namentlich bei den Hausthieren ist dieß gewöhnlich in Rücksicht auf Kopf und Ohren, Gliederbau Constitution und Temperament, Fruchtbarkeit Lebensdauer Krankheiten Mißbildungen und Indiosynkrasieen. Nicht minder aber kann auch die Mutter dieß Alles vererben. Da auch Seitenverwandte (Vettern Cousinen Onkel und Neffe) häufig dieselben Eigenthümlichkeiten zeigen ohne sie direct von ihren eigenen Eltern überkommen zu haben, so scheint man (auch wenn es gelingen sollte diese Fälle überall aus Rückschlag * zu erklären) annehmen zu müssen, daß diese Erscheinungen unter einem Gesetze stehen welches sich durch bloß vergleichende Beobachtung äußerer Aehnlichkeiten überhaupt nicht erkennen läßt, und nur einer weit tieferen Einsicht in die Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Körperformen von der Entwickelung des Keimes und deren Bedingungen zugänglich ist als wir bis jetzt besitzen.

Bald hat man dem Vater oder der Mutter einen ausschließlichen Einfluß auf die Eigenschaften der Kinder zugeschrieben, bald einen aus-

* Den sog. Rückschlag, d. h. die Reproduction der Eigenthümlichkeiten weiter zurückliegender Ascendenten in den Descendenten, hat Girou zum allgemeinen Gesetze erheben und alle Verschiedenheiten der Kinder von ihren Eltern aus ihm erklären wollen.

schließlichen Einfluß des Vaters auf die psychische, der Mutter auf die physische Begabung angenommen oder einen solchen für jedes von beiden Eltern auf gewisse Systeme des Körpers behauptet. So folgt z. B. nach Sturm und Girou bei Hausthieren das Junge dem Vater vorzüglich in der Bildung des Kopfes und der Brust, der Mutter in der Gestaltung des Beckens und des Hintertheiles, eine Ansicht die Blumenbach obwohl nicht ohne Widerspruch Anderer, auch in Bezug auf den Menschen festzuhalten geneigt war. Einige waren der Meinung daß wo ein Kind einem seiner beiden Eltern nachschlage, dieß stets in psychischer und physischer Rücksicht zugleich stattfinde, Andere, daß sich die Einflüsse auf Leibliches und Geistiges an beide Eltern zu vertheilen pflegten; Einige schätzten den Einfluß des Vaters, Andere den der Mutter als bedeutender und zwar entweder überhaupt oder speciell nach dem Geschlechte, nämlich entweder auf die Nachartung der männlichen Nachkommen oder auf die der weiblichen, so daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgten — allerdings ein häufiger Fall, obwohl auch der Gegenfall nicht eben selten ist. So blieb fast keine mögliche Ansicht von der Sache übrig die nicht ihren Vertreter gefunden hätte, ohne daß irgend eine von allen sich als feste Regel bezeichnen läßt (Ausführliches darüber bei Lucas, Traité de l'hérédité, vol. II). Als eine interessante und beachtenswerthe Bemerkung über diesen Gegenstand führen wir nur noch die folgende Beobachtung Burmeister's (G. B. II, 162) an. „In der Regel, sagt er, zeigt sich daß das älteste Kind körperlich das feingebauteste zu sein pflegt und geistig mehr als die andern entweder die Eigenschaften des Vaters oder der Mutter besitzt, wobei es interessant bleibt daß die erstgeborenen Söhne mehr nach der Mutter oder ihrem Vater, die erstgeborenen Töchter mehr nach dem Vater oder seiner Mutter schlachten. Nach und nach werden die Kinder solider, körperlich kräftiger, häufig auch häßlicher, weil plumper; die Eigenschaften beider Eltern treten gemischter an ihnen auf und die entschiedene Wiederholung der Eltern oder Großeltern pflegt seltener zu werden".

So wenig es gelingen will innerhalb desselben Volkes an den Kindern eine bestimmte Weise der Nachartung nach Vater oder Mutter anzuzeigen, ebenso vergeblich scheint es für die Charaktere der Mischlinge verschiedener Völker in dieser Rücksicht nach festen Gesetzen zu suchen; indessen verdient es Beachtung daß die Fälle in denen der Einfluß des Vaters überwiegt, nicht so häufig zu sein scheinen als die entgegengese-

ten. Ein überwiegender Einfluß der Mutter auf die geistigen Gaben kommt in so vielen Beispielen vor, daß ihn Buffon sogar für einen ausschließlichen erklären zu dürfen glaubte — unser Sprachgebrauch erkennt einen Mutterwitz an, nicht einen Vaterwitz — namentlich der Kopf des Mischlings artet indessen oft dem Vater nach (Beispiele bei Heusinger, Vgl. Physiol. S. 250). Die körperlichen Eigenschaften des Vaters sollen überhaupt bei Mischlingen vorwalten nach Spix und Martius (R. S. 1183): dieß ist der Fall bei den Mestizen auf den Philippinen, sei der Vater nun Europäer oder Chinese (Mallat II, 134), bei den Mischlingen auf den Sandwichinseln (Bennett, Narr. of a whaling voy. 1840. I, 240). Der Neger erzeugt mit einer weißen Frau ein mehr negerähnliches Kind als der Weiße mit der Negerin (Nott and Gliddon, Types of mankind. 1854, p. 373 nach eigenen Beobachtungen). Bei Kindern von Mulatten, die selbst bekanntlich mit nur wenigen Ausnahmen von weißen Vätern und Negermüttern stammen, herrscht (nach Lyell, zweite R. I, 352) das weiße Blut gewöhnlich vor, so daß sogar die Kinder einer Mulattin von einem Neger meist die Farbe ihrer Mutter besitzen. Diesen Beobachtungen entgegen, welche für ein Uebergewicht des Vaters sprechen, behaupten Burmeister (a. a. O.) und Pruner (S. 71 f.) daß sich gerade in den zuletzt angeführten Fällen das weibliche Element als das stärker bestimmende zeige: Pruner nämlich giebt an daß die Nachkommen eines Negers und einer weißen Frau obwohl nur selten lebenskräftig, sich schneller dem europäischen Typus nähern als die einer Negerin und eines weißen Mannes, wie auch bei Kindern von Arabern und Negerinnen die Negerähnlichkeit überwiegend sei. So erklärt auch Burmeister bei den Mulatten (Mischlingen von Weißen und Negerweibern) die Negercharaktere für vorherrschend: bei den Knaben sei das Haar öfter kraus und dann völlig negerartig, bei den Mädchen öfter schlicht und großlockig; die Kopfbildung überhaupt mehr die des Negers als die des Europäers, sie zeige nämlich niedrige Stirn, wenig gewölbten Scheitel, kurzen Hinterkopf; der Schädel sei überhaupt klein, die Augen größer, die Nase unten schmaler als beim Neger, obwohl wie die meist braun bleibenden Lippen sehr verschieden je nach dem besonderen Negerstamme dem die Mutter angehörte, das Kinn kurz, der Bart stärker als beim Neger, der Körperbau im Ganzen zierlich, namentlich die Hände und Füße klein, welche letzteren jedoch

noch etwas vom Plattfuße haben sollen. Dahin gehört auch daß bei den von Negern und Indianerweibern stammenden Mischlingen am Rio das Pedras (Paranahyba) die Indianercharaktere vorwalten: dunkle bis schwärzliche Farbe, breite Brust und Schultern, kurzer Hals, großer eckiger Kopf, starker Bart, hartes buschiges Haar, nicht dicke Lippen, langgeschlitzte Augen, wohlgebildete Beine (A. de St. Hilaire, Voy. aux sources du R. S. Francisco 1847. II, 253). Pöppig (I, 201) schildert den Mestizen, fast immer das Kind eines Indianerweibes von einem Weißen, als sehr indianerähnlich. Stevenson (R. in Arauco I, 180) hat durch eine aus eigener Beobachtung entworfene Tabelle zu beweisen gesucht daß der Vater namentlich die Farbe bei Mischlingen stärker bestimme als die Mutter. Er führt außerdem an daß nach dem Sprachgebrauche der Peruaner die Kinder einer weißen Frau die von einem Neger Mulatten Quarteronen u. s. f. stammen, die Namen Zambo Mulatte Quarterone u. s. f. führten, wogegen die eines Weißen von einer Negerin, Mulattin oder Quarterone als Mulatten Quarterone Quinterone bezeichnet würden, worin die Ansicht ausgesprochen liegen würde daß die Mischlings-Kinder eines weißen Mannes vor denen einer weißen Frau in ihrer Annäherung an den europäischen Typus einen Vorsprung von einer ganzen Generation hätten. Indessen ist jene Angabe Stevenson's von Tschudi (Peru 1846. I, 161) für einen Irrthum erklärt worden, denn es bleibe sich vielmehr die Benennung für alle Mischlinge verschiedener Raçen und ihrer Abstufungen gleich, welcher von ihnen auch der Vater oder die Mutter angehören möge.

Daß in unbeständiger Weise bei Mischlingen bald die Charaktere des Vaters bald die der Mutter überwiegen, hat Lucas (II, 111 ff.) durch mehrere Beispiele nachzuweisen gesucht: die Dänen zeugen mit Hindu-Weibern Kinder von europäischem Typus und europäischer Kraft, doch gilt nicht dasselbe von andern europäischen Völkern (Rush); die Mischlinge von Europäern und Mongolen folgen stets dem Typus der Mutter (Klaproth); die von Europäern und Hottentotten zeigen immer das Naturell des Vaters (Le Vaillant). In Bezug auf letztere findet sich bei Burchell (II, 185) die Angabe daß die Kinder einer weißen Frau von einem Hottentotten größer weißer und von mehr europäischen Zügen seien als die der Hottentottenweiber von Europäern. Diese letzteren (die sog. Bastaards) sind braune mittelgroße und

tämmige Menschen mit minder krausen Haaren als die Neger, platter
Nase, hohlen Wangen und vorstehenden Backenknochen, kleinen tief-
egenden Augen, platter Stirn, ohne Bart oder mit nur wenigem
haar auf der Oberlippe (Arbousset et Daumas, Rel. d'un. voy.
u N. E. du Cap de B. Espérance 1842, p. 20). Nach Sparr-
ann (R. nach d. K. d. g. H. 1784, S. 261) wäre ihr Knochenbau
nd ihre Muskeln stärker entwickelt als bei den Hottentotten selbst.

Ergiebt sich demnach aus dem Gesichtspunkte der Nachartung nach
ater oder Mutter wenigstens nach den bis jetzt vorliegenden That-
chen keine bestimmte Regel nach welcher sich die Eigenthümlichkeiten
r Mischlinge richteten, so fragt sich weiter ob es vielleicht aus ande-
n Gesichtspunkten besser gelingt eine solche zu finden. Die größere
er geringere Verschiedenheit der sich mischenden Typen hat dafür
igen Schriftstellern einen Anhaltspunkt dargeboten. Ist nämlich
se Verschiedenheit bedeutend, so soll nach Edwards (Des caractè-
s phys. des races humaines 1829, p. 21) der Mischling selbst sich
s ein Mittleres zwischen den Stammtypen darstellen und zwar soll
ie Isid. Geoffroy St. Hilaire behauptet) diese mittlere Form
s Mischlings constant sein, wogegen, wenn die Stammtypen einander
hnlicher seien, der Mischling sich in constanter Weise einem derselben
näheren pflege und seine einzelnen Charaktere oft theils dem einen
eils dem andern von beiden Eltern entsprächen. Bei Kreuzung der
g. Menschenraçen insbesondere des Negers und Europäers, die er
r artverschieden hält, liegt nach Geoffroy der erstere Fall vor und
entstehen daher constante mittlere Typen. Nott und Gliddon
S. 401) stimmen ihnen hierin bei, jedoch mit dem bestimmt ausge-
rochenen Zusatze daß die Mischlingsproducte der verschiedenen Men-
enspecies in Rücksicht ihrer Charaktere nicht alle unter denselben
esetzen ständen, da manche jener Species (Europäer und Neger) mit
ander einen mittleren Typus producirten, während andere bei der
euzung vielmehr einen der elterlichen Typen zu reproduciren streb-
(z. B. Europäer und Americaner).

Was die Thiere betrifft so arten z. B. Mischlinge von zahmen und
lden Schweinen, von verschiedenen Raçen von Hunden Katzen Bö-
n, bald der einen bald der andern Seite nach (Beispiele bei Lucas
163); es scheint sich für sie nur der Satz aufstellen zu lassen, daß
Mischling bisweilen mehr oder weniger entschieden dem einen von

beiden Stammtypen folgt, sei es auf nur einigen oder auf allen Gebieten des äußeren oder inneren Lebens, bisweilen beiden zugleich, indem er entweder ohne Vermischung die Charaktere beider nebeneinander zeigt oder eine Mischung derselben darstellt (ebendas. II, 195 ff.). In Rücksicht des Menschen ist allerdings zuzugeben daß der Mulattentypus, wenn auch nicht ein ausnahmslos gleichmäßiger, doch im Ganzen ziemlich constanter Typus zu sein scheint — indessen gilt auch dieß meist nur von der ersten Generation, während bei fortgesetzter Beimischung neuer Elemente der weißen oder schwarzen Raçe mannigfaltige und ungleichmäßige Formen auftreten, wie folgende Beispiele beweisen. Das dritte Kind eines zu ¾ weißen Weibes von einem Mulatten (half-breed) hatte die Farbe des Vaters, die andern Kinder waren noch heller als die Mutter selbst. Eine Mulattin gebar einem Neger zwei Kinder von ihrer eigenen Farbe und elf andere die schwärzer waren als selbst der Vater. Eine Negerin gebar von einem Mulatten 9 oder 10 ganz schwarze und 2 oder 3 Kinder von der Farbe des Vaters (Nott und Glidbon a. a. O. S. 401). In derselben Ehe kommen bei Mulatten ganz gewöhnlich Kinder mit krausem neben solchen mit schlichtem hell- und dunkelbraunem Haare vor (Burmeister a. a. O.) wie auch Koster (R. in Brasil. 1817, S. 238) in Pernambuco fand. Aehnliche Unbeständigkeit hat man auch mehrfach an Mulatten selbst beobachtet. Ein Neger in Berlin hatte von einer weißen Frau 7 Mulattenmädchen und 4 weiße Knaben (Siebold, Journal f. Geburtsh. VII, S. 2). Drei ähnliche Fälle erzählt Lucas (I, 213): eine weiße Frau hatte von einem Neger ein schwarzes Kind, ein Mulattenkind und einen weißen Sohn u. s. f. Ein schwarzes Kind von einer Weißen geboren erwähnt auch Campbell (R. in Süd-Afr. 1816, S. 360), und Omboni (Viaggi nell' Afr. occ. 1845) sah auf den Cap Verd Inseln eine Mulattin die er wegen ihrer vollkommen weißen Farbe für eine Europäerin hielt. Wenn nun d'Abbadie (Bullet. soc. géogr. 1855. II, 45) angiebt daß sich bei der rothen Raçe in Abessinien oft schwarze Kinder fänden und daß bei den Negervölkern jener Gegenden rothe und schwarze Individuen ohne Stammverschiedenheit nebeneinander vorkämen, so wird man dabei nur an Mischlinge denken können, deren Typus sich inconstant zeigt.

Fassen wir die Mischlinge der americanischen Raçe in's Auge, so bemerken wir auch an ihnen eine große Mannigfaltigkeit der äußeren Er-

scheinung. Die Mestizen (Mischlinge von Weißen und eingeborenen Americanern) haben in Quito kleine Stirn und grobes Haar, kleine spitzige Nase und gute Bärte, manche von ihnen besitzen weiße Haut und blondes Haar, andere sind so dunkel als die Indianer selbst (Ulloa, Voy. I, 228 f.), sie sind meist sehr schöne Leute, doch an niedriger Stirn und großer Magerkeit erkennbar (Stevenson II, 177). In Chile sind sie oft größer aber minder gedrungen gebaut als die Indianer, doch breitschulterig mit kurzem Hals, kurzen Armen, kleinen Händen und Füßen und hierin, wie im Haar, den vorstehenden Jochbeinen und der etwas platten Nase mit großen Löchern den Indianern ähnlich (Pöppig I, 201). In Concepcion sind sie so weiß als die Spanier, kaum von den Weißen zu unterscheiden (ders. I, 64), manche von ihnen blond (Ulloa II, 34). Bei den Sertanejos von Pernambuco sind die Kinder desselben Elternpaares nur selten von gleicher Farbe, der Unterschied ist in manchen Fällen so groß daß er an der Aechtheit der Kinder zweifeln lassen würde, wenn diese Erscheinung weniger allgemein wäre (Koster S. 238). In Paraguay wo die Mischung von Spaniern und Indianern am vollständigsten vor sich gegangen ist, zeigen sich nur noch wenige Merkmale von Indianerblut an den höheren wie an den niederen Ständen; die Gesichtszüge gleichen mehr den englischen als in irgend einem anderen Theile des spanischen America. In armen Hütten findet man sehr häufig Kinder von langem Gesicht und blonden oft röthlichem Haar ganz wie bei den Schotten (Ausland 1856, S. 977 nach Mansfield, Paraguay, Brazil and the Plate). — Die Zambos oder Cabourets (Mischlinge von Negern und eingeborenen Americanern, Chinos in Peru genannt) sind von dunkler Bronzefarbe, krausem Haar und schiefgestellten Augen (Castelnau), wogegen sie anderwärts weniger gekräuseltes Haar als selbst die Mulatten besitzen, vom Neger die Nase und den Mund, vom Indianer die Stirn Wangen und Augen haben (Tschudi I, 169). Zu ihnen gehören auch die Cafusos deren ungeheure Perrücken Spix u. Martius (R. S. 215) beschrieben haben. Diese stehen 1—1½′ empor und das Haar derselben ist besonders gegen das Ende hin halb gekräuselt. Das Gesicht der Cafusos gleicht mehr dem Neger als dem Americaner, doch sind die dicken Lippen nicht aufgeworfen, die Beine sind schwach, Brust- und Armmuskeln kräftig entwickelt. Ein ähnlicher kolossaler Haarwuchs findet sich ferner bei den Cocamas am unteren Huallaga (Pöppig, R. II, 450), die

man deshalb wohl für eine Zamboraçe halten darf; er zeigt sich bei den Fidschiinsulanern, die aus anderen Gründen für Mischlinge von Polynesiern und Australnegern gelten, und es wird dadurch weiter die Vermuthung wahrscheinlich daß auch der Araberstamm in Taka, be welchem Werne (Feldz. nach Taka, S. 89) dieselbe Eigenthümlichkeit fand, eine Beimischung von Negerblut erfahren habe.

Blicken wir zurück auf die angeführten Beispiele, so sehen wir durch sie vor Allem den Satz bestätigt daß die reineren Raçen gleichmäßigeren, die gemischten mannigfaltigeren Typus zeigen und zwar scheint die Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Formen um so stärker zuzunehmen, je weiter die Mischung fortschreitet. Wenn wir daher von einem Volke hören daß trotz eines niedrigen Standes der geistigen Cultur die Gesichtsbildung im Ganzen, die Augen Nasen Lippen bei den Einzelnen sehr verschieden seien, wie dieß z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist (Kornheim in Erman's Archiv III, 74), so werden wir nicht irre gehen, wenn wir ein solches Volk für gemischten Ursprungs erklären. Was aber weiter den oben angeführten Satz Geoffroy's betrifft, so kann nur zugegeben werden daß bei Kreuzung des schwarzen und des weißen Menschen das Mischlingsproduct allerdings gewöhnlich ein Mittleres von ziemlich constanter Bildung ist, während Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Körperformen sowohl in den späteren Generationen dieser Mischlinge selbst als auch bei der Kreuzung derjenigen Typen welche innerhalb jener beiden Extreme der menschlichen Bildung liegen, sich in höherem Grade zeigt. Die einzelnen Haupttypen des Menschengeschlechts scheinen sich bei Mischungen mit verschiedenen Graden der Zähigkeit zu behaupten: nächst dem Negertypus scheint namentlich der mongolische in dieser Rücksicht eine sehr bedeutende Selbstständigkeit zu besitzen (Ritter, Erdkunde III, 386).

Als eine bemerkenswerthe Erscheinung welche auf die Körperbildung der Mischlinge bei Thieren und Menschen von Einfluß sein soll, ist ferner die erste Befruchtung zu nennen. Eine Stute die ein Maulthier geboren hat, giebt später nur schlechte Pferdefüllen; eine Sau, zuerst mit einem wilden Eber, eine Hündin zuerst mit einem Hunde von fremder Raçe gepaart, werfen später Junge die dahin einschlagende Aehnlichkeiten zeigen. So hat man in analoger Weise öfters Aehnlichkeiten der Kinder zweiter Ehe mit dem ersten Manne bemerkt. (Bei-

spiele dieser Art bei Lucas II, 58 ff., welcher zugleich darauf hinweist wie große Vorsicht in dieser Rücksicht erforderlich sei. Drei neuere Fälle bei Latham, Man and his migrations p. 65). Namentlich werden, was die Mischlinge verschiedener Raçen betrifft, einige Negerinnen angeführt die zuerst Mulattenkinder, später aber Kinder von einem Neger hatten welche dem Vater der ersteren glichen (Harvey bei Nott and Gliddon p. 396). Daß Negerinnen, nachdem sie Mulattenkinder geboren haben, von Negern nicht mehr empfingen, wie man bisweilen behauptet hat, ist ein Irrthum. Dasselbe gilt von der noch größeren Ausdehnung die Strzelecki (Descript. of N. S. Wales. 1842, p. 347) diesem Satze gegeben hat, indem er sagt daß auch die eingeborenen Weiber eines großen Theiles von Nord-America, wie die von Polynesien Australien und Vandiemensland unfruchtbar mit ihren Stammverwandten würden, wenn sie vorher von einem Europäer geboren hätten. Daß es insbesondere von den australischen Weibern unrichtig ist, und wo es stattfindet wahrscheinlich von dem Rum- und Tabaksgenuß der Weiber im Zusammenleben mit Europäern herrührt, hat Thompson gezeigt (Fechner's Centralbl. 1853, S. 13 nach Todd, Cyclop. XLII, p. 1365 und Münch. Gel. Anzz. 1852 S. 197).

Gehen wir jetzt zu der Hauptfrage über die uns hier beschäftigen soll, zu der Frage wie sich die Mischlinge verschiedener Raçen in Bezug auf unbeschränkte Fruchtbarkeit und Rückfall zu den Stammtypen verhalten, so dürfen wir es sogleich von vornherein als eine bekannte und hinreichend constatirte Thatsache aufstellen, daß, wie viele und welche typischen Hauptstämme des Menschengeschlechtes man auch annehmen mag, alle (so weit die angestellten Beobachtungen bis jetzt reichen) untereinander fruchtbar sind und durch Mischung gewisse mittlere Producte erzeugen die an den beiderseitigen Charakteren der elterlichen Typen in verschiedenen Graden theilhaben. Es tritt daher durch Kreuzung — dieß läßt sich wenigstens im Allgemeinen behaupten — eine Veredelung des niederen Stammes durch den höherstehenden ein, z. B. des Negers im Mulatten, des americanischen Indianers im Mestizen, und diese Veredelung schreitet weiter fort, wenn die Verbindung des Mischlings mit Individuen der höheren Raçe fortgesetzt wird: von Mulatten entspringen auf diese Weise die Terzeronen Quarteronen Quinteronen. Dieser Verbesserung der Raçe entspricht die Verschlechte-

rung derselben welche durch Paarung des Mischlings mit der niederen Raçe eintritt, z. B. in dem Zambo, dem Abkömmling des Negers und Mulatten. (Bisweilen wird mit diesem Namen auch der Nachkomme des Negers und des eingeborenen Indianers bezeichnet). Die Ueberführung der Mischlinge niederer Raçen in höhere oder umgekehrt gelingt natürlich in einer um so geringeren Anzahl von Generationen je näher die Stammtypen selbst einander stehen. Auf den Gesellschaftsinseln, wo es freilich nur sehr wenige Mischlinge giebt, sollen diese schon mit der zweiten und dritten Generation vollständig in den europäischen Typus übergehen (Bennett, Narr. of a whaling voy. 1840. I, 149). Der americanische Indianer erzeugt mit einer Zambo-Frau (Cabourette) in der zweiten Generation einen Mischling der dem reinen Indianer gleich gilt; der Weiße mit der Mestize einen solchen, dessen dritte Generation in den Typus des Weißen übergehen kann; durch vier Generationen hindurch können Mulatten zu Weißen, in fünf Generationen können sie zu Schwarzen werden * (Fechner's Centralbl. 1853, S. 288 nach Castelnau). Dem entspricht daß der Quinterone in den Vereinigten Staaten auch vor dem Gesetze als Weißer gilt. Im holländischen Guiana ist dieß dagegen schon mit dem Quarteronen der Fall (v. Sack, Beschr. e. R. nach Surinam 1821. I, 84). Der Mestize ist dem Weißen schon so ähnlich, daß er dem Neger-Terzeronen gleich gehalten wird, daher auf ihn schon der Quarterone folgt. Es bedarf kaum der Bemerkung daß sich diese Angaben nur auf die körperliche Bildung, nicht zugleich auf die geistige Begabung der Mischlinge beziehen, mit welcher es sich, wie wir sehen werden, zum Theil wesentlich anders verhält, und daß sie sämmtlich unter der Voraussetzung gemacht sind daß der Mischling um dessen Ueberführung in eine andere Raçe es sich handelt, ununterbrochen nur mit Individuen dieser Raçe selbst sich verbinde.

Vergleichen wir die angeführten Resultate der Mischung verschiedener Typen des Menschen mit denen der Kreuzung verschiedener Thier-

* Wenn Serres behauptet daß bei Vermischung einer höheren und niederen Raçe die erstere mindestens ⅔ ihrer Natur an den Mischling abgebe, so ist dieß bis jetzt eine bloße Versicherung der die Bestätigung durch Thatsachen fehlt, und diese Behauptung hat zu sehr den Anschein einer Folgerung aus der Theorie, daß die höheren Raçen die niederen zu absorbiren, sich über die ganze Erde auszubreiten und — sie zu beherrschen bestimmt seien, als daß sie Zutrauen verdiente.

raçen, so ergiebt sich eine ziemlich vollständige Analogie zwischen beiden. In einigen Fällen sollen bei diesen drei Generationen hinreichend gewesen sein um die neue Raçe an die Stelle der alten zu setzen und von der vierten an befürchtet man, bei unterlassener Auffrischung des Blutes, keinen Rückschlag mehr. Nach Burdach bedarf es bei Pferden und Schaafen sechsmaliger ununterbrochener Befruchtung der schlechteren Raçe durch die edlere, nach Anderen zwölfmaliger, nach Morel und Bindé unausgesetzter (Chambon, Traité de l'éducation des moutons II, 278). Nach Elysée Lefèbvre und Girou muß man die Paarung mit der niederen Raçe immer vermeiden, wenn keine Wiederverschlechterung eintreten soll. Diesen Verhältnissen entspricht es daß auch beim Uebergang des Negermischlings in den Typus des Weißen sich einige geringe Zeichen der Negerabstammung noch lange Zeit hindurch forterhalten. Bis auf den Quinteronen selbst soll der eigenthümliche Geruch übergehen den die Hautausdünstung des Negers besitzt. Die Hornhaut des Auges ist bei Terzeronen Mestizen und wahrscheinlich auch noch in späteren Generationen etwas gelbbraun gefärbt (Labat, Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. I, 2, 40). Am längsten soll sich die violette Farbe der Nägel, namentlich an ihrer Insertionsstelle, und ein bläulicher Ring um die Augen erhalten (Foissac S. 74), auch die eigenthümliche Bildung der Ferse und des Fußes bleibt den Negermischlingen sehr lange (Day, Five years' resid. in the W. Indies I, 51). Das Nachdunkeln der Haut in späteren Jahren bei den Hindu-Mischlingen, die dunkle Farbe der Geschlechtstheile bei jenen wie bei den americanischen Mestizen ist eine Eigenthümlichkeit die noch nach vielen Generationen auf den Stamm hinweist dem sie entsprossen sind (d'Orbigny u. Troyer im Bullet. soc. ethnol. mai 22, 1846). Und wenn sich Nott als ächter Americaner eine Beimischung von Negerblut in allen Fällen in denen sie vorliegen mag, noch zu erkennen getraut und daher das gänzliche Verschwinden der Negercharaktere beim Quinteronen leugnet oder höchstens für solche zugeben will die von dunkelfarbigen Europäern stammen (Nott and Gliddon p. 398), so kann man ihm dieß Alles leicht zugeben, ohne sich darum zu seiner sonderbaren Erklärung dieses Umstandes zu bekennen daß nämlich die Mulatten sämmtlich nach wenigen Generationen ausstürben, ehe sie in den Typus des Weißen vollständig übergehen könnten.

In den Vereinigten Staaten ist man im höchsten Grade scharfsichtig in der Erkennung jener Unterschiede, denn die Sitte, im Streit mit dem Ausspruche des Gesetzes, ächtet dort bekanntlich einen jeden in dessen Adern ein Tropfen Negerblut fließt, als einen Verworfenen, während in Brasilien gemischter Abstammung kein Makel anhängt. Wer jene Raçenvorurtheile der Nord-Americaner theilt, dem muß es freilich darum zu thun sein das Menschengeschlecht durch feste Artunterschiede zu trennen und man kann die leider auch in Deutschland nachgesprochene, den Americanern geläufige Albernheit nur natürlich finden welche ohne allen Beweis mit höchster Entschiedenheit behauptet daß jede auch noch so geringe Spur von Negerblut in den Adern eines Menschen ihn in moralischer und intellectueller Rücksicht unfehlbar auf einer niedrigeren Stufe der Bildung zurückhalte als den reinen Weißen. Haben doch umgekehrt Nott and Gliddon p. 68 auch daraus daß Neger und Mulatten von Neu-Orleans vom gelben Fieber nichts, die Weißen Alles zu fürchten haben, gefolgert, daß ein paar Tropfen europäisches Blut „eine sehr entschiedene Modification im moralischen und physischen Charakter" beim Neger hervorbringe. Wissenschaftlich gebildeten Leuten vor Allem muß man ihren Aberglauben lassen. Allerdings darf man die höhere Begabung des Mulatten im Vergleiche mit dem Neger als feststehend betrachten, obwohl gute und unparteiische Beobachter es noch für zweifelhaft gehalten haben, ob das bessere und intelligentere Aussehen der Mischlinge, die man deshalb in den Sklavenstaaten zum Hausdienste den reinen Negern vorzieht, die unmittelbare Folge der Raçenveredelung selbst sei oder von besserer Erziehung, namentlich von häufigerem Verkehr mit den Weißen in der Jugend herrühre (Lyell, Zweite R. I, 266). Im französischen Westindien (Guadeloupe) sind fast alle Handwerke ganz in den Händen der Mulatten, und wenigstens manche von ihnen sind reich und betriebsam (Granier de Cassagnac, Voy. aux Antilles, 1843. I, 255 ff.). Hier haben sie seit dem J. 1830 die bürgerlichen Rechte zum Theil wiedererhalten, die ihnen der Code noir vom J. 1685 gegeben, spätere Verordnungen aber wieder entzogen hatten; bei dem Verstande und der Thätigkeit die sie besitzen, fürchten daher die Creolen von ihnen überflügelt zu werden, und es liegt hierin einer der Gründe des tiefen Hasses derselben gegen sie (Delsner-Montmerqué, d. Creole, e. Vorles. 1848. S. 23). In Peru studiren in neuerer Zeit viele Mulatten Theo-

logie, die meisten, freilich größtentheils unwissenden Aerzte in Lima, gehören dieser Kaste an (Tschudi, I, 167). Im nördlichen Theile von Brasilien (Bahia, Pernambuco, Maranham) bilden sie einen sehr großen und thätigen Theil der Bevölkerung (Rendu, Etudes sur le Brésil, 1848. p. 30). In allen höheren Berufsarten, unter den Juristen, Aerzten, Staatsmännern, Gelehrten in Brasilien giebt es Mulatten die durch Talent Geist Scharfsinn und Bildung hervorragen; ganz vorzüglich befähigt zeigen sie sich für die schönen Künste und eine große Zahl von Farbigen ist in der besten Gesellschaft von Rio aufgenommen. Viele Mulatten und Farbige gelten dort für Weiße und nehmen ganz deren Stellung ein, sobald sie durch ihre Papiere für solche erklärt werden (de Lisboa im Bullet. soc. ethnol. 1847. janv. p. 58). A. de St. Hilaire (a. a. O. II, 52 ff.) ist der Ansicht daß die Mulatten in Brasilien den dortigen Weißen an geistiger Lebendigkeit und Talenten eher überlegen sind, als daß sie ihnen nachstehen sollten, obwohl sie eine minder edle Denkungsart besitzen und die Unbeständigkeit des Charakters zum Theil mit der africanischen Raçe gemein haben. In den Maurenländern, wo die Neger und Mulatten überhaupt eine große Rolle spielen, soll sogar der Menschenschlag um so schöner werden und der Charakter der Männer desto größere Entschiedenheit gewinnen, je mehr sich die Hautfarbe durch Beimischung von Negerblut dem Schwarzen nähert (Graberg von Hemsö, Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksà, 1833. S. 54).

Dem Mestizen, der dem Weißen um eine Generation näher steht, gilt der Mulatte allgemein als überlegen, er ist namentlich regsamer und thätiger als jener; so in Brasilien und Peru wie in Mexico (Spix und Martius, S. 607; Tschudi, I, 165 und vorzüglich Humboldt, Neu-Spanien, I, 184). Nur Koster (R. in Brasilien, 1817. S. 553), der die Mestizen in Brasilien weit vortheilhafter schildert als Pöppig in Peru — zum Theil wohl eine Folge der socialen Verhältnisse — behauptet daß sie größeren Muth und bedeutenderes Selbstgefühl besäßen als die Mulatten und sich deshalb den Weißen weniger allgemein unterordneten als diese. Der Mestize ist minder kräftig, oft indolent und fast willenlos, daher gering geachtet, doch rühmt man ihm in Peru viele guten Eigenschaften nach, er ist sanft, mitleidig, leicht erregbar, aber voll Wankelmuth und ohne Tapferkeit. Indessen macht Tschudi mit Recht darauf aufmerksam, daß große

Talente die unter den Indianern und Mischlingen bisweilen auftau-
chen zu keiner Ausbildung und Wirksamkeit gelangen, weil es de
Farbigen an aller socialen Organisation fehlt und die Unterdrückun
von Seiten der Weißen sie niederhält. Nach Pöppig (I, 193) ist di
Mischlingsbevölkerung mit ihren „angeborenen" Lastern und mit ihre
Haß gegen die reinen Raçen aus denen sie entsprungen sind, der ewig
Krebsschaden der Gesellschaft und des Staatslebens in Süd-America
sie wird sich nie zu einer brauchbaren Staatskraft gestalten lasser
da alle Schattirungen der Mischlinge sich voneinander und von de
reinen Raçen feindlich scheiden. Wie der Mulatte gilt der Mesti
als Erbe aller Laster seiner Eltern ohne eine einzige ihrer Tugenden
mit dem Stolze des Weißen, der bei ihm bis zur Thorheit geht, ve
bindet er die Faulheit und Apathie, den Leichtsinn und die Unbestän
digkeit des Indianers; er ist ausschweifend, ehrgeizig und feig, äußer
tyrannisch gegen den Indianer, wie es der Mulatte gegen den Neg
ist; für mechanische Dinge besitzt er großes Nachahmungstalent (ebe
das. II, 146 ff.) — Der Zambo übertrifft an Energie und geistig
Begabung, an kräftigem Wuchs und Stärke den Neger Indianer u
Mestizen, wie Lavaysse (R. nach Trinidad, 1816. S. 357) v
denen in Caracas versichert, aber nur selten begegnen wir ein
günstigen Schilderung ihres Charakters, wie sie A. de St. Hilai
(Voy. aux sources du R. S. Francisco, 1847. II, 254 ff.) von den
am Paranahyba entwirft: sie sind friedliche Ackerbauer, sorgen f
alle ihre Bedürfnisse selbst, spinnen und weben, verfertigen ihre Töp
sind gut gekleidet und leben in guten Verhältnissen. Er hofft sog
(S. 271) von diesen Zambos eine fortschreitende Annäherung zur C
vilisation und spricht daher die Ansicht aus, daß man wohl dar
thun würde die Vermischung von Negern mit Indianerweibern auf a
Weise weiter auszubreiten. Außer ihm scheint bis jetzt nur noch Sa
miento (Nouv. Ann. des voy. 1853. p. 302) den Zambos, nämli
denen der Argentinischen Republik, nicht allein Talente sondern au
Neigung und Streben zum Fortschritt in der Cultur zuzuschreibe
Anderwärts sind sie überall verrufen wegen der bisweilen ganz au
gesuchten Schlechtigkeit ihres Charakters, wobei man freilich zu bede
ken hat, daß sie, wie die Mehrzahl der Mulatten, fast lauter auß
eheliche Kinder sind. Die früher erwähnten Cocamas sollen sehr b
dungsfähig, muthig und kriegerisch sein, von großer Freiheitslie

(Pöppig, II, 401). Die sog. „schwarzen Caraiben" von St. Vincent, welche einst die Kolonisten dieser Insel, wie es heißt, ganz unprovocirt ermordeten, waren Zambos. In Lima sollen 4/5 aller schweren Verbrecher Zambos sein (Tschudi). In Caracas gelten sie ebenfalls für die schlechteste Klasse der Bevölkerung (Lavayssé). Unter allen Mischlingen in Peru bei weitem die verworfensten sind die von Neger und Mestizen oder von Neger und Mulatten (Stevenson, R. I, 200). — Wie die Mischlinge von Holländern und malaiischen Weibern in Batavia sind auch die Hindu-Mischlinge der Europäer fast alle von schlaffem Wesen und schlechter Begabung (Graf Görtz, R. um d. Welt, III, 405). — Die Mischlinge von Europäern und Neu-Zealändern werden ein sehr schönes gesundes und muskelkräftiges Geschlecht genannt (Polack, New-Zeal. 1838. II, 276), doch scheinen sie weder leiblich noch geistig den Kindern der Eingeborenen überlegen zu sein, letztere sind zutraulich gegen den Fremden und von offenem Blick, Mischlingskinder dagegen sind verschämt und verkriechen sich bei der Mutter (Savage, Some account of New-Zeal. 1807. p. 92).

Man hat auf die Thatsachen welche die Kreuzung verschiedener Typen an die Hand giebt, in neuerer Zeit mancherlei Theorieen gebaut, die sich jedoch schon durch den directen Gegensatz in welchem sie zu einander stehen der Voreiligkeit verdächtig machen. Gobineau hat nachzuweisen gesucht daß die Mischung der verschiedenen Typen durchgängig eine physische und moralische Verschlechterung herbeiführe und den Völkern die Keime ihres sicheren Unterganges einpflanze; Serres dagegen sieht in ihr eben so allgemein ein wesentliches Mittel das Geschlecht zu verbessern und durch Auffrischung mit dem Blute eines fremden Stammes kräftig zu erhalten, ja er ist geneigt in der vollständigen Mischung aller verschiedenen Hauptstämme das eigentliche physische Entwickelungsziel der Menschheit zu erblicken. Nott, welcher dargethan zu haben glaubt daß es eine große Menge verschiedener Menschenspecies gebe, deren Fruchtbarkeit unter einander dieser Auffassung nicht entgegenstehe, sucht, um auf alle Fälle sich wohl vorzusehen, auch noch den Beweis zu führen, daß Mischlinge lebensunkräftig und nur in beschränktem Maaße fruchtbar unter sich, einen neuen Typus zu begründen nicht fähig seien, weil sie ohne beständige Auffrischung des Blutes aus einer der Stammraçen gar nicht selbstständig fortzuleben vermöchten. Erweckt ein solches Verfahren an sich schon ein nur geringes Zu-

trauen zu der Solidität der Beweisführung, so wird sich leicht auch zeigen lassen daß diese Theorie sich so wenig als die andern eben angeführten Ansichten mit den Thatsachen verträgt.

Auf welche von beiden Seiten man sich in der Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes auch neigen mag, man wird von vornherein bei einiger Besinnung gar nicht erwarten können daß die Mischlinge aller verschiedenen Typen gleich lebenskräftig sein und gleich gut gedeihen sollten, da ja auch Völker bei denen eine Mischung vorauszusetzen kein Grund vorliegt, sich schwächlich oder kräftig zeigen je nach ihrer besonderen Constitution und Lebenweise so wie nach dem Klima in welchem sie leben. Entsprechende Unterschiede zeigen sich dann auch an den einzelnen Mischlingsraçen. In manchen Fällen sollen die Mischlinge verschiedener Stämme lebenskräftiger und fruchtbarer sein als die Stammraçen selbst aus denen sie hervorgegangen sind. Die Kuruglis (Mischlinge der Türken und Mauren) übertreffen ihre türkischen Väter an Kraft und Schönheit der Formen (M. Wagner, R. in Algier, 1841. III, 293). Araber und Aethiopen (Abessinier und ihre Verwandten) erzeugen zusammen ein sehr schönes, in allen warmen Klimaten lebensfähiges Geschlecht (Pruner, S. 71). Aus der Mischung der Europäer mit den Eingeborenen der Philippinen gehen oft schönere Kinder hervor als aus den Ehen der ersteren unter sich (Mallat, II, 40). D'Orbigny ist der Ansicht daß die Vermischung verschiedener Indianervölker von Süd-America schönere und begabtere Menschen hervorbringt, doch hält er dasselbe Resultat für minder sicher bei der Verbindung von Europäern mit den dortigen Eingeborenen. Die Mischlingsbevölkerung von Paraguay, die sich in gleicher Schönheit auch in Cochabamba und einigen andern Gegenden findet und die dortigen Spanier nach einigen Generationen übertreffen soll (Brackenridge, R. nach Süd-Am. 1821. II, 74, 152 nach Azara, Funes und Passos) ist früher schon erwähnt worden. In Peru, wo überhaupt nur die Farbigen und die Indianer ein hohes Alter erreichen (Pöppig, R. I, 208), sollen namentlich die Cholos, Mischlinge von Mestizen und Indianern, an Körperkraft Thätigkeit und natürlichen Anlagen den andern Klassen der Bevölkerung überlegen sein und den ersten Rang einnehmen, doch erhalten sie nur schlechte Erziehung (Brackenridge, ebendas. II, 167). Andere Beispiele von kräftigen und wohlgebildeten Mischlingen haben wir schon angeführt. Ihnen

gegenüber steht eine Reihe von anderen Fällen in denen das Gegentheil stattfindet. Die Mischlinge von Europäern und Eingeborenen des nördlichen Australiens um Port Essington scheinen nicht zu gedeihen (Macgillivray, Narr. of the voy. of H. M. S. Rattlesnake, 1852. I. 151) — sollten sie vielleicht, wie dieß anderwärts in Austraien mit Mischlingskindern gewöhnlich ist, umgebracht werden? Im ande der Fulahs in Africa sind die Toucouleurs, die Nachkommen der ingewanderten Pulen (Peuls) und der von ihnen vorgefundenen Neer, zwar leiblich und geistig besser begabt als diese letzteren, aber es finen sich bei ihnen, namentlich in Futatorro, viele Stammelnde, Blinde, ucke lige, Blödsinnige u. s. f. (Mollien, R. in d. Innere v. Africa, 820. S. 174; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 51 f.). ie von Arabern mit Weibern von Darfur erzeugten Kinder sind hwächlich und meist wenig lebenskräftig (Mohammed-el-Tounsy, oy. au Darf. p. Jomard, 1845. p. 277). Daß die Kinder einer wein Frau von einem Neger nur selten lebenskräftig sind, wurde schon ngegeben; Serres ist sogar soweit gegangen zu behaupten daß beide eist unfruchtbar mit einander seien.

Durch die Aehnlichkeit des Resultates, wenn auch nicht durch die nalogie der zusammenwirkenden Factoren, erinnern einige der zuletzt eigebrachten Fälle an den bekannten Satz Buffon's, daß aus der erbindung naher Verwandten besonders häufig krankhafte Bildunen, Idioten, Blinde, Taubstumme u. s. f. hervorgehen. Wie es sich i dieser Rücksicht bei den Hausthieren verhalte, scheint noch nicht vollmmen festgestellt. Bei der Erzielung von Vollblutpferden gilt es als egel, daß derselbe Hengst von edler Raçe gerade immer mit seinen genen Descendenten gepaart werde und die Inzucht hat in neuerer eit überhaupt immer mehrere Anhänger gewonnen. Auf der anderen Seite aber wird versichert daß alle Thierraçen durch Paarung der nächsten Blutsverwandten von der zweiten oder dritten Generation an vollständig verdorben würden und ausgingen, und daß es sich ebenso bei en Menschen verhalte (Beispiele bei Lucas, II, 904). Von vielen ölkern alter und neuer Zeit wissen wir zwar daß eheliche Verbindunen unter Geschwistern, selbst unter Eltern und Kindern bei ihnen häug waren, ohne daß sich eine Verschlechterung der Raçe daraus ergeben ı haben scheint. Dahin gehören die Assyrer, Aegypter, Athener, Perr, manche Völker von Hinterindien vor und selbst noch nach der Ein-

führung des Buddhismus, die Drusen, Mingrelier, die königliche Familie der Sandwichinseln. Dasselbe geht aus den Legenden mancher americanischen Indianer und anderer Völker hervor. Garcilasso (Hist. des Yncas, I, c. 25) erzählt daß die Kinder des Manco Capac unter einander heiratheten und daß dieß in der königlichen Familie von Peru stets geschehen sei um das Blut der Sonne rein zu halten von der sie stammten. Sie rechtfertigten diese Sitte damit, daß auch der Mond die Schwester und zugleich das Weib der Sonne sei. Der Inka heirathete von jeher seine älteste Schwester (ebend. V, c. 9), nach Acosta (Hist. nat. e morale delle Indie Venet. 1596. VI, c. 12 u. 18) geschah dieß nur von Seiten der letzten Inkas. Bei den Coroados kommen Ehen selbst unter den nächsten Verwandten öfters vor (von Eschwege, Journal v. Brasil. 1818. I, 121). Als Belege der Verderblichkeit solcher Verbindungen werden dagegen die Irländer in Süd-Carolina angeführt, die sich seit langer Zeit immer nur unter einander verheirathet haben (Nott and Gliddon, p. 408). In demselben Falle sind die holländischen Kolonisten des Kaplandes (Kretzschmar, Südafr. Skizzen, 1853. S. 163), in Rücksicht auf welche schon Lichtenstein's Bemerkungen (Reisen, 1811. I, 101, 211, 346) auf das Vorkommen vieler Taubstummen und Blödsinnigen hinzudeuten scheinen.

Wir glauben uns berechtigt aus den vorstehenden Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß es im Betreff der geschlechtlichen Verbindung und der Beschaffenheit der aus ihr entspringenden Kinder, wie zwischen gewissen demselben Stamme angehörigen Individuen, ebenso auch zwischen manchen Völkern, wenn nicht Antipathieen, doch Incompatibilitäten giebt, welche zwar in Rücksicht ihrer Ursachen noch nicht aufgeklärt, doch selbst hinreichend constatirt sind, daß es aber trotz dieser Incompatibilitäten unstatthaft sei aus dem Mangel an Lebenskraft, aus der Unfruchtbarkeit oder dem Aussterben mancher Mischlingsraçen eine Artverschiedenheit der Stammtypen zu folgern denen sie ihren Ursprung verdanken. Es kann nämlich eine solche Folgerung insbesondere deshalb nicht zugegeben werden, weil es neben den nicht lebenskräftigen Mischlingsbevölkerungen auch noch andere in nicht geringer Anzahl giebt, die obgleich aus denselben Stammtypen entsprungen, sich doch in voller Kraft und Gesundheit fortpflanzen.

Aus diesem Gesichtspunkte werden wir vor Allem die neuerdings

mehrfach bestrittene Fruchtbarkeit der Mulatten* aufzufassen haben, so weit nämlich überhaupt der Zweifel an derselben durch Thatsachen wirklich begründet ist. Man hat behauptet daß die Mulatten verschwinden würden wenn man ihnen die Zufuhr frischen Blutes aus den Stammraçen abschneiden könnte (Van Amringe, Investigation of the theories of the nat. hist. of man; Knox, The races of man 1850; Ham. Smith, Nat. hist. of the human species 1848), Mulatten desselben Grades sollen selten miteinander fruchtbar sein (Day, Five years' resid. in the W. Indies. 1852, I, 294). Namentlich hat Nott in einer Schrift On Hybridity vom J. 1842 über die Mulatten noch außer der Behauptung ihrer geringen Fruchtbarkeit unter sich, die namentlich von Etwick und Long (Hist. of Jamaica) schon früher hervorgehoben worden war, eine ganze Reihe von Sätzen aufgestellt die den Zweck hatten ihre Lebensunfähigkeit zu begründen. Die Ansicht daß sie unter allen Menschen die kürzeste mittlere Lebensdauer hätten, ist freilich von ihm wieder aufgegeben worden, da er sich später im Süden der Vereinigten Staaten, in Neu-Orleans und Florida, vom Gegentheil überzeugte, und er glaubt in dieser Rücksicht nur daran festhalten zu müssen, daß die von Engländern stammenden Mulatten im Norden der Vereinigten Staaten geringere Lebenskraft besäßen als die von dunkelfarbigen Europäern, von Franzosen Spaniern Portugiesen entsprungenen im Süden (Nott and Gliddon, p. 373). Seine jetzige Lehre über die Mulatten läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie körperliche Anstrengungen weniger vertragen als Europäer und Neger, daß namentlich die Weiber sehr zart sind, viele chronische Krankheiten und Fehlgeburten haben, meist nur wenige, jung wieder sterbende Kinder gebären und sie schlecht nähren, daß endlich die Mulatten wie die Neger vom gelben Fieber in den südlichen Staaten meist frei bleiben. Ueber den letzteren Punkt haben wir schon früher gesprochen und gezeigt daß er hauptsächlich auf der Acclimatisation, nicht auf einer Raçeneigenthümlichkeit beruht. Was die Schwächlichkeit und Sterblichkeit der Mulattenkinder betrifft, so ist wenigstens völlig unbewiesen

---

* Mit Rücksicht auf den oben angeführten Satz Geoffroy's und Nott's würde es zur Unfruchtbarkeit der Mulatten, wenn sie sich vollkommen bestätigte, eine interessante Parallele sein, daß bei Pflanzen (nach Wiegmann) Bastarde unfruchtbar sind welche einen mittleren Typus zwischen ihren Stammarten einhalten, während sich diejenigen welche mehr der einen oder der andern Species nachschlagen, gewöhnlich durch Samen fortpflanzen können.

daß sie in diesem Falle Folge der Race allein oder auch nur vorzugsweise sei, ja die Thatsache selbst steht noch nicht außer Zweifel. Bachman (bei Smyth, Unity of the human races. 1830, p. 196) kannte Mulattenfamilien in Carolina und in New-York, die, wie er versichert, ohne Auffrischung des Blutes aus den Stammracen fünf Generationen hindurch fruchtbar waren und es noch jetzt sind, und Lewis, (Journal of a resid. among the negroes in the W. Indies. 1845 p. 55, 58) leugnet ausdrücklich die Unfruchtbarkeit der Mulatten unter sich in Jamaica und sagt, sie seien ebenso fruchtbar als Schwarze und Weiße selbst, aber meist weichlich und schwächlich, daher zeigten ihre Kinder keine große Lebenskraft; auch verheiratheten sich Mulattenweiber lieber und öfter mit Weißen als mit Mulatten, weshalb den letzteren nur übrig bleibe schwarze Weiber zu nehmen. Hombron (Zoologie zu d'Urville Voy. au Pole Sud. I, p. 266) macht in Rücksicht der Fruchtbarkeit verschiedener Racen miteinander die Bemerkung daß der Weiße und die eingeborene Americanerin die größte Fruchtbarkeit miteinander zeigen, dann folge der Neger mit der Negerin, dann der Neger mit der Americanerin, Weiße und Negerinnen seien in den französischen Kolonieen nur mittelmäßig, Mulatten mit weißen Frauen dagegen ebenso wie Mulatten mit Mulattinnen sehr fruchtbar. Ferner bilden die Mulatten, wie schon erwähnt wurde, in manchen, namentlich den nördlichen Provinzen Brasiliens einen so überwiegenden Theil der Bevölkerung, daß sich ihre unbeschränkte Fruchtbarkeit untereinander nicht wohl in Abrede stellen läßt. Ebenso weisen sich die äußerst lebenskräftigen Bewohner der Fidschiinseln durch ihre Sprache und Körperbildung als ein Mischvolk von Polynesiern und Austral-Negern aus. Das Volk der Griquas in Süd-Afrika ist aus der Mischung von Holländern mit Hottentotten und zum Theil mit Negern hervorgegangen (Arbousset et Daumas bei Napier, Excursions in S. Afr. 1850, I, 141). Die Mischlinge der Holländer und Hottentotten am Kap verheirathen sich gewöhnlich untereinander, nur selten mit Individuen der Stammrace (Barrington, Account of a voy. to N. S. Wales 2d ed. 1810, p. 189), aber wir hören nichts davon daß sie unfruchtbar wären, vielmehr werden die sog. Bastaards als höchst lebenskräftige Menschen geschildert. Die Rheinischen Missionsb. (1850. S. 296) erwähnen einen solchen der 24 Kinder von einer Frau hatte. In ähnlicher Weise sind gewiß Ehen von Mischlingen allerwärts häufig, weil

der Mischling die niedere Raçe, der er seinen Ursprung verdankt, zu verachten pflegt, zu einer Verbindung mit einer Frau der höheren Raçe aber oft nicht ohne Schwierigkeit gelangt, so daß die Auffrischung des Blutes einer Mischlingsbevölkerung großentheils nur durch Verbindungen des männlichen Geschlechtes der höheren Raçe mit Mischlingsweibern zu geschehen pflegt.

Natürlich ist es leichter die Unfruchtbarkeit der Mulatten und anderer Mischlinge schlechtweg zu behaupten als durch die geringe Anzahl von sicheren Beobachtungen, die wir über diesen Gegenstand besitzen, eine solche Behauptung zu widerlegen. Indessen scheint jene Unfruchtbarkeit, wo sie wirklich vorkommt, ein vereinzeltes Factum zu sein, dessen bloß locale Natur nicht zu dem Schlusse auf einen allgemeinen Satz berechtigt, zumal da es nicht an analogen Thatsachen fehlt. Als eine solche bloß durch locale Ursachen bedingte Erscheinung ist es zu betrachten, daß die Mischlinge von Negern Indianern und Weißen in Panama unter sich zwar sehr fruchtbar sind, ihre Kinder aber nicht leicht aufbringen, während Familien von ungemischtem Blute zwar wenigere, aber wohl gedeihende Kinder besitzen (Seemann, R. um d. Welt. 1853, I, 314). So sollen ferner die Nachkommen der Chinesen von malaiischen Weibern im ostindischen Archipel ziemlich schnell aussterben (Ztschft. der d. morgenl. Ges. VI, 573), womit freilich die andere Angabe im Widerspruch zu stehen scheint (ebendas. IX, 809. not.), daß es reine Chinesen auf Java nur sehr wenige gebe, aber Mischlinge an 200,000. Dahin gehört weiter daß sich die mit Malaienfrauen in Java erzeugten Kinder der Holländer (Lipplappen) nach Dr. Yvan nur bis zur dritten Generation reproduciren. Harmlos schlaff und schwach von Gaben, entwickeln sie sich gut bis zum 15. Jahre, bleiben aber dann stehen, in der dritten Generation erzeugen manche von ihnen nur noch Töchter und diese bleiben kinderlos (Graf Görtz, R. III, 288). Dieß ist aber eine ausnahmsweise, local beschränkte Erfahrung, denn anderwärts zeigen sich eben diese Mischlinge unbeschränkt fruchtbar (Quatrefages in Revue des deux mondes. 1857. Mars, p. 162). Als Gegenbeispiel zu ihrer Unfruchtbarkeit auf Java ist anzuführen daß diese von manchen schon für die zweite Generation der Kinder von Europäern in Batavia behauptet wird, wenn das Blut rein erhalten bleibt: die Kinder werden alsdann fast immer schwach und elend (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea. 1852, I, 376) —

indessen ist die letztere Angabe nicht frei von dem Verdachte, daß sie de
Vertheidignng des Concubinates, in welchem die dortigen Europäe
leben, zu dienen bestimmt sei.

Auch abgesehen von den Mulatten hat man schon oft darauf hin
gewiesen, daß Mischlinge sich wahrscheinlich nur durch Auffrischun
des Blutes aus ihren Stammraçen auf die Dauer zu erhalten ve
möchten, unter sich aber keine unbegrenzte Fruchtbarkeit besäßen. Da
Kinder von Mischlingen derselben Stufe in größerer Anzahl erzeu
werden, beweist schon die bloße Existenz der verschiedenen Namen m
denen man sie in Süd-America unterschieden hat: Cholen, Kinder vo
Zambos; Kasken, Kinder von Mulatten; Tente en el ayre, Kind
von Mischlingen derselben Stufe überhaupt (Ulloa, Voy. 1752. I, 2
u. s. f. Ihre verschiedene Bedeutung und ihren großentheils ziemli
verwirrten Gebrauch* haben u. A. Blumenbach (De g. h. v.
p. 142 ff.) und Vollgraff (Ethnognosie und Ethnologie I, 233
ausführlich angegeben. Eine stets fortgesetzte Auffrischung des Blut
von der einen ohne fortdauernde entsprechende Zufuhr neuer Elemen
von der anderen Seite würde das sichere Mittel sein den Typus d
Mischlingsbevölkerung ganz verschwinden zu machen und ihn endl
in den Stammtypus ganz zurückzuführen durch welchen die Auff
schung überwiegend geschähe, d. h. der Charakter der Mischlinge könn
sich unter dieser Voraussetzung am allerwenigsten erhalten, er mü
durch Rückkehr zu seinem Ursprunge untergehen. Daher sind dieje
gen welche eine Auffrischung des Blutes für unerläßlich halten, gen
thigt die Fähigkeit selbstständiger Forteristenz Mischvölkern ganz ab

* Als Beispiel dieser Verwirrung mag Folgendes dienen. Creol
werden in Westindien nur die dort geborenen Weißen, in Brasilien auch
im Lande selbst geborenen Schwarzen genannt, nach Steen Bille II, 4
führen sogar nur die Schwarzen in Brasilien diesen Namen. In Peru
streckt sich diese Benennung auch auf die Kinder von Weißen mit Mesti
oder von Mestizen unter sich. Im russischen America werden die Mesti
überhaupt Creolen genannt (Erman's Archiv II, 461 not.) und in Ost
dien scheint das Wort in analogem Sinne gebraucht zu werden (Pfeyff
Skizzen v. d. Insel Java. 1829, S. 67). Pardo heißt in Brasilien der M
latte, in Buenos Ayres der Mestize, welcher in Brasilien Mamaluco
nannt wird. Als Zambo wird in Peru und in Westindien das Kind v
Neger und Mulatten bezeichnet (Stevenson I, 180; Tschudi I, 16
Bryan Edwards, Hist. des col. anglaises. Paris 1801, p. 179), and
wärts der Mischling der americanischen und Negerraçe, welcher in Pe
den Namen Chino führt, in Surinam Caboglo, in Brasilien Cariboco g
nannt wird (A. de St. Hilaire. II, 271).

sprechen — eine Ansicht die indessen mit vielen sicherstehenden Thatsachen unvereinbar ist. Außer den vorhin beigebrachten Fällen von gemischten Bevölkerungen die selbstständig für sich allein fortleben, wollen wir hier nur noch hinweisen auf Mexico und die Philippinen, die zum Theil eine unzweifelhaft gemischte Bevölkerung aus Spaniern und Eingeborenen besitzen; auf Nicaragua das neben 10000 Weißen, 15000 Negern und 80000 Indianern eine Mestizenbevölkerung von 145000 Seelen hat (Scherzer, Wanderungen durch d. mittelam. Freist. 1857, S. 125); auf die Provinz S. Paulo mit einer durch und durch gemischten Bevölkerung und auf Paraguay wo sich die Mestizen (Mischlinge von Spaniern und Guaranis) meist untereinander verheirathet und wo deren Nachkommen die Hauptmasse der sogenannten spanischen Bevölkerung gebildet haben (Azara, Voy. dans l'Am. mérid. ed. Walckenaer 1809. II, 265. Ausführlich darüber Demersay im Bullet. soc. géogr. 1854. I, 5 ff.); auf Neu-Granada, in dessen Mischlingsbevölkerung von Spaniern Indianern und Negern die ersteren zwar das Uebergewicht erlangt haben, aber trotz ihrer Bezeichnung als Weiße meist nicht frei sind von Indianer- und Negerblut (Mollien, Voy. dans la républ. de Colombia 1824. I, 150 ff. II, 160); auf Caracas wo ebenfalls die gemischte Bevölkerung bereits überwiegt (Semple, Sketch of the pres. state of Caracas 1812, p. 53, 105 u. sonst) ohne daß von Unkräftigkeit, Verminderung oder Ausartung irgendwo in diesen Ländern die Rede wäre. Im Gegentheile hören wir daß sich die Mestizen in Neu-Granada sehr stark vermehren (Mollien II, 176) wie sie auch in Chile, dessen Südgrenze fast nur von Mischlingen bewohnt ist, während sie sonst in diesem Lande fast ganz fehlen, von Pöppig (R. I, 189 u. 202) als sehr fruchtbar geschildert werden. Da aber hier wie auch sonst so vielfach zwischen Mischlingen verschiedener Stufen gegenseitige Verachtung zu herrschen pflegt, so sind Verbindungen dieser untereinander jedenfalls bedeutend seltener als die von Mischlingen gleicher Stufe, deren Fruchtbarkeit sich demnach nicht wohl bezweifeln läßt.

Das Vorstehende dürfte hinreichen um den Beweis für die specifische Verschiedenheit der großen Hauptstämme der Menschheit zu entkräften welchen man aus der angeblichen Unfruchtbarkeit ihrer Mischlinge zu führen versucht hat. Dieselben Thatsachen welche wir zusammengestellt haben, widerlegen aber auch zugleich die Ansicht daß die

Mischlinge durch Rückfall in die allein unveränderlich fortbestehenden Stammtypen von selbst wieder ausgingen.

Daß Mischlingsfamilien durch fortgesetzte Kreuzung mit Individuen eines der Stammtypen aus denen sie selbst hervorgegangen sind in diesen letzteren nach einigen Generationen wieder übergehen, kann natürlich nicht als ein Grund für die Unveränderlichkeit der Stammtypen selbst geltend gemacht werden; denn wie überall, so verschwinden auch in diesem Falle nur wenige beigemischte Elemente von fremder Raçe in der Stammraçe ohne an dieser irgend welche Veränderungen hervorzubringen. Dagegen nennt es Pöppig (Art. „Indier" bei Ersch und Gruber S. 359) eine in den americanischen Kolonien allgemein bekannte Thatsache daß Mischlingsfamilien sich selbst überlassen nach wenigen Generationen zum Stammtypus (zu welchem von beiden?) wieder zurückkehrten und zwar gewöhnlich durch Rückfall. Wenn dieß gegründet ist, so kann es doch bei der großen Anzahl fast in allen Erdtheilen kräftig fortbestehender Mischlingsbevölkerungen nur als ein Ausnahmefall betrachtet werden den man sich hüten muß zu einer allgemeinen Regel zu erheben. Wenn ferner W. F. Edwards (Mém. de la soc. ethnol. I. et II) an den gemischten Bevölkerungen Frankreichs Italiens und der Schweiz die sich immer noch gleichmäßig wieder reproducirenden Typen der Ur-Raçen zu erkennen geglaubt und diese Beobachtung mit Serres für die Behauptung der absoluten Festigkeit der ursprünglichen und ungemischten Raçentypen ausgebeutet hat, so ist daran zu erinnern daß der Nachweis dafür bis jetzt nur aus der subjectiven Anschauung und Versicherung eines Einzelnen heraus versucht worden ist, daß anatomische Messungen dabei gänzlich fehlen, wie dieß bei unserer Unbekanntschaft mit den ursprünglichen Typen in diesem Falle nicht anders sein kann, und daß gerade jene Länder in Rücksicht ihrer schwer festzustellenden anthropologischen Verhältnisse in sehr großem Umfange zu einem Felde bloß subjectiver Meinungen geworden sind. Am weitesten sind in dieser Richtung Nott and Gliddon (p. 96) gegangen, welche nicht allein der Ansicht sind daß alle alten ursprünglichen Typen der Völker sich auch noch jetzt auffinden lassen müssen, wenn auch neue gemischte zu ihnen hinzugetreten seien, sondern sogar behaupten daß der Schädeltypus eines Volkes dessen Geschichte Sprache und Cultur lange Zeit zu überleben im Stande sei, denn weder vermische er sich mit anderen Formen noch

könne er irgendwie umgebildet werden, sondern komme immer wieder zum Vorschein und gewinne wieder die Oberhand; daher wir wohl darauf gefaßt sein müssen von ihnen z. B. über die jetzige Mischlingsbevölkerung von Paraguay, die den Engländern so ähnlich sein soll, etwa den Satz aufstellen zu hören daß sie keinen neuen Mischlingstypus darstelle, sondern vielmehr die ächte altiberische Bildung, einen Typus der in den Spaniern verborgen gewesen, jetzt aber in Süd-America wieder zum Vorschein gekommen sei. Besonnene Beobachter (wie z. B. R. Schomburgk im Bullet. soc. géogr. 1851. II, 63) beschränken sich dagegen auf die schon oben von uns gemachte Angabe daß manche Völkerstämme bei Kreuzung mit anderen ihre Eigenthümlichkeiten zäher festhalten, manche sie leichter aufgeben. Verschwinden sie bei einigen nach einer kleinen Anzahl von Generationen, so erhalten sie sich bei andern noch nach einer langen Reihe. Letzteres gilt z. B. von den sog. „Indiern" auf Haiti, besonders von den Weibern. Sie haben symmetrische Formen, eine olivenfarbige zarte Haut, große schwarze Augen und sehr reichen Haarwuchs. Es erinnert dieß an den bekannten, u. A. auch von J. Geoffroy St. Hilaire vertretenen allgemeinen Satz daß die Charaktere einer Thierraçe sich um so constanter fortpflanzen und um so fester zeigen, je älter, um so leichter veränderlich, je jünger die Raçe selbst ist.

Die Mischung der verschiedenen Typen ist ein weiterer Factor der als eine der mächtigsten Ursachen der Veränderungen des äußeren Menschen sich geltend macht. Wer die großen Hauptstämme der Menschheit als artverschieden zu betrachten geneigt ist, wird einerseits die Lebenskraft und unbeschränkte Fruchtbarkeit der Mischlinge gern bezweifeln, andererseits aber gleichwohl wo möglich alle Veränderungen der Typen die sich nachweisen lassen aus Mischung allein erklären, weil die behauptete specifische Verschiedenheit unhaltbar werden würde, wenn Klima Lebensweise und Cultur verändernd auf sie einwirken können. In Rücksicht dieses schwierigen Dilemma's in das sich die Vertheidiger von Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes verwickeln, bemerken wir hier nur noch daß es ganz besonders für diejenigen welche solche Artunterschiede annehmen, als unstatthaft erscheint alle Veränderungen der Typen aus Mischung allein abzuleiten, weil sie

damit zugleich genöthigt sein würden der Bildung von Mischvölkern die auch ohne Ergänzung aus den Stammtypen lebensfähig wären, eine Ausdehnung, und den Mischlingstypen einen Grad von Festigkeit zuzuschreiben wie sie sich in keinem analogen Falle nachweisen lassen: die behauptete Unveränderlichkeit der Artcharaktere würde wie man leicht sieht, unter solchen Umständen im Grunde nur noch in der Ein bildung bestehen. Von welchem Gesichtspunkte aus wir also auch di Ergebnisse der Vermischung verschiedener Typen betrachten mögen, dürfen wir behaupten daß sie für sich genommen im Ganzen stärker f die Arteinheit des Menschengeschlechtes sprechen als für die gegentheili Ansicht.

IV. Prüfung der verschiedenen Hauptansichten über die Einheit des Menschengeschlechtes.

Wir sind bisher damit beschäftigt gewesen die wichtigsten Thatsachen kennen zu lernen von denen die Entscheidung der Frage über die Arteinheit des Menschengeschlechtes abhängt und ihre Tragweite in Bezug auf diese zu erörtern. Suchen wir uns nun zunächst unparteiische Rechenschaft von den Folgerungen zu geben zu denen wir in Rücksicht auf den Hauptgegenstand unserer Untersuchung durch die angeführten Thatsachen und die bisherigen Erörterungen berechtigt sind, so hat sich zuerst eine bemerkenswerthe allmähliche Veränderlichkeit der leiblichen Bildung des Menschen herausgestellt, welche wir theils auf äußere theils auf innere Ursachen zurückführen konnten; die Größe und Art dieser nachweisbaren Veränderlichkeit ist aber, obwohl an sich nichts weniger als unerheblich, doch im Vergleich mit den an den einzelnen Menschenstämmen vorkommenden größten Verschiedenheiten noch nicht bedeutend genug um den Streit darüber, ob diese letzteren selbst als bloße Raçenunterschiede zu betrachten seien oder nicht, zu voller Entscheidung bringen zu können. Indessen dürfen wir behaupten daß die Ansicht welche absolut feste Artunterschiede unter den Menschen annimmt, gegen die ihr entgegengesetzte Lehre für uns an Wahrscheinlichkeit verloren hat, denn

die Existenz unveränderlich feststehender Typen menschlicher Körperbildung dürfen wir mit Bestimmtheit in Abrede stellen, sie ist ein bloßer Schein der nur da entsteht, wo die in gleichförmiger Weise lange Zeit fortdauernde Wirksamkeit des Klima's, der Lebensweise, der äußeren Verhältnisse überhaupt und namentlich des Mangels geistiger Cultur den einmal fixirten Habitus durch Erblichkeit einförmig forterhält.

Ein wesentlicher Unterschied des Menschen von den Thieren scheint gerade darin zu liegen daß der Veränderlichkeit seiner leiblichen Gestalt ein größerer Spielraum gegeben ist als diesen. Man wird dagegen nicht einwenden dürfen daß er nach seiner Organisation zu den Thieren gehöre und daß die Analogie mit diesen jene Annahme verbiete, weil dieselben Naturgesetze für die Bildung und die Veränderungen des thierischen und des menschlichen Organismus maßgebend seien; denn — selbst abgesehen von der Unerweislichkeit dieser Analogie im Allgemeinen — ist es unleugbar daß dieselben Menschenstämme successiv in sehr verschiedenen Klimaten leben können und zum Theil wirklich gelebt haben, bei weitem die meisten Thiere nicht; daß ferner die ganze Lebensweise und die sämmtlichen äußeren Verhältnisse denen derselbe Menschenstamm unterworfen ist, sich in der durchgreifendsten Weise ändern können und oft wirklich ändern, die der Thiere nicht; daß endlich derselbe Menschenstamm weit verschiedene Stufen geistiger Cultur durchlaufen kann und wirklich durchläuft, die Thiere nicht. Ist demnach der Spielraum welcher dem Menschen in Bezug auf alle diese Verhältnisse gegönnt ist, ein viel weiterer als der den Thieren zugewiesene, so wird man keinen Mangel an Uebereinstimmung mit den sonst herrschenden Naturgesetzen darin finden können, wenn auch der Variabilität seiner äußeren Bildung minder enge Grenzen gezogen sind als der der Thiere. Konnten wir zwar dem Beweise für die Arteinheit des Menschengeschlechtes nicht beistimmen, den Blumenbach, Prichard und viele Andere aus der Analogie führen zu dürfen glaubten, nämlich durch den Nachweis daß die Verschiedenheiten der Menschenstämme im Aeußeren bei weitem weniger beträchtlich seien als diejenigen welche sich an Thieren finden, die unbezweifelt zu derselben Art gehören (s. oben S. 35), so dürfen wir uns doch mit dem zuletzt genannten Forscher da vollkommen einverstanden erklären, wo er die Ansicht ausspricht daß die Unterschiede welche sich an den Menschen im Aeußeren zeigen, bei weitem noch nicht so bedeutend sind als man sie mit Rücksicht auf die großen Verschie-

denheiten der klimatischen und culturhistorischen Verhältnisse zu finden erwarten müßte.

Diesen Ansichten sind in neuerer Zeit andere mit großer Entschiedenheit entgegengetreten welche gegenwärtig größerer Popularität genießen, nicht sowohl in Folge ihrer Neuheit selbst als vielmehr in Folge der größeren theoretischen Consequenz die sie im Ganzen nicht ohne einen gewissen Schein des Rechtes für sich in Anspruch nehmen und ganz vorzüglich in Folge des bewußten oder unbewußten Zusammenhanges in welchem sie mit einer materialistischen Weltanschauung überhaupt stehen. Sie stützen sich nämlich auf die von uns soeben zurückgewiesene Ansicht daß der Mensch als physisches Wesen sich in Rücksicht seiner Körperbildung und deren Veränderungen ganz ebenso verhalten müsse wie die Thiere, und behaupten daß es eine handgreifliche Verkehrtheit und eine nur aus idealistischer Träumerei erklärliche Inconsequenz sei seine vollkommene Gleichstellung mit den Thieren als physisches Wesen zu leugnen und ihn anderen Gesetzen unterworfen zu glauben als diese. Wie die Thiere durch Einwirkung klimatischer Verhältnisse nur unerhebliche, durchaus unwesentliche Veränderungen erführen, so auch der Mensch; wie jene nur durch Mischung umgebildet würden, so auch dieser; und wie im Thierreiche (so fügen wenigstens Einige hinzu) ohne daß wir die Hand des Schöpfers in die Entwickelung des Naturlaufes eingreifen sähen, stets neue Arten entständen, nämlich durch Bastardzeugung der schon vorhandenen, so auch innerhalb des Menschengeschlechts durch die Paarung der verschiedenen Menschenspecies miteinander.

Zu den extremsten Männern dieser Richtung gehört Hamilton Smith (Nat. hist. of the hum. species. Edinb. 1848). Hatte schon Lawrence (Lectures p. 448 ff.) behauptet daß sich die Typen der Menschenraçen in allen Klimaten gleichmäßig forterhielten und nur durch Mischung änderten, so fügt jener zu dieser Lehre noch die weiteren wesentlichen Modificationen hinzu, daß sich jede der Hauptraçen in ihrem ursprünglichen Vaterlande unvertilgbar erhalte, während Ankömmlinge von anderen Raçen ohne Vermischung mit ihnen dort nothwendig zu Grunde gingen, daß aber aus der Vermischung derselben, ebenso wie aus der von vielen Thieren verschiedener Species, unbeschränkt fruchtbare neue mittlere Typen hervorgingen, unter Voraussetzung fortgesetzter Auffrischung des Blutes aus den Stamm-

arten. Er weist hin auf die ausgestorbenen Paltas am Titicaca See mit natürlich platten, nach hinten gerichteten Schädeln, auf die Reste sehr tiefstehender Menschenstämme von abnormer Bildung, wie die Cagots, Tschuwaschen und einige andere, auf die von allen ihren Nachbarn zu Sklaven gemachten Cumbrie-Neger am Niger, auf die ausgestorbenen Guanchen der Canarischen Inseln und die Ompizen (Bazimbern?) von Madagascar um den Satz zu rechtfertigen, daß es noch Reste eines älteren Menschengeschlechtes als das jetzige auf der Erde gebe, eines Geschlechtes das einst von einer anderen Flora und Fauna umgeben gewesen sei als das unsrige und das sich schon vor dem Untergange einiger jetzt nicht mehr lebenden Thierarten über die Erde ausgebreitet habe. Namentlich sollen die Papuas (die Austral-Neger?) dieser ältesten Bevölkerung der Erde angehören und vielleicht aus einer früheren Periode der Geschichte unseres Planeten herstammen. Diesen letzteren Punkt hat namentlich Hombron (d'Urville, Voy. au Pole Sud. Zoologie I, 184) noch weiter ausgemalt: er nimmt in jedem Erdtheile mehrere Schöpfungsmittelpunkte an und läßt den Menschen successiv in drei Schöpfungsperioden das Licht der Welt erblicken. In der Bestimmung der letzteren freilich und der Auswahl der Völker ist er sehr unglücklich: zuerst sollen nämlich die Samojeden Lappen und alle schwarzen Völker, dann die Mongolen Americaner Aegypter und Berbern, an letzter Stelle die europäische Menschheit erschaffen worden sein. Wer die Entstehung der verschiedenen Haupttypen in verschiedene Zeiten zu verlegen geneigt ist und zu ihrer Erklärung mächtigere Ursachen als die jetzt auf der Erde wirkenden voraussetzen zu müssen glaubt, der wird leicht den Neger als den unvollkommensten zugleich für den ältesten Menschen halten dürfen und seine Farbe mit dem größeren Kohlenstoffreichthum der Luft in früherer Zeit in Beziehung setzen können.

Entkleiden wir diese schon durch ihre Kühnheit allein leicht bestechenden Theorieen ihres Glanzes, so müssen wir zuerst darauf aufmerksam machen daß es unter allen Umständen sehr schwierig ist zu ermitteln, ob leiblich und geistig verkommene Menschenstämme als tief gesunkene oder als ursprünglich schlechter organisirte zu betrachten seien, daß aber vollends nach ihrem Aussterben die Entscheidung dieser Frage fast immer unmöglich wird. Wo es an näheren Angaben fehlt, sind beide Ansichten offenbar gleich statthaft. Unter den von Smith angeführten

Völkern sind die Cumbries allerdings ein allgemein verachteter und unterdrückter Negerstamm, aber nichts weist darauf hin daß sie von andern Negern durch bedeutendere, geschweige denn durch specifische Verschiedenheiten getrennt wären; unter den Paltas ist wahrscheinlich das schon früher erwähnte altperuanische Volk mit ungestalten Schädeln zu verstehen, dessen Kopfform ursprünglich von Morton für angeboren gehalten, später aber von ihm selbst als eine künstlich hervorgebracht Deformität erkannt worden ist; die Guanchen, deren Schädel Aehnlichkeit mit dem der alten Aegypter besitzt, gehörten wahrscheinlich zur sog kaukasischen Raçe, waren ein halb civilisirtes Volk von einfachen Sitten, bei dem sich Adel und Volk scharf von einander schieden, sogar Monotheismus und einige astronomische Kenntnisse werden ihnen von älteren spanischen Schriftstellern zugeschrieben (Humboldt und Bonpland, R. in die Aequinoctial-Gegenden I. 153, 283 ff.; Golberry, R. durch d. westl. Afr. 1803. I, 35 ff.; Webb et Berthelot, Hist. nat. des Iles Canaries; Berthelot in Mém. de la soc. ethnol. I. et II; Hodgkin in Nouv. Ann. des voy. 1848. III, 375 ff.). Ueber die meisten der übrigen genannten Völker fehlen genauere Nachrichten mit Ausnahme der Papuas, die man nicht den geringsten Grund hat für älter zu halten als andere Menschen.

Die zu verschiedenen Zeiten aufgetauchten, neuerdings namentlich in America wieder hervorgetretenen Behauptungen daß man Menschenknochen in tertiären Gebilden und in Begleitung von fossilen Resten gefunden habe, welche den Schluß auf die Existenz von Menschen zu einer Zeit rechtfertigten in welcher die Erdrinde noch nicht ihre jetzige Gestalt angenommen hatte*, sind bis jetzt ohne Bestätigung geblieben

* A. Maury, Des ossemens humains enfouis dans les roches 1852, Spring in L'Institut 1854. II, p. 41. Ausführlich darüber Nott and Gliddon, Indigenous races of the earth. Philad. 1857. p. 496 ff., welche zu erweisen suchen daß die Auffindung fossiler Menschenknochen und Geräthe in vielen Beispielen feststehe, wogegen der Vrf. des Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrschrift 1838, II, 213 ff. sich darauf beschränkt hat dieß nur als sehr wahrscheinlich darzustellen. Ueber die älteren hierher gehörigen Thatsachen und namentlich über die auf Guadeloupe im Tuffstein eingeschlossenen Menschenskelette vgl. Cuvier, D. Umwälzungen der Erdrinde, deutsch v. Nöggerath, 1830. I, 118; II, 158 ff. In Folge rein localer Verhältnisse geht auf dieser Insel der Proceß der Versteinerung außerordentlich schnell vor sich, und es können daher die hier gefundenen Skelette nicht als Beweis für eine ältere Existenz des Menschengeschlechtes in Anspruch genommen werden; ebensowenig darf dieß mit dem Umstande geschehen daß in Begleitung des Mammuth, das selbst nur wenig fossil ist, bisweilen Pfeil-

und werden von den Geologen durchgängig nur mit großem Zweifel aufgenommen. Dr. Lund (Nouv. Ann. des voy. 1845. I, 363), der an nicht weniger als acht verschiedenen Orten fossile Menschenknochen entdeckt haben soll (u. A. in Minas Geraës) schließt daraus daß die Bevölkerung von America von höherem Alter sei als die der alten Welt. Usher erzählt (bei Nott and Gliddon. p. 338 ff.) daß man bei den für die Gaswerke von Neu Orleans gemachten Ausgrabungen in dem vierten Lager der dort versunkenen Cypressenwälder in 16' Tiefe verbranntes Holz und ein männliches Skelett gefunden habe, dessen Schädel er selbst als der americanischen Raçe angehörig bezeichnet und dessen Alter er auf 57000 Jahre berechnet hat. Aehnliche unbezweifelbare Fälle soll es noch mehrere geben. Boucher de Perthes (Antiquités Celtiques et Antédiluviennes. Paris 1849) hat sogar antediluvianische Alterthümer ausgegraben, namentlich steinerne Aexte die mit Resten jetzt ausgestorbener fossiler Thiere zusammen gefunden worden sind. Wie Nilsson (Report of the British Assoc. for the advancement of sc. 1847. p. 31) drei alte Raçen in Skandinavien unterschieden hat, deren eine wenigstens sicher vorhistorisch sein soll, so haben Wilde (Lecture on the ethnology of the ancient Irish. 1844, vgl. auch Davis, Crania Britannica) in Irland und Wilson (Archaeological and prehistorical Annals of Scotland. Edinb. 1851) in Schottland mehrere Arten vorceltischer Schädel unterschieden. Können wir hier denjenigen Theil dieser Angaben welcher die Existenz des Menschen auf der Erde in früheren geologischen Perioden zu begründen sucht, hier übergehen und der Geologie zur Kritik überlassen, deren Ergebniß bis jetzt ein durchaus negatives gewesen ist, so dürfen wir nicht unterlassen auf der anderen Seite darauf hinzuweisen, daß ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde aus später zu erwähnenden Gründen ebenso bereitwillig zugestanden werden mag, wie ein mannigfaltiger Wechsel der Wohnplätze schon in vorhistorischer Zeit, während wir zugleich dennoch behaupten müssen

---

spitzen und dergl. gefunden worden sind. Auch ein neuerer Artikel von Littré (Rev. des deux mondes 1858. p. 5 ff.) bleibt bei dem Satze stehen, daß die Existenz des Menschen auf der Erde in einer früheren geologischen Epoche in der neuesten Zeit etwas weniger unwahrscheinlich geworden sei als sie früher war, und hebt namentlich hervor daß die Resultate der von B. de Perthes veranstalteten Ausgrabungen (S. oben) bei urtheilsfähigen Leuten hier und da angefangen hätten Glauben zu gewinnen.

daß es bis jetzt wenigstens an jedem Beweise selbst für die bloße Wahrscheinlichkeit der früheren Existenz jetzt ausgestorbener Menschenraçen und der Existenz des Menschengeschlechtes vor dem Schlusse der gegenwärtigen geologischen Epoche überhaupt fehlt. Wenn sich nämlich auch beweisen lassen sollte daß Schottland vor der Einwanderung der Celten schon andere Bewohner besaß oder daß die americanische Raçe schon vor 57000 Jahren existirte, so würde für die Behauptungen H. Smith's damit im Grunde noch nichts gewonnen sein.

Auch die Reste von alten Bauwerken deren Zweck und Entstehung den jetzt in ihrer Nähe lebenden Völkern unbekannt sind, können jenen Ansichten nicht zur Stütze dienen, denn es ist nicht nur nicht befremdend, sondern vielmehr eine ganz gewöhnliche und natürliche Erscheinung daß uncultivirte Völker die sich eines Landes bemächtigen, von dessen älteren Bewohnern und deren Geschichte ebensowenig auch nur eine Spur von Erinnerung bewahren als von ihrer eigenen. Und so bleibt denn für die Behauptung daß es ein älteres affenähnlicher organisirtes Menschengeschlecht vor dem jetzigen auf der Erde gegeben habe, außer etwa der nicht hinreichend begründeten und naturwissenschaftlich mystischen Lehre vom spontanen Aussterben der niederen Menschenraçen im Contact mit den höheren, kein Grund weiter übrig, jedenfalls kein thatsächlicher. Dagegen verlangen die beiden anderen Sätze Smith's noch eine nähere Prüfung, nämlich die, daß jeder der Haupttypen des Menschengeschlechtes (insbesondere die von G. Cuvier angenommenen drei: der Europäer Mongole und Neger) sich nur in seinem Stammlande halten könne, und zwar mit Ausschluß der übrigen, und daß jeder derselben als eine besondere Menschenspecies zu betrachten sei, aus welcher neue Typen nur durch Mischung mit andern hervorgehen könnten. Wir werden diese Prüfung am besten vornehmen, indem wir die verwandte Ansicht eines anderen Naturforschers darlegen und einer kurzen Kritik unterwerfen.

Agassiz hat der Lehre von der Geschiedenheit der Haupttypen durch das Klima und von der specifischen Verschiedenheit derselben die weiteste Ausdehnung und eine eigenthümliche Begründung zu geben versucht (Christian Examiner. Boston, July 1850 und daraus bei Nott and Gliddon 72 ff.). In der Haupsache ist freilich seine Behandlungsweise des Gegenstandes nicht originell, sondern lehnt sich an Swainson an (Treatise on the geogr. and classif. of animals. Lond.

1835), welcher ohne (wie es scheint) über die Frage der Arteinheit des Menschengeschlechts selbst eine Entscheidung geben zu wollen, sechs zoologische Hauptprovinzen aufstellt mit denen im Wesentlichen die Gebiete zusammenfallen sollen welche die verschiedenen Menschenraçen inne haben. Sie sind folgende: 1. Europa mit Klein-Asien und den Küstenländern des Mittelmeeres, 2. Asien jenseits des Ural, 3. America, (alle drei mit je drei, das letztere mit einer vierten problematischen Unterabtheilung im äußersten Süden) 4. Africa südlich von der Sahara, dessen dritte Unterabtheilung (Südafrica und namentlich Madagascar) seinem Charakter nach übergeht in 5. Australien (mit Neu-Holland als Mittelpunkt). 6. Der Norden der alten und neuen Welt. Die entsprechenden Menschenraçen würden sein: die kaukasische, mongolische, americanische, die Negerraçe, die malaiische, die sog. hyperboräische. Agassiz nun knüpft an diese Lehre folgende Betrachtungen.

Die Grenzen der zoologischen und botanischen Provinzen in welche sich die Erde theilt, fallen im Allgemeinen mit der Vertheilung der sog. Menschenraçen zusammen. Die Thier- und Pflanzenarten aber die eine jede dieser Provinzen besitzt, sind ursprünglich verschieden, und es läßt sich selbst für solche unter ihnen deren Unterschiede nur gering sind, keine gemeinsame Abstammung annehmen wenn sie verschiedenen Provinzen angehören, weil keine Art jemals aus einem dieser begrenzten und gegeneinander abgeschlossenen Gebiete in ein anderes wandert, sondern (wie sich an bestimmten Beispielen nachweisen läßt) jede sich auf dem heimischen Boden hält innerhalb der festen Grenzen die ihr gezogen sind. Daher muß man nicht einen, sondern viele Schöpfungsmittelpunkte auf der Erde annehmen, von denen aus sich die Geschöpfe verbreitet haben, nämlich so viele als es verschiedene zoologische und botanische Provinzen giebt, und es gilt für das Menschengeschlecht nach der Analogie ganz dasselbe Gesetz wie für die übrigen Wesen.

Den Hauptgedanken auf welchen sich diese Betrachtung stützt hat vor Agassiz schon Desmoulins (Hist. nat. des races hum. 1826) geltend gemacht, den Gedanken nämlich daß man für die Thiere der verschiedenen Welttheile, selbst für sehr ähnliche Arten, nothwendig verschiedene Schöpfungscentren annehmen müsse, da Wanderungen derselben über Gebiete undenkbar sind in denen sie entweder gar nicht hätten leben können oder ihre Natur hätten wesentlich ändern müssen.

Besitzt nun zwar der Mensch eine Fähigkeit zu so weit ausgedehnte und fast unbeschränkten Wanderungen, welche die unmittelbare Anwendung desselben Schlusses auf ihn selbst verbietet, so wird es doch durch seine allgemeine Analogie mit den übrigen organischen Wesen sehr wahrscheinlich daß er mit ihnen zugleich entstanden und wie sie von verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten ursprünglich ausgegangen ist.

Wir werden Zoologen und Botanikern von Fach die schwierige Untersuchung darüber zu überlassen haben, ob die Lehre von der scharfen natürlichen Abgrenzung jener Provinzen sich so streng durchführen läßt als Agassiz behauptet, oder ob in dieser Strenge sich vielleicht ein allgemeiner Schematismus ausspricht, der, wie in so vielen anderen Fällen, nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit in der Behandlung der Thatsachen zu seinen glänzenden und interessanten Consequenzen gelangt. Es ist aber leicht ersichtlich, daß, wenn es keine vollkommen scharfe Scheidung der zoologischen und botanischen Hauptprovinzen giebt, d. h. wenn für einzelne, mit größerer Wanderungsfähigkeit begabte Thiere zugestanden werden muß, daß sie aus einer in die andere übergewandert seien, damit für den Menschen, welcher ohne Frage das größte Vermögen der Locomotion und die meisten Veranlassungen zur Veränderung seines Wohnplatzes hat, jene Analogie hinwegfällt oder wenigstens sehr viel von ihrer Bedeutung verliert. Hören wir nun daß selbst manche europäische Reptilien sich durch ganz Asien hindurch bis nach Japan hin erstrecken, wogegen alle Reptilien der neuen Welt völlig verschieden sind von denen der alten (Schlegel, Essai sur la physiog. des serpens 1837), so wird man sich darüber kaum wundern; hören wir weiter daß die ächt typischen Formen der Thierwelt von America ebenso verschieden sind von denen der alten Welt als die australischen, so mag man geneigt werden daraus nach der Analogie auf einen gesonderten Ursprung des europäischen americanischen und australischen Menschen zu schließen; nimmt man aber hinzu daß viele Vögel und Säugethiere der alten Welt sich auch in Nord-America finden, so wird dadurch diese Wahrscheinlichkeit in Rücksicht des Menschen so gut als vollständig wiederaufgehoben. Indessen wollen wir, um der neuen Lehre möglichst große Zugeständnisse zu machen, hiervon ganz absehen und die Prüfung derselben von einer andern Seite her aufnehmen. Stellen wir uns also die Frage ob die vorhandenen Haupttypen des Menschengeschlechtes den von

Agassiz aufgestellten zoologischen und botanischen Provinzen in der Anzahl und den Localitäten die sie innehaben, wenigstens mit einem gewissen Grade von Genauigkeit entsprechen.

Wir begegnen bei dem Versuche diese Frage zu beantworten der eigenthümlichen Schwierigkeit die es hat der Behauptungen Agassiz's habhaft zu werden, denn er ist sich in ihnen sehr wenig gleich geblieben.* Hat er (wie Smyth, Unity of the hum. races New Y. 1850, p. 349 nachweist) noch im J. 1845 die Einheit des Menschengeschlechtes als Art behauptet, so wurden von ihm im J. 1850 elf bis zwölf, im J. 1853 (bei Nott and Gliddon p. LVIII ff.) acht Menschenspecies in eben so viele zoologische und botanische Hauptprovinzen der Erde vertheilt, und es gewinnt sehr den Anschein als ob er die zuletzt erwähnte Veränderung hauptsächlich gemacht habe um jene Provinzen mit den vorhandenen Haupttypen des Menschengeschlechtes in bessere Uebereinstimmung zu bringen. Die zwölf Provinzen vom J. 1850 sind folgende: eine arktische; drei der gemäßigten Zone in Europa Asien und America, deren letztere sich wieder in zwei Abtheilungen gliedert, die eine östlich, die andere westlich vom Felsengebirge; drei tropische Provinzen, die eine in Africa südlich vom Atlas und mit Ausschluß des Nilthales wie des Kaps der guten Hoffnung, die zweite in Asien südlich vom Himalaya und mit Einschluß der großen Sundainseln, die dritte in America; die achte Provinz bildet Neu-Holland mit Vandiemensland; dann folgt als eine Provinz von zweifelhafter Selbstständigkeit Polynesien; die drei übrigen gehören der gemäßigten Zone von Süd-America, dem Kap der guten Hoffnung und dem Südpolarkreis. Im J. 1853 macht er dagegen

* Vergebens bemüht er sich in dem angeführten Aufsatze im Christian Examiner zu zeigen daß seine Behauptung der Einheit der Art mit seiner Lehre von der Verschiedenheit des Ursprunges der Menschen nicht streite; denn so sehr wir hierin sowohl ihm selbst als Meigs (bei Nott and Gliddon Indigenous races of the earth 1857. p. 350 not.) beistimmen möchten daß die Frage nach der Einheit der Art ganz zu trennen sei von der nach der Einheit des Ursprunges, so ist diese Trennung doch bisher von Seiten der Zoologen so wenig gemacht worden, daß diesen vielmehr die Bejahung der zweiten Frage als selbstverständlich gegolten hat und noch gilt nach Bejahung der ersteren. In Deutschland scheint zuerst C. F. Eberhard (Die Menschenraçen. Koburg 1842. S. 36) darauf hingewiesen zu haben daß man die Frage nach der Einheit des Ursprunges, nach der Abstammung von einem Urpaare, ganz zu trennen habe von der nach der Einheit der Species: er selbst ist der Ansicht daß jede Species sogleich ursprünglich in verschiedenen Variatäten aufgetreten sei.

folgende Angaben: 1. arktisches Reich, 2. Asien, 3. Europa bis in den Norden des Caspischen Meeres, im Süden bis zum Indus und einschließlich des Nordrandes von Africa, 4. America, 5. Africa, 6. Vorder- und Hinterindien, 7. Australien und Neu Guinea, 8. Polynesien. Halten wir uns hauptsächlich an die erstere Vertheilung, so sind über sie aus dem anthropologischen Gesichtspunkte hauptsächlich folgende Bemerkungen zu machen.

Die nördlichen Polarvölker sind zwar schon häufig als eine besondere Raçe betrachtet worden; diese Ansicht läßt sich aber nur so lange festhalten, als man die Körperbildung derselben und die Eigenthümlichkeiten der Sitten und Lebensweise allein in's Auge faßt. Schon G. Forster hat in seiner Geschichte der seit Cook nach Nordwest-America unternommenen Reisen (Berl. 1791. III, 60) auf die Unzulässigkeit hingewiesen die es in sich schließt die Lappen und Samojeden mit den Eskimos als Stammverwandte zusammenzugruppiren. Wie noch jetzt eine große abgesonderte Gruppe von Samojedenvölkern in den Süden bis über die Quellen des Jenissei hinaufreicht, so weist auch ihre unzweifelhafte Verwandtschaft zu andern asiatischen Völkern sehr bestimmt auf ihren Ursprung aus Mittelasien hin — und wer wollte auch annehmen daß sie in ihrem kalten Lande hätten ursprünglich entstehen können, wenn ihnen der Schöpfer nicht einen dicken Winterpelz hätte wachsen lassen gleich dem des Eisbären, damit sie nicht erfrören ehe sie Jagd und Hüttenbau und vieles Andere lernten? Läßt sich dagegen zwar einwenden daß das Klima der Polarländer in früherer Zeit wärmer war als jetzt, so müßte doch für den Fall daß es in jener Zeit schon Menschen dort gegeben hätte, eine allmähliche Acclimatisation derselben mit der fortschreitenden Abkühlung der Erdrinde in einem Grade angenommen werden, in welchem sie theils überhaupt, theils besonders gerade von denen geleugnet wird und geleugnet werden muß, die wie Agassiz u. A. die verschiedenen Hauptstämme der Menschheit an die klimatischen Verhältnisse und Zonen unabänderlich gebunden glauben in denen sie ihnen für entstanden gelten. Demnach gehören die Polarvölker offenbar nicht ihren jetzigen Wohnsitzen ursprünglich an, wie dieß in Bezug auf die Thiere und Pflanzen möglich und wahrscheinlich ist.

Dasselbe steht in gleicher Weise aus bekannten historischen und sprachlichen Gründen von den indogermanischen Völkern in Europa

fest. Auch sie sind nicht in ihrem jetzigen Gebiete entstanden, sondern sie sind Einwanderer aus Südwest-Asien. Läßt man die Mongolen Tungusen und ihre Verwandten als die Völkerfamilie gelten deren Urheimath der gemäßigte Theil von Asien war, so reicht das Gebiet derselben doch im Süden über die Quellen der beiden großen chinesischen Ströme hinaus und im Norden erstreckt es sich fast bis an's Eismeer. Wo bleibt da die klimatische Beschränkung der einzelnen Menschenspecies? Wo bleibt sie in America, dessen Trennung in drei Hauptgebiete nach den Zonen ethnographisch völlig willkürlich ist und gar nichts für sich hat? Ferner gehören Neuholland und Vandiemensland anthropologisch betrachtet nicht zusammen, die Provinz des Südpoles aber ist menschenleer. Dazu kommt noch daß in Polynesien die Australneger und Papuas in unmittelbarer Nachbarschaft von Völkern wohnen die den Malaien verwandt sind, während die letzteren sich ihrerseits bis nach Madagascar erstrecken, und daß die tropische Provinz von Asien die vier verschiedensten Menschenstämme zugleich enthält die auf der Erde überhaupt vorkommen (kaukasische, mongolische, malaiische und Negrito-Raçe) und mit einiger Wahrscheinlichkeit sogar als ihr Stammland angesehen wird. Es kann also von einer solchen Sonderung der Völkerfamilien nach zoologischen und botanischen Provinzen überhaupt nicht die Rede sein; diese paßt genauer besehen nur auf Africa, dessen nördliche Uferländer sich in ihrer Flora und Fauna wesentlich von den Ländern im Süden des Atlas unterscheiden, während zugleich das Nilthal und das Kapland ebenfalls solche Unterschiede darbieten: diesen Gebieten entsprechen als große ethnographische Abtheilungen die Berbern, die zur kaukasischen Raçe gerechnet zu werden pflegen, die Negervölker, die Aegypter und Abessinier, die Hottentotten. In allen andern Erdtheilen dagegen — und wir brauchen dieß wohl kaum besonders hervorzuheben — findet gar keine Correspondenz der zahlreichen Unterabtheilungen in specielle Faunen und Floren, die Agassiz für alle seine großen Hauptprovinzen gemacht hat, mit den einzelnen Völkergruppen statt welche diese Gebiete bewohnen: seine Unterabtheilungen sind ohne alle anthropologische Bedeutung.

Was der ganzen von Agassiz vertretenen Hypothese über die Menschenraçen aber noch weiter im Wege steht und deren Annahme von vornherein hätte verbieten sollen, das ist der Umstand, daß man

die Entstehung des Menschen überhaupt nur in die heiße Zone verlegen kann, weil er ohne vorher erworbene Fertigkeiten in jedem Lande hätte zu Grunde gehen müssen, in welchem es eines künstlichen Schutzes gegen die Schädlichkeit des Klima's und gewisser Erfahrungen und Kenntnisse bedurft hätte um die geeignete Nahrung in hinreichender Menge zu erlangen. Dazu kommt noch die große Unwahrscheinlichkeit die darin liegt daß bei den so großen Mitteln der Locomotion die der Mensch besitzt, und bei der vielfachen Noth von der er namentlich im Naturzustande bedrängt wird, dennoch wenigstens der große Grundstock einer jeden sog. Menschenspecies von Anbeginn seiner Existenz bis zum Anfang der historischen Zeiten — jedenfalls ein ungeheurer Zeitraum! — in seiner Urheimath festsässig geblieben sein sollte! Stehen spätere sehr weit ausgebreitete Wanderungen der Völker außer Zweifel, die ein solches Festsitzen im Stammlande widerlegen, so finden wir anderseits auch in vielen Gegenden der Erde Menschen von völlig verschiedenem Typus in unmittelbarster Nachbarschaft beieinander — lauter Thatsachen die jener Theorie so ungünstig als möglich sind. Wäre diese letztere richtig, so würde man nur wenig ausgedehnte oder vielmehr fast gar keine Wanderungen der Völker anzunehmen haben, so etwa wie Desmoulins die Indogermanen als autochthon in den Ländern von Skandinavien bis zum Caspischen Meere und zum Indus, die Finnen als autochthon zu beiden Seiten des Ural, die Türken als autochthon am Altai und im Nordwesten von Tübet betrachtet.

So unzulässig aus bekannten Gründen solche Ansichten sind, so ist doch nicht minder vor dem entgegengesetzten Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die sämmtlichen Menschenstämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südwest-Asien verlegten Paradiese, ableiten und ihre ursprünglichen Wanderungen nachweisen zu können glauben, während vielmehr in allen Fällen nur von relativ ältesten Wanderungen die Rede sein kann, nämlich von solchen, im Vergleich mit denen wir keine früheren kennen, ohne daß wir jedoch wissen ob vor ihnen das betreffende Land noch unbevölkert oder schon von anderen Stämmen besetzt war. Lüken (D. Einheit des Menschengeschl. 1845) hat diesen Fehler begangen, auch Latham hat sich, so besonnen er auch gewöhnlich verfährt, von ihm nicht ganz freizuhalten gewußt, denn nur aus dem

Einfluß solcher Vorstellungen erklärt es sich, wenn er in ältester Zeit die Australneger und Papuas ihr jetziges Gebiet besetzen und die Australier über Timor aus Südasien nach Neuholland einwandern, in späterer Zeit die Polynesier und Mikronesier aus den jetzigen Malaienländern in die Südsee jenen nachfolgen läßt, und sehr geneigt ist alle diese so verschiedenen und einander, wie es scheint, in jeder Hinsicht so fernstehenden Völkerstämme ihrem ersten Ursprunge nach für identisch zu erklären. Dagegen verdient es Berücksichtigung wenn er bemerkt (Man and his migrations 1851, p. 157) daß primäre Wanderungen von Völkern überall da wahrscheinlich seien, wo wir wie z. B. bei den Hottentotten, Lappen, Celten in Irland extreme Localitäten vor uns haben, welche von dem muthmaßlichen Centrum und Ausgangspunkte des ganzen Wanderungszuges am weitesten abstehen — ähnlich aber wie die genannten Völker, setzt er hinzu, verhalte sich America und Oceanien überhaupt zu Asien.

Hatte man früher mit großer Sicherheit und, wie es mit traditionellen Ansichten zu geschehen pflegt, gewissermaßen als selbstverständlich angenommen daß es mit der Abstammung des Menschengeschlechtes von einem einzigen Paare und daher auch mit der Arteinheit desselben seine Richtigkeit habe, so war es eine natürliche und naheliegende Frage, wo der Ursitz der gesammten Menschheit zu suchen sei, in welche Hauptstämme sie sich gespalten habe und auf welchen Wegen diese zuerst ihr Stammland verlassen und neue Wohnsitze aufgesucht hätten. In neuerer Zeit haben Viele nach einem positiven Gegenbeweise gegen diese Ansicht gesucht. Rudolphi (Beiträge zur Anthropol. 1812, S. 150) hat an die Schwierigkeiten erinnert welche der Annahme im Wege stehen sollen, daß eine Ausbreitung der Menschen über die ganze Erde von einem Orte allein stattgefunden habe. Diese Schwierigkeiten sind offenbar nirgends auf der Erde größer oder auch nur ebenso groß als in der Südsee, und doch läßt sich gerade hier in genügender Weise zeigen, nicht allein daß sie nicht unüberwindlich sind, sondern auch daß durch sie weder Einwanderungen von auswärts noch auch die Ausbreitung der Menschen von einer Inselgruppe zur andern gehindert worden sind. Um nicht zu weitläufig zu werden bemerken wir hier nur daß besonders Japanesen häufig erwähnt werden die in die Südsee verschlagen wurden: es kamen solche durch eine große unwillkürliche Seereise im J. 1690 nach Manilla (G. Careri, Voy. du

tour du monde 1719. V, 64), 1832 und öfter nach Oahu (Bennet, Narr. of a whaling voy. I, 242; Jarves, Hist. of the Sandwich Isl. p. 27; Wilkes V, 260), 1833 selbst nach Point Grenaille, 1½° nördlich von der Mündung des Columbia (Wilkes IV, 295), und Humboldt hat hervorgehoben daß von Asien nach America zu kommen sei ohne den 55. Grad nördl. Breite zu überschreiten und ohne jemals eine mehr als 24—36stündige Seereise zu machen. (Neuspanien II, 273 not. Vgl. Hist. de la géogr. du nouveau continent 1836. II, 607). Völlig entscheidend aber ist der Umstand daß die große Uebereinstimmung welche in Sprache Sitte Sage und Religion in Polynesien von den Sandwichinseln bis nach Neu-Zealand hin herrscht, die Annahme verschiedener Abstammung dieser Inselvölker gar nicht einmal zuläßt. Es können daher die Schwierigkeiten der Wanderungen nicht als Grund gegen die Ansicht geltend gemacht werden, daß die Menschen ursprünglich von einem Orte der Erde allein ausgegangen seien.

Dagegen steht es auch auf der andern Seite übel genug um die positiven Gründe die man für die Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von solchen im wissenschaftlichem Sinne die Rede sein kann. Ohne mit denen streiten zu wollen für welche der Glaube an die alttestamentliche Erzählung die Stelle solcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrscheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäßigkeit begehen sehen wie die sein würde, daß das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an so schwachen Fäden hinge wie die Existenz eines einzigen Menschenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abstammung des Menschengeschlechtes welcher nur auf einer teleologischen, nicht auf einer physikalischen oder physiologischen Betrachtung ruht und dessen Tragweite wir nicht allzu hoch anschlagen dürfen; doch scheint er so ziemlich den einzigen Anhaltspunkt zu bezeichnen den dieser Gegenstand unserer Ueberlegung darbietet. Kann allerdings die bloße Möglichkeit der Abstammung aller Menschen von einem Paare im Allgemeinen zugegeben werden nach der Analogie mancher der nach America importirten Hausthiere, die sich ebenfalls von einem oder einigen wenigen ursprünglichen Exemplaren in's Ungeheure vermehrt haben (wie Giebel, Tagesfr. aus d. Natgesch. 1857,

S. 65 bemerkt), so ist doch damit für den Beweis der Wirklichkeit noch nichts gewonnen. Wenn ferner Smyth und Andere hervorgehoben haben daß die einpaarige Abstammung der gegentheiligen Annahme vorgezogen zu werden verdiene, weil man die Ursachen die man der Naturerklärung zu Grunde lege, nicht ohne Noth vervielfältigen müsse und weil ein Wunder annehmbarer sei als viele, so liegt am Tage daß eine numerische Vervielfältigung der wirkenden Agentien oder Producte ganz etwas Anderes ist als eine größere Complication der wirkenden Ursachen, und daß es sich bei Wundern vom Standpunkte der wissenschaftlichen Naturerklärung gar nicht um Grade der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit handelt, sondern um eine Aufhebung des natürlichen Zusammenhanges der Dinge überhaupt, welche dem Princip der Naturforschung als solchem und darum in gleicher Weise widerspricht, man möge sie nun einmal oder tausendmal gestatten, denn das Wunder hat keine Grade. Dagegen dürfte aber auch bereitwillig zuzugestehen sein, daß es ein sehr schwacher Beweis ist wenn Agassiz von den Bienen und anderen niedrig stehenden Thieren die in Schwärmen leben, nach der Analogie auf den Menschen schließen und daraus den Ursprung desselben von einem Paare unwahrscheinlich machen will; denn (wie Smyth S. 356 mit Recht dagegen erinnert) diese Analogie läßt sich weder auf alle Thiere ausdehnen, noch ist sie insbesondere für die am höchsten organisirten allgemeingültig.

Gänzlich irregegangen sind ohne Zweifel diejenigen welche einer Richtung sich anschließend die der von Agassiz vertretenen verwandt ist, so viele ursprüngliche Typen des Menschengeschlechtes aufstellen möchten als es typisch verschiedene Völker auf der Erde giebt. Allerdings ist es statthaft anzunehmen, daß in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menschen in Masse entstanden sind, und daß die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermischung die unter den Nachkommen verschiedener Paare eintrat, ihren Ursprung genommen haben. Es dürfte sogar schwer sein nach Berücksichtigung aller bis jetzt bekannten Thatsachen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme zu leugnen und noch schwerer sie bündig zu widerlegen, aber eben deshalb ist dringend zu warnen vor der allzugroßen Bequemlichkeit, die eine ungebührliche Ausdehnung derselben in dem bezeichneten Sinne der Lösung der schwierigen Frage über den Ursprung des Menschen bereitet oder

vielmehr nur zu bereiten scheint: man entläuft mit Hülfe einer solchen Voraussetzung allerdings allen Schwierigkeiten, aber man löst auch keine einzige, besonders auch insofern, als sich kaum entscheiden lassen würde ob die Menschenpaare welche man sich in demselben Schöpfungscentrum gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten entstanden dächte, zu derselben Art zu rechnen oder als verschiedene Arten anzusehen wären. Eine Vervielfältigung der Menschenarten in's Unbestimmte und Maaßlose zeigt sich überdieß leicht als völlig unstatthaft um des vielen Gemeinsamen willen, das sich bei vielen und oft sehr weit entlegenen Völkern findet und für dessen Erklärung man entweder nur zu paradoxen Zufälligkeiten oder zu gemeinsamer Abstammung seine Zuflucht nehmen kann. Gemeinsamer Sprachbau und eine große Menge gemeinsamer Wurzelwörter setzen, um nur an dieß eine aber große Beispiel zu erinnern, für die indogermanischen Völker die Einheit ihres Ursprunges außer Zweifel. Ferner darf als bewiesen betrachtet werden daß mit dem Uebergange eines Volkes aus dem Zustande der Rohheit in den der Cultur die frühere typische Einförmigkeit der leiblichen Bildung sich allmählich verliert und einer größeren Mannigfaltigkeit Platz macht: man hat daher alle Ursache wenigere ursprüngliche Typen anzunehmen als sich gegenwärtig finden. Endlich sind viele Wanderungen der Völker auf's Bestimmteste nachweisbar: man kann sich also die Menschen nicht sämmtlich auf dem Boden entstanden denken auf dem sie jetzt leben, wenn man nicht selbst den Boden der Thatsachen verlassen und sich auf den der freien Phantasie stellen will, auf welchem freilich Alles möglich ist. Der Satz aber, daß nur in der heißen Zone überhaupt Menschen entstehen oder wenigstens dort allein die Bedingungen zu ihrer Fortexistenz finden konnten, weist für sich schon einen großen Theil der unnützen Vervielfältigung die man sich in Rücksicht der Urheimath der Menschen erlaubt hat, von vornherein zurück, wenigstens so lange noch unbewiesen ist daß das Alter des Menschengeschlechts über die gegenwärtige geologische Epoche hinaufreicht.

Fassen wir kurz zusammen was unsere Kritik ergeben hat, so muß zugestanden werden, daß für die besonnene Prüfung ein Theil von Agassiz's Ansicht unangefochten zurückbleibt, wenn sie auch als Ganzes betrachtet für viel zu speciell und schematisch, überhaupt für unannehmbar erklärt werden muß. Jener Theil besteht in dem Satze, daß es in der heißen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen

einst Menschen entstanden und von denen sie ausgingen. Berücksichtigen wir insbesondere den Umstand daß weder der africanische noch der Austral-Neger und Neu-Holländer die See befahren, daß sie fast alle nur elende Kähne besitzen die selbst zur Fluß- und Küstenfahrt bloß in geringem Umfange taugen, daß nichts bei ihnen auf eine höhere Ausbildung der Schifffahrt und des Verkehres überhaupt in älterer Zeit hinweist, so wird man wenig geneigt sein sich etwa die schwarzen Völker der Südsee aus Africa eingewandert zu denken. Wer gleichwohl nur eine einzige Urheimath des gesammten Menschengeschlechtes annehmen zu dürfen glaubt, wird diese nur in Südasien suchen können, von wo die Negerraçen in südöstlicher und südwestlicher, und etwa späterhin die hellen Raçen in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung ausgegangen wären; wer dagegen mehrere Stammländer vorauszusetzen sich genöthigt findet, wird vorzüglich wegen der so wenig entwickelten Wanderungsfähigkeit der negerartigen Völker hauptsächlich Süd-Asien Africa und Neu-Guinea in dieser Rücksicht in's Auge fassen. Dieser letzteren Ansicht, der Annahme einer Mehrheit von Stammländern, kommen, so wenig auch von einem strengen Beweise derselben die Rede sein kann, namentlich zwei Thatsachen sehr zu Hülfe, welche überhaupt als die einzigen wesentlichen Stützen zu betrachten sind, die sich der Behauptung einer Mehrheit von Menschenarten geben lassen, nämlich die Geschiedenheit der Haupttypen durch das Klima und die Affenähnlichkeit des Negers, des africanischen wie des australischen.

Die Tragweite der ersteren Thatsache, der klimatischen Sonderung der großen Hauptstämme, richtig zu bestimmen ist vorzüglich deshalb schwierig, weil sie selbst noch nicht als hinreichend constatirt gelten kann; denn Völker von wesentlich verschiedenem Typus leben nicht selten in demselben Klima dicht nebeneinander (vgl. die später anzuführenden Beispiele), und so sicher es auch ist daß sich namentlich die Weißen als Volk nicht in allen Negerländern zu halten vermögen und daß überhaupt die Acclimatisation bei dem Versuche eines plötzlichen Ueberganges aus einem Klima in das andere zu mißlingen pflegt, so gewagt ist die Behauptung daß die Europäer in keinem Lande fortzukommen vermöchten wo der Neger gedeiht, und es muß als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß auch eine allmähliche Acclimatisation eines weißen Volkes, das von Jahrhundert zu Jahrhun-

dert von Norden nach Süden bis in das eigentliche Negerland fortrückte, nicht möglich sein sollte. Die Strenge in welcher namentlich Knox (The races of man. 1851) die Geschiedenheit der Raçen durch das Klima vertheidigt, läßt sich nicht rechtfertigen: er geht so weit von allen Einwanderern in ein fremdes Klima zu behaupten daß sie sich in ihrem neuen Vaterlande immer nur durch fortdauernde Zufuhr von Stammverwandten aus der Heimath zu halten vermöchten. Wir hören indessen durchaus von keinem so raschen und so vollständigen Aussterben der Creolen in den tropischen Kolonieen, wie es erwartet werden müßte, wenn jene Annahme begründet wäre; die Beschränkung der Thiere auf bestimmte Klimate aber, auf welche man sich berufen hat um daraus eine gültige Analogie zu gewinnen, findet nicht in solcher Allgemeinheit statt, daß man sie auch für den Menschen als gültig voraussetzen dürfte, denn die meisten Hausthiere vertragen bekanntlich fast alle Klimate, wenn sie auch nicht in allen zu derselben Größe und Kraft sich entwickeln. Der Fuchs lebt im kalten Norden wie im warmen Süden, die Heimath des Tigers erstreckt sich von Indien bis nach Sibirien hinauf. Der Mensch scheint sich bei der Uebersiedelung in verschiedene Klimate in der That den Hausthieren sehr ähnlich zu verhalten, mit dem einzigen Unterschiede daß er aus früher angeführten Gründen eine solche Uebersiedelung in dem Maaße besser verträgt, in welchem er in seiner Cultur höher steht. Wie in fremdem Klima Thierraçen ausarten und sich den einheimischen verähnlichen auch ohne Vermischung mit ihnen (Lucas II, 311 ff.), so auch der Mensch, außer insoweit wesentliche Verschiedenheiten der Nahrung Lebensweise und Cultur bei Eingewanderten und Eingeborenen dieß verhindern. Wie die einem Klima fremde Thierraçe sich gegen die einheimische nicht auf die Dauer erhalten kann ohne beständige Auffrischung des Blutes aus der Stammraçe, sondern von dieser absorbirt wird, weil die Masse der sich mischenden Elemente in letzter Instanz allein entscheidet über den Typus der Mischlinge und das Klima überdieß die fremden Individuen den einheimischen zu verähnlichen strebt, so geht auch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl fremder Ankömmlinge in der einheimischen Bevölkerung unter durch Mischung mit ihr, sie bleibt ohne Einfluß auf den Typus der Mischlinge, eine hinreichend große Anzahl dagegen erzeugt eine Mischlingsraçe deren Typus sie mit bestimmen hilft.

Der zweite der erwähnten Punkte, die Affenähnlichkeit des Negers, ist eine noch wichtigere Thatsache, deren Würdigung freilich je nach dem Standpunkte des Beurtheilers sehr verschieden auszufallen pflegt. Von der einen Seite hat man sie in Verbindung gebracht mit den Ansichten über die Entstehung des Menschen und sie namentlich so benutzt, daß man den Affen zum Stammvater des Menschen gemacht hat — die bekannte Lehre derer welche eine Entwickelung der verschiedenen Thier-Species auseinander annehmen, sei es daß sie diese Umbildung auf die Zeiten großer geologischer Veränderungen beschränkt, oder im Laufe der Zeit durch fortwährende Accomodation an die äußeren Umstände immer, wenn auch sehr langsam weiter schreitend sich denken (Lamarck und seine Nachfolger, neuerdings namentlich J. Geoffroy St. Hilaire).

Mag man geneigt sein diesem Gedanken der vorausgesetzten Festigkeit der Arten gegenüber keinen höheren Werth beizulegen als den eines geistreichen Einfalles, so erscheint er doch als beachtenswerth durch die Analogieen, in denen er zu der wissenschaftlich begründeten Gesammtansicht der Natur und des Menschenlebens steht: die allmähliche stetige Entwickelung der Erde selbst und der höheren Gebilde die sie trägt aus den niederen, und zwar ohne immer erneute Eingriffe schöpferischer Thätigkeit, scheint uns jene Ansicht von dem Ursprunge des Menschen ebenso aufdrängen zu wollen wie die teleologische Betrachtung sie uns nahe legt, daß insbesondere in der Geschichte des Menschengeschlechtes selbst die höheren Formen und Bildungen des äußeren wie des inneren Lebens überall erst aus den niederen hervorgegangen, diese im Laufe der Zeit zu verdrängen bestimmt seien. So gewiß es ist daß die Menschen irgendwo und irgendwann auf der Erde entstanden sind, so gewiß ist es auch daß alle Analogieen wissenschaftlicher Vorstellungsweisen für die Annahme einer Entstehung des Menschen auf natürlichem Wege sprechen. Indessen muß ebenso offen zugestanden werden daß alle Analogieen zur Transformation des Affen in einen Menschen der empirischen Naturforschung so gut als vollständig fehlen und daß die Tragweite der angeführten allgemeinen Gründe für dieselbe nicht größer ist als die des Satzes, daß wir uns von der natürlichen Entstehung des Menschen, welche zu behaupten wir allerdings wissenschaftlich berechtigt sind, eine nähere und bestimmtere Vorstellung auf wissenschaftliche Weise nicht zu machen vermögen.

Was nöthigt aber den Forscher sich bestimmte Ansichten zu bilden für welche es an jeder Begründung durch Thatsachen fehlt? Nicht nur gar nichts, vielmehr verbietet es ihm die Liebe zur Wahrheit auf das Entschiedenste. Freilich scheint es für Viele schwer oder unmöglich zu sein an irgend einem Punkte zu dem Eingeständniß zu kommen, daß sie mit ihrer Weisheit zu Ende sind, dieß hält aber die Logik und das rein wissenschaftliche Interesse nicht ab auf dieser Forderung überall zu beharren wo die Folgerungen aus Thatsachen zu Ende sind. Vermag man einen Satz nur durch eine allgemeine Analogie zu einer größeren Gesammtansicht, nicht durch bestimmte positive Gründe zu unterstützen, während man ihm gegenüber ein unabsehbares Feld gegentheiliger Möglichkeiten offen lassen muß, so ist seine Begründung so schwach als sie irgend sein kann, denn aus der eingestandenen Unwissenheit darüber wie es sich mit einer Sache verhalte, ergiebt sich kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich so verhalte wie wir bei dem dermaligen Stande unseres Wissens zu erwarten geneigt sind.

Die Frage nach der Stammverwandtschaft des Affen mit dem Menschen erscheint demnach wenigstens gegenwärtig als eine ebenso müßige wie die nach der Farbe des Urpaares, welche Lacépède (Ages de la nature. 1830. I, 255) wegen der größeren Erdwärme in alter Zeit mit Hunter und Link als schwarz, Buffon und Blumenbach als weiß, de Salles u. A. als braunroth annehmen zu müssen geglaubt haben. Nur daran wollen wir noch erinnern, daß die Behauptung jener Stammverwandtschaft für denjenigen, welcher eine entsprechende, stetig fortschreitende Umbildung der Leiblichkeit mit dem Fortschritt der Culturentwickelung und geistigen Begabung innerhalb des Menschengeschlechtes annimmt, immerhin wenigstens eine interessante Hypothese bleibt, wogegen derjenige welcher sich für die Unveränderlichkeit der einzelnen Menschentypen wie der verschiedenen Thierspecies in Rücksicht ihrer äußeren und inneren Begabung entscheidet, der Wirksamkeit äußerer Einflüsse am wenigsten eine so unbegrenzte Macht zusprechen darf als zu einer Ueberführung des Affen in den Menschen erforderlich sein würde. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung de Salles (Hist. générale des races hum. 1849. p. 31): Affirmer la force créatrice des milieux pour un type primitif, c'est à plus forte raison admettre la modification secondaire de ce type quand l'expatriation a changé les milieux, c'est-à-dire l'air, la lumi-

ère, l'humidité ou sècheresse, la nourriture, l'élévation au-dessus du niveau de la mer. Freilich hat dieß nicht gehindert daß diese grobe Inconsequenz mehrfach begangen worden ist: die sog. Menschenraçen sollen feste, durch Klima Lebensweise und Geistescultur nur wenig oder gar nicht veränderbare Typen darstellen und doch soll man sie sich zugleich als entstanden denken in Folge der Umwandlung der äußeren Verhältnisse welche in den verschiedenen Perioden der Geschichte der Erde eingetreten ist. (Als Beispiel solcher Inconsequenz vgl. den Aufsatz über die Menschenraçen in der deutschen Vierteljahrschrift 1838. II, 170 ff.). Endlich bemerken wir noch, daß es sich für den Menschen, wenn er vom Affen abstammt, von selbst zu verstehen scheint, daß er ursprünglich ebenso wie dieser nur dem tropischen oder subtropischen Klima angehören konnte. Wenn sich auch fossile Affen in Gegenden gefunden haben die jetzt ein gemäßigtes Klima besitzen, z. B. in der Gascogne, so ist doch die gleichzeitige Existenz des Menschen unerwiesen; wäre sie aber erwiesen, so würde sich dadurch die Annahme nothwendig machen daß der Mensch auf der Erde älter wäre als die Vollendung der jetzt auf ihr bestehenden Scheidung der Klimate. Jedenfalls muß eingeräumt werden daß durch die Entdeckung fossiler Affen die Existenz fossiler Menschenknochen minder unwahrscheinlich geworden ist als sie früher war.

In entgegengesetzter Weise — und vermöge der angedeuteten Inconsequenz bisweilen selbst von Seiten derer die den Menschen vom Affen abstammen lassen — pflegt die Thatsache der Affenähnlichkeit des Negers benutzt zu werden, wenn es sich darum handelt zu beweisen daß das Menschengeschlecht in mehrere Arten zu theilen sei: der Neger liefert alsdann nicht allein das augenfälligste Beispiel einer leiblichen Bildung die von der europäischen bedeutend abweicht, sondern auch das eines Typus der sich vollkommen constant zu erhalten scheint. Man hätte es darum, ebenso wie bei der Frage nach dem Stammbaume des Menschen, gern gesehen wenn der Neger noch affenähnlicher wäre als er wirklich ist: daher hat man sich nicht immer vor Uebertreibung und Ueberschätzung dieser Aehnlichkeit hinreichend gehütet. Daß er künstliche Werkzeuge macht und aus Erfahrung lernend die Natur seinen Zwecken unterwirft, daß er hier und da ein zweckmäßig und fest geordnetes Gemeinwesen gebildet hat, daß er eine Sprache von kunstvoll gegliedertem Baue und religiöse Vorstellungen

besitzt, auch darin hätte man bei ihm gern nur eine entfernte Annäherung an den civilisirten Europäer gesehen. So verkehrt dieß aber auch sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß, wenn überhaupt Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes angenommen werden dürfen, der Neger und der Weiße in dieser Rücksicht ganz vorzugsweise in Betracht kommen. Virey namentlich hat diese beiden in der That allein als specifisch verschieden bezeichnet. Es wird daher der Mühe lohnen diesen Satz etwas genauer zu prüfen: wir wollen zu diesem Zwecke den Negertypus in empirischer Weise etwas näher betrachten um die einzelnen Modificationen kennen zu lernen die er darbietet.

Fassen wir die Völker in's Auge welche in Africa zwischen den Wendekreisen wohnen, so ist früher schon bemerkt worden daß sich der eigentliche Negertypus nur in dem Lande zwischen Senegal und Niger und in einigen Theilen von Sennaar Kordofan und Darfur findet. Zuerst nämlich zeigt die ganze große Familie der südafricanischen Völker welche vom Aequator bis zu den Hottentotten hinabreicht, diesen Typus nicht in seiner Reinheit, obgleich Prichard (II, 322 ff.) mit Recht schließt daß die allmählichen Uebergänge, die sich in der Körperbildung von den eigentlichen Kaffern an der Nordost-Grenze der Kap-Kolonie zu den Eingeborenen von Mozambique und von diesen zu denen weiter nach Norden hin finden, dazu nöthigen diese Völker für stammverwandt mit den Negern zu halten. Die eigentlichen Kaffern besitzen gewölbteren, mehr europäisch gebildeten Schädel und weniger vorstehenden Unterkiefer als die Neger, das Haar ist kurz, grob und büschelig (Annäherung an den Hottentotten, Barrow R. durch d. südl. Afr. 1801. I, 210), minder wollig als beim Neger die Backenknochen sind mehr nach außen als abwärts gewölbt, so daß Stirn und Kinn spitzig zulaufen (Le Vaillant, Erste R. 1790 S. 356), die Lippen sind nur dicklich, nicht denen des Negers entsprechend (Kay, Trav. in Kaffraria 1833. p. 110), die Nase wenig oder gar nicht zusammengedrückt, oft sogar gebogen, die Hautfarbe von hellbraun bis schwarz: von letzterer abgesehen meint daher Barrow (I, 203) könnte man die Kaffern für Europäer halten. Außer in Mozambique kommen in ganz Africa südlich vom Aequator, wie es scheint, wahrhaft negerartige Menschen nur noch in Congo vor, nämlich im Innern dieses Landes, wo die Nasen fast ganz platt sind und

die Lippen ungeheuer hervorstehen (Omboni, Viaggi nell' Afr. occ. 1845. p. 161), während in der Gegend der Mündung des gleichnamigen Flusses diese Negereigenthümlichkeiten gemildert erscheinen (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. II, 283). Dringt man am Gaboon aufwärts vor, so sieht man die Körperbildung mehr und mehr dem kaukasischen Typus sich nähern, (Hecquard, R. an d. K. u. in d. Innere v. West-Afr. 1854. S. 7). Nach den Nachrichten die der portugiesische Gouverneur Saldanha erhielt, sollen namentlich die Muluas tief im Innern des Landes weit schöner und civilisirter sein als die Küstenbewohner (Bowdich, Account of the discov. of the Portuguese. p. 17).

Die großen Hauptvölker von Ost-Africa im Norden des Aequators stellen ebenso wenig den eigentlichen Negertypus dar, sie weichen großentheils von ihm noch weiter ab als die Süd-Africaner. Sehen wir zuerst von den Abessiniern und ihren Verwandten ganz ab, so werden die Tibbos als schlank gebaut und nicht völlig schwarz von Farbe geschildert, sie haben lebhafte Augen, etwas starke Lippen, kleine aber nicht aufgeworfene Nasen, kurzes nicht krauses Haar (Hornemann, Tageb. seiner R. 1802, S. 125 ff.), bei denen von Kisby ist die Nase dick und fleischig mit sehr weiten Löchern, in Gunda an der Grenze von Bornu haben sie scharfe intelligente Züge, hohe Stirn, vorliegende Augen, platte Nase und großen Mund (Denham, Clapperton and Oudney, Narr. of trav. 2d ed. 1826. I. 25, 52). Die Bewohner von Haussa haben zwar wolliges Haar und schwarze Farbe, aber ihre Züge sind regelmäßig und denen der Europäer im Ganzen ähnlich. Von den Haussaua unterscheiden sich die Kanori durch breite Gesichter mit offenen Nasenlöchern und derben Knochen (Barth, Reisen und Entdeck. II, 183). Unter den einheimischen Völkern von Adamaua sind die Batta die zahlreichsten, welche nur wenig aufgeworfene Lippen, regelmäßige Züge besitzen und schön gebaut sind (ebendas. II, 613). Die Bornuesen sind minder schwarz als die Bewohner von Haussa und haben hohe Stirnen, aber dicke Negernasen und ausdruckslose, runde lachende Gesichter mit feisten Backen (Denham a. a. O. II, 140; Richardson, Trav. in the great desert of Sahara 1848. I, 264). Die Mandaraner haben weniger platte Gesichter als jene, krauslockiges Haar, große funkelnde Augen, hohe aber platte Stirnen und etwas gebogene Nase (Denham, Cl. and

Oud. I, 201). In der Landschaft Marghi findet sich der eigentliche Negertypus nicht: Gestalt und Gesichtszüge sind schön und regelmäßig, das Haar zwar kraus, aber die Lippen nur dicklich, die Stirn hoch und die Hautfarbe theils glänzend schwarz theils kupferig (Barth a. a. O. II, 465). Dagegen sind die schmutzig schwarzen und knochigen Mußgu bis auf den hohen Vorderkopf, die gerade Gesichtslinie und die buschigen Augenbrauen ganz negerartig (III, 176). Die Bewohner von Baghirmi sind gut gewachsen, muskulöser als die Bornuesen, die Nasenlöcher stehen nicht weit offen und die Weiber haben auffallend regelmäßige Züge (ebendas. III. 305, 284). In Wadai, wo Mohammed-el-Tounsy (Voy. au Ouaday 1851, p. 245, 253) eine große Anzahl verschiedener Völkerschaften, obwohl ohne nähere Charakteristik anführt, deren jede ihre besondere Physiognomie und Sprache habe, wohnen nach Barth (III, 500 ff.) theils Neger- theils Araberstämme, deren erstere von ihm ebenfalls ohne nähere Beschreibung aufgezählt werden. Die Nuba, wie sich die Bewohner von Kordofan nennen, besitzen zwar wolliges Haar und ziemlich stark aufgeworfene Lippen, aber nicht die kleinen stumpfen Nasen, wie sie sich nur bei den Bewohnern der südlichen Berge jenes Landes finden, sondern die Nasen sind wohl proportionirt (Rüppell, Reis. in Nubien 1829. S. 141 f., 153). Die Bergbewohner haben weniger hervortretende Backenknochen als die eigentlichen Neger, oft kastanienbraune Haut und sind durchaus wohlgebildet (Pruner S. 68). Die älteren arabischen Schriftsteller (Içthakri, Idrisi) unterscheiden die Nubier ausdrücklich von den Negern, während die späteren sie mit diesen zusammenwerfen, und schildern sie, namentlich die Frauen, als glatthaarig mit kleinen Lippen und kleinem Munde, was im Wesentlichen mit den Angaben neuerer Reisenden über die Nubier außerhalb Kordofan übereinstimmt. Die Körperbildung der Gallas neigt sich bald mehr dem europäischen bald mehr dem Negertypus zu und läßt es unentschieden, auf welche von beiden Seiten sie eigentlich zu stellen sind (Rochet d'Héricourt, Voy. dans le royaume de Choa 1841, p.269; Pruner S.63; Lefèbvre, Petit et Quartin-Dillon, Voy. en Abyssinie 1845. III, 289). In ihrem Gebiete aber und in dem der Abessinier finden sich einige kleine Völker von wahrhaftem Negertypus: die Schangallas (Bruce, R. 1790. II. 537, 433), die Doba (Salt, Voy. to Abyssinia 1814, p. 275) und die zweifelhaften Doko (Har-

ris, The highlands of Aethiopia 2d ed. 1844. III, 63 ff., vgl. Johnston, Trav. in S. Abyssinia 1844. II, 383 und d'Abbadie in Nouv. Ann. des voy. 1845. I, 261). Das ganze Gebirgsland am Tumat und blauen Nil von Faßokl südlich bis zu den Gallas ist von Negern bewohnt, die jedoch von den Schilluk und Dinka am weißen Nil verschieden und von schönerem Schlage als diese sind (Russegger, R. II. 2, S. 562, 762). Am weißen Nil verschwindet von 6—7° n. B. an der Negertypus nach Süden hin immer mehr, und schon bei den südlichen Dinkavölkern ist er so wenig prononcirt „daß der größte Theil der Europäer, wollte man sie schwarz anstreichen, diesen Völkern gleichen würde" (Werne, Expedition zur Entd. der Q. des weißen Nil 1848. S. 241). Demnach beschränkt sich der Negertypus in Ost-Africa auf einige wenige kleine Völkerschaften.

Wenden wir uns jetzt zu den eigentlichen Negerländern zwischen Senegal und Niger, so herrscht hier so wenig als in den bisher betrachteten Theilen von Africa derselbe leibliche Typus in unterschiedsloser Einförmigkeit, wenn im Ganzen genommen auch die typischen Formen der Negerraçe hier überwiegend auftreten. Die Jolofs zwischen dem Senegal und Gambia sind zwar von vollkommen dunkel schwarzer glänzender Farbe, Haar Lippen und Nase sind negerartig, doch in nicht sehr prononcirter Weise (Golberry, R. durch d. westl. Afr. 1803. I, 51), die Nase ist nur mäßig platt, die Lippen nur mäßig dick (M. Park, Voy. dans l'Int. de l'Afr. an VIII. I, 24), Gestalt und Gesichtszüge sind oft edel und regelmäßig (Mollien, R. in d. Innere d. Afr. 1820. S. 41). Die braunschwarzen Mandingos haben ovalere Gesichtsbildung als die eigentlichen Neger, die Stirn liegt weniger vor, ist größer und mehr zurücklaufend gebildet als namentlich bei den Fulahs, der Kopf läuft nach oben spitzig zu, die Nase ist sehr breit und der Zwischenraum zwischen dieser und dem Munde vorzüglich groß (Golberry II, 114; Duncan, R. in West. Afr. 1848. I, 15; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846, p. 394). Manche der Mandingovölker sind minder wohlgestaltet, haben dickere Lippen und plattere Nasen als die anderen: dieß gilt z. B. von den Susus im Vergleich mit den Bullams und Timanis (Matthews, R. nach S. Leone 1789, S. 94). Die Fulahs, welche die Neger tief unter sich sehen (M. Park I, 92) und sich ihnen gegenüber als Weiße betrachten (Lander, R. z. Erforsch. des Niger 1833. II, 278) zeigen nicht

überall dieselbe Farbe und denselben Typus; im Westen sind sie gewöhnlich rothbraun, haben platte Nasen, aber weniger wolliges Haar, breitere Stirn und größeren Gesichtswinkel als die eigentlichen Neger, kleine Lippen und ovales Gesicht (M. Park I. 26, 91 f., Raffenel 263 ff.). Barth (R. u. Entdeck. II, 505 u. 544) bezeichnet sie als eine Mittelraçe zwischen Negern auf der einen, Arabern und Berbern auf der andern Seite, und bemerkt daß die Männer bis zum Alter von 20 Jahren oft sehr hübsch, dann einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie erhielten der die kaukasischen Züge zerstöre. Die Jamburen in der Gegend der portugiesischen Niederlassungen am S. Domingo, der Casamanza und dem R. Grande sind vollkommen schwarz, haben aber weder Plattnasen noch dicke Lippen, ihre Züge nähern sich denen der Europäer (Bullet. soc. géogr. 1846. I, 152 nach Lopes de Lima). Die Bewohner von Cazegut (Bissagos Archipel) sind von angenehmen Zügen und haben weder platte Nasen noch dicke Lippen (Durand, Voy. au Sénégal an X. I, 185). Die Krus und Grebos haben besonders wohlgebildetes Kinn, der Gesichtswinkel ist größer, der Kopf mehr oval und oben nicht so hoch gewölbt als sonst bei den Negern (Allen and Thomson, Narr. of the exp. to the R. Niger 1848. I, 124). Gefällige Rundung der Züge bei länglichem Gesichte sind den Odschis charakteristisch, spitzige und gebogene Nasen kommen zwar nicht bei ihnen vor, aber selten sind platte Nasen und wulstige Lippen (Baseler Miss. Mag. 1856. I, 53). Letzteres wird auch an den Eingeborenen von Apollonia hervorgehoben (Meredith, Account of the Gold Coast 1812, p. 61). In Aquapim findet sich theils runder Kopf mit breiter Nase und wulstigen Lippen, theils langer Kopf mit spitziger Nase und kleinen, fast europäischen Lippen; die letztere Form besonders bei den Aschantis (Baseler Miss. Mag. 1852. IV, 241), bei denen in den höheren Ständen nicht nur schöne Frauengestalten, sondern auch regelmäßige griechische Gesichtsbildung häufig vorkommen (Bowdich, Mission nach Aschantee 1820, S. 422). Dasselbe gilt von den höheren Ständen in Dahomey, wo namentlich manche Glieder der Herrscherfamilie „von fast maurischer Gesichtsbildung und nicht so schwarz wie ächte Neger sind“ (Duncan I, 238; Forbes, Dahomey and the Dahomans. Paris 1851, p. 17, 50). Die Mahis im Norden von Dahomey haben lange, nach hinten und oben ausgezogene Köpfe, wie dieß für den ausgeprägten Negertypus

charakteristisch ist, kürzeres Kinn, aber minder dicke Lippen als die Da-
homeyer und ganz europäische Nase (Duncan II, 273 f.). Die Neger
von Yarriba besitzen nur mäßig dicke Lippen und ihre Nase nähert sich
etwas der Adlernase (Clapperton, Tageb. der zweiten R. 1830,
S. 382); die von Iddah am Niger haben mehr gerundete Züge und
weniger dicke Lippen als die Ibus, und große, zurücklaufende Stirn
(Allen and Thomson I, 325). Schon die Eingeborenen von
Acoono-Coono unter 6° 30′ haben nicht so grobe Negerzüge, sind hüb-
scher und sehen intelligenter aus als die südlicheren von Omun, sie glei-
chen in dieser Beziehung denen von Iddah (Becroft im Journal R.
G. S. XIV, 272). In gleicher Weise hören wir fast überall daß die
scharfe Ausprägung des Negertypus in diesen Gegenden sich von der
Küste aus landeinwärts mehr und mehr verliert. Die Edeeyahs
(Adiahs) von Fernando Po haben längeres, mehr seidenartiges als
wolliges Haar, rundliches Gesicht, minder hohe Backenknochen, nicht
so weite Nasenlöcher, dünnere Lippen und besseren Mund als ihre
Nachbarn auf dem Continent, die Hautfarbe wechselt von dunkel-
schwarz bis kupferfarbig, aber die Physiognomie ist bei allen die näm-
liche (Allen and Thomson II, 194; Nouv. Ann. des voy. 1845.
II, 281; Boteler, Narr. of a voy. to Afr. and Arabia 1835. II, 423).

Die vorstehende, freilich sehr trockene Aufzählung einer großen
Summe von beträchtlichen Verschiedenheiten der Bildung, welche sich
icht noch weiter in's Einzelne fortführen ließe, war unumgänglich
öthig um zu zeigen, wie es um die angebliche Festigkeit des Neger-
ypus eigentlich steht: in der Allgemeinheit, in welcher sie behauptet
u werden pflegt, beruht sie fast ganz in der Einbildung; denn dieser
ypus beschränkt sich in seiner Reinheit auf verhältnißmäßig wenige
ölker und neben ihm kommt eine sehr große Anzahl von anderen Ty-
en vor, die sich zum Theil als Uebergänge zu der europäischen Form
trachten lassen, zum Theil aber auch nur Abweichungen von den
egereigenthümlichkeiten und Milderungen derselben darstellen, ohne
ß sich eine Annäherung an andere Raçen in ihnen finden ließe.
aß es an solchen Uebergängen namentlich zwischen dem sog. kauka-
chen und dem Negertypus nicht fehlt, geht aus den angeführten
eispielen zur Genüge hervor und ist von vielen Reisenden hervor-
hoben worden. Wer von Cairo den Nil hinauf reist nach Nubien
d Sennaar, findet sich wegen der unmerklichen Abstufungen durch

die der Aegypter in den Neger übergeht, in Verlegenheit zu bestimmen wo die weiße Raçe aufhört und die schwarze beginnt (d'Escayrac, d. afr. Wüste und d. Land der Schwarzen 1855. S. 184). Die Uebergänge sind unmerklich, nur bei Assuan geschieht ein solcher sprungweise vom Aegypter zum Nubier (Dandolo, Viaggio in Egitto 1854, p. 182). Dringt man von Tunis gegen Süden vor, so macht sich ebenfalls ein allmählicher Uebergang der Züge und der Farbe in den Negertypus bemerklich, namentlich in Tozar, und „wenn es möglich wäre eine ethnologische Sammlung aus diesen Gegenden nach Europa zu bringen, so würde auch der größte Skeptiker überzeugt werden, daß Zeit und Ort allein die Ursachen jener fließenden Verschiedenheiten sind" (Davis, Evenings in my tent 1854. II, 3). Indessen wollen wir gerade auf dieses allmähliche Ineinanderfließen der beiden Typen, das sich dem Beobachter darstellt wenn er in Africa von Norden nach Süden fortgeht, nur geringes Gewicht legen, weil es kaum noch bezweifelt werden kann, daß Nord- und Mittel-Africa eine große Summe von Mischlingsvölkern besitzt. Weit wichtiger erscheint es dagegen, daß die ganze große südafricanische Völkerfamilie, bei welcher man keinen Grund hat eine hinreichende Beimischung nordischer Elemente vorauszusetzen, in Rücksicht ihrer Schädelform gleichwohl ein deutlich ausgeprägtes Mittelglied zwischen der weißen und schwarzen Raçe darstellt.

Giebt man nun auch ohne Weiteres zu daß eine nicht unbedeutende Anzahl der africanischen Völker überhaupt und selbst der zwischen Senegal und Niger wohnenden ihre Abweichungen vom reinen Negertypus einer Beimischung stammfremder Elemente aus höherstehenden Raçen verdanken, so ist doch so viel klar, daß einerseits diese Mischlingsvölker weder aussterben, wie dieß bei den Bastarden verschiedener Thierspecies wenigstens der gewöhnliche Fall ist, noch auch den einmal erworbenen Raçentypus, etwa wie Azara von den in den südamericanischen Llanos wieder verwilderten Pferden erzählt, von selbst wieder ablegen durch Rückfall, sondern ihn in relativer Selbstständigkeit bewahren, und daß anderseits der Versuch alle beträchtlicheren Abweichungen vom eigentlichen Negertypus die bei africanischen Völkern überhaupt vorkommen, aus Mischung zu erklären sich wohl durch vorgefaßte theoretische Meinungen stützen, nicht aber durch Thatsachen begründen läßt. Ueberhaupt wird man kaum geneigt

sein Mischvölker in sehr großer Anzahl, nämlich in so großer Anzahl ohne thatsächlichen Beweis anzunehmen als erforderlich sein würde um den eigentlichen Negertypus als alleinige feste Raçenform in Mittel- und Süd-Africa erscheinen zu lassen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß namentlich im Zustande gänzlicher Uncultur so durchgreifende Veränderungen mit der Masse eines Volkes sehr häufig vorgehen wie sie zur Erzeugung eines wirklichen Mischvolkes vorausgesetzt werden müssen, da alsdann, wie viele bekannte Beispiele lehren, ein ganzer Stamm weit leichter vernichtet als in einen anderen aufgenommen und mit ihm zu einem neuen Volke verschmolzen wird. Erst wo es wenigstens einige Anfänge der Cultur giebt, scheinen sich Mischvölker in größerer Anzahl zu bilden.

Es würde nicht schwer sein eine eben so große Menge verschiedener Typen wie in Africa auch in den übrigen Erdtheilen nachzuweisen. Wir wollen uns indessen hier darauf beschränken nur einige Beispiele herauszuheben welche besonders deutlich zeigen, daß diese Typen nirgends so scharf gegeneinander abgegrenzt sind wie es der Fall sein müßte, wenn sie für artverschieden gelten sollten. Allerdings wohnen an vielen Orten scharf geschiedene Raçen in gleichem Klima dicht nebeneinander, z. B. am Senegal Mauren und Neger, auf vielen der ostindischen Inseln und in der Südsee Malaien und Polynesier neben negerartigen Menschen, in Europa Lappen und Skandinavier u. s. f. Es geht daraus hervor daß das Klima für sich allein schwerlich im Stande ist den Typus eines Volkes in hohem Grade umzubilden, daß es hierbei ein mitbestimmender Factor sein mag, jedoch ein solcher dem für sich allein keine sehr durchgreifende Wirksamkeit zugesprochen werden kann. Trotz jener scharfen Scheidung der Hauptformen aber, die uns an mehreren Punkten der Erde in frappanter Weise entgegentritt, geht nicht allein jede dieser Hauptformen die mit einer andern zusammengrenzt, durch eine Reihe von Mittelstufen in sie über, sondern es trägt auch jede dieser letzteren ein eigenthümlich locales Gepräge, ganz wie wir erwarten müssen wenn außer der Abstammung selbst namentlich noch die besonderen äußeren und inneren Verhältnisse unter denen die einzelnen Völker leben, einen mitbestimmenden Einfluß in dieser Rücksicht ausüben. Die finnischen Völker sind nach ihrer Körperbildung ein solches Mittelglied zwischen der kaukasischen und mongolischen Raçe; anderseits sind die Hindus häufig als Verbin-

dungsglied zwischen jener und der malaiischen Raçe bezeichnet worden. Die Tschuktschen und Korjäken, die Eskimos und einige andere westamericanische Völker, deren Schädelform der mongolischen nahe kommt, stehen zwischen Asiaten und Americanern in der Mitte, und die Eskimos selbst, welche am atlantischen Meere leicht unterscheidbar und von den americanischen Indianern scharf abgegrenzt sind, gehen an der Küste des stillen Meeres allmählich in diese über. Botokuden wurden beim Anblick von Chinesen durch deren Aehnlichkeit so überrascht, daß sie diese ihre Onkel nannten (Hollard S. 197 nach A. St. Hilaire). Von den Mongolen und den Tungusen zu den Samojeden (sagt Neumann bei A. Wagner, Gesch. der Urwelt. 1845. S. 311) findet sich in sprachlicher physikalischer und geographischer Beziehung ein natürlicher Uebergang, und dasselbe gilt von den Samojeden zu den Ainos und von diesen zu den Eskimos.

Daß von scharfer Abgrenzung einiger wenigen Hauptformen gegeneinander überhaupt keine Rede sein kann, zeigt sich außerdem an solchen Völkern, die räumlich weit getrennt und offenbar ohne wirklichen Zusammenhang untereinander, gleichwohl bedeutendere Aehnlichkeiten besitzen: die Californier gleichen in Kopfform und Gesicht am stärksten den Negern von Guinea, von Neu Guinea und den Neuen Hebriden, nur ist ihr Haar nicht wollig; wie gering die Unterschiede im Aeußeren zwischen den Marquesas-Insulanern und den Europäern sind, ist allen Reisenden aufgefallen. Der Kopf der Tahitier würde europäisch sein ohne die weiten Nasenlöcher und die zu starken Lippen (Lesson im Complément des Ouevres de Buffon II, 206); manche Neu-Zealänder haben ganz europäische Schädel (Dieffenbach), während sie sich in der Gesichtsbildung sehr den nordamericanischen Indianern nähern. Die Hottentotten sind von Vielen wegen ihrer Hautfarbe Schädel- und Gesichtsbildung zur mongolischen Raçe gerechnet worden, obwohl sie das wollige in einzelnen kleinen Büscheln wachsende Haar wieder von dieser trennt. Die Georgier und Tscherkessen besitzen vollkommen griechische Schädelbildung, doch verbietet die Sprache an eine Stammverwandtschaft derselben mit den indogermanischen Völkern zu denken. Der Schädel der Aymaras kommt nach Tschudi (Müller's Archiv 1844. S. 98) mit dem der Guanchen nahe überein.

Einen ferneren Einwurf von großem Gewichte gegen die feste Scheidung der Hauptformen und damit gegen die Annahme von Artverschie-

denheiten innerhalb des Menschengeschlechtes liefert die Thatsache, daß Individuen die in ihren äußeren Charakteren von ihren Stammverwandten beträchtlich abweichen und auch ohne annehmbare Mischung mit einer fremden Raçe dennoch deren Typus zeigen, so ziemlich überall auf der Erde vorzukommen scheinen. Daß seitlich comprimirter Schädel und schiefstehende Schneidezähne öfters bei Europäern sich finden, wurde schon erwähnt. Schief geschlitzte Augen, vorstehender Unterkiefer, kleine viereckige oder wulstige Stirnen, nach hinten und oben ausgezogener Schädel, stark vortretende Backenknochen, kommen in Familien vor deren rein deutschen Ursprung zu bezweifeln man keine Ursache hat. Reine Araber sind bisweilen in ihrem Vaterlande ganz schwarz, die prognathische Gesichtsbildung erscheint bei ganz heller Haut vereinzelt in Aegypten, dickliche Lippen und selbst platte Nasen kommen bei europäischen Völkern vor, z. B. bei den Slawen, sogar wolliges Haar findet sich in einzelnen Beispielen an Individuen des Nordens, wie Pruner S. 72 bemerkt; aber ein einzelnes Merkmal, setzt er hinzu, bildet kein Unterscheidungszeichen der Raçe, sondern nur alle zusammen. So sehr man ihm hierin beistimmen mag, so kann man doch nicht umhin zugleich darin das Zugeständniß zu erblicken daß die Raçencharaktere selbst keine specifischen festen Unterschiede sind, daher es als eine Inconsequenz erscheint, wenn er fortfährt, es sei „unmöglich daß ohne Vermischung der eine Raçencharakter in einen andern übergehe“. Eine andere Art der Auskunft hat Giebel (Tagesfr. a. d. Natgesch. 1857. S. 55) ergriffen um die Lehre von der specifischen Verschiedenheit der Raçen zu retten: er behauptet nämlich, die Negerähnlichkeiten und sonstigen Abweichungen von der kaukasischen Form die sich bisweilen an Europäern zeigten, seien von so oberflächlicher Art, daß durch sie der kaukasische Typus nicht einmal verdunkelt werde. Indessen überhebt er uns selbst der Widerlegung, da er später (S. 105) den hiermit streitenden Satz aufstellt, daß solche Analogieen der Form überall wo sie aufträten, sich durchgreifend zeigten und alle Formverhältnisse berührten.

Fernere individuelle Abweichungen vom Stammtypus haben Lüken (D. Einheit des Menschengeschl. 1845. S. 15) und Weerth (D. Entw. der Menschenrassen. 1842. S. 17) angeführt: sie betreffen die Bewohner von Kärnthen und Steiermark; ferner die Chinesen und Südseeinsulaner, die sich beide in manchen Beispielen den europäischen Formen nähern, wogegen chinesische Physiognomieen nament-

lich in Polen häufig vorkommen sollen (Schadow, Polyklet); die Tataren welche durch vorragenden Unterkiefer, spitziges Kinn und lange, voneinander abstehende Zähne sich vom mongolischen Typus beträchtlich entfernen, wie dieß nicht minder mit den Kalmücken der Fall ist in Rücksicht ihrer niedrigen platten, aber rasch nach hinten aufsteigenden Stirn. Unter den letzteren bemerkte Pallas angenehme Gestalten und Einzelne mit blondem Haar. Auch unter den Tungusen, die sonst so entschieden die mongolische Form repräsentiren, finden sich solche mit europäischer Physiognomie, lichtblauen Augen, gerader oder gebogener Nase, braunem Haar und starkem Bart (Prichard IV, 410). Einen Eskimo vom Stamm der Hotham-Bai fand Seemann (R. um d. Welt 1853. II, 53) täuschend negerähnlich und einen anderen der eine auffallende jüdische Höckernase besaß. Ein bemerkenswerthes Beispiel größerer Verschiedenheit unter näheren als unter entfernteren Stammverwandten liefern die Slawen: sie sind im Südosten ihres Gebietes dunkel, die Polen von verschiedenem Aussehen, die russischen Bauern haben oft lichtbraunes, blondes oder rothes Haar, so daß diese Völker im Aeußeren oft stärker voneinander abweichen als von manchen anderen indogermanischen Völkern (Prichard III, 442).

Besonders zahlreich sind die Einzelabweichungen welche die Farbe der Haut und der Augen, die Farbe und Beschaffenheit des Haares betreffen. Manche Beispiele dieser Art sind allerdings als Krankheitserscheinungen zu betrachten (von den Albinos war schon früher die Rede), bei vielen anderen ist dieß dagegen nicht der Fall. Ohne die schon früher angeführten Thatsachen welche hierher gehören zu wiederholen, erwähnen wir nur noch folgende. Rothes Haar wird bei Negern und Mulatten oft erwähnt (Marcgrav, Lopez, Winterbottom u. A.), ebenso bei den Papuas (Sonnerat), in der Südsee auf Tahiti Neu-Zealand und sonst (Forster, Wallis, Marion et Duclesmeur), auf Timor (van Hogendorp), bei den Eskimos (Charlevoix), bei den Esthen und Wotjaken (Gmelin), bei den Hindus und den Arabern von Yembo, seltener in Ceylon Cochinchina und Tonkin (Blumenbach, De gen. hum. v. n. p. 165 u. 169 not.; de Salles, Hist. gén. des races hum. 1849, p. 246 nach Desmoulins). Merkwürdig sind namentlich die großen Verschiedenheiten welche die Bevölkerung des Tafellandes oberhalb Dilli (Timor) in dieser Rücksicht zeigt: manche der Eingeborenen haben dunkelgelbe

Hautfarbe, die der Sonne ausgesetzten Körpertheile sind mit lichtbraunen Flecken bedeckt, das Haar ist schlicht und zart, seine natürliche Farbe röthlich oder dunkel kastanienbraun; es finden sich auf Timor aber auch alle mittleren Schattirungen der Haut von dunkel gelb bis schwarz oder dunkel chokoladebraun und des Haares von röthlich und schlicht bis zum kurzen Wollhaar der Papuas (W. Earl, The native races of the Ind. Archipelago. 1853, p. 179). Wie rothes Haar so kommen auch verschiedenfarbige Augen bei den Congo-Negern und den Buschmännern vor (Lopez, Wahrh. Beschr. des K. Congo 1597 ed. de Bry p. 5; Burchell II, 225). Braune Augen sind in Bonny gewöhnlich (Köler S. 89). Bei den Akoos (Yarriba) ist die Iris hellbraun oder dunkel kastanienbraun, bisweilen auch dunkel seegrün (R. Clarke, Sierra Leone 1846, p. 149). In Peru sah Scarlett (South Am. and the Pacific 1838. II, 166) einen ganz schwarzen Negerknaben mit sehr hellblauen Augen, dessen Mutter ein schwarzes und ein blaues Auge hatte. Kabylen mit rothem Haar und blauen Augen werden von Bruce (I, 27) und Anderen erwähnt und Blumenbach (zu Bruce V, 240) führt noch andere Fälle dieser Art an, unter denen wir nur herausheben, daß Barbot bei den Weibern der Galibis (Caraiben) in Guiana meist blaue Augen fand und Wallis auf Tahiti Leute mit braunem und rothem, auch mit Flachshaar. In Nutka giebt es Menschen mit braunem und mit blondem Haar (Roquefueil, Journal d'un voy. aut. du monde 1823. II, 189). Pickering (The races of man 1849, p. 225) hat demnach Unrecht wenn er allgemein behauptet, daß abgesehen von Albinos, Flachshaar, rothes Haar und blaue Augen nur in der weißen Raçe vorkämen. Was die Hautfarbe betrifft, so giebt es unter den Pehuenches auffallend weiße Indianer, die ganz die Farbe eines deutschen Landmannes haben (Pöppig, R. I, 463) und zu den Araucanern gehören auch die viel weißeren Boroanos die zwischen den Flüssen Imperial und Tolten leben, 38½—39° s. B. (ebendas.) und von Molina (Essai sur l'hist. nat. du Chili 1789, p. 313) an Gestalt und Farbe den nördlichen Europäern gleichgesetzt worden sind.

Wir dürfen nach diesen Beispielen von genauerer Kenntniß der einzelnen Völker jedenfalls erwarten, daß sie noch gar manche bedeutendere Abweichungen sowohl der Einzelnen als auch der kleineren Abtheilungen von dem Typus des Volkes dem sie angehören, an den

Tag bringen wird, bedeutendere namentlich als diejenigen zu glauben geneigt sind welche einem jeden Volke eine feste, specifisch bestimmte Körperform zuschreiben möchten. Gleichwohl scheint der einzige, freilich an sich schon bedenkliche Ausweg für die Lehre von der Vielheit der Menschenarten im Angesichte der obigen Thatsachen der zu sein, daß man sie bedeutend vervielfältigt. Haben wir auf die Schwierigkeiten in welche diese Ausflucht verwickelt — denn im Grunde ist es nur eine solche — schon oben hingewiesen, so wollen wir hier nur noch hinzufügen, daß im Wesentlichen ganz dieselben Gründe gegen die Annahme von hundert oder noch mehreren wie gegen die von zwei verschiedenen Arten sprechen. Es treten nämlich nicht selten an Gliedern derselben Familie so große Verschiedenheiten auf, wie sie sich gewöhnlich nur an Individuen von verschiedenen Stämmen zeigen, und an Individuen desselben Stammes, ohne daß wir eine Mischung nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen im Stande wären, solche Verschiedenheiten, wie sie sonst nur bei verschiedenen Völkern oder Völkerfamilien vorzukommen pflegen. Wie wenige Völker man also auch miteinander zu einer Menschenspecies vereinigen möchte, es werden sich innerhalb dieser letzteren immer Differenzen unter den Stämmen Familien und Individuen finden, die ebenso groß sind als die Unterschiede der aufgestellten Arten selbst, die als feste specifische Unterschiede deßhalb nicht gelten können.

Wer nur so viele Menschenarten annimmt als es Hauptformen der Schädel- und Körperbildung giebt, also höchstens etwa fünf bis sieben, der muß den Grund aus welchem er sich bewogen findet dieß zu thun, bei genauerer Betrachtung der Sache am Ende selbst als unhaltbar wieder aufgeben; denn es wird für ihn (wie aus den oben beigebrachten Beispielen zur Genüge hervorgeht) der Abstand zwischen den äußersten oder unähnlichsten Gliedern innerhalb einer jeden Art ebenso groß als der zwischen seinen einzelnen Arten selbst: er erhält Artcharaktere die zwischen ebenso weiten Grenzen schwanken als die Artcharaktere dessen der die Arteinheit des Menschengeschlechtes behauptet, und muß darum die Macht der äußeren Einflüsse ebenso hoch anschlagen als dieser. Jedenfalls erscheint es als bloße Willkür gewisse Hauptformen für specifisch verschieden zu erklären, die theils extreme Formen sind (wie z. B. der Negertypus), theils nur ungefähre mittlere Werthe (z. B. der americanische Typus) aus einer Menge von beson-

deren, ihnen untergeordneten Typen, welche ihrerseits zum Theil von einander so weit verschieden sind als jene selbst. „Das Zerfallen einer Hauptform in körperlich und geistig so verschiedene Völkergebilde erscheint am Ende nicht viel erklärlicher als die Raçen selbst" (Deutsche Vierteljahrschrift 1838. II, S. 247). Hält man es für jene für möglich daß sie sich im Laufe der Zeit in Folge der Wirksamkeit äußerer und innerer Mächte entwickelten, so ist kein Grund vorhanden es für diese zu leugnen. Konnten kleine Unterschiede jeder Art auf diesem Wege entstehen, so wird es nur hinreichend langer Zeiträume und geeigneter Verhältnisse bedürfen um größere herbeizuführen, und es ist dazu nicht einmal nöthig die oft ausgesprochene Annahme zu machen, daß es einst eine jugendliche Zeit größerer Biegsamkeit und Bildsamkeit der Organisation durch äußere Einflüsse für das Menschengeschlecht gegeben habe, wie auch jedes Individuum und jedes Volk vor seinem Uebergange aus dem Naturzustande zur Cultur eine jugendliche Zeit durchlebe, in welcher es sich bildsamer zeige als späterhin.

Wir schließen demnach daß es einige wenige fest und scharf begrenzte typische Formen, die sich als artverschieden ansehen ließen, überhaupt nicht giebt, sondern daß, wenn man das Menschengeschlecht aus dem zoologischen Gesichtspunkte in einige große Hauptabtheilungen bringt, dieß nur die Bedeutung und den Werth einer übersichtlichen Gruppirung hat, wie sie uns von den hervorstechendsten Analogieen an die Hand gegeben wird. Sehr richtig sagt Lesson (Voy. médical autour du m. 1829, p. 156): On ne devrait en effet adopter les distinctions de races ou d'espèces * que comme des moyens artificiels destinés à préciser nos idées dans l'étude de l'homme et à la rendre plus facile. In ähnlichem Sinne und mit derselben Bestimmtheit hat sich J. Müller (Handbuch der Physiol. II, 774 f.) ausgesprochen: „Eine scharfe Eintheilung der Menschenraçen ist unmöglich. Die gegebenen Formen sind sich ungleich in typi-

* Von den Arten ist dieß freilich, wie wir schon früher bemerkt haben, ebenso falsch als es von den Raçen wahr und treffend ist. Schief gestellt und verschoben hat man die Frage in Rücksicht der ersteren, wenn man sich darum gestritten hat, ob sie geschaffen oder von uns bloß hinzugedacht und in die Natur hineingetragen worden seien: objective wirkliche Natureinrichtungen sind die Arten ohne Zweifel, wenn auch weder wirkliche Dinge noch auch Gedanken oder Musterbilder nach denen sich die Natur in ihrer Wirksamkeit richtete.

scher Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein sicheres wissenschaftliches inneres Princip der Abgrenzung liegt nicht wie bei den Arten vor... Es würde unstreitig weit zweckmäßiger sein diese Raçen als constante und extreme Formen der Variationen (einander) entgegenzustellen als alle jene Völker in diese Raçen vertheilen zu wollen. Dieß ist unmöglich und die Wissenschaft erfordert auch keine solche Vertheilung. Der Versuch dazu führt aber unvermeidlich zum Willkürlichen": Tataren und Finnen werden stets eine unbekannte Stellung zwischen mongolischer und kaukasischer Raçe, Papuas und Alfurus zwischen Malaien und Negern einnehmen u. s. f. Die Unmöglichkeit solcher strengen Scheidung bestätigt sich beim empirischen Studium der Raçencharaktere namentlich auch dadurch, daß nur kleine Sammlungen von Raçenschädeln streng geschiedene Formen zeigen, während reichhaltige die scheinbaren Lücken zwischen ihnen ausfüllen und continuirliche Uebergänge von jeder Form zu jeder anderen aufweisen.

Nimmt man nun freilich um der Beweiskraft der früher angeführten Thatsachen zu begegnen, etwa sogleich ein halbes oder ganzes Dutzend ursprünglich verschiedener Menschenarten in dem Theile von Africa an der zwischen den Wendekreisen liegt, so ist man auf einmal mit allen Schwierigkeiten fertig, um so mehr als sich solche Ansichten gar nicht bestreiten lassen, so lange man nicht bestimmt angiebt welche Stämme diese Arten sein sollen. Die an Morton sich anschließende americanische Schule, die sich die Menschen in ganzen Völkern geschaffen denkt, hegt in der That diese Meinung und möchte am liebsten den äußeren Einflüssen gar keine Wirksamkeit auf die physischen Eigenthümlichkeiten des Menschen zugestehen: es soll überhaupt gar keine Raçen, es soll nur eine unbestimmbar große Anzahl von verschiedenen Menschenarten geben. Vogt, der diese Ansicht in Deutschland reproducirt hat, ist sogar der Meinung daß man die einzelnen Völker selbst nicht für gemischten Ursprunges halten dürfe, weil sich die bekannten Mischlingstypen des Mulatten Mestizen u. s. f. nicht an ihnen genau wiederfänden, man habe also Hunderte von ursprünglich verschiedenen Stämmen anzunehmen — dieß Alles gilt aber freilich nur unter der unrichtigen Voraussetzung daß die Typen durch äußere Einflüsse völlig unveränderlich seien. Sehen wir von den früher beigebrachten Gegenbeweisen einmal ab um die Thatsachen etwas näher in's Auge zu fassen

auf welche jene Männer ihre Behauptung der absoluten Unveränderlichkeit der Raçentypen gründen.

Ihre hauptsächlichsten, wenn nicht ihre einzigen Beweise, nehmen sie von den altägyptischen Denkmälern und von den Juden her. Schon Blumenbach (De gen. hum. v. nat. p. 188) erkannte auf den ersteren drei verschiedene Menschentypen, den des Negers, einen andern den er den indischen nennt, und einen dritten welcher durch den Einfluß des ägyptischen Klima's producirt sein soll, schlaffe schwammige Formen, kurzes Kinn und vorliegende Augen zeigt. Später hat namentlich Morton (Crania Aegyptiaca) pelasgische semitische und Negerschädel unter denen der alten Aegypter mit Sicherheit nachzuweisen gewußt, B. Taylor (R. nach Central-Afr. 1853. S. 97, 447) bezeichnet noch bestimmter die auf den altägyptischen Denkmälern unterscheidbaren Formen als Neger Perser und Juden. Andere, namentlich Mariotte, glaubten an Bildwerken die über 5000 Jahre alt seien, den Typus der heutigen Fellahs mit Sicherheit wiederzuerkennen. (Die verschiedenen Ansichten und Resultate der Untersuchungen über die anthropologischen Verhältnisse des alten Aegyptens hat Courtet de Lisle zusammengestellt in Nouv. Ann. des voy. 1847. II, 299). Besonders haben Nott and Gliddon (Types of mankind. 1854) auf diesem Wege die völlige Unveränderlichkeit einiger Haupttypen zu erweisen gesucht und glauben damit die Unveränderlichkeit aller dargethan zu haben: so weit die Geschichte reiche, folgern sie daraus, seien immer dieselben Formen vorhanden gewesen. Während de Salles nach Lepsius angiebt, daß Schädel aus einer früheren Zeit als 5—6 Jahrhunderte v. Ch. in Aegypten nicht mehr existirten, und treffend bemerkt, daß die heutigen Fellahs den altägyptischen Typus gewiß nicht zeigen dürften, wenn es mit der Constanz der Typen seine Richtigkeit habe, da in Aegypten so viele Mischungen vorgegangen seien (L'Institut 1846. II, 40), beweisen jene unter Andern daß die Nubier schon vor 3500 Jahren in ihren jetzigen Ländern ansässig waren — aus Bildern, welche die Contouren des Gesichts mit ihren Bärten darstellen. Von Schädelmessungen ist keine Rede dabei; wie verschieden aber veränderter Kopfputz, veränderte äußere Ausstattung überhaupt dieselben Menschen erscheinen läßt, kann jeder Zeichner leicht genug anschaulich machen, auch aus den Bildern derselben Feuerländer bei King and Fitzroy (Narr. of the voy. of the Adventure and Beagle.

1839. II, 324) ist es ersichtlich. Es ist kaum nöthig über die Beweiskraft solcher Schlüsse noch etwas Weiteres zu sagen. Was sich aus den altägyptischen Denkmälern mit Recht folgern läßt, scheint sich darauf zu beschränken daß die hervorstechendsten Raçencharaktere seit sehr langer Zeit im Wesentlichen so bestanden haben wie wir sie heute bestehen sehen und daß sie sich unter ähnlichen äußeren Verhältnissen unverändert erhalten. Auch für den der an die Macht der äußeren Einflüsse glaubt, würde es höchst wunderbar sein, wenn sich in africanischen Ländern wo es in ältester Zeit Neger gab, keine Schädel fänden die den jetzigen Negerschädeln glichen, und es wird schwerlich einen denkenden Menschen geben der behauptete daß vor 3—4000 Jahren die Culturvölker der ältesten Zeit und die Neger, welche von jeher und überall nur als Sklaven ihnen gegenübertreten, den Schädeltypus noch nicht besessen hätten den sie jetzt zeigen.

Um die Unveränderlichkeit der Typen und die Ohnmacht der Einflüsse des Klima's zu beweisen beruft man sich ferner auf die Juden. Ihre nationale Physiognomie findet sich auf den altägyptischen Monumenten. Auch in Malabar, wo man früher glaubte daß sie im Laufe der Zeit in den Typus der Hindus übergegangen seien, sind sie im Wesentlichen (nach Buchanan und anderen Reisenden) unverändert geblieben, denn nur die dortigen sog. weißen Juden sind von reinem Blute, die schwarzen Juden dagegen sind Hindus oder doch Hindu-Mischlinge (Näheres darüber bei Nott and Gliddon p. 118 ff). Um diese Thatsache richtig zu würdigen muß man sich vor Allem daran erinnern, daß gerade von diesem Volke in allen Welttheilen Religion und Sitten mit einer beispiellosen Zähigkeit von jeher festgehalten worden sind und meist noch jetzt festgehalten werden, daß eben deshalb die gesammte Lebenseinrichtung und der Bildungsgrad bei ihnen sich lange Zeit hindurch und an den verschiedensten Orten der Erde gleich geblieben sind, daß sie fast überall in derselben Weise unter einem schweren socialen Drucke gestanden haben, der sie genöthigt hat um so fester unter sich zusammenzuhalten, ihr Blut und ihre sämmtlichen Eigenthümlichkeiten rein zu bewahren, denn wohin sie auch gekommen sind, in Europa unter den Christen, in Africa unter den Mauren u. s. f., war ihr Schicksal dasselbe, sie lebten als ausgeschlossene Kaste, der nur übrig blieb durch Handel sich Reichthum zu verschaffen und auf diesem Wege wenigstens eine gewisse Geltung und Macht sich zu

sichern. Kein Wunder daher wenn ihr Schädeltypus wie ihr Charakter überall derselbe blieb. Wie weit aber diese Gleichmäßigkeit der Form bei ihnen wirklich geht, ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt (vgl. oben S. 52). Sandifort (Tabulae craniorum) giebt die Verhältnisse der Länge Höhe und Breite zweier Judenschädel an = 190 : 226 : 148 und = 190:190:130, was auf beträchtliche Variationen auch innerhalb dieses Volkes hinweist, das sonst allgemein als Beispiel der Constanz und Gleichmäßigkeit der Kopfbildung angeführt wird.

Ueberhaupt fehlt es nicht an Beispielen welche deutlich zeigen daß der Variationskreis einzelner Völker oder Raçen genau besehen, so groß ist als der des ganzen Menschengeschlechtes, und die Beweise dafür haben gerade diejenigen geliefert, welche sich mit der Untersuchung der Raçenschädel am eindringendsten beschäftigt haben. M. J. Weber (Die Lehre von den Ur- und Raçenformen der Schädel und Becken des Menschen. 1830) hat vier Haupttypen der Schädel, denen die Beckenformen natürlich entsprechen, unterschieden; den ovalen Schädel des Europäers, den rundlichen des Americaners, den vierseitigen mongolischen, den keilförmigen des Negers. Unter den Beispielen für die zweite Form führt er auch einen Europäer, einen Juden und einen Kalmücken auf, unter denen für die dritte einen Europäer und einen Bugis, die letzte fand er auch bei Europäern und Kaffern. Demnach kommen innerhalb einer jeden Raçe Schädelformen vor die ihr fremd sind und es giebt also gar keine vollkommen feststehenden Raçezeichen. Von den Beckenformen gilt ganz dasselbe (a. a. O. 25 ff., 36 ff.). Sogar alle Kalmückenschädel die Weber untersuchen konnte, hatten nicht die vierseitige mongolische, sondern eine mehr runde Form. Auch Blumenbach (Decas craniorum III, p. 6) erwähnt den Schädel eines Litthauers der dem eines Congo-Negers durchaus glich, und Godron (De l'espèce et des races. Nancy. 1848. p. 106) einen Negerschädel von völlig europäischer Form. Daß Retzius (Müller's Archiv 1845. S. 94) die alten schwedischen Schädel den jetzigen entsprechend fand, beweist für die Constanz der Formen nur wenig, wenn man bedenkt daß innerhalb eines Volkes gleichzeitig bedeutende Verschiedenheiten der Kopfbildung vorkommen. „Ich habe ganze Reihen von Mandan-Schädeln miteinander verglichen (sagt Prinz Max., R. in N. Am. I, 235), die sämmtlich ächt waren, und darin, besonders was das Zurückweichen der Stirn und die Abplattung des Kopfes betrifft, sehr

große Verschiedenheit gefunden." Manche haben gerade aufsteigende, manche mehr zurückweichende Stirn (ebendas. II, 106). Engel (Unters. über Schädelformen. 1851), welcher 12 verschiedene Haupttypen annimmt, scheint durch seine genauen Maaßbestimmungen die erwähnten Sätze Weber's lediglich zu bestätigen: zu seiner 3. Hauptform zählt er außer Tschechen und Deutschen auch Magyaren, einen Javanesen, einen Guanchen, einen Beduinen; zur 6. außer Tschechen und Deutschen die Schädel mehrerer Neger, einen Hottentotten, einen Malabaren, einen Bengalesen, einen Neu-Zealänder; zur 10. Hauptform einen kindlichen Negerschädel, einen americanischen Indianer u. s. f. Wenn Engel (S. 120 ff.) gleichwohl der Ansicht ist, daß es Raçen- und Stammtypen, sogar Kastentypen der Schädel giebt, daß diese jedoch nicht angeerbt, sondern, wie er bewiesen habe, hauptsächlich von den Ernährungsverhältnissen, von der Härte des Knochens, d. h. von dem Zuschuß an Knochenerde abhängig seien den der Schädel erhalte, so müßte man freilich erwarten daß die Dichtigkeitsgrade der Schädelknochen in ausnahmsloser Analogie zu den Schädelformen selbst ständen, was früher angeführte Thatsachen nicht zu bestätigen scheinen.

Die Versuche einer naturhistorischen Eintheilung des Menschengeschlechtes ruhen großentheils auf der Voraussetzung, daß die typischen Hauptformen einen hohen Grad der Constanz besitzen und uns eben deshalb wenigstens in einigen großen Zügen die Verwandtschaft der umfangreichen Völkerfamilien kennen zu lehren im Stande seien, welche die Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes ausmachen*. Indessen kommt die Schwäche der Grundlage auf welcher alle diese Versuche ruhen, sogleich zu Tage, wenn man sie selbst miteinander vergleicht, denn man findet alsdann eine sehr verschiedene Anzahl von Gliedern und eine ebenso verschiedene Art der Eintheilung bei den einzelnen Schriftstellern, so daß man nicht umhin kann Hollard beizustimmen

* Um vieles verständiger als wir es sonst innerhalb der americanischen Schule zu finden gewohnt sind, lehrt Meigs (bei Nott and Gliddon, Indig. races of the earth. p. 223, 349 f.) daß nicht allein jeder Schädeltypus gewissen Veränderungen durch das Klima unterworfen sei, sondern daß auch große Aehnlichkeit seines Typus so wenig gemeinsamen, als große Verschiedenheit desselben verschiedenen Ursprung beweise — nur fragt man sich dabei mit Verwunderung, wofür denn diese Schule eigentlich streitet, wenn sie zugiebt daß der Schädel kein untrügliches Zeichen der Abstammung ist? Lohnt es dann noch der Mühe auf solche Spiegelfechterei einzugehen?

(De l'homme et des races hum. 1853. p. 263), der es sehr bezeichnend nennt, daß die Zoologen über die Arten der Thiere und deren Charaktere verhältnißmäßig leicht einstimmig werden, während sie streiten über die Zahl und die Typen der Menschenraçen, die sie bisweilen für besondere Arten wollen gelten lassen. Was insbesondere beweist daß man nach dem äußeren Habitus allein, wenn es sich um Völkerverwandtschaften handelt, gar nicht classificiren darf, das ist der Umstand, daß diejenigen Schriftsteller welche im Vertrauen auf dessen Constanz dieß gewagt haben, in die gröbsten Irrthümer verfallen sind. So wird z. B. bei Desmoulins die erste Menschenspecies aus den Indo-Germanen Finnen und Türken gebildet, die sechzehnte sind die Semiten, als deren erster Stamm die Araber mit den Persern Kurden Juden Mauren und Abessiniern bezeichnet werden, während die Etrusco-Pelasger der zweite, die Celten der dritte Stamm der Semiten sein sollen. In America soll es zwei Species geben: zu der einen gehören die Caraiben, zu der andern die Guaranis. Broc, der ebenfalls nur nach den physischen Charakteren classificirt, stellt die Hindus zu den Mongolen und Malaien. Bory (L'homme 2. éd. 1827) nach demselben Princip verfahrend vereinigt in seiner ersten Menschenspecies die Georgier im Kaukasus, die Pelasger Celten Germanen Slawen; in Rücksicht der Azteken (I, 264, 275) scheint er es zweifelhaft zu lassen ob sie zur hyperboräischen oder zur mongolischen Species zu zählen seien, die Zigeuner in Spanien giebt er für Malaien aus (I, 297), die Americaner unterscheidet er in drei Arten, deren erste vom Lande der Eskimos bis nach Guiana herabreicht, während die dritte nur die Patagonier umfaßt. Dergleichen Lächerlichkeiten zeigen auf indirectem Wege besser als alles Andere das sich über diesen Gegenstand sagen ließe, was man von der angeblichen Festigkeit des leiblichen Typus als Kriterium von Völkerverwandtschaften zu halten hat.

Doch man wird uns vielleicht vorwerfen daß wir im Obigen nicht gerade die solidesten Gewährsmänner ausgewählt hätten um aus der Verkehrtheit ihrer Behauptungen das Resultat zu gewinnen um welches es uns hier zu thun ist. Lassen wir also jene bei Seite, sehen wir auch ab von den excentrischen Ansichten H. Smith's und Anderer, um uns nur an solche zu halten die als ebenso sorgfältige Beobachter wie als besonnene Forscher bekannt, im Vertrauen auf die völlige Constanz der Schädelbildung, aus dieser letzteren allein auf Völker-

verwandtschaften schließen zu dürfen geglaubt haben. Lesson (Voy. méd. p. 157 f., 163, 185) erklärt nicht nur die Malaien für ein Mischvolk von Hindus und Mongolen, die Mikronesier für Mongolen die später nach der Südsee gekommen seien als die Polynesier, sondern auch diese letzteren für offenbare Abkömmlinge der Hindus, die Australneger und Papuas aber für Nachkommen africanischer Neger. Junghuhn (Die Battaländer 1847. S. 282) hält, nur nach dem Schädel urtheilend, die Balinesen für ächte Battas, denen ebenso die Alfurus des ostindischen Archipels wie die Bugis und Makassaren stammverwandt seien, während er die eigentlichen Malaien diesen durchaus fremd glaubt und für eine besondere Raçe ausgiebt. Pickering (S. 134, 105 ff.) stellt die Malaien mit den Siamesen Burmesen Cochinchinesen und Japanern in eine Völkergruppe zusammen, mit welcher er auch die Californier Mexicaner Creeks und Cherokees zu vereinigen kein Bedenken trägt. Retzius (Müller's Archiv 1848. S. 392 ff.) glaubt wegen der Aehnlichkeit der Schädelbildung an eine Stammverwandtschaft „turanischer scythischer und sarmatischer Völkerschaften mit den Pelasgern," die finnisch sprechenden Karelen aber ist er geneigt aus demselben Grunde für Verwandte der Araber zu halten. Hat nun zwar Haartmann (Abhh. der K. G. der Wiss. v. Stockholm 1847) wahrscheinlich zu machen gesucht daß die Karelen keine Finnen, sondern ein diesen stammfremdes Volk seien das früher am Ladoga-See gewohnt habe, so sind sie doch sicher keine Araber. Omalius d'Halloy (L'Institut 1840. II, p. 5) zählt die Lappen wegen ihrer Schädelbildung zu den Samojeden. W. F. Edwards (Des caract. phys. des races hum. 1829 in Mém. de la soc. ethnol. I, p. 71 ff.) erklärt die Magyaren theils für Slawen theils für Hunnen.

Nichts kann deutlicher beweisen als diese Ungeheuerlichkeiten daß Körper- und Schädelbildung bei stammfremden Völkern einander gleichen, während sie bei unzweifelhaft stammverwandten häufig so verschieden sind, daß selbst ein tüchtiger Beobachter die Zusammengehörigkeit derselben nicht mehr zu erkennen vermag. Anders urtheilen freilich diejenigen welche an die absolute Permanenz der Typen unter allen Umständen glauben, so daß selbst durch Völkermischungen jene Urformen nicht sollen verwischt werden können. Diese Leute zeigen daher auch in der Erkennung von Mischlingstypen oft eine bewundernswerthe Scharfsichtigkeit. So erkennt Bory (I, 274) in Mexico troß

der vielen vorgegangenen Mischungen noch den Typus der Americaner und die Verschiedenheit der Bewohner der Westküste von den übrigen eingeborenen Americanern, und Nott and Gliddon (p. 233) können nicht umhin „auf einigen der ältesten Monumente (Aegyptens) bereits ein sehr gemischtes Volk zu erkennen.“ Fast ist man versucht sie zu fragen, woher sie denn wissen daß Gott nicht ursprünglich einige Mischlingstypen geschaffen hat.

Der Bestimmung der physischen Charaktere der Raçen und Völker fehlt leider noch sehr viel an mathematischer Schärfe. Das Auge des Geübten pflegt auf diesem Felde über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit meist noch allein zu entscheiden. Deshalb hat sich auf diesem Gebiete nicht selten eine Art von mysteriöser Augurenweisheit in die Wissenschaft eingemischt, eine Weisheit die mehr auf Gefühl und einer Art von künstlerischer Anschauung als auf festen Bestimmungen ruht, auf einem undefinirbaren Etwas das nur der Kennerblick zu finden vermag. Hiermit war der Charlatanerie das Thor geöffnet und sie unterläßt nicht sich breit zu machen. Die Erörterung der Thatsachen führt uns dagegen zu dem Satze, daß so gewiß es keinem Ethnographen einfallen kann z. B. in den Maurenländern nach der Schädelform die berberischen gothischen phönizischen römischen griechischen Elemente u. s. f. voneinander zu sondern, oder in Griechenland die slawischen und hellenischen Elemente zu scheiden, daß ebenso gewiß die absolute Unveränderlichkeit des leiblichen Typus nichts ist als ein Vorurtheil und daß es deshalb an jeder wissenschaftlichen Berechtigung fehlt die Annahme einer Vielheit von Menschenspecies auf sie zu gründen.

Wie viele Hauptformen innerhalb des Menschengeschlechtes auch angenommen werden mögen —, wenn man sie als verschiedene Arten betrachtet und ihre Anzahl, wie sich uns als unvermeidlich gezeigt hat, sehr beträchtlich kleiner setzt als die der Völker der Erde, so wird man immer genöthigt sein in Rücksicht der Völker die man den angenommenen Arten unterordnet, entweder eine relativ bedeutende Veränderlichkeit des Typus durch äußere und innere Einflüsse zuzugeben, da jedes Volk seine besonderen Eigenthümlichkeiten hat oder eine Mischung der Arten zu behaupten. Im ersten Falle hat man der Macht jener Einflüsse

durch die Aufstellung von Arten, die doch nur scheinbar unveränderlich sind, eine feste Grenze gezogen, deren Bestimmung eine rein willkürliche ist und sich nirgends durch Thatsachen als in der Natur begründet nachweisen läßt; im anderen Falle dagegen, in welchem alle Veränderungen auf Mischung allein zurückgeführt werden sollen, fügt man zu der großen Unwahrscheinlichkeit die schon in der Behauptung selbst liegt, daß fast alle Völker der Erde durch und durch gemischte Bastardraçen darstellen, noch die zweite, daß diese sämmtlichen Mischlingstypen ohne Auffrischung des Blutes aus den Stämmen aus denen sie entsprungen sein sollen, nicht nur für sich allein lebenskräftig fortbestehen, sondern auch ihre eigenen Typen ohne Rückkehr zu denen der Stammeltern selbstständig forterhalten, wodurch die vorher angenommenen Artunterschiede offenbar wieder aufgehoben und rein illusorisch werden.

Unter den Ursachen welche bleibende Veränderungen der Typen herbeiführen, ist ohne Frage die Mischung der wirksamste Factor, so daß im Vergleich mit ihr der Einfluß aller übrigen verändernden Mächte nur als gering angeschlagen werden kann. Macht auch dieser Umstand die Annahme daß es mehrere ursprünglich verschiedene Menschenstämme gegeben habe, einigermaßen wahrscheinlich, so bleibt doch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unbestimmbar, ob überhaupt eine Mischung verschiedener Elemente stattgefunden habe und wie weit sie vorgeschritten sei. Ueberdieß ist sie, wie wir gesehen haben, nicht der einzige wirkende Factor. Wir können daher kaum weiter gehen als bis zu der Behauptung, daß überall und ganz hauptsächlich im Zustande der Uncultur eine Menschenmenge, welche bei gleichen Sitten, gleicher Lebensweise und immer weiter fortgesetzten Mischungen der Individuen unter sich, eine längere Reihe von Generationen hindurch unter ähnliche äußere Verhältnisse gestellt bleibt und durch eine ihren Nachbarn unverständliche Sprache von diesen abgeschlossen und in sich vereinigt lebt, im Laufe der Zeit einen gemeinsamen und annähernd gleichförmigen äußeren Typus annimmt, welches auch die Elemente sein mögen aus denen sie ursprünglich bestand.

Demnach dürfen wir das Gesammtergebniß der vorstehenden Untersuchung dahin zusammenfassen, daß die bekannten Thatsachen nicht nur die Annahme der Arteinheit des Menschengeschlechtes erlauben, sondern daß diese Ansicht auch mit geringeren Schwierigkeiten verbun-

den ist und die größere innere Consequenz für sich hat als die entgegengesetzte der Artverschiedenheit, weil jede Anzahl von Arten die man aufstellen möchte, als gleich willkürlich erscheint. Da indessen die Hauptgründe welche für die Arteinheit sprechen, auf dem Nachweis der Veränderlichkeit der menschlichen Organisation durch äußere und innere Einflüsse beruhen, und wir bei unserer Unbekanntschaft mit den Grenzen der Macht welche diese letzteren besitzen, und bei dem Mangel genauer thatsächlicher Angaben die sich über lange Zeiträume und annähernd vollständig über alle Theile der Erde erstrecken, nicht mit Sicherheit zu entscheiden im Stande sind, ob wir die Wirksamkeit jener Einflüsse so hoch anschlagen dürfen als zur Production der bestehenden Verschiedenheiten erforderlich wäre, so ist und bleibt die Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes eine offene Frage. Selbst dann aber wenn vollständig erwiesen wäre, daß die Größe der Veränderungen die mit demselben Menschenstamm im Laufe der Zeit vor sich gehen können, der Größe der Unterschiede zwischen dem Neger und dem Europäer gleichkommt, bliebe es noch ungewiß ob factisch der eine vom anderen abstamme. Die Frage nach der Einheit der Art wäre dann zwar beantwortet, aber damit noch nicht die nach der Einheit der Abstammung. Für die Lösung der letzteren scheint es an der erforderlichen thatsächlichen Grundlage so gut als ganz zu fehlen, und wie man sie daher auch entscheiden möge, die Entscheidung scheint in jedem Falle nur einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen zu können. —

V. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes und deren Begründung.

Es wird keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, wenn wir hier, an der Stelle des Ueberganges von unserer naturhistorischen zur psychologischen Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes, den verschiedenen Gesichtspunkten eine kurze Betrachtung widmen aus denen man eine Eintheilung desselben versucht hat. Kann es uns zwar nicht einfallen den Streit schlichten zu wollen der über diesen Gegenstand, insbesondere über das verhältnißmäßige Gewicht der einzelnen Eintheilungsgründe zwischen den Naturkundigen und den Sprachforschern obwaltet, so können doch vielleicht die nachfolgenden Bemerkungen zur Orientirung und namentlich zur Beseitigung einiger Vorurtheile etwas beitragen, die auf eine zu einseitige Auffassung der Sache gegründet, nicht selten eine richtige Würdigung der wichtigsten Momente gehindert haben.

Bei den verschiedenen Versuchen die gemacht worden sind eine Eintheilung des Menschengeschlechtes zu gewinnen, hat man nicht sowohl den Zweck einer bloß übersichtlichen Gruppirung der Menschenstämme nach ihrer Aehnlichkeit vor Augen gehabt, als vielmehr den einer Anordnung der Völker nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, nach ihrer Stammverwandtschaft. Auch wo der naturhistorische Gesichtspunkt ausschließlich geltend gemacht wurde, hat man diesen Zweck verfolgt, und zwar mit um so größerer Entschiedenheit als die Möglichkeit gemeinsamer Abstammung die stillschweigend oder ausdrücklich gemachte Voraussetzung war, die man bei allen naturhistorischen Classificationen überhaupt in Rücksicht der letzten Unterabtheilungen welche man annahm, festzuhalten pflegte. Eine solche Eintheilung nun welche der Stammverwandtschaft gilt, läßt sich in Bezug auf das Menschengeschlecht aus drei verschiedenen Hauptgesichtspunkten entwerfen, die wir kurz als den naturhistorischen, den linguistischen und den geschichtlichen bezeichnen können. Die Ausdehnung des Feldes auf denen diese Gesichtspunkte ihre Anwendung gefunden haben, ist von sehr verschie-

dener Größe; die Resultate welche sich bei den Versuchen ihrer Durchführung ergeben haben, sind oft nichts weniger als übereinstimmend. Namentlich streiten die Ergebnisse welche der naturhistorische und der linguistische Eintheilungsgrund liefern, mehrfach miteinander, und es ist nur zu gewöhnlich daß der eine dem andern in sehr unmotivirter, geradezu parteiischer Weise an Wichtigkeit nachgesetzt wird, eine Einseitigkeit der wir namentlich bei Naturforschern häufig begegnen, da diese es zuerst waren und auch jetzt noch vorzugsweise sind die sich mit der Lehre von den Menschenraçen zu beschäftigen pflegen.

Auf vollkommen sicherer Grundlage ruht eine Eintheilung der Völker nach ihrer Stammverwandtschaft da, wo sie sich aus geschichtlich feststehenden Thatsachen ableiten läßt; aber die beglaubigte Geschichte reicht in der Zeit nicht so weit zurück als die Schlüsse welche sich aus linguistischen und anatomischen Daten ziehen lassen, und sie erstreckt sich nur über einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde. Der historische Gesichtspunkt tritt daher für die Versuche einer Eintheilung des Menschengeschlechtes sehr in den Hintergrund, obwohl er hier und da wenigstens subsidiär geltend zu machen ist, wo sich nämlich auffallende Uebereinstimmungen in Sitte, Sage, Bauart, Werkzeugen u. s. f. finden, Uebereinstimmungen die nicht zufällig sein können.

Verhältnißmäßig sichere Aufschlüsse vermag für sich allein schon das Studium der Sprachen zu liefern: wenn der grammatische Bau mit Inbegriff der Lautgesetze und eine größere Anzahl von Wurzeln in den Sprachen zweier oder mehrerer Völker übereinstimmen, so darf deren Verwandtschaft als erwiesen betrachtet werden. Es bleibt gegen diesen Beweis nur der einzige allerdings mögliche, aber ziemlich seltene Fall als Einwurf zurück, daß eine Bevölkerung ihre eigene Sprache verliert und mit einer anderen vertauscht, ein Fall der ohne besondere Motivirung durch triftige Gründe niemals angenommen werden darf. Aus der Verschiedenheit der Sprachen in den angegebenen Beziehungen läßt sich dagegen zwar nicht auf eine ursprüngliche Stammverschiedenheit der betreffenden Völker schließen, aber jede annehmbare Verwandtschaft derselben wird dadurch allerdings in eine unvordenkliche Zeit hinaufgerückt.

Hat sich der anatomische Gesichtspunkt ohne große Schwierigkeit zu Eintheilungen benutzen lassen die sich auf das ganze Menschengeschlecht erstreckten, so können diese doch, etwa abgesehen von den um-

fassendsten Hauptabtheilungen, kaum einen Anspruch darauf machen mehr zu sein als bloß übersichtliche Gruppirungen nach äußeren Aehnlichkeiten. Die Nachweisung von Völkerverwandtschaften aus anatomischen Gründen bleibt für sich allein, wie früher angeführte Beispiele zur Genüge darthun, eine ziemlich unzuverlässige, theils schon deshalb weil die Methoden der Schädelmessung noch nicht den wünschenswerthen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, theils und vorzüglich aber weil es überhaupt noch zweifelhaft ist, in wie weit es beständige anatomische Unterschiede nicht bloß zwischen den Mittelwerthen giebt welche großen Völkergruppen entsprechen, sondern auch zwischen denen welche einzelnen Völkern innerhalb derselben zukommen.

Gehen wir indessen auf die specielle Erwägung der erwähnten drei Hauptgesichtspunkte etwas näher ein.

Die älteren Versuche einer naturhistorischen Eintheilung des Menschengeschlechtes (S. Blumenbach, De gen. hum. var. nat. 3. ed. p. 296) hielten sich vorzüglich an die augenfälligen Unterschiede, welche die Hautfarbe und die Beschaffenheit des Haares darbieten. Indessen fand sich bald daß diese einer zu großen Veränderlichkeit unterworfen sind, als daß sich ihnen ein so bedeutendes Gewicht beilegen ließe. Die Hautfarbe namentlich zeigt sich sogar bei demselben Volke nicht hinreichend constant und die Uebergänge welche sie von einer Völkerfamilie zur andern darbietet, sind durchaus fließende. Beständig miteinander verbunden kommen dunkle Hautfarbe und schwarzes Haar vor bei schwarzer, bisweilen brauner Iris; anderseits heller zarter Teint und lichtes bisweilen rothes Haar bei hell brauner, blauer oder grünlicher Iris: die zweite Combination gehört bekanntlich vorzugsweise dem Norden und der weißen Raçe an, wenn sie auch weder diese ganz umfaßt noch auch ihr in solcher Ausschließlichkeit eigen ist, daß sich sonst nirgends Individuen von dieser Complexion fänden. Nimmt man noch hinzu daß das Haar des Negers sich kräuselt, in Folge der elliptischen Form seines Durchschnittes, so erhält man eine Eintheilung der Menschen in Stämme von hellem Teint und schlichtem Haar, in solche von dunklem Teint und schlichtem Haar, endlich in solche von dunklem Teint und krausem Haar.

Neuerdings ist man mehr und mehr davon zurückgekommen Hautfarbe und Haar zur Grundlage der Eintheilung zu machen. Nur d'Omalius d'Halloy (L'Institut 1844. II, 86 ff.) hat namentlich

die erstere als festes Raçezeichen noch in Anspruch nehmen zu müssen geglaubt: er rechnet daher zur weißen Raçe auch die Finnen und Türken, zur braunen (malaiischen) auch die Hindus als ein Mischvolk von weißen Ariern und schwarzen Aboriginern, die Abessinier und Fellahs (Fulahs?), im Uebrigen sich Blumenbach anschließend. Mag er auch darin Unrecht haben, daß er der Hautfarbe größere Beständigkeit zuschreibt als selbst den Eigenthümlichkeiten des Skelettes, so dürfte ihm doch zuzugeben sein daß für gar manche Individuen die Völkerfamilie zu der sie gehören, uns sehr zweifelhaft bleiben würde, wenn nicht Hautfarbe und Haar uns sichere Anhaltspunkte gewährten um sie zu bestimmen. Einen höheren Grad von Constanz als den erwähnten Merkmalen legt man jetzt allgemein der Schädelform bei, obwohl auch ihrer Variabilität innerhalb desselben Volkes ein bedeutender Spielraum gegeben ist; man ist darüber einverstanden daß sie allen Erfordernissen entspreche von denen die Brauchbarkeit eines naturhistorischen Eintheilungsgrundes abhängt, ja diese Brauchbarkeit scheint noch dadurch bedeutend erhöht zu werden, daß gerade dieses Merkmal vielfach erlaubt auch in die Vergangenheit zurückzugreifen.

Fragt man zunächst nach den hervorstechendsten Schädeltypen um und zwischen welche sich alle übrigen als geringere Abweichungen gruppiren lassen, so findet man von Blumenbach, dem Begründer dieser Lehre, die äthiopische* und mongolische Form als die Extreme bezeichnet zwischen denen die kaukasische in der Mitte liegt (Decas quinta craniorum p. 4), während die americanische zwischen der letzteren und der mongolischen (Decas quarta p. 14), die malaiische aber zwischen der äthiopischen und kaukasischen ihren Platz erhält. Somit gewinnt man die von Blumenbach unterschiedenen Raçen in folgender Ordnung: Neger Malaie Kaukasier Americaner Mongole, so daß also der Weiße zwischen den größten Verschiedenheiten welche überhaupt vorkommen, in der Mitte stände und insofern, die Arteinheit des Menschengeschlechtes vorausgesetzt, als der mittlere oder normale Typus für den Menschen überhaupt gelten könnte. Zieht man dagegen nicht

* Es braucht kaum erinnert zu werden daß der Ausdruck „äthiopisch" hier ebenso ungeschickt ist als die Bezeichnung „kaukasisch," die von Blumenbach deshalb gewählt wurde, weil ihm sein Schädel einer Georgierin als bester Repräsentant dieses Typus galt, ohne daß er dem von ihm gewählten Namen eine Beziehung auf die muthmaßliche Urheimath dieser Völker gegeben hätte. Wir behalten diese Ausdrücke hier bei, weil ihre Bedeutung bekannt und daher kein Mißverständniß derselben zu fürchten ist.

die Schädelform allein, sondern die Gesammtheit der anatomischen Unterschiede in Betracht die sich vorfinden, so unterliegt es keinem Zweifel daß der Weiße und der Neger, letzterer in Folge seiner Affenähnlichkeit, die beim Weißen am vollständigsten verschwindet, als diese Extreme anzusehen sind.

Die Blumenbach'sche Fünfzahl der Raçen ist jedenfalls, so viele Anerkennung sie auch gefunden hat, entweder zu groß oder zu klein, und sie hat schon von vornherein dieß gegen sich, daß sie offenbar dem geographischen Schematismus der fünf Erdtheile entsprechen soll, deren jeder eine Raçe zugewiesen erhält. Eine sechste, die sog. hyperboräische Raçe, welche die sämmtlichen, zum Theil einander so fernstehenden Polarvölker in sich umfassen sollte, wurde von Lacépède und Duméril hinzugefügt, wogegen Virey (Hist. nat. du genre hum. 1834. I, 318) als sechste Hauptabtheilung die Hottentotten und Papuas aufstellte, zugleich aber den Neger und den Weißen als zwei verschiedene Species betrachtete. Auch dieß genügt den Thatsachen nach keiner Seite hin. Die letzteren erlauben nur entweder mit G. Cuvier drei Haupttypen anzunehmen, die des Mongolen, des Negers und Kaukasiers, welche man von manchen Schriftstellern nach Sem Ham und Japhet benannt findet, oder eine beträchtlich größere Anzahl hinzustellen, die man alsdann bis jetzt noch gar nicht für geschlossen erklären kann. Prichard, H. Smith, Latham u. A. haben sich trotz mancher wesentlichen Abweichungen für die erstere Ansicht erklärt, wogegen Pickering nur auf eigene Anschauung sich stützend 11 große Hauptabtheilungen macht, Bory aber 15, Desmoulins 16 verschiedene Menschenspecies angiebt u. s. f., bis endlich bei Agassiz, Nott u. A. die Vervielfältigung dieser letzteren ganz in's Unbestimmte und Maaßlose gegangen ist. Hombron (Zoologie I, 312 und 319 zu d'Urville Voy. au P. Sud) nimmt selbst in Australien, dessen Bevölkerung bisher von allen Ethnographen nur als ein einziger großer Stamm betrachtet worden ist, mehrere Menschenspecies an und erklärt auch die Vandiemensländer für eine besondere Art.

Will man neben jene drei Hauptformen Cuvier's noch den Malaien und Americaner als ihnen gleichberechtigt stellen, so kann man nicht umhin mit Pickering auch noch die Australier, die Australneger (Negrillos), die Papuas und die Hottentotten hinzuzufügen. Auch hierbei wird man noch nicht stehen bleiben können: vor Allem ver-

langen die Mittelstufen die sich zwischen dem Neger und dem Weißen finden, namentlich die Kaffern Nubier Gallas Abessinier Berbern, eine ebenso starke Berücksichtigung als sie Blumenbach den Zwischengliedern zwischen dem Kaukasier und Mongolen schenkte. Dasselbe gilt aber auch von den Battas, deren Schädelform zwischen der europäischen und malaiischen in der Mitte steht (Junghuhn, D. Battaländer II, 6 f.). Zu dem mongolischen Typus wird sich ferner der sog. hyperboräische als eine nicht unbeträchtliche Abweichung gesellen, am wenigsten aber wird man die eingeborenen Americaner alle in eine einzige Hauptabtheilung vereinigen können; denn was auch Morton und seine Schule von einer Gleichartigkeit des Schädeltypus fabeln, die trotz aller speciellen Verschiedenheiten durch Nord- und Süd-America hindurchgehe, so steht doch und zwar zum Theil durch ihre eigenen Untersuchungen fest, daß die Unterschiede der Formen hier so beträchtlich sind als anderwärts wo man sich nicht gescheut hat sie für fundamental zu erklären: einige sind langköpfig, andere kurzköpfig (Retzius in Müller's Archiv 1855, S. 503), wieder andere rundköpfig, die jetzigen Peruaner aber besitzen kleine viereckige, seitlich aufgeschwollene Schädel mit stark zusammengedrücktem Hinterhaupte (Morton, Cran. Am. p. 65, 115); hat doch Tschudi (Müller's Archiv 1844, S. 98) drei wesentlich verschiedene Schädelformen allein bei den Urbewohnern von Peru nachgewiesen. Es würde sich leicht zeigen lassen daß man in der Sonderung der Hauptformen auch hier nicht stehen bleiben kann, wenn man einmal so weit gegangen ist, sondern daß man nach den gethanen Schritten in gleicher Weise genöthigt ist eine unbestimmte und wahrscheinlich auch unbestimmbare Menge von verschiedenen Typen anzunehmen. Man würde dabei, wie dieß im Obigen schon hier und da der Fall war, feste Unterschiede zwischen Völkern aufstellen müssen, denen aus historischen und linguistischen Gründen eine gesonderte Abstammung nicht zugeschrieben werden kann: man überzeugt sich dadurch daß aus anatomischen Gesichtspunkten allein über Stammverwandtschaft kaum irgend etwas geschlossen werden kann, und daß es in jeder Beziehung rathsam ist bei den genannten drei Hauptformen als obersten Abtheilungen stehen zu bleiben. Es empfiehlt sich dieß, wie wir früher gesehen haben, auch noch dadurch daß diese drei Typen bei Mischung mit anderen die relativ bedeutendste Selbstständigkeit zeigen.

Um die Begründung einer ethnographischen Kraniologie hat sich in neuerer Zeit hauptsächlich Retzius Verdienste erworben. Ausgehend von dem Satze, daß die psychische Individualität eines jeden Volksstammes sich besonders in der Bildung des Gehirns ausprägen und daher am Schädel zu erkennen geben müsse, unterscheidet er zunächst dolichocephalische und brachycephalische Schädelformen: jene beruhen auf einer bedeutenderen Entwickelung der hinteren Gehirnlappen in die Länge, die bei diesen kürzer, dafür aber bisweilen mehr in die Breite entwickelt sind. Aus Gründen der Entwickelungsgeschichte und der vergleichenden Anatomie hält Retzius die Function der hinteren Lappen für ganz besonders wichtig. Zu jenem ersten Eintheilungsgrunde kommt ein zweiter, der sich auf die Bildung des Gesichts bezieht; er erhält dadurch:

1) gentes dolichocephalae orthognathae,
2) g. brachycephalae orthognathae,
3) g. dolichocephalae prognathae,
4) g. brachycephalae prognathae.

In Europa finden sich nur die beiden ersten, in Asien alle vier Hauptformen, und zwar, wie es scheint, in ziemlich gleicher Menge; in der Südsee sind die dritte und vierte die herrschenden Typen, in Africa die dritte, während zugleich, obwohl in geringerer Verbreitung, auf dem letzteren Continente die erste, in der Südsee die zweite ebenfalls vorkommt; in America endlich wechseln die dritte und vierte vielfach miteinander ab und schließen die zweite, die sich hier in geringerer Ausdehnung findet, unter sich ein, es herrschen hier die größten Verschiedenheiten der Form und die Typen liegen vielfach zerstreut durcheinander.

Aus den Einzelangaben die Retzius gemacht hat (Müller's Archiv 1848, S. 271 ff.) geht deutlich hervor, daß auf eine Stammverwandtschaft der denselben Haupttypen untergeordneten Völker nicht geschlossen werden kann, denn in Europa gehören z. B. zu den brachycephalae orthognathae die Türken Lappen Slawen Basken, in Asien die Samojeden Buräten Affghanen Perser; zu den brachycephalae prognathae in Ostindien und der Südsee die Malaien Tahitier Papuas; zu den dolichocephalae prognathae in Africa die Neger Hottentotten und Kopten u. s. f.

An Retzius sich anschließend hat Zeune (Ueber Schädelbildung

1846) nach den drei Dimensionen des Raumes drei extreme typische Hauptformen unterschieden: Hochschädel (die Europäer und Asiaten im Westen und Süden dieser beiden Erdtheile bis nach Indien hin), Breitschädel (Mongolen und viele malaiischen Völker), Langschädel (Neger). Diese drei Hauptformen finden sich auch in der neuen Welt wieder: die erste an den Natchez und Choktaws, die zweite an den Caraiben und Makusis, die dritte in Peru bei den Huankas und Inkas, so daß wir im Ganzen sechs große Hauptabtheilungen erhalten. Zwischen jenen extremen Typen finden sich Mittelformen die der Mischung jener ihren Ursprung zu verdanken scheinen: die Türken Slawen Magyaren Finnen Lappen und manche Malaienvölker sind solche Mittelglieder zwischen dem mongolischen und kaukasischen, die Papuas Alfurus und Hottentotten solche zwischen dem mongolischen und Negertypus, die zuletztgenannten vielleicht aus Mischung von Negern und Malaien entsprungen.

Die vorstehende kurze Uebersicht der hauptsächlichsten Eintheilungsversuche die man in neuerer Zeit gemacht hat, läßt nur Eins mit voller Deutlichkeit hervortreten: dieß ist die vollständig allgemeine Uneinigkeit Aller die diesen Gegenstand bearbeitet haben, sowohl im Princip als auch in der Ausführung, sobald sie über die drei Hauptformen hinausgehen die durch den Neger Mongolen und Europäer bezeichnet sind. Diese Uneinigkeit aber beweist entweder daß in der Sache selbst eine gewisse Unbestimmtheit oder wenigstens eine große Vieldeutigkeit liegt, oder daß die wissenschaftliche Untersuchung derselben noch sehr weit zurück und deshalb alle entschiedenen Behauptungen über diesen Gegenstand, von welcher Art sie auch sein mögen, noch verfrüht sind.

Es kann uns nicht einfallen das Verdienstliche zu verkennen oder schmälern zu wollen das die genaue Untersuchung der Raçenschädel hat. Höchst wahrscheinlich giebt es wirklich für jedes Volk eine nationale Form des Schädels deſsen genaue Feststellung von hohem ethnographischen Interesse ist. Gleichwohl aber unterliegen die Schlüsse auf Stammesidentität bei gleichem und auf Stammverwandtschaft bei ähnlichem Schädelbau bei dem jetzigen Zustande der Kraniologie ebenso begründeten Zweifeln als die auf Stammverschiedenheit bei stark abweichender Schädelform; denn ähnliche Formen kommen bei den entlegensten Völkern vor, unter denen sich ohne völlig abenteuerliche Hypothesen keine Verwandtschaft stiften läßt, während beträchtlich ver-

schiedene sich bei Völkern finden, deren innere Zusammengehörigkeit nicht geleugnet werden kann wenn man nicht etwa die erst zu beweisende Lehre, daß die Schädelgestalt ein absolut sicheres Kriterium der Raçe sei, unbewiesen schon angenommen hat, endlich — und dieß ist nicht das Unwichtigste — ist der Variationskreis der den einzelnen nationalen Typen zukommt, noch so wenig ermittelt, daß sich bis jetzt noch kaum irgend eine Behauptung darüber aufstellen läßt, welche Formen innerhalb und welche außerhalb der einzelnen Typen liegen, während es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß die Variationskreise derselben vielfach und in weiter Ausdehnung ineinander übergreifen. Zur Bestätigung dieser letzteren Vermuthung fügen wir hier zu den früher angeführten Fällen noch einige weitere schlagende Beispiele hinzu.

Wie vorsichtig man selbst bei genauen Schädelmessungen mit directen Schlüssen auf Stammverwandtschaft sein müsse zeigt Hueck (De craniis Esthonum p. 9 not.), der die Maaße der Esthen-Schädel am meisten übereinstimmend fand mit denen zweier Tataren-Schädel, obwohl, wie er bemerkt, die Form beider im Ganzen verschieden sei. Zeune (a. a. O. S. 10) weist darauf hin daß die Skandinavier nach Retzius Langköpfe, die Slawen Kurzköpfe sind, daß er selbst aber gleichwohl den Schädel eines Schweden kürzer fand als den zweier Russinnen. Den bei Grafenegg in Oesterreich gefundenen angeblichen Avaren-Schädel hat Tschudi (Müller's Archiv 1845, S. 277) wegen seiner Uebereinstimmung mit den Schädeln der Huankas für peruanischen Ursprunges erklärt, wogegen C. Meyer (ebendas. 1850, S. 510) die Schädel der letzteren als völlig übereinstimmend mit den macrocephalis darthut die in der Krimm gefunden wurden. Für den der sehen will, bedarf es keines weiteren Commentars um zu bemerken was dabei herauskommt, wenn man die Schädelform als absolut sicheres Raçezeichen betrachtet.

Es liegt hier die Frage nahe genug, weshalb man sich denn ausschließlich an den Schädel gehalten hat um die physischen Eigenthümlichkeiten der Völker kennen zu lernen? Sollten denn die übrigen Theile des Knochengerüstes eine geringere Beständigkeit der Bildung zeigen als dieser? Wohl schwerlich; aber der Schädel war nicht allein das zugänglichste, sondern auch, wie es schien, das am meisten charakteristische Untersuchungsobject, da man eine feste Beziehung seiner Form

zu den psychischen Eigenschaften der Menschen anzunehmen geneigt ist, so dunkel und unbekannt die Art dieser Beziehung bis jetzt auch noch ist, denn die Fabeln der Phrenologie hat wenigstens die deutsche Wissenschaft bündig und vollständig zurückgewiesen. Ohne Zweifel hat man bisher den Schädel in viel zu großer Ausschließlichkeit für ein permanentes Raçezeichen gehalten, und es zeigt sich gegenwärtig als höchst nothwendig daß man nicht die übrigen physischen Charaktere über ihn vernachlässige, denn nur alle zusammengenommen können ein befriedigendes Bild von der Eigenthümlichkeiten der Raçen gewähren. Welche von diesen wichtiger, welche minder wichtig seien, wird sich erst in Folge genauerer und umfassenderer Untersuchungen herausstellen können als diejenigen sind, welche bis jetzt über diese Gegenstände vorliegen. Ein guter Anfang ist hierzu namentlich von Quetelet gemacht worden, dessen Messungen sich möglichst vielseitig auf die Proportionen der einzelnen Körpertheile erstreckt haben. Er ist zu dem Resultate gelangt (Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. XV P. I, 580, P. II, 16; XVI P. II, 17; XVII P. I. 344, P. II. 38, 95) daß bei der europäischen Raçe die Verhältnisse der Theile des Körpers constant sind und daß es der Messung nicht gar vieler Individuen bedarf um diese normalen Verhältnisse zu finden, ja er hält es für wahrscheinlich daß der menschliche Körper in seinen Formen und Verhältnissen viel bestimmter ist als irgend ein anderes Product der Natur. Bei der americanischen Raçe zeigt sich, abgesehen von der größeren Breite der Brust und dem kleineren Fuße, eine große Uebereinstimmung der Proportionen mit denen der schönsten europäischen Individuen. Auch bei den Chinesen sind die Unterschiede nicht sehr hervortretend; ziemlich beträchtlich sind sie allein in Bezug auf die Hand, den Fuß und die Armlänge, welche bei ihnen sämmtlich kleiner sind als bei den Europäern, nur die Hand der Frau zeichnet sich durch bedeutendere Größe aus (a. a. O. XIII, S. 70). Dagegen hat Schultz (Froriep's Neue Notizen XXXV, S. 164) bei Russen Letten Tscherkessen Tschuwaschen Juden und Negern sehr erhebliche Verschiedenheiten in den Proportionen der Theile nachgewiesen.

Wir fügen hier noch ein kurzes Verzeichniß zuverlässig scheinender Messungen bei die von anthropologischem Interesse sind.

1) Schädelmessungen: Retzius in Müller's Archiv 1845. S. 84 (Schweden Slawen Finnen Lappen), ebendas. 1855 S. 498

(Pampas Indianer), ders. in Nouv. Ann. des voy. 1847. III, 119 (Abessinierin, Basuto-Kaffer), van der Höven in Müller's Archiv 1844. S. 433 (Slawonier); Phillips bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. II, p. 335 (nordamericanische Indianer); Rob. Clarke, Sierra Leone 1846. p. 48. (verschiedene Negervölker); Huschke, Schädel Hirn und Seele.

2) Messungen des Schädels und der wichtigsten Körpertheile: Freycinet, Voy. autour du m. 1827 (Papuas, Sandwichinsulaner, Australier u. s. f.); Sandifort, Tab. cran. 1838 (Grönländerin, Römer, Amboinese, Kaffer, Hottentotte, Buschmann, Nord-Americaner, Singhalese, Chinese, Japaner, Papua, Australier, Kolusche, Guanche, Türke, Neger, Javaner, Jude); Hueck, De cran. Esth. 1838 (Esthen, Lappen, Tschuktschen, Kalmücken, Tataren, Letten); Lesson, Voy. méd. autour du m. 1829. p. 229 (Mozambique-Neger, Papua, Alfuru, Polynesier); Schultz a. a. O.; Quetelet a. a. O. und L'Institut 1846. II, p. 77, 155; 1847. II, 119; 1853. II, 90; 1854. II, 93 (Ojibbeways, neapolitanischer Riese, americanischer Hercules, Chinesen, Kaffern, Neger, europäische Soldaten); Duttenhöfer, Ueber d. Emancip. der Neger 1855. S. 77. (Neger); Burmeister, Geolog. Bilder II (Neger); Thomson in Brit. and foreign Medico-chirurg. Review 1854. p 489 und Fechner's Centralblatt 1854. S. 417 (Neu-Zealänder); Wilkes, United St. Explor. Exped. 1845. V, 539 (Polynesier); Flinders, Voy. to Terra Australis. 1814. I, 68 (Australier).

Weit sicherere und mehr übereinstimmende Resultate als die physische Betrachtung des Menschen hat die Sprachforschung ergeben.

Vermuthlich würde es niemals einem Zoologen eingefallen sein die Völker des indogermanischen, die des semitischen, die des südafricanischen Sprachstammes als verwandte in eine Familie zusammen zu gruppiren: es ist hier der Anthropologie nur übrig geblieben die Ergebnisse der linguistischen Untersuchung und der historischen Forschung überhaupt zu erwarten, das auf diesem Wege Gewonnene sich anzueignen, und es scheint nicht als ob jemals in diesen Dingen das Verhältniß in welchem die naturhistorische und die linguistisch-historische Untersuchung gegenwärtig zu einander stehen, sich umkehren werde. Wenn Naturforscher der Linguistik gegenüber, wie dieß jetzt nicht sel-

ten geschieht, in einem gewissen pathetischen Tone über die absolute Constanz der Schädeltypen sprechen und dabei auf einige Fälle hinweisen in denen ganze Völker ihre Sprache vertauscht haben, so sieht dieß nicht wie Undankbarkeit, es sieht wie Neid und Mißgunst aus.

Die nationalen Formen des geistigen Lebens scheinen ebenso häufigen und ebenso großen Veränderungen unterworfen zu sein als die geistigen Eigenthümlichkeiten der Individuen; dagegen glaubt man im Gebiete des leiblichen Lebens eine weit größere Beständigkeit der Typen zu finden. Möglich freilich daß dieser Schein trügt, daß es dem schärferen Blicke und der umfassenderen Beobachtung gelingt auch auf jenem Felde eine ebenso große Gleichmäßigkeit der Lebensgestalten zu erkennen und nachzuweisen als in den Typen der äußeren Organisation. Hauptsächlich ist es die Sprachforschung welche diesem Gedanken eine gewisse Wahrscheinlichkeit giebt; denn nicht allein lassen sich aus der Sprache eines Volkes sehr bestimmte Folgerungen auf den gesammten Bildungsstand desselben machen, wie dieß z. B. Crawfurd (Hist. of the Ind. Archipelago Edinb. 1820. II, 85) in Rücksicht des ursprünglichen Culturzustandes der Malaien gethan hat durch den Versuch die einheimischen von den fremden, zugebrachten Bildungselementen in den Wörtern der Sprache abzuscheiden, sondern es sind auch überhaupt unter allen Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens die sprachlichen die wichtigsten, weil sie einerseits in Rücksicht ihrer Entstehung ebenso unabhängig von bewußter Reflexion als von der Einwirkung äußerer Verhältnisse und eben deshalb dem innersten Kerne des geistigen Lebens selbst entsprungen, für dieses charakteristisch sind, und weil sie anderseits auf die späteren Generationen vererbt und von diesen gleich unbewußt angeeignet, einen sehr hohen Grad von Constanz in allen wesentlichen Punkten zeigen. Was durch bewußten Willen geschaffen wird, kann in Folge weiterer Ueberlegung durch diesen auch einer vielfachen Aenderung und Umbildung unterworfen werden und wird es in der That oft genug; nicht so dasjenige was wie die Formen und der Bau der Sprache durch unbewußte Nachahmung von Einem auf den Andern übergeht und eben darum der Einwirkung der Reflexion größtentheils entzogen ist, weil alles Denken erst an der Hand der Sprache und durch ihre Aneignung selbst sich allmählich entwickelt und erstarkt.

Diese allgemeinen psychologischen Gründe lassen zwar schon hin-

reichend erkennen, wie groß die Wichtigkeit ist welche die Untersuchung der Sprachverwandtschaften für die Ermittelung der Völkerverwandtschaften selbst besitzt, wir wollen indessen hierbei nicht stehen bleiben, sondern versuchen den Anspruch etwas specieller zu begründen den die Sprachforschung vorzugsweise machen darf auf diesem Gebiete ein entscheidendes Wort zu sprechen.

Die beiden Hauptstücke welche bei der Sprachvergleichung in Betracht kommen, sind der grammatische Bau einer jeden Sprache mit Inbegriff ihrer Lautgesetze und der Wortschatz, das Glossar. Nur entschiedene Uebereinstimmungen in beiden zugleich berechtigen, nach den jetzt in der Wissenschaft allgemein geltenden Grundsätzen, zu einem Schlusse auf eine genealogische Verwandtschaft der Sprachen. Glaubte man in früherer Zeit dergleichen Schlüsse aus bloßen Vergleichungen von Vocabularien allein ziehen zu dürfen, so hat man dagegen neuerdings diese Ansicht ganz verlassen, da jene Vergleichungen für sich allein nur völlig unmethodisch ausgeführt, unter keinen leitenden Gesichtspunkt gestellt und die Würdigung der vorliegenden Differenzen der Wörter verschiedener Sprachen nur der Willkür überlassen werden können. Selbst bei vielfachen und augenfälligen Uebereinstimmungen des Glossares zweier Sprachen bleibt es, so lange diese Uebereinstimmungen allein stehen, unentscheidbar ob sie ererbt sind oder bloß erborgt, ob sie die Folge wirklicher genealogischer Verwandtschaft oder die Folge eines Austausches und einer Mittheilung sind, die zwischen Sprachen stattgefunden haben welche einander ursprünglich fremd waren, später aber in Berührung miteinander getreten sind; viele derselben können auch bloß zufällig und durch gleiche ursprüngliche Erfindung herbeigeführt sein. Hierbei wird außer der Größe oder dem Grade der Uebereinstimmung unter den einzelnen Wörtern und außer der Menge der übereinstimmenden Wörter allerdings auch deren Bedeutung eine aufmerksame Berücksichtigung verdienen, da die Namen von Dingen des alltäglichen Lebens die sich in der Sprache selbst des rohesten Volkes vorfinden müssen, nicht so leicht und in nicht so großer Anzahl durch Austausch von einer Sprache in eine andere übergehen können als Benennung von Gegenständen und Verhältnissen deren Kenntniß nur da vorausgesetzt werden kann, wo das Volk eine gewisse Stufe höherer Cultur erstiegen hat. Dieß thut jedoch dem allgemeinen Satze kaum irgend welchen Eintrag, daß Wörtervergleiz

chungen für sich allein über Sprachverwandtschaft nur wenig oder nichts entscheiden.

Demnach scheint es daß dem grammatischen Baue der Sprachen bei Beurtheilung ihrer Verwandtschaft ein größeres Gewicht beigelegt werden müsse als selbst den Uebereinstimmungen die sich im Glossare oder vielmehr unter den Wurzeln derselben finden, denn nur um diese handelt es sich bei der Vergleichung. Gleichheit der ursprünglichen Erfindung bei durchaus stammverschiedenen Völkern in Rücksicht des Sprachbaues ist wegen der großen Complication des letzteren in den meisten Fällen und wegen der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Mittel die der Bezeichnung grammatischer Verhältnisse dienstbar gemacht werden können, so unwahrscheinlich, daß sie fast einer Unmöglichkeit gleichgesetzt werden darf; die Erforderniße wahrhaft wissenschaftlicher Sprachvergleichung scheinen es aber nöthig zu machen, daß man gleichwohl nur die Congruenz zweier Sprachen in Rücksicht der beiden angegebenen Hauptstücke zugleich für einen ausreichenden Beweis ihrer Verwandtschaft erachte (Pott, D. Ungleichht. menschl. Raçen. 1856). Wir wollen versuchen im Folgenden die Gründe anzudeuten, auf welchen hauptsächlich die Berechtigung zu einem Schlusse auf Stammverwandtschaft der Völker aus der Beschaffenheit des grammatischen Baues ihrer Sprachen beruht.

Indem die Sprache von den früheren Generationen an die späteren übergeht, werden (wie bekannt) nicht bloß die Wörter, sondern auch die regelmäßigen Weisen ihrer Verbindung Umformung und Zusammenordnung zu Sätzen übergeben und durch unbewußte Nachahmung zu festem Gebrauche angeeignet. Man schätzt oft diesen letzteren Punkt nicht hoch genug, da es doch am Tage liegt und schon oft hervorgehoben worden ist daß wir nicht in Wörtern, sondern nur in ganzen Sätzen denken, daher man auch von der lebendigen Sprache nur behaupten kann daß sie in Sätzen, nicht in Wörtern bestehe. Ein Satz aber ist gebildet nicht aus einzelnen selbstständigen Wörtern, sondern aus Worten die auf eine bestimmte und besondere Weise jedesmal aufeinander bezogen sind, ganz so wie der entsprechende Gedanke nicht aus einzelnen Vorstellungen für sich genommen besteht, sondern aus Vorstellungen die dadurch miteinander zu einem Ganzen verbunden sind, daß sie einander gegenseitig näher bestimmen und in einer bestimmten Weise von uns aufeinander bezogen werden. Erwägt man

dabei die Gebundenheit der Gedankenentwickelung an die Sprache, so wird schon hieraus im Allgemeinen ersichtlich wie folgenreich und durchgreifend die Bezeichnungsweise der Beziehungen der Wörter, welche eben durch die grammatischen Formen und durch den grammatischen Bau der Sprache überhaupt gegeben ist, auf die Art und Weise der Beziehungen zurückwirken müsse die wir unter unseren Vorstellungen knüpfen, und die wir, was noch mehr ist, nach Anleitung der grammatischen Regeln überall und immer zu knüpfen uns gewöhnen. Wir wollen dieß durch einige Beispiele zu erläutern suchen.

In dem Satze „er wird heute in der Nacht seinem Feinde auflauern um ihn zu tödten“ ist die Hauptvorstellung, zu welcher alle übrigen Vorstellungen als nähere Bestimmungen unmittelbar oder mittelbar hinzukommen, die Handlung des Auflauerns. Das sinnlich anschauliche Bild welches diese Handlung darstellt, kann unserer Auffassung wie mit einem Schlage gegeben oder von uns reproducirt werden, wogegen der sprachliche Ausdruck stets zur Zergliederung desselben genöthigt ist. Die Handlung des Auflauerns erhält als nähere Bestimmung zunächst die Vorstellung daß sie in diesem Falle als zukünftig und die Zukunft selbst erhält als noch speciellere Bestimmung die Vorstellung daß sie als noch heute eintretend gedacht werden soll. Ferner werden näher bestimmt die äußeren Umstände (in der Nacht), das Subject und Object der Handlung (er — Feind) und die Beziehung des Subjectes auf das Object (sein Feind), dann der Zweck der Handlung, welcher in der Form einer zweiten Handlung ausgesprochen ist (töden), das Object dieser zweiten Handlung und die Beziehung desselben zum Objecte der ersten Handlung, eine Beziehung der Identität (ihn = seinen Feind). Demgemäß läßt sich jener Satz, wenn wir alle Andeutung der Beziehungen unter den Einzelvorstellungen hinweglassen die in ihm miteinander verbunden auftreten und statt des Pronomen „er“ einen Personennamen setzen, so ausdrücken:

„Auflauern — (Zukunft — heute) — Nacht — Cajus — Feind töden — Feind.“

Auch eine solche Rede die aus lauter unverbunden nebeneinandergestellten selbstständigen Vorstellungswörtern bestände und den Hörenden nöthigte alle Beziehungen der Einzelvorstellungen auf einander sich selbst erst zu suchen und hinzuzudenken so gut er es vermöchte, wäre immer besser als keine Rede und könnte immerhin noch wohl ver-

standen werden, wenn ihr auch an Deutlichkeit und Bestimmtheit Vieles abginge; ja sie würde von ihrer Unvollkommenheit in dieser Rücksicht schon sehr bedeutend dann verlieren, wenn es in ihr feste Regeln der Wortstellung gäbe, durch welche die Beziehungen der Wörter aufeinander einigermaßen kenntlich gemacht würden, so daß z. B. das Regierende dem Regierten, die Hauptvorstellung ihrer Nebenvorstellung, immer vorausgeschickt würde oder nachfolgte und dergl. In einem solchen Falle befinden sich wirklich die asynthetischen, einsilbigen Sprachen, die wie das Chinesische beim Mangel aller Formenlehre und daher auch aller Sonderung der Redetheile, die sämmtlichen Beziehungen bloß durch die Stellung der Wörter zu verdeutlichen vermögen. Nur vermuthungsweise gehört zu diesen Sprachen auch das Idiom der Yebus im Westen von Benin, (d'Avezac), auch vom Othomi in Mittel-America ist es noch zweifelhaft (Pott a. a. O., S. 256).

Eine Sprache ist ohne Zweifel im Allgemeinen um so vollkommener, je vollständiger und sicherer alle Beziehungen der Einzelvorstellungen die zu einem Satze irgend zusammentreten können, sich aus ihr erkennen lassen, d. h. je genauer sie bezeichnet sind. Der Mittel aber die sich zu dieser Bezeichnung wählen lassen giebt es eine unübersehbare Menge: Bildung besonderer Formwörter, welche selbstständigen Vorstellungswörtern beigesetzt eine gewisse Modification des Sinnes dieser letzteren bezeichnen, z. B. die Zukunft, die Vergangenheit, die Negation, die Möglichkeit einer Handlung; Lautveränderungen der mannigfaltigsten Art, die an den selbstständigen Vorstellungswörtern selbst vorgenommen, solche Modificationen ihrer eigenen Bedeutung und bestimmte Beziehungen derselben auf andere bezeichnen; Vereinigung mehrerer selbstständiger Vorstellungswörter in größerer oder geringerer Ausdehnung in ein Wortganzes mit oder ohne Umbildung ihrer Laute; analoge Lautveränderungen an solchen Wörtern die aufeinander bezogen gedacht werden sollen u. s. f. Lassen sich die verschiedenen Möglichkeiten welche es giebt um die Anknüpfung von Nebenvorstellungen an Hauptvorstellungen und die verschiedenen Beziehungen derselben zu bezeichnen, a priori nicht aufzählen, so läßt sich auch ebensowenig a priori behaupten daß eine oder einige Weisen dieser Bezeichnung in jeder Sprache mit Ausschluß der übrigen sich consequent durchgeführt finden müßten.

Die americanischen Sprachen, welche man polysynthetische ge-

nannt hat, zeichnen sich dadurch aus, daß sie ganz gewöhnlich eine große Anzahl von selbstständigen Wörtern, obwohl nicht ohne Verstümmelung, in ein Wortganzes vereinigen z. B. im Sahaptin: hi-tau-tuala-wihnan-kau-na, er reist in einer regnigen Nacht vorbei; hi, er; tau bezieht sich auf etwas das in der Nacht, tuala auf etwas das im Regen gethan wird; wihnan von wihnasa, zu Fuße reisen; kau von kokauna vorbeiziehen; na bezeichnet den Aorist und die Richtung vom Sprechenden her (Hale). Im Dakota bezeichnet ba als Präfix des Verbums oder Adjectivums daß die betreffende Handlung durch Schneiden, bo daß sie durch Schießen oder Blasen, ka daß sie durch Hauen, na daß sie durch Druck oder mit dem Fuße, pa daß sie durch Stoßen, ya daß sie mit dem Munde geschieht (Riggs). In ähnlicher Weise pflegen die sogenannten agglutinirenden Sprachen, zu denen namentlich die tatarischen türkischen und finnischen Idiome gehören, die Beziehungen der Hauptvorstellung auf die zu ihr gehörigen Nebenvorstellungen und manche ihrer näheren Bestimmungen selbst dadurch auszudrücken, daß relativ selbstständige Wörter der im Allgemeinen unverändert bleibenden Wurzel des Wortes, das die Hauptvorstellung im Satze bezeichnet, angefügt oder einverleibt werden, so daß aus vielen Wörtern zusammengeschobene Wortganze entstehen welche die Bezeichnungen der Beziehungen der Hauptvorstellung in sich aufnehmen. So hat z. B. das Magyarische 20 Postpositionen die mit dem Hauptworte zusammengezogen werden; aus sev-mek, lieben im Türkischen läßt sich bilden: sev-dir-isch-e-me-mek, sich gegenseitig zu lieben nicht nöthigen können; dir giebt dem Worte transitive, isch reciproke, me negative Bedeutung, e bezeichnet das Unmögliche. Gleichwohl dürfen nach dem Urtheile der Sprachforscher die polysynthetischen Sprachen America's mit den agglutinirenden Asiens nicht in eine Klasse zusammengestellt werden, da die Hauptcharaktere beider zu vollständig verschieden von einander sind (Pott). Die Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache von den zuletzt erwähnten beiden Arten hängt hauptsächlich davon ab, was für Nebenvorstellungen und wie viele derselben in die Hauptvorstellung durch Vereinigung der Nebenwörter mit den Hauptwörtern aufgenommen werden, was für Beziehungen der Nebenvorstellungen auf die Hauptvorstellung in die letzteren aufgenommen werden durch Vereinigung von Beziehungswörtern mit dem Hauptworte, durch welche besonderen Mittel diese Aufnahme ge-

schieht (Präfigirung, Infigirung, Suffigirung, Lautumformung), endlich welche Nebenvorstellungen und Beziehungen ganz unbezeichnet bleiben.

Die Vorstellungen des Handelns und Geschehens treten in unserem Denken selten (Infinitiv) oder nie auf ohne daß ihnen bestimmte Beziehungen auf Personen oder selbstständige Dinge, auf Zeit Ort Modalität u. s. f. anhaften; die Vorstellungen von Personen und Dingen treten im gewöhnlichen, reflexionslosen Gedankenlaufe nicht leicht anders auf als in Verbindung mit gewissen Beziehungen zu andern Personen und Dingen. Werden diese Beziehungen durch innere Umgestaltung des Wortes selbst bezeichnet dem sie anhaften, bezeichnet durch Laute die für sich genommen keinen selbstständigen Sinn haben und ohne daß die Nebenvorstellung auf welche die Hauptvorstellung bezogen wird, durch Vereinigung des Nebenwortes mit dem Hauptworte diesem selbst als Theil einverleibt wird, so ist die betreffende Sprache eine flectirende: amabis, lieben, mit Beziehung auf die zweite Person als Subject der Handlung und auf die zukünftige Zeit. Das Princip alle Beziehungen einer Hauptvorstellung auf die mit ihr zu verbindenden Nebenvorstellungen möglichst durch innere Umgestaltung des Hauptwortes selbst zu bezeichnen, kann natürlich in jeder einzelnen Sprache mehr oder minder consequent durchgeführt sein, und es können dabei mehrere oder wenigere auf die Hauptvorstellung bezogene Nebenvorstellungen mit jener in ein Wortganzes vereinigt werden, wodurch eine unübersehbare Menge von Sprachen möglich wird, die eine gewisse mittlere Stellung zwischen den flectirenden, agglutirenden und polysynthetischen (einverleibenden) einnehmen. So haben z. B. viele der americanischen Sprachen die Gallatin (Transactt. of the Am. ethnol. soc. II, p. XXIII) zugleich zu den flectirenden gerechnet hat, während Pott ihnen eine eigentliche Flexion abspricht, eine große Menge von temporibus und modis: das Selisch ein Futurum I und II (ich werde, ich will), einen Optativ, Decential (ich sollte), einen reflexiven, einen reciproken Modus, einen Modus des Zweckes (ich gehe um zu —) u. s. f. Noch mehrere hat das Cherokee (Worcester bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes, II, 446 ff.) In den Sahaptin-Sprachen kann fast jeder Redetheil durchconjugirt werden: „Mann," ich bin ein Mann, du bist ein Mann u. s. f.; „über," ich bin darüber, du bist darüber u. s. f. Wo die Flexion vollkommen rein

und als einziges Princip durchgeführt wäre, da würde durch die innere Umgestaltung des Wortes nur die Beziehung der Hauptvorstellung zu ihren Nebenvorstellungen bezeichnet werden, ohne daß dabei jemals die Nebenvorstellung (das Bezogene) selbst zugleich in die erstere aufgenommen würde, denn der Grundgedanke auf welchem die Flexion beruht ist dieser, daß Haupt- und Nebenvorstellung gegeneinander selbstständig, getrennt bleiben, daß sie nie in ein Wortganzes zusammengehen — eine Scheidung deren volle Durchführung freilich bei genauer Betrachtung auf viele logische Schwierigkeiten stößt; denn auch bloße Beziehungen die einer Hauptvorstellung anhaften, sind zuletzt doch selbst wieder eine Art von Nebenvorstellungen, die als nähere Bestimmungen zu ihr hinzutreten.

Wir sind weit entfernt von der Meinung durch das Vorige eine Charakteristik der Haupttypen der Sprache gegeben zu haben, vielmehr war es uns nur darum zu thun durch einige hervorstechende Beispiele zu zeigen, wie tief der Typus des Sprachbaues in die Gestaltung der Vorstellungswelt eingreift; denn es wird jetzt ersichtlich sein wie die Gliederung der letzteren von der Gliederung des ersteren durchgängig abhängt. Die ganz asynthetischen einsilbigen Sprachen überlassen unsere Vorstellungsmassen fast ganz sich selbst, geben fast gar keine Anleitung zu einer Gliederung derselben, lassen unsere Einzelvorstellungen die den Einzelwörtern entsprechen, in beziehungsloser Selbstständigkeit nebeneinander stehen, führen den Redenden nicht zur Zergliederung derselben hin und begnügen sich damit nur einige grobe Unterschiede von Haupt- und Nebenvorstellungen ihm zu verdeutlichen. Im Gegensatze hierzu nöthigen die polysynthetischen Sprachen jedes Gedankenganze möglichst als Ganzes zu fassen, die Nebenvorstellungen mit der Hauptvorstellung möglichst innig zu vereinigen, gleichsam wie mit einem Blicke die ganze Situation zu überschauen um deren sprachliche Darstellung es sich handelt, nicht stückweise und successiv erst die näheren Bestimmungen zur Hauptsache in unserem Denken hinzutreten zu lassen: sie hindern die Zergliederung des Gedachten in noch viel höherem Grade als die ersteren, wie z. B. besonders daraus deutlich wird daß in manchen dieser Sprachen Substantive wie „Hand, Vater, Sohn" und dergl. abgesondert gar nicht vorkommen, sondern immer nur in Verbindung mit einem possessiven Pronomen. Es ist für die Gliederung unserer Vorstellungsmassen von der eingreifendsten Bedeu-

tung wie viele und welche Nebenvorstellungen die Sprache uns anleitet mit der Hauptvorstellung auf die sie sich beziehen, als integrirende Theile zu verbinden, in sie selbst aufzunehmen, oder sie ihr als relativ selbstständige Glieder anzufügen, oder sie ihr endlich als gleich selbstständige Vorstellungen zu coordiniren; es ist von nicht minder wichtigen Folgen für sie, ob die Sprache uns gewöhnt die Beziehungen in welche die Haupt- und Nebenvorstellungen zu einander im Satze treten sollen, selbst zu suchen, ob sie dieselben durch besondere Wörter (Formwörter) als relativ selbstständige Einzelvorstellungen auffassen lehrt die von den bezogenen Vorstellungen trennbar sind, ob sie dieselben, wie bei der Flexion, dem Bezogenen selbst als von ihm untrennbar und für sich allein gar nicht darstellbar anhaften läßt, ob sie dieß an allen Beziehungen durchführt oder nur an gewissen Arten derselben und an welchen, ob sie dieß im Einzelnen mit größerer oder geringerer Consequenz durchsetzt. Es sind die grammatischen Formen der Muttersprache durch welche diese primitiven, allem Denken zu Grunde liegenden Gewohnheiten des Verbindens und Beziehens der Einzelvorstellungen aufeinander uns angebildet und habituell gemacht werden, noch ehe wir einer Reflexion auf das Gedachte fähig sind; denn was die Sprache uns zu einer Lauteinheit verbunden giebt, das fassen wir vorstellend zusammen und wir fassen es so zusammen wie sie es verbunden giebt; was sie getrennt darstellt, das fassen wir als getrennt, als relativ selbstständig auf.

Diese elementaren Gewohnheiten im Verbinden und Beziehen der Einzelvorstellungen aufeinander gehören zu den wichtigsten speciellen psychologischen Gesetzen denen das Vorstellungsleben des Menschen unterworfen ist, und wegen der umfassenden Macht die sie auf die elementare Construction unserer Vorstellungsmassen ausüben, ist es unmöglich an eine wesentliche Aenderung des Sprachbaues bei einem Volke zu glauben das als Volk fortlebt. Freilich wird man auch im grammatischen Baue einer Sprache sehr langsame und allmähliche Umbildungen wenigstens für möglich halten dürfen, und wenn es wahrscheinlich ist daß alle bloß grammatischen Wörter (Formwörter) ursprünglich Wörter von selbstständiger Bedeutung waren und daß selbst die Flexionssilben aus ursprünglich selbstständigen Wörtern erst hervorgegangen sind, die ihrem Hauptworte nur an- oder eingefügt wurden, so giebt es zwischen den Haupttypen der Sprache so wenig

einen absolut feststehenden Unterschied als zwischen den Haupttypen der Körperform, aber eine solche bloße Möglichkeit einer ursprünglichen Einheit der Sprachen ist, wie Pott (Ztschft. d. deutsch. morgenl. Ges. 1855, S. 405) gegen M. Müller bemerkt hat, noch weit entfernt von dem Beweise der Wirklichkeit.

Die Phantasie einer gemeinsamen Ursprache des ganzen Menschengeschlechtes, im vorigen Jahrhundert ein Gegenstand eifrigen Forschens, ist von der neueren Wissenschaft als das erkannt worden was sie ist, eine Chimäre, * und es dürfte aus den bisherigen kurzen Bemerkungen selbst bereits einleuchtend genug geworden sein, ein wie ganz und gar unhaltbarer Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes darin liegen würde, wenn sich auch unter Sprachen vom verschiedensten grammatischen Bau, z. B. Chinesisch und Sanskrit, eine Anzahl übereinstimmender Wurzeln finden (Schleicher, d. Sprachen Europa's. 1850. S. 29). Schon W. v. Humboldt hat bestimmt hervorgehoben daß, wenn sich auch die drei Haupttypen der bekannten Sprachen als eine aufsteigende Stufenfolge der Sprachentwickelung betrachten lassen, doch nicht nachweisbar und kaum wahrscheinlich ist, daß sie irgendwo wirklich auseinander hervorgegangen seien. Gleichwohl hat M. Müller diese letztere Ansicht in neuerer Zeit geltend zu machen gesucht: die erste Stufe der Sprachentwickelung sei die der bloßen Nebeneinanderstellung für sich selbstständiger Wörter (Family Stage — Juxtaposition), die zweite sei charakterisirt durch die Einverleibung der Beziehungen und der bezogenen Vorstellungswörter in das regierende Wort (Nomadic Stage — Agglutination), die dritte verwende die Umgestaltung des letzteren selbst zur Bezeichnung der Beziehungen (Political Stage — Amalgamation). Dieser an sich interessante Schematismus hat indessen bei den Sprachforschern keine Billigung gefunden. Namentlich hat Pott nachgewiesen daß die sog. turanische Sprachfamilie jenes Gelehrten, welche mit dem Mandschuh Tungusischen Türkischen und Finnischen auch noch den größten Theil der Sprachen umfassen sollte die sich von Tübet an durch beide Indien bis in die Südsee erstrecken, nur durch Anwendung einer Methode der Sprachvergleichung gewonnen worden sei die der wissenschaftlichen Genauigkeit entbehrt. Er selbst aber bekennt sich entschieden (D. Ungleichht. menschl. Rassen 202,

* Man überzeugt sich davon leicht u. A. aus Martin, Essai sur l'origine du lang. Paris 1835. p. 32 ff.

242, 272) „zu einer Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Anfänge der Sprachen... Stellt sich auch die Sprachforschung nicht geradehin dem einpaarigen Ursprung aller Menschen und Völker entgegen, so ist doch für ihn mit schlagenden Gründen einzutreten (wie dieß Bunsen und M. Müller versucht haben) gegenwärtig dazu Aussicht nicht viel mehr als gar keine vorhanden."

Man wird dieser Ansicht beizutreten geneigt sein, wenn man bedenkt daß das Licht welches die Sprachforschung bis jetzt über die Verwandtschaften der Völker zu verbreiten vermocht hat, nur erst über den kleineren Theil der Erde sich erstreckt, und wenn man einen Blick auf die Uebersicht wirft welche Balbi (Atlas ethnographique. Paris 1826) über die Sprachen der Erde nach großen Hauptstämmen zu geben versucht hat. Er nimmt deren im Ganzen 860 an, die er folgendermaßen vertheilt.

I. Asien mit 153 Sprachen in 17 Familien: Indogermanen, Tamulen, Semiten, Georgier, Kaukasier, Tungusen (nebst den Mongolen Türken Samojeden und Finnen), Jenniseier, Kurilen oder Aino, Jukagiren, Korjäken, Kamtschadalen, Polar-Americaner in Asien, Japaner, Koreaner, Tübeter, Chinesen, Indo-Chinesen. Die letzteren und die Kaukasier sind wahrscheinlich noch in mehrere Familien zu trennen (Pott).

II. Europa mit 53 Sprachen in 7 Familien: Iberisch-Baskisch, Rhätisch-Etruskisch, Illyrisch-Albanesisch, Indogermanisch (Griechen und Lateiner, Kelten, Germanen, Lithauer und Slawen, Zigeuner), Finnisch (Lappen, Esthen, Magyaren), Semitisch, Türkisch.

III. Africa mit 114 (nach Kölle mit 150—200) Sprachen, unter denen die Berber- und die Kongofamilie (der südafricanische Sprachstamm) die am weitesten verbreiteten sind.

IV. Oceanien mit 117 in 3 Familien, deren letztere beiden noch wenig bekannt sind: Malaien und Polynesier, Melanesier (schwarze Völker), Australier.

V. America mit 423 Sprachen, die sich in Nord-America mit Ausschluß von Californien in 32 verschiedene Sprachstämme vertheilen. In Süd-America haben neuerdings Rivero und Tschudi die Anzahl der Sprachen auf 280—340 geschätzt, von denen wenigstens $^4/_5$ radical verschieden seien.

Es wird keiner weiteren Warnung gegen Ueberschätzung des Grades von Zuverlässigkeit bedürfen welchen die vorstehenden Angaben besitzen, wenn man sich erinnert, daß ebensowenig die Bestimmung dessen was für eine besondere Sprache gelten soll von einer gewissen Willkürlichkeit befreit werden kann, als sich die Trennung der einzelnen Familien in vielen Fällen gegenwärtig schon für eine definitive erklären läßt. Indessen sind die Zahlenangaben nach dem Urtheile der Sachverständigen schwerlich zu hoch gegriffen. Berücksichtigt man hierbei noch die ungeheuere Vielsprachigkeit auf verhältnißmäßig kleinem Raume, die sich als Folge der geistigen Uncultur, des gänzlichen Mangels an Verkehr und der oft vollständigen Isolation kleiner Völker in verschiedenen Gegenden der Erde wiederholt, so wird man geneigt die Anzahl der radical verschiedenen Sprachen der Erde noch weit höher anzuschlagen als Balbi gethan hat. Ihr Maximum scheint jene Vielsprachigkeit in Centralamerica und von da nördlich an der Westküste hinauf von Californien an bis zum Lande der Eskimos zu erreichen (Hale S. 197), in Asien im Kaukasus, in Africa im Süden von Abessinien, in Wadai wo man 20, in Bornu wo man 30, in Adamaua wo Barth (Ztsch. d. deutsch. morgenl. Ges. VI, 412) einige dreißig gegenseitig einander unverständliche Sprachen unterschieden hat. Die Insel Timor soll nach Crawfurd nicht weniger als 40 verschiedene Sprachen besitzen, auch die Anzahl derselben auf Ende und Flores wie im Innern von Borneo soll sehr bedeutend sein und auf kleinen von Schwarzen bewohnten Inseln der Südsee finden sich nicht selten deren 4 bis 5. In allen Welttheilen zeigt sich, wie aus den vorstehenden Thatsachen hervorgeht, eine besonders große Zahl von Sprachen in der Nähe der Gegenden, die wir als die großen Passageländer der hauptsächlichsten Wanderungszüge der Völker vermuthen müssen. Seitwärts von diesen oder unmittelbar auf diesen großen Heerstraßen selbst scheinen sich zu verschiedenen Zeiten kleinere oder größere Reste der verschiedensten Völker abgelagert zu haben und dort sitzen geblieben zu sein.

Es ist uns noch übrig einige Worte über das Verhältniß zu sagen, in welches der naturhistorische und der linguistische Eintheilungsgrund in der Anthropologie zu einander zu setzen sind. Wo beide miteinander einstimmig sind, so daß sie zu derselben Ansicht über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Völker hinführen, hat die Sache keine

Schwierigkeit; doch ist dieser glückliche Fall kaum sehr häufig. Streiten die Ansichten miteinander die aus den beiden bezeichneten Gesichtspunkten sich ergeben, so sind im Allgemeinen zwei Fälle möglich, deren Auslegung sehr verschiedene Schwierigkeiten hat: entweder nämlich spricht der anatomische Gesichtspunkt für Völkerverwandtschaft und der linguistische dagegen oder umgekehrt dieser dafür, jener aber dagegen. Der erstere Fall wird, wo er auch vorkommt, kaum befremden können; denn wenn innerhalb einer der größeren naturhistorischen Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes sich Sprachen finden deren Typus grundverschieden ist (z. B. beim Chinesen und Mongolen, beim Germanen und Basken), so wird man sich erinnern daß jene Abtheilungen Völker in sich schließen, deren physische Unterschiede immer noch bedeutend genug sind, um die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs derselben, obwohl sie möglich ist, doch durchaus nicht als nothwendig erscheinen zu lassen, während anderseits selbst bei ursprünglicher Stammeseinheit derselben eine sehr frühe und vollständige Trennung sich denken läßt, welche im Grunde das Einzige ist was die radicale Verschiedenheit der Sprachen anzunehmen gebietet. Ist dieser Conflict zwischen dem anatomischen und dem linguistischen Gesichtspunkte mehr ein bloß scheinbarer, so würde er dagegen da ein wirklicher und sogar ein unlösbarer sein, wo Sprachen deren Verwandtschaft bestimmt nachweisbar ist, sich bei Völkern fänden deren physische Charaktere weit voneinander abweichen, falls sich ein solches Verhältniß nicht aus Völkermischung oder Sprachenaustausch oder beiden zugleich erklären läßt.

Natürlicher Weise lassen sich die Fälle der letzteren Art nicht nach allgemeinen Regeln allein entscheiden die man über das verhältnißmäßige Gewicht aufstellen möchte, welches bei Beurtheilung von Völkerverwandtschaften der Beschaffenheit der Körperformen und der Sprache beizulegen wäre, sondern es wird überall eines sorgfältigen Studiums der besonderen Verhältnisse bedürfen die in den einzelnen Fällen vorliegen. Indessen darf doch behauptet werden daß die Sprache uns hierbei im Allgemeinen einen sichereren Maaßstab an die Hand giebt als die physischen Charaktere der Völker. Es geht dieß namentlich aus Folgendem hervor.

Zuerst scheinen die typischen Eigenthümlichkeiten der Sprachen verhältnißmäßig unveränderlich zu sein, während wir eine gewisse

Veränderlichkeit der physischen Eigenthümlichkeiten der Völker bestimmt nachgewiesen haben, so daß ursprünglich verschiedene Stämme im Laufe der Zeit einander ähnlich werden, ursprünglich gleiche dagegen sich mehr und mehr voneinander entfernen können. Daß etwas dieser Art in einem besonderen Falle wirklich stattgefunden habe, wird freilich jedesmal mit bestimmten positiven Gründen, nämlich durch den Nachweis veränderter Lebensweise und Culturverhältnisse unterstützt werden müssen. Es ist hierbei erforderlich daß man die Grade der physischen wie die der sprachlichen Congruenzen und Divergenzen sorgfältig gegeneinander abwäge, und bei dieser Erwägung gilt der Grundsatz, daß im Allgemeinen immer ein etwas niedrigerer Grad auf der letzteren Seite einem etwas höheren auf der ersteren, auf Seiten der physischen Vergleichung der Völker, als gleich wiegend zu betrachten ist. Denn wo Völker in historischer Zeit zusammengestoßen sind und aufeinander verändernd eingewirkt haben, da sind zwar oft viele Wörter allmählich aus einer Sprache in die andere übergegangen, wie solche ja auch ohne fremden Einfluß neu gebildet werden oder aus der Sprache verschwinden, aber niemals hat sich der grammatische Bau einer Sprache dem einer anderen accommodirt oder sich ihm analog umgebildet, sondern eher ist die ganze Sprache dem betreffenden Volke verloren gegangen und mit einer anderen vertauscht worden. Eine solche Umwandlung des Sprachbaues durch äußere Einflüsse würde eine entsprechende Umformung des Vorstellungslebens bis in die elementaren Weisen der Verbindung seiner einzelnen Bestandtheile hinein voraussetzen, die wir für so gut als unmöglich halten dürfen. Es bestätigt sich dieß u. A. an allen Diebs- und Gaunersprachen, die immer ihre grammatische Structur einer fertigen Sprache entlehnen, während ihre Wörter zum kleineren Theile neugebildet, zum größeren verstümmelt und umgebildet, aus anderen Sprachen erborgt sind: so z. B. das Jargon das in Oregon vornämlich in der Gegend von Fort Vancouver gesprochen, aus Wörtern besteht die dem Englischen Französischen Nootka Chinook und mehreren anderen noch nicht mit Sicherheit ermittelten Sprachen angehören.

Ein weiterer Grund für den von uns aufgestellten Satz liegt darin, daß die wissenschaftliche Methode welche gegenwärtig bei der Sprachvergleichung in Anwendung kommt, einen höheren Grad von Zuverlässigkeit besitzt und bessere Garantieen für die Richtigkeit ihrer

esultate bietet als die Methoden, welche wenigstens bisher der phy-
schen Anthropologie und insbesondere der Kraniologie zu Gebote ge-
anden haben. Ein äußeres Zeugniß dafür liefert schon die verhält-
ißmäßig große Einstimmigkeit der Sprachforscher in Rücksicht der
auptresultate ihrer Wissenschaft, im Vergleich mit dem allgemeinen
Streit unter den Naturforschern in der Lehre von den Menschenraçen,
nd es dürfte leicht von den letzteren sehr allgemein zugestanden wer-
en, daß es auf ihrem Gebiete sowohl an einer sicheren Basis dieser
ehre als auch an hinreichend exacten Mitteln eine solche zu gewinnen
is jetzt noch fehlt.

Dazu kommt endlich noch daß die positiven Sätze über Völkerver-
andtschaften welche sich von linguistischer Seite her, die negativen
agegen welche sich von naturhistorischer Seite her aufstellen lassen, im
llgemeinen den höheren Grad von Zuverlässigkeit für sich in An-
ruch nehmen dürfen. Selbst große Aehnlichkeit der physischen Cha-
aktere zweier Völker nämlich liefert, wie wir gesehen haben, noch so
ut als gar keinen positiven Beweis für die wirkliche Verwandtschaft
erselben, während die Sprachforschung in vielen Fällen ein fast un-
zweifelbares positives Zeugniß für sie abzulegen vermag; gänzliche
erschiedenheit der Sprachen dagegen zeugt allerdings sehr bestimmt
egen eine solche Verwandtschaft, aber bedeutende Verschiedenheit des
iblichen Typus scheint als ein noch stärkerer Beweis gegen dieselbe
etrachtet werden zu müssen. Hierbei ist aber zu bedenken, daß jeder
Grund der für ein negatives Resultat spricht, nicht sowohl eine Ver-
andtschaft der betreffenden Völker absolut unannehmbar oder un-
möglich macht, als vielmehr sie relativ hinausschiebt, eine uralte Ge-
chiedenheit derselben voneinander wahrscheinlich macht, während ein
Grund für ein positives Resultat — das Gewicht beider als übrigens
ollkommen gleich angenommen — keiner solchen Alternative aussetzt
nd deshalb im Allgemeinen etwas mehr beweist, zumal da Verwandt-
schaft überhaupt in irgend einem, wenn auch sehr entfernten Grade,
ei der Einheit des Menschengeschlechtes als Art wahrscheinlicher ist
ls ihr Gegentheil.

Demnach sind wir genöthigt uns ganz und gar gegen diejenigen
u erklären, welche wie z. B. Nott and Gliddon (Types of man-
ind p. 205) in Bezug auf die Berberstämme behaupten, daß Sprach-
erwandtschaft für die Einheit der Abstammung nichts beweise, da

man ja schon an den Juden sehe (was nicht einmal allgemein von ihnen wahr ist) wie häufig ein Sprachenumtausch vorkomme. Allerdings liegen unzweifelhafte Fälle dieser Art vor, auch ist ihre Anzahl nicht gering zu nennen, nur bieten sie, ganz wie wir nach dem Vorhergehenden erwarten müssen, die sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit dar, daß in ihnen fast ohne Ausnahme das Volk welches seine Sprache verliert und mit einer anderen vertauscht, als Volk fortzuleben aufhört, von einem anderen verschlungen wird, sei dieses nun der Sieger oder der Besiegte, und mit diesem von da an ein Amalgam bildet, aus welchem wohl am wenigsten die Anhänger der Lehre von der absoluten Festigkeit der leiblichen Raçenformen im Stande sein dürften die einzelnen Elemente herauszufinden aus denen es zusammengeronnen ist, wenn dem Sprachforscher seiner Seits diese Analyse mißlingt. Deshalb sind wir bereit zuzugestehen daß, wenn auch das Maaß in welchem eine Mischung verschiedener Völker stattgefunden hat, gewöhnlich sich dem Sprachforscher durch die proportionale Aufnahme fremder Elemente kenntlich machen wird, wie z. B. das Malaiische 5 Procent arabische und 16 Procent Sanskritwörter besitzt, doch die Menge der aufgenommenen sprachlichen Elemente der Menge des zugemischten fremden Blutes nicht immer genau proportional zu sein braucht, und daß eben deshalb die Sprachforschung über die Genealogie von Völkern welche starke und mannigfaltige Mischungen erlitten haben und sehr wechselnden Schicksalen ausgesetzt gewesen sind, bisweilen kein bestimmtes Zeugniß mehr abzulegen vermag, daß sie überhaupt für die Unvermischtheit eines Volkes mit fremden Elementen in keinem Falle einstehen kann — was freilich die naturhistorische Betrachtung der Völker noch weit weniger zu thun im Stande ist. Dieß dürfte aber auch Alles sein was sich an Zugeständnissen von Seiten der Linguistik an die Naturforschung auf dem Gebiete der Anthropologie besonnener Weise machen läßt. Der Eskimo also wird nicht darum für einen reinen Americaner, der Magyare nicht darum für einen reinen Finnen zu halten sein, weil die Verwandtschaft der Sprachen auf diese Annahme hinleitet, denn Mischung mit stammfremden Völkern die völlig unterdrückt, vernichtet oder vertrieben wurden, ist hiermit nicht ausgeschlossen, aber eine sehr bestimmte und vollständige Berücksichtigung wird jenes Verhältniß der Sprache bei Untersuchung der Abstammung dieser Völker immer verdienen.

Wenn kleine Reste eines zersprengten Volkes oder einige unter eine stammfremde Bevölkerung verpflanzte Familien oder Individuen ihre Sprache verkommen oder verloren gehen lassen, so darf man dergleichen Beispiele natürlich nicht zu dem Beweise benutzen, daß Sprachenaustausch ein häufiges Ereigniß sei und daß die Sprache kein sicheres Zeugniß über die Stammverwandtschaft der Völker ablegen könne. Dahin gehört es, daß die wenigen Hunderte bosnischer Soldaten die vom Sultan Selim im J. 1420 abgesendet sich in Unternubien als Herren festsetzten, ihre Sprache nicht bewahrt haben, daß die in der Kap-Colonie zerstreut lebenden Hottentotten, die überdieß sämmtlich gemischten Blutes sind, nur holländisch (Napier, Excursions in S. Afr. Cond. 1850. I, 181 not.), manche der auf Manilla geborenen Chinesen nur tagalisch (Virgin, Erdumsegelung der F. Eugenie übers. v. Exel. 1856. II, 195), die Chinesen in Banjermassing und manchen anderen Gegenden von Borneo nur malaiisch sprechen (Rheinische Missionsber. 1853, S. 67). Dahin gehört ferner, daß der kleine Stamm der Brothertons (Algonkin-Indianer) das Englische als Sprache ebenso angenommen hat (Schoolcraft, Algic Researches New York 1839. I, 27) wie dieß mit so vielen Deutschen in den Vereinigten Staaten der Fall ist und wie die Spanier in den Minendistricten von Peru ihre Muttersprache mit dem Quichua vertauschen (Pickering, The races of man 1849, p. 277), namentlich in Cuenca und in anderen Gegenden von Ecuador (Seemann I, 209). Bei den Bewohnern von Zamboanga auf Mindanao, deren Anzahl nicht 7000 übersteigt, hat sich ein verderbtes Spanisch als Sprache festgesetzt, das aus spanischen und einheimischen Wörtern in verschiedener Weise von den Einzelnen zusammengemischt zu werden pflegt (Trad. Lay in The Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New York 1839. II, 113).

Nicht größere Beweiskraft gegen die Gültigkeit der Sprache als festes Raçezeichen als die eben angeführten Beispiele besitzen diejenigen Fälle, in welchen eine aus ganz heterogenen Elementen gemischte Bevölkerung, deren einzelne Glieder ursprünglich eine Menge einander gegenseitig unverständlicher Sprachen redeten, schließlich allgemein die Sprache der herrschenden oder herrschend gewesenen Kaste sich als Muttersprache aneignet, wie dieß bei den Negern auf Haiti mit dem Französischen der Fall gewesen ist. Die Neger als Sklaven den verschieden-

sten africanischen Nationalitäten entnommen und in America zusammengeflossen, reden hier überall die Sprache ihrer Herren in zum Theil greulich verstümmelter Weise, da diese ihnen gewöhnlich das einzige Mittel der Verständigung sowohl mit diesen als auch unter sich darbietet: in Brasilien das Portugiesische (Koster, R. in Bras. 1817, S. 574), auf Mauritius (Ile de France) das Französische (Beispiel einer Erzählung in einem der verschiedenen Dialekte des dortigen Neger-Französisch bei Freycinet, Voy. autour du m. 1827. I, 407), im englischen Westindien und in Sierra Leone das bekannte gebrochene Neger-Englisch, das neben dem Neger-Portugiesisch oder der sog. Judensprache auch in Surinam sich findet (S. Ztsch. d. deutsch. morgenl. Ges. XI, 324), in den dänischen Kolonieen eine Sprache deren Wörter meist plattdeutsch sind mit Hinweglassung aller Beugungssilben (Oldendorp, Gesch. der Miss. auf St. Thomas, St. Croix und St. Jan. 1777. S. 424 ff. und namentlich Wullschlägel, Gramm. und Wörterb. des Neger-Englischen). In ähnlichen Verhältnissen befindet sich, was die Sprache betrifft, die jetzige Bevölkerung der Marianen oder vielmehr die von Guaham, denn die übrigen Inseln sind jetzt menschenleer. Sie besteht aus Mischlingen der alten Eingeborenen, die namentlich unter der drückenden Herrschaft Quiroga's bis auf 2000 zusammengeschmolzen sein sollen, einigen Einwanderern von den Carolinen, importirten Eingeborenen der Philippinen und Mexicanern (Chamisso, Bemerkk. und Ansichten auf einer Entdeckungsreise. 1821, S. 78; Kotzebue, Entdeckungsreise. 1821. II, 129; de Pagès, R. um d. Welt 1786, S. 143): nach Mallat (Les Philippines 1846. I, 342) sprechen sie spanisch und haben viele spanischen Sitten angenommen, nach d'Urville (Voy. de l'Astrolabe V, 277) dagegen hätte die dortige importirte Bevölkerung nicht das Spanische, sondern die Sprache der Eingeborenen, das Chamorro sich angeeignet. Auch in America hat das Spanische mehrfach die Sprachen der Eingeborenen ganz verdrängt: vor Allem in S. Salvador Nicaragua und Costa Rica, deren einheimische Sprachen unbekannt sind; indessen ist diese Erscheinung hier nicht so allgemein als Latham (Journal R. G. S. XX, 189) angegeben hat, sondern beschränkt sich in Nicaragua auf einige Landstriche, tritt in S. Salvador in der größten Ausdehnung auf und kommt auch in Honduras in manchen Dörfern vor (Scherzer, Wanderungen durch d. mittelam. Freistaaten 1857, S. 165,

402, 348). Wie sich in diesen Fällen der Sprachentausch aus weit fortgeschrittener Mischung der Eingeborenen mit den Spaniern erklärt, so auch bei den Guayqueriern, einem Zweige der Guaraunos an der Küste von S. Margaretha, die jetzt alle nur spanisch sprechen und sich von ihren Stammverwandten im Aeußeren bedeutend unterscheiden (Humboldt und Bonpland I, 467); ferner bei den Völkerschaften von Baradéro, Quilmos, Calchaguy und S. Domingo Soriano am R. Negro und in dessen Nähe, welche von den Jesuiten nicht in Gemeinden vereinigt, ihre Freiheit behielten und jetzt fast alle für Spanier gelten, da sie in Folge von Mischung deren Sprache und Lebensweise angenommen haben (Azara, Voy. dans l'Am. mérid. 1809. II, 217); bei den Bewohnern von Chiloe, deren ursprüngliche Sprache fast ganz in Vergessenheit gerathen und dem Spanischen gewichen ist (King and Fitzroy I, 278). Ueber die Changos, welche von Huasco bis Cobija reichen, liegen widersprechende Angaben vor: nach Einigen sind sie Indianer, nach Andern die Nachkommen von Spaniern die sich in alter Zeit hier festgesetzt hätten; ihre Sprache scheint allerdings ein verdorbenes Spanisch zu sein, auch kleiden sie sich wie die niederen Klassen in Chile, doch wird behauptet daß sie mit Spaniern nur wenig Verkehr gehabt hätten (de la Salle, Voy. aut. du m. sur la Bonite 1845. II, 13; St. Cricq im Bullet. soc. géogr. 1853. II, 304; Philippi in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856, S. 56). Die Indianer der Umgegend von Rio Janeiro haben ebenfalls ihre Sprache fast ganz verloren und reden portugiesisch (von Eschwege, Journal v. Brasil. II, 16). Ohne Zweifel zu hoch gegriffen ist die Schätzung daß etwa eine Million der Eingeborenen von America ihre Muttersprache mit einer europäischen vertauscht hätte (Humboldt und Bonpland V, 774). Die Eingeborenen von ungemischtem Blute haben dieß vielmehr kaum in irgend einem bestimmt nachweisbaren Falle gethan: überall haben nur Mischlingsbevölkerungen im Zustande der Knechtschaft sich die Sprache der herrschenden Raçe aufdrängen lassen.

So sehen wir öfters an Zahl und Macht geringere Stämme von anderen stärkeren verschlungen werden und in ihnen auch mit ihrer Sprache untergehen: indem sie als Volk fortzuexistiren aufhören und sich mit dem mächtigeren Stamme amalgamiren, nehmen sie auch dessen Sprache an. Ein bekanntes Beispiel bietet dafür das alte Rom,

das so viele stammfremde Elemente absorbirt hat. Daß manche americanischen Indianervölker allmählich eine Menge von Resten anderer sich einverleibt und diese dadurch zum gänzlichen Verschwinden gebracht haben, wurde schon früher erwähnt. Indessen kommt es selbst in solchen Fällen bisweilen vor, daß das von einem anderen verschlungene Volk seine eigene Sprache dennoch behält: so die den Creeks incorporirten Yuchi; und vielleicht ist der Umstand daß die Weiber der Caraiben eine besondere, von der der Männer verschiedene Sprache besitzen, auf ein ähnliches Verhältniß zu deuten. Dagegen sollen auch manche den Caraiben nicht verwandte Völker deren Sprache angenommen haben (Humboldt und Bonpland V, 13). Vieles hängt natürlich in solchen Fällen von dem Willen des Siegers und von der Zähigkeit ab mit welcher der Unterliegende an seinen Stammeseigenthümlichkeiten festhält, eine Eigenschaft welche die einzelnen Völker in sehr verschiedenem Grade zu besitzen scheinen. Die Kaste der leibeigenen Knechte bei den Bracknas im Norden des Senegal sind die Zenaghas, ein Berberstamm, dem von seinen Herren, den Assani, die arabische Sprache aufgedrungen worden ist (Leo Africanus; Bossi, I Negri della Nigrizia occ. Torino. 1838. I, 112), ähnlich wie mehrere Kabylen der Provinz Constantine, die freilich nicht reinen Blutes sind diese Sprache adoptirt haben (M. Wagner, R. in Algier 1841 II, 11). So haben auch manche Theile zersprengter Vindhjavölker in Ostindien ihre Sprache mit einer Tochtersprache des Sanskrit vertauscht. Daß umgekehrt auch die Sieger an die Besiegten bisweilen ihre Sprache verlieren, dafür liefern die Normannen im 10ten Jahrhundert und die allerdings nicht sehr zahlreichen Longobarden bekannte Beispiele, nur darf man aus ihnen nicht beweisen wollen daß die physischen Raçencharaktere der Völker fester ständen als ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten; denn welchem auch nur einigermaßen besonnenen Naturforscher kann es einfallen aus irgend welchen menschlichen Mischlingstypen die in die Mischung eingegangenen Elemente herauszufinden, wo der linguistische und historische Aufschluß über diesen Punkt fehlt, oder die Elemente einer stattgehabten Völkermischung nach Procenten zu bestimmen? Und deshalb sollte man die Sprachforschung geringer schätzen, weil sie nicht schlechthin alle solche Mischungen vollständig zu analysiren im Stande ist?

In fast allen bisher angeführten Fällen ist unmittelbar deutlich daß

das Volk welchem seine Sprache verloren gegangen ist, durch Mischung mit einem anderen zugleich auch als Volk fortzuexistiren aufgehört hat und daß die Betrachtung der physischen Typen uns ebensowenig als die Linguistik eine Kunde von seiner Existenz zu geben vermöchte, wenn ihr nicht specielle historische Zeugnisse zur Seite ständen. Ein äußerst seltener Fall dürfte dagegen der sein, in welchem sich nach Pott's Annahme (Art. „Indogerm. Sprachstamm" b. Ersch u. G. S. 52) die parthischen d. i. scythischen Eroberer Iran's befunden hätten, indem ihnen der grammatische Bau ihrer eigenen Sprache verloren gegangen und an dessen Stelle ein ganz einfacher getreten wäre, der des Pehlwi, das zu den iranischen Sprachen gehört. So vergaßen auf Sicilien die ungriechischen Völker ihre eigenen Sprachen in Folge vielfacher Mischungen der Einheimischen und der Sikelioten und in Folge gewaltsamer Verpflanzung ganzer Bürgerschaften: die ganze Insel wurde ein griechisches Land und blieb es bis tief in's Mittelalter (Niebuhr, Röm. Gesch. I, 174). Wo dergleichen indessen nicht bestimmt historisch nachweisbar ist, darf man solche seltene Ausnahmefälle nicht annehmen um andere unbewiesene Annahmen zu stützen. In diesen Fehler verfällt z. B. Berthelot (Mém. de la soc. ethnol. I, 146 ff.), wenn er die Ansicht ausspricht daß die heutigen Bewohner der Canarischen Inseln physisch und moralisch noch ganz die alten Guanchen seien und nur ihre Sprache verloren hätten, während er sich selbst auf den Nachweis einiger Aehnlichkeiten beider in Sitten und Lebensweise beschränkt findet und zwei verschiedene Typen der Guanchen-Mumien angiebt (ebendas. II, 115 ff.), von denen er nicht einmal behauptet hat daß sie die Typen der heutigen Eingeborenen seien. Desselben Fehlers macht sich Retzius (Müller's Archiv 1848, S. 395) schuldig, wenn er kurzweg annimmt, als ob es eben eine Kleinigkeit wäre, daß die Karelen ihre Sprache verloren und die finnische sich angeeignet hätten, weil sie ovale Köpfe besitzen, während der Sawolax rundköpfig ist, der Tawastländer aber viereckig gerundeten Schädel hat. Dergleichen Annahmen ohne historische Gründe sind unstatthaft. Sehr treffend sagt Pott (a. a. O. S. 81): „Wenn Kolonieen Sprachen zu unterdrücken oder auch nur wesentlich umzubilden im Stande sein sollen, so müssen sie eine dauernde Macht besitzen und diese Macht muß sich an bedeutende Städte als ihren Mittelpunkt anlehnen können, sonst gehen sie sammt der Sprache unrettbar in der Masse selbst der für eine Zeit lang von ihnen unterjochten Völker unter."

Im Gegensatze zu der Erscheinung des Sprachverlustes bei einem Volke, oder wie man in der Mehrzahl der Fälle vielmehr sagen sollte, des Unterganges desselben mit seiner Sprache zugleich, steht die entgegengesetzte nicht minder häufige, welche eine verhältnißmäßig große Kraft einzelner Sprachen zeigt sich anderen gegenüber selbstständig und rein zu erhalten. Das Spanische hat auf Manilla, trotz der friedlichen und gesicherten dortigen Herrschaft der Spanier der Tagala-Sprache gegenüber so wenige Fortschritte gemacht als das Englische in Ostindien solche machen wird. Das Malaiische ist auf Singapore, das Sowaheili auf der Ostküste von Africa die herrschende Sprache geblieben, so viele Araber auch dahin allmählich eingewandert sind und so unbestritten ihre Herrschaft lange Zeit hindurch dort gewesen ist. Auf Malta hat sich das Arabische erhalten, wenn auch nur in geringer Reinheit. Trotz ihrer großen Zersplitterung und Zerstreuung haben die Zigeuner und an vielen Orten die Juden ihre eigenthümliche Sprache behalten.

Der historische Gesichtspunkt, welcher endlich noch den Untersuchungen über die Eintheilung des Menschengeschlechtes und die Verwandtschaften der Völker zu Grunde gelegt werden kann, läßt sich im Grunde von der linguistischen Betrachtung des Gegenstandes gar nicht trennen, da die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall zu den hauptsächlichsten Zeugnissen gehören von denen die Geschichte des betreffenden Volkes ihr Licht erhält, und die Erkenntniß aller historischen Entwickelung in dem Maaße unvollkommen und fragmentarisch bleiben muß, als die Anhaltspunkte welche die Sprache ihr darbietet mangelhaft sind oder ganz fehlen. Dennoch haben wir hier diese Trennung des linguistischen und historischen Gesichtspunktes uns erlaubt, theils weil es uns darum zu thun sein mußte das Verhältniß zu erörtern in welches der erstere bei einem Versuche der Eintheilung des Menschengeschlechtes zu dem naturhistorischen Gesichtspunkte zu setzen ist, mit dem er vielfach in Streit geräth, theils weil in Rücksicht der überwiegenden Mehrzahl der Völker der Erde von eigentlicher Geschichte gar nicht die Rede sein kann, so daß beim Mangel aller geschichtlichen Zeugnisse und abgesehen von der Sprache sich das was wir über sie

historisch wissen, auf die Berichte einzelner Reisenden beschränkt, die trotz ihrer häufigen Magerkeit und geringen Anzahl doch oft als einzige Quellen von großer Wichtigkeit sind.

Die historische Betrachtung, insofern sie von der linguistischen verschieden ist, sieht sich daher in den meisten Fällen genöthigt sich damit zu begnügen, daß sie die Traditionen der Völker miteinander in Vergleichung stellt, vor Allem ihre religiösen Vorstellungen möglichst scharf in's Auge faßt, mit denen ihre Feste, die Behandlung ihrer Todten und andere Ceremonieen in nächster Verbindung stehen, dann die Art ihrer Zeitrechnung, die alten Baureste ihrer Länder, ihre jetzigen Wohnungen und deren Einrichtung, ihre Werkzeuge, Kleider, Schmuck und Waffen, ihre gesellschaftliche Verfassung und ihr Familienleben in Betracht zieht. Man hat auf diese ethnographisch nicht unwichtigen Dinge oft kühne Schlüsse von großer Tragweite gebaut, Wanderungen und Völkerverwandtschaften im Großen aus ihnen abzuleiten gesucht, ja man ist so weit gegangen die Abstammung der Menschen von einem Paare oder doch die Herkunft aller aus einer gemeinsamen Urheimath daraus zu folgern, daß sich Sagen von großen Fluthen* und Aehnliches bei einer großen Anzahl ganz entlegener Völker in analoger Weise wiederfinden. Deshalb müssen wir an dieser Stelle um so entschiedener darauf hinweisen, daß Uebereinstimmungen in allen eben erwähnten Beziehungen, einzeln genommen gar keine Beweiskraft für Völkerverwandtschaften besitzen, daß sie aber auch beim Zusammentreffen in mehreren Punkten immer nur erst an zweiter Stelle in Betracht kommen können; denn theils können alle diese Dinge unter ähnlichen Verhältnissen bei völlig und von jeher getrennt lebenden Völkern in ähnlicher Weise primitiv entstehen, theils können sie sich in Folge einer verhältnißmäßig nur kurz dauernden, oberflächlichen und wenig ausgebreiteten Gemeinschaft unter verschiedenen Völkern übereinstimmend ausbilden oder von einem auf das andere übergehen und sich traditionell bei ihm forterhalten. Da bedeutende Aenderungen in ihnen

* Nach der älteren Ansicht G. Cuvier's und Buckland's würde sich die Allgemeinheit der Fluthsagen allerdings aus einer entsprechenden allgemeinen und plötzlichen Umwälzung erklären lassen, welche die Erdrinde vor 5—6000 Jahren erlitten hätte. Andere Geologen folgen indessen hierin einer verschiedenen Auffassung und leugnen die Allgemeinheit einer solchen Umwälzung durchaus. (S. darüber die Anm. von Jameson zu Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde, deutsch v. Nöggerath 1830. II, 191 ff.).

oft auf geringe Anstöße hin erfolgen, beweist ihre Verschiedenheit bei je zwei Völkern für sich allein genommen immer nur wenig gegen, ihre Uebereinstimmung immer nur wenig für deren Verwandtschaft — die Uebereinstimmung müßte denn eine ganze Reihe auffallender Particularitäten betreffen, die wie die Laute der Sprache in ihrer Entstehung von ganz individuellen Dispositionen der Menschen abhängig, nicht wohl die Annahme zulassen daß ihre Identität rein zufällig sei. Wie große Vorsicht indessen auch hierin nöthig und wie richtig der Grundsatz ist, daß alle solche Uebereinstimmungen nie als selbstständige, sondern immer nur als secundäre bestätigende Argumente zu verwenden sind, werden einige der folgenden Beispiele in's Licht setzen.

Die Analogieen welche sich zwischen asiatischen und americanischen Völkern finden, sind vielfach zusammengestellt worden (Vgl. namentlich Delafield, Inquiry into the origin of the antiqq. of Am. Cincinnati 1836; Bradford, American Antiqq. New Y. 1841); die meisten der oft angeführten Einzelnheiten beweisen aber gar nichts, weil sie Dinge betreffen die sehr häufig bei uncultivirten Völkern der entlegensten Gegenden der Erde übereinstimmend vorkommen. Während der physische Typus der eingeborenen Americaner dem mongolischen sich nahe anschließt (Zusammenstellung der Zeugnisse darüber bei Bradford S. 284 ff.), muß der Bau der Sprachen dagegen als wesentlich verschieden gelten (Pott, d. Unglht. menschl. Rassen S. 257). Die wichtigsten Punkte der Uebereinstimmung sind folgende. Der Schamanismus der mongolischen Völker, welchem ein Feuercultus zu Grunde liegt (Erman's Archiv f. wissl. Kunde v. Rußland. VIII, 213 ff.), findet sein ziemlich genaues Gegenbild in den religiösen Vorstellungen und Ceremonieen der meisten Indianerstämme von Nordamerica. Auffallende Aehnlichkeiten der alten Bauwerke und namentlich der Religion der Azteken mit denen der Tataren und Tübetaner hat A. v. Humboldt namhaft gemacht, die Uebereinstimmung der alten Tempel von Yucatan mit denen des Buddha in Indien ist von Squier (The Serpent Symbol. New-Y. 1851. p. 205 ff.) weiter verfolgt worden. Die Lehre von einem periodischen Weltuntergange und von neuen Weltbildungen findet sich in Tübet und Indien wie im alten Mexico; der erste Weltuntergang geschieht durch Erdbeben, der zweite durch Feuer, der dritte durch Sturm, der letzte durch Wasser. Ferner von Humboldt hervorgehobene Parallelen betreffen die Zeit-

rechnung der alten Mexicaner und die einiger asiatischen Völker. Die Thierkreiszeichen der Mongolen sind willkürlich gewählte Thiernamen, dieselben welche ihnen zugleich zur Benennung der Jahre dienen, es sind die Zeichen: Maus, Ochse, Leopard, Hase, Krokodill, Schlange, Pferd, Schaaf, Affe, Huhn, Hund, Schwein. Die Mandschuhs Japanesen und Tübetaner haben statt des Leoparden, Krokodilles und Schaafes die Zeichen: Tiger, Drache und Ziege. Die Monatstage der Mexicaner führen zum Theil dieselben Namen; es finden sich nämlich unter ihnen die Zeichen: Hase, Schlange, Affe, Hund; anstatt des Leoparden, Krokodilles und Huhnes haben sie die ähnlichen Zeichen des Ozelotl, der Eidechse und des Adlers; die übrigen fünf Thiere der zuerst angeführten Reihe waren ihnen unbekannt. Aus dem Mondkalender der Hindus kommen in Mexico sieben Zeichen vor: Schlange, Rohr, Rasirmesser, Sonnenbahn, Hundeschwanz, Haus. Was sich aus diesen Thatsachen schließen läßt, dürfte bei der im Uebrigen durchaus eigenthümlichen und, wie es scheint, orginellen Gestalt der altmexicanischen Cultur, nichts weiter sein als dieß, daß ein asiatischer Ursprung mancher Culturelemente Mexico's nicht minder wahrscheinlich ist als zahlreiche Einwanderungen aus Asien nach Nordwest-America überhaupt, zumal da noch in neuerer Zeit in diesen Gegenden ein Vordringen der Völker nach Süden und Südosten hin von Nordwesten her stattgefunden hat, wie wir anderwärts nachweisen werden. Von einem Beweise für die Abstammung der eingeborenen Americaner aus Asien überhaupt, kann auf solche Gründe hin keine Rede sein. Was man aber unter anderen Umständen als eine an sich bedeutungslose Curiosität betrachten würde, daß der Coxcox der mexicanischen Sage dem Noah mit der Arche entspricht und daß selbst der grüne Zweig im Schnabel des Vogels dabei nicht fehlt, wird in diesem Falle beachtenswerth, wenn es auch wie das Analogon der Wassertaufe, das sich ebenfalls dort findet, weit entfernt bleibt zu bestimmten Schlüssen zu berechtigen und nichts weiter als eine Andeutung eines Punktes giebt, der bei der weiteren Untersuchung berücksichtigt zu werden verdient.

Wo sich nur Uebereinstimmungen der Sitten wie die folgenden finden: Bestimmung der Genealogie nach der weiblichen Linie allein, Begraben der Waffen und der werthvollsten Eigenthumsstücke mit den Todten, Abschneiden des Fleisches von den Knochen der Leichen und Verehrung der Todten, Zurückführung der Krankheiten auf böse Gei-

ster und Heilung derselben durch Magie und Zauberei — lauter Eigenthümlichkeiten die z. B. den Madekassen mit vielen americanischen Völkern gemeinsam sind, da wird man keineswegs an Stammverwandtschaft und nicht einmal an Uebertragung der Gebräuche von einem Volke auf das andere denken dürfen. Dagegen kommt allerdings die eigenthümliche Einrichtung des auf Madagascar gebräuchlichen Blasebalges — er ist wie eine doppelte Pumpe construirt — der Annahme daß die Madekassen von Malaien stammen als subsidiäres Argument zu Hülfe; denn ganz dieselbe Art des Blasebalges ist gebräuchlich auf Sumatra (Marsden, Sumatra Berl. 1788. S. 347), auf den Sulu-Inseln (Wilkes V, 338), auf Borneo bei den Dajaks (Brooke bei Keppel, Exped. to Borneo. 1846. I, 65), auf Mindanao, (Dampier, Nouv. Voy. autour du m. Amst. 1701. II, 9), auf Timor (Péron, Voy. de découv. aux terres Austr. 2de éd. 1824. Atlas. pl. 46) und in Dory auf Neu-Guinea (W. Earl, Native races of the Ind. Archip. 1853. p. 76).

Wie wenig indessen Aehnlichkeiten der häuslichen Einrichtung für sich allein genommen bedeuten, zeigt sich schon daran, daß King (Narr. of a survey of the coasts of Austr. 1827. I, 431) in York-Sund am Roe-Fluß in Australien unter den Hütten der Eingeborenen keine zwei fand die ganz gleich gebaut waren, und daß Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. I, 143) in einem Lager der Flatheads (Pend' d'Oreilles) in Nordamerica Zelte von allen möglichen Gestalten sah. Dieselbe Weise des Feueranmachens durch quirlendes Herumdrehen eines dünneren Holzes in dem Loche eines größeren Stückes kommt ebenso in Australien wie bei den Eingeborenen von Nord- und Südamerica, bei den Kaffern und Buschmännern vor (Alberti, Descr. phys. et hist. des Cafres. Amst. 1811. p. 36; Campbell, R. in Süd-Afr. Weimar, 1823. S. 37; Barrow, R. durch d. inneren G. des südl. Afr. 1801. I, 281), in gleicher Weise auf den Carolinen und Aleuten, wogegen auf Radack und auf den Sandwichinseln ein kleineres Stück Holz in die Rinne eines größeren unter einem Winkel von 30° eingesetzt und gerieben wird (Chamisso, Entdeckungsreise. S. 154), die Algonkins in Nordamerica aber mit zwei Steinen Feuer schlagen (Lafitau, Moeurs des Sauvages Américains. 1724. II, 242). — Die merkwürdige Sitte, welche Xenophon den Tibarenern in Klein-Asien zuschreibt, daß bei der Geburt eines Kindes der Mann

anstatt der Frau als Wöchner zu Bette liegt und sich pflegen läßt, ist von der Art daß man wegen ihrer Sonderbarkeit geneigt sein wird, wenn sie sich bei verschiedenen Völkern gleichmäßig findet, eine Uebertragung derselben von einem auf das andere anzunehmen; und doch zeigt sich dieß unmöglich, wenn wir hören daß sie nicht bloß in West-Yünnan (M. Polo) und auf Buro (Ausland 1855. S. 1046), sondern auch in Africa in Cassange sich findet (Zucchelli, Missions- u. Reisebeschr. nach Congo. 1715. S. 166), bei den Basken in Biscaya (Rougemont, Le peuple primitif. 1855. II, 420), am häufigsten aber in Süd-America*, nämlich bei den Caraiben (Fermin, Descr. de la col. de Surinam. Amst. 1769. I, 81; Lavaysse, R. nach Trinidad. 1816. S. 181 leugnet es), auf der Perlinsel bei Carthagena (Allerhand lehrreiche Brief v. d. Miss. der Ges. Jesu od. d. Neue Welt-Bott. Augsb. 1726. I, 56), am Ucayale (Tschudi, Peru. 1846. II, 235), am Solimoes bei den Juris (Spix u. Martius, R. S. 1186), am Tapajoz bei den Mundrucus (ebendas. 1339), bei den Abiponern (Dobrizhoffer, Gesch. d. Abiponer. 1783. II, 273).

Diese Beispiele werden hinreichen um zu zeigen wie große Vorsicht im Schließen geboten ist, wenn Uebereinstimmungen in solchen und ähnlichen Dingen allein vorliegen, und wie äußerst unsicher die Grundlage ist die sie für die Ermittelung der Beziehungen welche unter Völkern stattfinden, für sich allein genommen abgeben.

* Die Einstimmigkeit der Reisenden verbietet diese Sitte für erdichtet zu halten. Die Ursache derselben scheint ein eigenthümlicher Aberglaube zu sein. Bei den Caraiben soll sie darauf beruhen, daß der Mann nach der Geburt eines Kindes kein großes, sondern nur kleines Wild, Vögel u. dgl. schießen darf — vielleicht damit die Frau durch die Zurichtung großer Thiere in dieser Zeit nicht über ihre Kräfte angestrengt werde — daher er den größten Theil des Tages zu Hause in der Hängematte zubringt (Quandt, Nachr. v. Surinam 1807. S. 252). Bei vielen Völkern hören wir von einem längeren strengen Fasten des Mannes bei dieser Gelegenheit, bei den Conibos am linken Ufer des Ucayale, bei den Indianern am Orinoco (St. Cricq im Bullet. soc. geogr. 1853. I, 289, Gilii 274). Nach Labat (Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. II, 123) dauert dieses bei den Caraiben 30—40 Tage, findet aber nur bei der Geburt des ersten Sohnes statt und ist demnach ohne Zweifel ein religiöser Gebrauch.

Zweiter Theil.

Psychologische Untersuchung.

Hätte die Untersuchung der physischen Eigenthümlichkeiten des Menschengeschlechtes in unzweideutiger Weise ergeben daß die Einheit desselben als Art zu verneinen sei, so könnten wir der Erörterung über die verschiedene psychische Begabung der einzelnen Menschenstämme entweder ganz überhoben sein, wenn es uns nur darum zu thun wäre jene Frage nach der Arteinheit zu beantworten, oder wir dürften ihr doch nur die Bedeutung zuschreiben uns darüber aufzuklären ob den specifischen Unterschieden in der äußeren Bildung der Menschen durchgängig specifische Unterschiede des inneren Lebens entsprächen. Dagegen erscheint die psychologische Untersuchung als höchst wichtig, ja geradezu als unentbehrlich zur Lösung jener Hauptfrage selbst, wenn die Betrachtung des Menschen aus dem Gesichtspunkt der Anatomie und Physiologie zwar stärkere Gründe für die Einheit des Menschengeschlechtes als Art an die Hand giebt als gegen dieselbe, jedoch von solcher Art daß sich ihnen ein völlig entscheidendes Gewicht nicht zusprechen läßt — und eben dieß ist, wie wir gezeigt zu haben glauben, der wahre Sachverhalt. Möchten nun aber auch noch so bündige Gründe von naturhistorischer Seite für die Arteinheit des Menschengeschlechtes geltend zu machen sein, sie würden ihre ganze Beweiskraft verlieren, sobald dargethan würde daß es feste Unterschiede in der psychischen Begabung, daß es unüberschreitbare Grenzen der Entwickelungshöhe für die einzelnen Menschenstämme gebe.

Zwar ist die psychologische Seite der Frage wohl nicht leicht ganz übersehen worden, aber um so häufiger hat man entweder ihre Wich-

tigkeit nicht hoch genug angeschlagen oder sie mit einer Oberflächlichkeit behandelt, über die man sich im höchsten Grade wundern müßte, wenn die Erklärungsgründe derselben nicht so nahe lägen. Ist es schon schwierig die Befähigung einzelner uns wohl bekannter Individuen richtig zu beurtheilen, so ist es eine noch weit mißlichere Sache die geistige Begabung ganzer Völker und Völkerstämme zu würdigen. Brauchbare Maaßstäbe dafür zu finden scheint kaum möglich, die Beurtheilung fällt deshalb fast immer sehr subjectiv aus. Die einzelnen Völker stehen zu verschiedenen Zeiten auf sehr verschiedener Höhe der Entwickelung, und wenn die wirklichen Leistungen allein einen sicheren Schluß auf das Maaß der vorhandenen Fähigkeiten gestatten, so scheint dieses Maaß selbst bei dem nämlichen Volke im Laufe der Zeit sich nicht gleich zu bleiben, sondern in weiten Grenzen zu schwanken, zumal wenn man annehmen muß daß in allen Fällen ein Zustand ursprünglicher Rohheit der Culturentwickelung vorausging. Zu diesen Schwierigkeiten kommt ferner der Umstand, daß die äußeren und inneren Ursachen welche bei einem Volke den Uebergang von der Uncultur zur Cultur bewirken in ebenso tiefes Dunkel gehüllt sind, als die Verhältnisse welche ein anderes an diesem Fortschritte hindern und es ewig auf der Stufe festzuhalten scheinen auf der es einmal steht. Dieß Alles bringt für sich schon eine gewisse Geneigtheit hervor ohne tiefere Untersuchung sich mit der Sache abzufinden, indem man eine ursprünglich verschiedene Begabung in die einzelnen Menschenstämme hinein denkt, ihnen verschiedene Grade der Culturfähigkeit zuschreibt, wie sich dieß leicht, aber auch leichtfertig genug, durch drastische Schilderung einiger Hauptzüge aus dem Leben des gedankenlos lärmenden Negers, des rastlos umherziehenden Americaners, des menschenfressenden Südseeinsulaners wahrscheinlich machen läßt. Der Naturmensch bildet überall zum Culturmenschen einen so scharfen Contrast, daß es kaum noch der Eigenliebe und Eitelkeit des letzteren bedarf um ihn glauben zu machen, daß er sich in geistiger Rücksicht specifisch von jenem unterscheide. Daß er selbst einst auf gleicher Stufe gestanden haben möge mit jenem, scheint ihm ein geringer Einwurf.

Die Berichte welche wir über den Zustand des geistigen Lebens culturloser Völker besitzen, sind zwar zahlreich, aber bekanntlich weit davon entfernt uns ein einigermaßen vollständiges Bild ihres inneren Lebens zu geben. Fragmentarisch wie sie sind, läßt sich aus den mei-

sten von ihnen fast alles Andere eher gewinnen als eine Einsicht in den Zusammenhang dieses letzteren, in die Art zu denken und zu fühlen die diesen Völkern eigen ist, in den Verstand der auch bei ihnen in so Vielem ist das dem oberflächlichen Blicke als thöricht, unsinnig oder grauenvoll erscheint. Deshalb hat man sich lange Zeit damit begnügt Religion Sitte und Sage solcher Völker als bloße Curiosität, als Albernheit und baaren Unverstand zu betrachten und zu behandeln, oder man ist von anderer Seite in tugendhafte Entrüstung über diese Dinge gerathen, aber man hat sich eben deshalb keine Mühe gegeben sie zu verstehen und ein Urtheil über die psychischen Eigenthümlichkeiten oder eine Charakteristik des Naturmenschen überhaupt daraus abzuleiten.

Außer den eben entwickelten Verhältnissen, welche die Vernachlässigung der psychologischen Untersuchung einigermaßen erklären mit der wir uns im Folgenden zu beschäftigen haben, ist endlich auch noch der Umstand als nicht unwesentlich hervorzuheben, daß es bisher fast nur Naturforscher gewesen sind welche das Problem der Arteinheit des Menschengeschlechtes behandelt haben. Diesen lag die Auffassung der Raçenfrage von der psychologischen Seite nicht allein fern, sondern sie erschien ihnen auch häufig wohl als gänzliche Nebensache, und wenn ihrer überhaupt Erwähnung gethan wurde, so geschah dieß unter der Voraussetzung daß die psychischen Eigenthümlichkeiten der Völker ihren physischen Charakteren, insbesondere dem Schädelbaue entsprächen: man behandelte mit einem Worte diese Dinge mit demselben Leichtsinn mit welchem es unter Physiologen gewöhnlich, fast darf man sagen mit welchem es unter ihnen Mode ist die Psychologie zu behandeln. Durch den Nachweis der größeren äußeren Affenähnlichkeit des Negers glaubte man sich ohne Weiteres zu der Folgerung berechtigt daß er auch innerlich affenähnlicher sei als der Europäer. Besonders aber maß man die Schädelcapacität in der Ueberzeugung die geistige Capacität selbst damit zu messen.

Daß die geistige Begabung der Völker und Völkerstämme immer ihrem Kopfvolumen proportional sei, hat namentlich Morton zu beweisen gesucht, und obgleich aus seinen thatsächlichen Angaben, wie wir sehen werden, deutlich das Gegentheil von dem hervorgeht was er beweisen will, so hat man doch sich bei seiner bloßen Versicherung beruhigt und ihr auf's Wort geglaubt (so z. B. Ham. Smith,

p. 159; P. de Rémusat, Revue des deux mondes, 1854. 4me livr.). In Deutschland war man ohnehin derselben Ansicht und fand sich deshalb nicht zu einer genaueren Untersuchung der Thatsachen aufgefordert auf denen sie ruht. Nur erst neuerdings hat Engel (Unters. über Schädelformen S. 124 f.) bemerkt daß es noch erheblichen Zweifeln unterliege, ob die Masse des Gehirns bei Schädeln von verschiedenem Typus verschieden sei oder ob vielmehr bei Verengerung des Schädels nach einer Richtung zugleich immer eine Compensation nach einer andern Richtung eintrete, und ob die Gestaltverschiedenheiten der Schädel für sich allein schon einen bedeutenden Einfluß auf die Gehirnthätigkeiten ausüben. Mag man in vollem Maaße das Gewicht der Thatsache anerkennen, daß die indogermanischen und semitischen Völker, welche von jeher die wesentlichen Träger der Civilisation waren und noch sind — aus dem Schooße der Semiten sind die drei theistischen Hauptreligionen hervorgegangen — in Rücksicht ihrer Gehirnentwickelung vor allen andern Völkerstämmen bevorzugt sind oder doch keinem nachstehen; mag man selbst die entschiedene Behauptung Lawrence's (Lectures 3^d ed. 1823. p. 416 ff.) daß die großen Unterschiede in der geistigen Entwickelung der Völker nur aus angeborenen Verschiedenheiten namentlich des Gehirnbaues erklärbar seien, als eine nicht unwahrscheinliche Muthmaßung gelten lassen, so gewinnt damit doch der Satz daß die Gestalt und Capacität des Schädels als Maaß der geistigen Befähigung zu betrachten sei, noch keine Wahrscheinlichkeit. Warum haben sich denn, fragt Prichard, I, 304 treffend, trotz ihrer ganz griechischen Schädelbildung die Georgier niemals geistig ausgezeichnet? Warum ging die griechische und römische Geistesbildung vor den Germanen zu Grunde? Warum, möchten wir hinzusetzen, gerieth sie überhaupt in Verfall, da die Schädelgestalt und die Gehirnbildung doch wohl dieselbe geblieben war? Wer sich weiter in der Geschichte umsehen will, findet mit Leichtigkeit noch andere Beispiele welche zeigen daß die Ueberwältigung von Völkern die einst höher civilisirt waren und eine schönere Schädelbildung besaßen, durch andere von minder glücklicher Schädelgestalt und geringer Geistescultur, nicht eben zu den seltenen Ausnahmefällen gehört. Trotz der unbestrittenen Uebermacht der weißen Menschen über die anderen Raçen, sind die Türken und die Magyaren in Europa eingedrungen, haben dauernde Siege erfochten und sich festgesetzt. Die größere Schä-

delcapacität der weißen Raçe hat dieß nicht zu hindern vermocht. Gehen wir indessen der Sache etwas näher.

Nach Parchappe's Messungen (Recherches sur l'encéphale) ordnen sich die Raçen nach dem Kopfvolumen in folgende Weise: Kaukasier, Neger, Mongole, Americaner, Malaie. Die erstere zeichnet sich aus durch die größte Kopflänge, die bedeutendste Entwickelung der Stirn und des Hinterhauptes; beim Neger ist die Kopflänge indessen gleich groß, kleiner beim Mongolen und Americaner, beträchtlich kleiner beim Malaien. Lawrence dagegen stellt den Malaien in Rücksicht seiner Schädelcapacität zwischen den Europäer und Neger, den Americaner zwischen den Europäer und Mongolen. Aus den umfangreichen Tafeln bei Tiedemann (D. Hirn des Negers, 1837) ergeben sich folgende Mittelzahlen der Schädelcapacität:

für den Europäer	aus 135	Fällen	$40\frac{3}{8}$	Unzen
„ „ Americaner	„ 31	„	$40\frac{1}{8}$	„
„ „ Mongolen	„ 43	„	$39\frac{3}{5}$	„
„ „ Malaien*	„ 77	„	$38\frac{1}{6}$	„
„ „ erwachsenen Neger	„ 48	„	$37\frac{11}{12}$	„
„ „ Asiaten u. Africaner von weißer Raçe	„ 39	„	$37\frac{3}{5}$	„

Sonderbar genug stehen diese aus Tiedemann's thatsächlichen Angaben berechnetem Mittelwerthe ebenso im Widerspruch mit seinem bekannten, auf sie gegründeten allgemeinen Satze, daß das Hirn des Negers nicht kleiner sei als das des Europäers, wie Morton's Messungen mit den allgemeinen Resultaten streiten, die er aus ihnen abgeleitet hat. Dieser nämlich giebt zwar an (Cran. Am. p. 260) daß die mittlere Schädelcapacität beim Kaukasier 87 Cubikzoll, beim Mongolen 83, beim Malaien 81, beim Americaner 80, beim Neger 78 betrage, hat aber später (in Silliman's Americ. Journal of sc. and arts 2d series IX, p. 247) diese Reihe nach weiter fortgesetzten Messungen selbst zurückgenommen und so hergestellt wie sie sich bei Nott and Gliddon (Types of mankind, p. 450) findet, wo der Malaie unmittelbar nach dem Europäer mit 85, der Neger mit 83, der Mongole mit 82, der Americaner mit 79 Cubikzoll Gehirn auftritt, so daß die americanische Raçe (wie auch Meigs bei Nott and Glid-

* Nach Ausscheidung der Papuas und Australier.

n Indigenous races of the earth. 1857 bestätigt) am ungünstigsten tellt ist. In directen Widerspruch mit seinen eigenen Angaben hat sich mehrfach verwickelt durch die Behauptung daß die Schädelcacität der geistigen Begabung entspreche. Die alten Peruaner und exicaner nämlich, die einzigen Völker America's die sich zu höherer ıltur erhoben hatten, besaßen eine Schädelcapacität von beziehungsw. und 79" (Cran. Am. p. 261), Nott and Gliddon (Types p. 446) ben dieser sog. „toltekischen" Völkerfamilie* sogar durchschnittlich ır 76,8", ein altes halbcivilisirtes Volk in Peru hatte nur 73 und : höheren Stände der alten Peruaner 75 (Morton a. a. O. p. 112 ıd bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes III 329), d. h. ebenviel als die Hottentotten und Alfurus — das Resultat von 155 chädelmessungen —, wogegen Morton den rohen Nomadenvölkern n America 84" (Nott and Gl. a. a. O. 82,4") als Mittelwerth s 161 Messungen zuschreibt,** den Creeks Irokesen und Eskimos zar 87 und 88", d. h. so viel als dem Europäer, den offenbar weit zabteren Cherokees dagegen beträchtlich weniger; dem Hindu 75 und n Neger 78 (Cran. Am. p. 173 f., 195, 247). Um seinen Satz zu ten fügt er nun freilich als guter Phrenolog hinzu daß die wilden dianerstämme sich durch fortgesetzte kräftige Vertheidigung ihrer eiheit im Grunde doch auch viel begabter gezeigt hätten als die sklachen Peruaner und Mexikaner, und Phillips (bei Schoolcraft a. O. p. 331) wie Nott and Gliddon (Types 278) umgehen die hwierigkeit geschickt durch die Behauptung, daß bei den wilden Völn die niederen Triebe des Hinterkopfes im Uebergewicht gewesen en, ihr Vorderhirn aber, die Intelligenz, nur ebenso gut oder nicht ımal so entwickelt gewesen sei als bei den Peruanern und Mexican. Nur Schade daß die beiden letzteren trotz ihrer Cultur bekannt) sehr niedrige zurücklaufende Stirnen besaßen und daß für die wil Stämme America's abgeflachter, wenig entwickelter Hinterkopf

---

* Morton spricht öfters von Toltekenschädeln die er vor sich gehabt e. Man muß sich dabei erinnern daß er „Tolteken" sehr ungeschickt die ımtlichen alten süd- und nordamericanischen Culturvölker ohne Unterled nennt.

** Im Gegensatze zu Morton behauptet Warren nach den Schädelssungen die er in seiner Sammlung vorgenommen hat, daß die alten ilisirten Völker America's sich durch größere Stirn und bessere Schädelbung vor den wilden ausgezeichnet hätten (Prescott, Hist. of the conq. Mex. 2d ed. 1844. III, 353 not.).

von Morton selbst als typisch angegeben worden ist! Ein fernerer Widerspruch ergiebt sich auch noch daraus, daß die alten Aegypter nur 80 Cubikzoll (Mittelwerth aus 55 Fällen nach Morton bei Silliman a. a. O.; Nott and Gliddon, Types p. 280, 432, 450) und demnach ebenso wie die Hindus, alten Peruaner und Mexicaner, bedeutend weniger Gehirn besaßen als die völlig uncultivirten Stämme die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Nur beiläufig erwähnen wir noch daß nach Tiedemann's und Morton's Tafeln (wie Bachmann bei Smyth, The unity of the hum. races, 1850. p. 262 anführt) der Unterschied zwischen der mittleren Schädelcapacität des Engländers und des Irländers 9 Cubikzoll, der zwischen Irländer und Neger nur 4 beträgt.

Neuerdings hat Huschke (Schädel, Hirn und Seele 1854) zahlreiche Messungen vorgenommen und gefunden (S. 23) daß zwar in allen Raçen relativ große und kleine Schädel vorkommen, die größten von 41500 □ Mm. Oberfläche, durchschnittlich aber die Größe des Schädels beim Aufsteigen von den niederen zu den höheren Raçen zunehme und die bedeutendste nur bei den letzteren vorkomme. Auch seine speciellen Angaben bestätigen indessen nicht den von ihm aufgestellten allgemeinen Satz; sie sind nämlich folgende (S. 48):

Mittelwerthe der Schädelcapacität

männlicher	Europäer:	40,88	Unzen	aus	441	Beobachtungen		
„	Americaner	39,13	„	„	31	„	„	„
„	Mongolen	38,39	„	„	46	„	„	„
„	Neger	37,57	„	„	54	„	„	„
„	Malaien	36,41	„	„	98	„	„	„

Man sieht sogleich daß diese Reihenfolge mit keiner der bisher angeführten übereinstimmt, daß sie aber auch ebensowenig als eine der vorigen den Satz bestätigt daß Schädelcapacität und geistige Befähigung einander proportional seien, denn der begabte Malaie hätte hiernach das geringste Gehirn und der Mongole weniger als der Americaner. Den ersteren Anstoß könnte man geneigt sein auf dieselbe Weise zu beseitigen wie Huschke S. 49 den Einwurf hinwegzuräumen sucht, daß die Schädelcapacität der Hindus, welche seiner Untersuchung nach bloß 27 Unzen Gehirn besitzen, sich zu der des Europäers nur = 2 : 3 verhält. Es soll sich dieß nämlich daraus erklären daß der Hindu durchschnittlich nur 4', der Europäer 6' hoch sei, sich zu diesem in Rücksicht seiner Körpergröße also = 2 : 3 verhalte und da-

her im Grunde ebenso gut gestellt sei als dieser. Diese Erklärung ist indessen unstatthaft, da der Hindu vielmehr durchschnittlich 5'2" mißt (Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 402 nach Bory), auf den Malaien aber ist sie unanwendbar, weil dieser im Durchschnitt nicht kleiner als der Mongole ist. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die alten Aegypter nächst den Hindus unter allen Völkern kaukasischer Raçe den kleinsten Schädel besitzen (Huschke). Daß manche americanischen Völker in der That ganz ungewöhnlich große Köpfe haben, geht insbesondere daraus hervor daß die Hüte welche während des americanischen Freiheitskrieges in Paris für die Eingeborenen von Canada und von Neu-Orleans angefertigt wurden, sich sämmtlich als zu klein für sie auswiesen. So haben auch die Feuerländer Eskimos und Vandiemensländer bei gedrungener Statur auffallend große Köpfe, wie dieß bei allen Bewohnern kalter Länder, auch innerhalb der kaukasischen Raçe, im Vergleich mit denen wärmerer Gegenden der Fall zu sein scheint (Parchappe a. a. O. S. 51). Virey (Hist. nat. du genre humain 1834. I, 66 ff.) bemerkt daß der Russe voluminöseren Schädel besitze als der Schwede, der Kalmücke und Tatare größeren als der civilisirte Europäer, namentlich aber der Lappe sich durch stark entwickelten Schädelbau auszeichne. Auch Desmoulins hat auf den Mangel an Uebereinstimmung hingewiesen der sich bei der mongolischen und noch mehr bei der sog. hyperboräischen Raçe zwischen dem Kopfvolumen und der geistigen Begabung finde. Endlich fehlt es nicht an Beispielen welche beweisen daß gleiche oder doch sehr ähnliche intellectuelle und moralische Anlagen bei verschiedener Schädelform vorkommen, so wie umgekehrt verschiedene Anlagen bei nahe gleicher Schädelgestalt und Schädelcapacität. Ein und dasselbe Volk sehen wir im Laufe seiner Geschichte von der Rohheit zur Cultur fortschreiten und von seiner Höhe wieder herabsinken, wir sehen damit seine Fähigkeiten sich ändern; da aber die Schädelform (wie man wenigstens gewöhnlich annimmt) dieselbe bleibt, so verträgt sich die Behauptung daß die Geistesgaben von ihr abhängig seien, nicht einmal mit der Lehre von der Unveränderlichkeit der Raçen-Schädel. Auch von dieser Seite her finden wir uns demnach genöthigt die Schädelcapacität als Maaß der geistigen Befähigung aufzugeben.

Nach Beseitigung dieser Vorfrage kehren wir zu unserer Hauptaufgabe zurück, mit welcher wir uns erst jetzt wirklich auf psycholo-

gischem Gebiete befinden, nachdem sich gezeigt hat daß sich aus der Schädelbeschaffenheit kein Kriterium für die Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens entnehmen läßt, und zwar werden wir uns zuerst nach dem Wege zu fragen haben den diese Untersuchung einschlagen soll.

Wie in physischer Rücksicht die Menschen alle zu einer und derselben Art gehören, wenn sich nachweisen läßt daß die größten physischen Unterschiede welche unter ihnen vorkommen nicht beträchtlicher sind als diejenigen welche erst im Laufe der Zeit an demselben Volke oder Stamme entstehen können, so wird man sie in psychischer Rücksicht zu derselben Species zu rechnen haben, wenn sich zeigen läßt daß die größten Differenzen ihrer geistigen Entwickelung, ihrer intellectuellen und moralischen Cultur, nicht größer sind als die Unterschiede der Culturzustände welche dasselbe Volk in seiner Geschichte durchläuft. Es handelt sich hierbei nicht darum zu beweisen oder zu widerlegen daß gegenwärtig z. B. der Neger überhaupt oder etwa ein einzelnes Negervolk zu denselben geistigen Leistungen fähig sei als ein europäisches Culturvolk, denn Völker sind, auch wo sie momentan mit ihrer Geschichte zu brechen scheinen, von der historischen Grundlage ihrer Lebensentwickelung ebenso abhängig als Individuen und es erscheint schon wegen dieses Gesetzes der Continuität im Zusammenhange des inneren Lebens geradezu als unmöglich daß dasselbe Volk auf verschiedenen Stadien seiner Entwickelung, geschweige denn daß Völker die auf wesentlich verschiedener natürlicher und geschichtlicher Grundlage stehen, dieselben geistigen Leistungen machen. Bezeichnet man aber mit dem Worte Fähigkeiten was allein damit bezeichnet werden sollte, nicht die zu irgend einer Zeit und unter irgend welchen Voraussetzungen irgend einmal möglichen Leistungen, die sich auf keine Weise auch nur annähernd bestimmen lassen, sondern diejenigen Leistungen, welche in der Gegenwart d. h. für die jetzt lebende Generation unter günstigen Umständen Verhältnissen und Schicksalen möglich sind, so liegt am Tage nicht bloß daß die Fähigkeiten auch desselben Volkes im Laufe der Zeit sich ändern, sondern auch daß das Urtheil über die Einheit der Menschen als Art nur von der Entscheidung der Frage abhängt, ob unter günstigen Umständen im Laufe der Zeit alle Völker und Menschenstämme dieselbe Entwickelungshöhe zu erreichen vermögen oder nicht. Mag man daher auch noch so sehr darüber

einverstanden sein, daß die Fähigkeiten der Negervölker gegenwärtig weit zurückstehen hinter denen der Völker von weißer Raçe — und wer sollte dieß nicht zugeben? —, so folgt doch daraus gar nichts zu Gunsten der Behauptung daß es feste specifische Unterschiede unter den Menschenraçen in psychischer Rücksicht gebe.

Ganz analog unserer früheren naturhistorischen Untersuchung werden die Ergebnisse der psychologischen vorzüglich abhängig sein von der Beantwortung der Frage nach den größten Unterschieden der Geistesbildung welche bei verschiedenen Menschenstämmen, und nach den größten Veränderungen welche in dieser Rücksicht bei demselben Volke vorkommen. Finden sich innerhalb desselben Menschenstammes zu verschiedenen Zeiten an demselben oder an verschiedenen Völkern, oder auch zu derselben Zeit an verschiedenen Völkern geistige Unterschiede, die dem Maximum der überhaupt vorhandenen Unterschiede gleich sind oder sehr nahe kommen, so lassen sich diese nicht als specifisch betrachten. Dasselbe gilt auch dann, wenn die Differenzen der Individuen desselben Volkes, abgesehen natürlich von krankhaften Erscheinungen (Blödsinn u. dergl.), jenem Maximum gleich kommen. Die Bildungshöhe der Individuen ist in zweierlei Hinsicht für unsere Hauptfrage von Wichtigkeit, theils insofern als die begabtesten und unbegabtesten eines jeden Volkes die Grenzen der geistigen Befähigung dieses letzteren selbst bezeichnen und daher die Grundlage der Entscheidung darüber abgeben müssen, ob wir es hier mit specifischen Unterschieden zu thun haben oder nicht, theils insofern als die begabtesten unter sonst günstigen Umständen das Volk dem sie angehören, auf eine entsprechend höhere Stufe der Cultur und (was davon unzertrennlich ist) der geistigen Befähigung selbst zu heben vermögen.

Es ist leicht ersichtlich daß zur Lösung der bezeichneten Aufgabe eine möglichst vollständige specielle Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker mit allen seinen Eigenthümlichkeiten erfordert wird, denn erst aus einer solchen wird sich eine begründete Bejahung oder Verneinung jener Frage entnehmen lassen, wenn wir ihre Hauptzüge den hervorstechenden Leistungen der Culturvölker in ihrer historischen Entwickelung gegenüberstellen. Dieses Detail einer späteren Darstellung vorbehaltend wenden wir uns hier der allgemeinen Betrachtung jenes psychologischen Problems zu, indem wir zugleich die Resultate

mit benutzen welche sich aus dem speciellen Studium des Gegenstandes uns ergeben haben.

Wir dürfen hierbei von der Voraussetzung ausgehen daß, wie im Leben der Einzelnen, so auch im Leben der Völker alle höhere geistige Entwickelung, alle Cultur erst etwas Secundäres ist und auf einem allmählichen Fortschritt zu einem besseren Zustande beruht als der primitive Zustand der Menschheit, der sog. Naturzustand, überall war. Diesen letzteren werden wir uns für alle Raçen gleichmäßig als einen Zustand gänzlicher Unbildung zu denken haben, und wenn wir ihm auch hier nicht die Merkmale der Rohheit Verwilderung und Versunkenheit beilegen wollen, theils um verkehrte Vergleichungen desselben mit moralischen Werthbegriffen zu verhüten, theils um späteren Ueberlegungen nicht vorzugreifen, so dürfen wir doch hervorheben daß der Naturzustand im Gegensatz zu aller erst erworbenen Cultur eine Weise der menschlichen Existenz bezeichnet, bei welcher alle geistigen und moralischen Kräfte noch völlig unentwickelt sind. Sind wir nun zwar zu der Annahme genöthigt daß alle Völker zuerst eine solche Zeit absoluter Unbildung durchlebt haben, so daß sie hierin jedenfalls ursprünglich in geistiger Beziehung einander gleich waren, so bleibt es doch eine mögliche Ansicht daß einige sich in Folge besserer Anlagen, vielleicht in Folge eines ihnen eingepflanzten specifischen Triebes zu höherer Culturentwickelung, leichter und auf geringere äußere Veranlassungen hin aus jenem Zustande herausgearbeitet haben, als andere die nicht nur dieß nicht vermochten, sondern kaum durch die kräftigste Einwirkung sich dahin bringen lassen einige der ihnen dargebotenen Elemente fremder Cultur sich anzueignen.

Halten wir den zuletzt aufgestellten Gesichtspunkt für unsere psychologische Untersuchung fest, so wird es unsere Aufgabe sein zuerst die wesentlichen specifischen Charaktere des Menschen überhaupt aufzusuchen, d. h. diejenigen durch welche er sich von den ihm zunächst stehenden Thieren unterscheidet, um zugleich daraus zu ersehen ob diese Merkmale sämmtlich in gleicher Weise allen Raçen und Individuen zukommen oder nicht. Erst die zweite Frage kann es dann sein ob es innerhalb dieser Charaktere die das Wesen des Menschen in Rücksicht seines geistigen Lebens ausmachen, kleinere aber ebenfalls feste Unterschiede giebt, welche uns nöthigen die einzelnen Menschenstämme nicht als Varietäten einer Art, sondern als Arten einer Gattung anzusehen. Um diese Frage zu

lösen, werden wir versuchen müssen mit Benutzung des empirischen Materiales das sich für diesen Zweck verwendbar zeigt, uns ein Bild vom Naturzustande des Menschen zu entwerfen, das von allen philosophischen Voraussetzungen fern gehalten, sich möglichst genau an unsere thatsächliche Kenntniß des Menschen anzuschließen hat. Um endlich von hieraus zu einer richtigen Würdigung der Unterschiede zu gelangen welche sich zwischen der Entwickelungshöhe der verschiedenen Menschenstämme finden, werden wir die Umstände und Verhältnisse in Erwägung zu ziehen haben, welche dem Menschen dazu bestimmen den Naturzustand zu verlassen, wobei sich ergeben wird, ob wir die unter den einzelnen Völkern stattfindenden Unterschiede der Entwickelung von specifischen Verschiedenheiten der geistigen Begabung oder von Verschiedenheiten ihrer Naturumgebung, ihrer Lebenslage, ihres Zusammentreffens mit anderen Völkern, mit einem Worte von Verschiedenheiten ihrer historischen Schicksale abzuleiten haben oder möglicher Weise von einem Zusammenwirken beider.

I. Die specifischen Charaktere des Menschen.

Es würde eine überflüssige Mühe gewesen sein, hätten wir früher bei Betrachtung des Menschen von der physischen Seite in größerer Ausführlichkeit die charakteristischen Unterschiede besprochen welche zwischen dem Menschen und den Thieren stattfinden: sie sind bekannt und unbestritten; was dagegen das Gebiet des geistigen Lebens betrifft, so liegen diese Unterschiede wenigstens zum Theil der Beobachtung nicht so offen vor als jene und sind zu keiner so allgemeinen Anerkennung gekommen, denn noch jetzt begegnet man nicht selten bei Schriftstellern deren Urtheil auf umfassenden eigenen Erfahrungen ruht einer Darstellung, nach welcher es den Schein gewinnt daß das geistige Leben der niederen Raçen nicht höher stehe als das der Affen, ihr Gemüthsleben nicht höher als das der Raubthiere. Der Witz Beaumarchais': Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, c'est ce qui distingue l'homme de la bête, ist im Ernste vertheidigt

worden, und es finden sich solche und ähnliche Ansichten bisweilen gerade von denen vertreten, die ohne ungünstige Vorurtheile sich unbefangen den Eindrücken hingegeben haben welche das Leben eines völlig uncultivirten Volkes auf den Europäer macht. Scheint es auf den ersten Blick gewagt in diesen Dingen Männern zu widersprechen die mit eigenen Augen gesehen haben, so ist es doch erklärlich genug daß gerade der unmittelbare Anblick der Rohheiten die im Leben der sog. Wilden täglich und stündlich hervortreten, in Verbindung mit den Leiden und Quälereien denen der Reisende von Seiten jener Menschen ausgesetzt zu sein pflegt — meist die drückendste Zugabe zu den übrigen Beschwerden die sein Unternehmen mit sich bringt — es zu einer billigen Beurtheilung nur selten kommen läßt, zumal von Seiten des civilisirten Europäers der unvorbereitet auf die ungeheure Geistesträgheit, auf den physischen und moralischen Schmutz die er vorfindet, über den Contrast mit der Heimath erschrickt, der von Ekel erfüllt und von vergeblichen Anstrengungen ermattet sich abgestoßen und im Innersten empört fühlt von dem Bilde das sich ihm darstellt. Bei dem allgemeinen Interesse und der hohen Wichtigkeit die es hat das Wesen des Menschen in geistiger Beziehung richtig aufzufassen, erscheint es, insbesondere den verschiedenen Beurtheilungen gegenüber welche die sog. wilden Völker erfahren haben, als keine müßige Frage, welche festen wesentlichen Unterschiede es sind die den Menschen vom Thiere trennen, denn gerade diese Unterschiede bezeichnen zugleich die Haupteigenthümlichkeiten welche die gemeinsame Grundlage für das geistige Leben des rohen und des civilisirten Menschen bilden.

Es genügt für diesen Zweck nicht einen Ausdruck zu finden durch den sich der specifische Unterschied des Menschen vom Thiere in allgemein verständlicher Weise bezeichnen läßt. Solcher Formeln hat man mehrere aufgestellt, und man kann ihnen beistimmen ohne einer von ihnen den Vorzug zu geben, denn sie gewähren durchgängig keine bestimmte Einsicht in die besonderen Umstände welche für die Trennung des Menschen vom Thiere von entscheidender Bedeutung sind und vermögen den Zweifel nicht zu beseitigen, ob wir berechtigt sind diese Trennung als eine feste oder als eine durch fließende Unterschiede vermittelte zu betrachten. Wenn man dem Menschen ausschließlich Vernunft zuschreibt oder Geist, wenn man ihm Perfectibilität beilegt, die man den Thieren abspricht, so ist damit zwar eine Entscheidung der

Streitfrage gegeben die wir zu erörtern uns vorgenommen haben, aber die wirkliche Untersuchung derselben ist damit nicht sowohl angefangen, als vielmehr abgeschnitten, und ob unsere Einsicht in den wirklichen Sachverhalt damit erweitert wird oder nicht, wird ganz von der Feststellung des Sinnes abhängen, den man jenen vieldeutigen Ausdrücken zusprechen zu müssen glaubt, und von der Tiefe und dem Umfange in denen man die specielleren Bestimmungen entwickelt welche in ihnen enthalten sind. Erscheint es demnach nicht bloß als zweckmäßig, sondern geradezu als geboten in der Untersuchung von diesen specielleren erfahrungsmäßigen Bestimmungen selbst, nicht von allgemeinen Begriffen auszugehen, so macht sich dieß außerdem auch noch aus dem zweiten Grunde nothwendig, daß eben die Perfectibilität, die man so oft zum allgemeinen Kriterium der Menschheit gemacht hat, den sog. niederen Menschenraçen von manchen Schriftstellern abgesprochen wird. Ob dieß mit Recht oder Unrecht geschehe, wird sich nur aus genauer historischer Betrachtung der einzelnen Völkerfamilien und ihrer geistigen Charaktere ergeben können: wir sehen uns also auch von dieser Seite her dazu aufgefordert die allgemeinen Begriffe wenigstens vorläufig bei Seite zu legen und uns auf das Besondere einzulassen. Ueberdieß läßt sich schwer bezweifeln daß auch manche Thiere, wenn sie auch keine Geschichte haben im Sinne der menschlichen Culturgeschichte, eine gewisse Perfectibilität besitzen; wir brauchen in dieser Rücksicht nur an das Pferd und den Hund zu erinnern. Allerdings ist es nicht der eigene Trieb dieser Thiere, sondern die Einwirkung des Menschen, in Folge deren sie den Naturzustand verlassen und sich zu einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung erheben; um sich aber davon zu überzeugen daß sie einer solchen Erhebung in der That fähig sind, braucht man nur das Pferd des Arabers mit seinen wilden Stammeltern zu vergleichen. In beständigem Umgang mit seinem Herrn und dessen Familie wird es versorgt und geliebt wie ein Kind des Hauses und nimmt gleich einem der nächsten Angehörigen an Allem theil was die Familie betrifft: daß es menschliche Handlungen und Schicksale in großem Umfange verstehen lernt, daß es selbst in bewundernswerth verständiger Weise bisweilen unaufgefordert mithandelt und daß es ebendeshalb in vielen Fällen wirklich einen gemüthlichen gefühlsmäßigen Antheil an dem nehmen muß was in die äußeren und inneren Verhältnisse der Menschen eingreift, was sie bedroht, erschüttert oder zerstört,

dafür mangelt es nicht an zahlreichen Beweisen. Werden wir diesem Thiere also wohl die Perfectibilität absprechen, werden wir leugnen können, daß sein Vorstellungskreis einer Erweiterung über seinen natürlichen Horizont hinaus fähig, daß sein Gemüthsleben einer Vertiefung, einem Verständniß von Gemüthszuständen höherer Art zugänglich sei, die ihm von Natur fremd sind?

Suchen wir also nach bestimmteren Unterschieden zwischen dem Menschen und dem Thiere als diejenigen sind welche der Ausdruck „Perfectibilität" in sich schließt, und suchen wir sie unmittelbar auf dem Gebiete der besonderen Thätigkeiten und Leistungen die dem Menschen eigenthümlich sind. Ihre Betrachtung wird uns zugleich lehren, welche Umstände und Verhältnisse es sind auf denen die Erhebung des Menschen über das Thier, auf denen der Charakter desselben beruht, vermöge dessen man ihm ausschließlich oder doch mit einem gewissen besonderen Rechte Perfectibilität zuzuschreiben pflegt.

Daß der Mensch aus Erfahrung lernt, ist zwar eine seiner folgenreichsten und wichtigsten, aber in dieser Allgemeinheit wenigstens keine seiner specifischen Eigenthümlichkeiten. Die alltäglichsten Beobachtungen die wir an den Hausthieren machen, zeigen uns daß auch sie durch Schaden klug werden. Es geschieht dieß oft in kurzer Zeit und die Lehre dauert für das ganze Leben. Elephanten welche die Uebermacht des Menschen einmal mit aller Entschiedenheit empfunden haben, pflegen sich ihr später fortwährend ohne Widerstreben zu fügen; die mit dem Lasso eingefangenen wilden Pferde machen jede mögliche Anstrengung um sich wieder zu befreien, aber einmal gebändigt, zeigen sie sich gewöhnlich lenksam und geduldig für immer. Selbst eine bemerkenswerthe Accommodation an ungewöhnliche Umstände findet sich bei Thieren nicht selten, wie z. B. wenn man an Affen, die sich an einem heiß dargebotenen Trunke verbrannt hatten, mehrfach bemerkt hat, daß sie später immer ruhig warteten bis er kühl geworden war (Bennett, Wanderings in N. S. Wales. 1834. II, 158),* aber diese Benutzung früherer Erfahrungen geht theils, wie es scheint, überhaupt nicht über einen gewissen Punkt hinaus, theils wird sie durch thierische Begierden oft gehindert welche zu mächtig hervorbrechen als daß die gemachte Er-

* Mehrere hierher gehörige Beispiele und eine Erörterung der Schwierigkeiten mit denen ihre richtige psychologische Würdigung zu kämpfen hat s. in m. Grundlegung der Psychol. S. 185 ff.

fahrung dem Thiere zu Gute kommen könnte. So werden Affen ganz gewöhnlich gefangen durch eingegrabene Töpfe voll Mais, durch deren engen Hals sie nur die leere Hand einzuführen, die gefüllte aber nicht wieder zurückzuziehen vermögen. Wollen wir auch nicht in Abrede stellen daß der natürliche Mensch oft in ähnlicher Weise von der sinnlichen Begierde überwältigt um die Frucht sich betrogen sieht welche ihm die aus der Erfahrung gezogene Lehre tragen könnte, so würde es doch überall vergeblich sein Menschen auf so plumpe Weise und wiederholt zu fangen wie die Affen.

Indessen muß man sich hüten dasjenige zu gering anzuschlagen was die Thiere wirklich aus Erfahrung lernen. Das geheimnißvolle Wort „Instinct" verdeckt uns im Seelenleben der Thiere gar Vieles worin mehr wirklich psychisches Leben und weniger Mechanismus enthalten ist als man gewöhnlich glaubt. Wir führen zum Beweise hier nur das eine aber wichtige Beispiel an, daß die bekannten Erscheinungen die wir einfach als eine Folge instinctiver Furcht der Thiere vor dem Menschen zu bezeichnen pflegen, höchst wahrscheinlich nur aus den Erfahrungen zu erklären sind welche sie an diesem gemacht haben, sei es nun daß auf eine uns unbekannte Weise eine Tradition, eine Art von Belehrung der Jungen durch die Alten in dieser Rücksicht auch in der Thierwelt anzunehmen ist, oder daß die späteren Generationen schon von Natur vorsichtiger und scheuer sind, während die früheren es durch eigene Erfahrung wurden (s. oben S. 93 u. 99). Die Beobachtungen welche für die von uns angegebene Deutung sprechen, betreffen das Verhalten der Thiere in Gegenden die in früherer Zeit von Menschen nie betreten worden sind: alle Arten von Vögeln, erzählt Darwin (Naturwiss. R. deutsch von Dieffenbach 1844. II, 169), selbst die Raubvögel nicht ausgeschlossen, sind auf den Gallapagos-Inseln durchaus zahm, es giebt keinen der sich nicht nahe genug kommen ließe um ihn mit einer Ruthe zu schlagen oder mit einer Kappe zu fangen. Nach den Erzählungen von Cowley und Dampier (1684) zu urtheilen scheinen sie früher sogar noch zutraulicher gewesen zu sein. Auch auf den Falklands-Inseln, wo es doch Falken und Füchse giebt, hat man dieselbe Beobachtung gemacht. Nur mit den Wandervögeln die in fremden Ländern Vorsicht lernten, verhält es sich anders. Auf Possession Island (Victoria Land) versuchten die Pinguine sogar der Mannschaft des Capitän Ross (Voy. in the Southern and Antarctic re-

gions. 1847. I, 189) den Weg streitig zu machen. Auch in Kordofan sind die Vögel weit weniger scheu, wenn nur der Jäger sich in eine andere als die gewöhnliche Landestracht kleidet (Pallme, Beschr. von Kordofan. 1843. S. 153).

Vergleichen wir den Menschen mit dem Thiere in dieser Hinsicht, so sind die Lehren welche er aus der Erfahrung zieht, nicht allein ungleich umfassender, sondern sie üben auch einen viel tieferen Einfluß auf die gesammte Gestaltung seines äußeren und inneren Lebens aus und befähigen ihn erst in die beherrschende Stellung zu treten die er selbst auf der niedrigsten Stufe der Cultur überall der Natur gegenüber einnimmt wo wir ihn finden. Wie der civilisirte Mensch den rohen Naturmenschen, so überwältigt dieser die ihm feindlichen Naturgewalten und namentlich die Thiere nicht sowohl durch physische als durch geistige Kraft: er benutzt ihre Instincte auf die mannigfaltigste Art um sie zu täuschen, wendet den geeigneten Köder an sie zu fangen, ahmt ihre Stimmen nach, verkleidet sich in entsprechender Weise um sie zu beschleichen und richtet die Art der Jagd auf das Sinnreichste nach den Lebensgewohnheiten eines jeden ein. Zwar noch weit entfernt von einer bewußten und sicheren Herrschaft über die Natur, ist doch sein Kampf mit ihr ein durchaus erfolgreicher, erfolgreich durch unmittelbaren Sieg über die äußere Macht oder mittelbar durch ein Mißlingen, das ihn zur Vorsicht für die Zukunft mahnt und zur Ueberlegung über die Wahl und Anordnung der Mittel anleitet welche er versuchen muß um drohendem Uebel zu begegnen.

Wie sich in jener Accommodation an die Umstände und in deren geschickter Benutzung auch bei den rohesten Völkern eine entschiedene Superiorität über die Thiere ausspricht, so zeigt sich eine solche nicht minder bei ihnen in der Unterwerfung der gesammten Natur unter besondere menschliche Zwecke. Der Schutz gegen die Einflüsse des Klima's durch Kleidung und Wohnung, die Verfertigung von Werkzeugen die theils der Herstellung der letzteren, theils dem Fischfang, der Jagd, der Zubereitung der Speisen oder der Gewinnung und Aufbewahrung anderer Lebensbedürfnisse dienen, fehlen bei keinem Volke der Erde, und man erkennt in diesen Dingen ebenso leicht eine viel weiter gehende Benutzung der gemachten Erfahrungen als sich selbst bei den begabtesten Thieren findet, als man einsieht daß eben von dieser Benutzung alle höhere geistige Entwickelungsfähigkeit abhängt.

Hat man früher von den Eingeborenen der Marianen erzählt, daß sie nicht einmal hätten Feuer machen können, so ist dieß später als Fabel erkannt worden. Nur auf Fakaafo (Union-Inseln, nördl. v. Samoa-Archipel), dessen Bewohner ganz von Kokosnüssen und Pandanus leben, hat sich wirklich keine Spur von der Kunst des Kochens und Feueranmachens gefunden (Wilkes, Narr. of U. St. Expl. Exped. 1845. V, 18), indessen scheint bei ihnen auch kaum ein Bedürfniß dieser Art vorhanden zu sein.

Nächst dem umfangreichen Lernen aus Erfahrung, durch das dem Menschen die Beherrschung der Natur möglich wird, ist die bezeichnende oder darstellende Thätigkeit desselben als wichtiger Vorzug herauszuheben, von dessen Besitz einerseits alle Fixirung und geordnete Reproduction der eigenen Gedanken, anderseits aller Austausch derselben mit Andern, aller innigere Verkehr mit diesen und daher auch alle traditionelle Belehrung wesentlich abhängt. Während die Thiere zur Darstellung ihres Innern nur sehr unvollkommene Mittel zu besitzen scheinen und deshalb jedes Individuum, wenn nicht äußerlich, doch innerlich fast ganz isolirt lebt und geschieden von den andern, sehen wir den Menschen auf allen Stufen seiner Entwickelung bestrebt durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen und Bilder dem was sein Inneres bewegt einen Ausdruck zu geben. Wie namentlich Schleiermacher hervorgehoben hat, spricht sich in dieser Art der Thätigkeit eine wesentlich menschliche Eigenthümlichkeit aus: es ist ursprünglich nicht der vorgestellte Zweck sein Inneres Andern mitzutheilen, überhaupt nicht ein bestimmtes Wollen, was der Kundgebung seiner inneren Regungen zu Grunde liegt, es ist vielmehr zunächst nur die Erleichterung die sein bewegtes und gepreßtes Innere selbst dadurch erfährt, welche die Versuche dieser Art aus ihm hervortreibt. Er sucht und findet nur seine eigene Befriedigung darin, daß er durch physische Thätigkeit in sichtbarer und hörbarer Weise seinen Gemüthsbewegungen einen Ausdruck giebt, er wirkt durch die Production solcher sinnlich anschaulichen Veränderungen auf sich selbst zurück und wird dadurch nicht allein seiner Macht über die Außenwelt, sondern namentlich auch der psychischen Vorgänge inne die zur Aeußerung gekommen sind. Zu dieser eigenen Befriedigung kommt aber noch das freilich nur langsam fortschreitende Verständniß Anderer, die bei gleicher Organisation und gleichem Bedürfniß die Bewegungen des Inneren in äußere Thätig-

keiten umzusetzen und durch sie auszulösen, sich unwillkürlicher Weise überall zu demselben oder doch zu ähnlichem Ausdruck des erregten Gemüthes hingeführt finden wenn die Art der Erregung selbst eine entsprechende ist.

Es ist hier nicht der Ort auf die psychologischen Verhältnisse tiefer einzugehen von denen der Ursprung der Sprache abhängt, auch haben wir es hier nicht mit der Sprache allein zu thun, denn sie ist nur eines, wenn auch das hauptsächlichste unter den Mitteln die dem Menschen zur Darstellung seines Inneren dienen. Vielmehr kommt es nur darauf an den Besitz der Sprache und neben ihr den sehr ausgedehnten Gebrauch einer Menge von anderen Darstellungsweisen des inneren Lebens als specifisch menschliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen.

Daß auch die uncultivirtesten Völker Wortsprache und zwar eine solche besitzen, deren grammatischer Bau einer vollkommen bestimmt ausgeprägten Gesetzmäßigkeit folgt, ist jetzt allgemein zugegeben. Wenn es zwar mehr als wahrscheinlich ist daß Thiere derselben Art einer gewissen Mittheilung ihrer innern Zustände untereinander nicht ganz entbehren, so läßt sich doch das was sie in dieser Rücksicht zu leisten vermögen nur sehr entfernt mit menschlicher Sprache vergleichen. Ihrem verhältnißmäßig geringen Bedürfnisse nach einer Darstellung des Innern entsprechend, hat die Natur sie fast durchgängig schon in der Anzahl und Art der Laute die sie zu produciren vermögen ebenso stark beschränkt als in ihrem Mienen- und Geberdenspiel; es fehlt ihnen an Mitteln des Ausdrucks, es fehlt ihnen wohl nicht minder auch an dem was allein eines wohl geordneten und fein nüancirten Ausdrucks fähig ist, an einer Gedankenwelt die eine bestimmte Gliederung in relativ selbstständige Einzelvorstellungen besitzt: es kann deshalb bei ihnen zu nichts weiter kommen als zu einem Ausdruck ihres Gesammtzustandes, ihres allgemeinen Befindens, das in verschiedenen Lebenslagen verschiedene Arten und Grade innerer Aufregung erfährt. Menschliche Sprache dagegen erfordert nicht allein den Besitz bestimmter Einzelvorstellungen die den Gegenständen einzeln genommen entsprechen, sondern auch die bestimmte Unterscheidung der wechselnden Beziehungen und Verhältnisse in die sie zueinander treten, sie setzt (wie wir dieß nennen können) eine bestimmte Gliederung des Gedankens voraus, denn eben nur diese ist es welche eine Bezeichnung durch gram-

matische Formen zuläßt und die letzteren selbst erst möglich macht. So tief eine Sprache in ihrer Entwickelung auch stehen mag, sie würde unfähig sein Gedanken auszudrücken und verstanden zu werden, wenn in der Gedankenwelt des Redenden wie des Hörenden nicht eine solche Gliederung bereits vorhanden wäre und sich im Einzelnen immer auf's Neue bildete, und eben darin liegt der Beweis dafür daß das geistige Leben des Menschen, weil er spricht, so durchaus uncultivirt er übrigens auch sein mag, auf einer wesentlich höheren Stufe steht als das des Thieres und specifisch von ihm verschieden ist.

Wie aber der Besitz einer Sprache von streng gesetzmäßigem grammatischen Bau eine feste Trennung des Menschen vom Thiere begründet, so begründet er auch eine feste Vereinigung aller Völker unter sich zu einem Ganzen, eine nahe Verwandtschaft derselben in geistiger Beziehung, denn in der wesentlichsten Eigenthümlichkeit ihres Geisteslebens kommen alle miteinander überein, darin nämlich, daß das Gedachte immer in eine Reihe von relativ selbstständigen Einzelvorstellungen und deren Beziehungen zueinander aufgelöst wird und eben durch diese Gliederung einen so hohen Grad von Bestimmtheit und Deutlichkeit erhält als erforderlich ist um es sprachlich auszudrücken. Diesem gemeinsamen Grundzuge des menschlichen Geisteslebens gegenüber erscheinen alle übrigen Unterschiede desselben als verhältnißmäßig nur wenig bedeutend, und man wird um so eher geneigt sein sie für bloße Gradunterschiede zu halten, wenn man bedenkt daß diejenigen Völker deren geistiges Leben im Ganzen am meisten verkümmert scheint, keineswegs immer zugleich auch diejenigen sind deren Sprache in ihrem grammatischen Bau auf der untersten Stufe der Entwickelung steht. Daher werden wir Pott (Von der Ungleichh. menschl. Rassen S. 243) beistimmen müssen: wenn man von theologischer Seite gefürchtet habe durch die uranfängliche Sprachverschiedenheit, welche die Linguistik annehmen müsse, die Ursprungs-Einheit des Menschengeschlechts zu verlieren (was keineswegs folge), so gebe vielmehr die Sprachforschung der Theologie den Menschen unverkürzt und ungeschwächt in seiner geistigen Einheit zurück, vor welcher doch fleischliche Stammeseinheit als die unwichtigere erbleichen müsse.

Dieß bestätigt sich auf die unzweideutigste Weise, wenn wir die Berichte ins Auge fassen welche die verschiedensten Reisenden über die geistigen Eigenthümlichkeiten der culturlosen Völker geliefert haben.

Ueberall tritt uns im Wesentlichen derselbe Typus des geistigen Lebens entgegen: dieselben Motive des Handelns, dieselben Gemüthseigenschaften, dieselben Leidenschaften, dieselbe Weise der Erregung, der Verkettung und des Verlaufs der innern Thätigkeiten sehen wir am rohen Naturmenschen auftreten wie am civilisirten Europäer ohne daß die Raçe einen Unterschied macht, und sobald uns nur die Motivirung des Handelns bekannt ist, können wir nicht umhin auch in dem affenähnlichsten Neger eine uns homogene verständliche Natur zu erblicken. Auch an ihm erprobt sich für uns das Wort des Dichters:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Es ist nicht die bloße Sympathie des mitleidigen Herzens die uns in solchem Falle in Anspruch nimmt, es ist die Ueberzeugung von dem vollen Verständniß dessen jeder Mensch in Rücksicht auf den Zusammenhang des inneren Lebens eines jeden andern sich fähig weiß. Wäre dieß nicht der Fall, so würde selbst ein Haß und eine Eifersucht gegen die niedere Raçe von Seiten der höheren, wie sie z. B. in Nordamerica herrschen, nicht einmal möglich sein, denn eben dieser Haß setzt als zugegeben voraus daß die absolute Berechtigung der herrschenden Kaste bezweifelt werden kann und wirklich streitig ist, daß das wahre Verhältniß des Weißen zum Neger ein wesentlich anderes ist als das des Menschen zum Thiere. Im inneren Leben der Thiere findet sich sehr Vieles was uns durchaus unverständlich ist und vielleicht immer bleiben wird: was sie zum Handeln treibt, was sie erregt, was ihren Vorstellungsverlauf bestimmt und welche Art des Zusammenhangs in diesem stattfindet, läßt häufig durchaus keine Deutung nach Analogieen mit unserer menschlichen Erfahrung zu; was sie namentlich bei der Ausübung ihrer Kunsttriebe leitet, darüber vermögen wir uns kaum eine einigermaßen wahrscheinliche Ansicht zu bilden, denn es bleibt sehr zweifelhaft ob wir den Trieb der sie dabei bewegt auf dunkle Vorstellungen zurückführen dürfen oder ob er auf etwas specifisch Andrem beruht, für das es uns selbst vielleicht an einem passenden Bilde fehlt. Dem Menschen gegenüber befinden wir uns niemals in einem ähnlichen Falle; so groß der Abstand seiner geistigen Bildung von der unsrigen auch sein mag, wir vermögen ihn, wenn nur Zeit und Gelegenheit unsrer Mühe dabei zu Hülfe kommen, vollständig zu verstehen in allem seinem Thun und Denken, er wird für uns in demselben

Grade berechenbar, in welchem es Menschen überhaupt nur für einander werden können, und es scheint deshalb daß wir berechtigt sind nur Unterschiede der Cultur und Uncultur, d. h. bloße Gradunterschiede innerhalb des Menschengeschlechts anzunehmen.

Neben der Sprache dürfen die weiteren specifischen Unterschiede des Menschen vom Thiere nicht unerwähnt bleiben, in denen sich eine nicht minder wichtige Darstellung seines Innern kundgiebt. Dahin gehört als der Sprache zunächst verwandt der Gebrauch einer Menge von äußeren Zeichen die an sich zufällig die Verhältnisse in denen die Personen dauernd oder vorübergehend zueinander stehen, auszudrücken bestimmt sind: der Gruß, die Zeichen der Verehrung oder Verachtung in verschiedenen Graden, des Friedens und der Freundschaft oder des Gegentheils, des Einverständnisses oder der Unzufriedenheit bei Verhandlungen und Streitigkeiten und dergl.; ferner die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Stände die in Kleidung, Kopfputz, Schmuck oder anderen am Körper unmittelbar vorgenommenen Veränderungen hervortreten: so zeichnet der kahlgeschorne Kopf in Africa vielfach den Sklaven, die künstlich gepreßte Kopfform bei vielen Völkern in America den Freien aus, Hautnarben von bestimmter Form und an bestimmten Körperstellen angebracht, sind in großer Allgemeinheit Stammeszeichen bei den Negervölkern; die tättowirten Figuren scheinen in der Südsee ursprünglich denselben Zweck gehabt zu haben, bis sie erst später die Stelle der Eigennamen zu vertreten angefangen haben, durch welche die menschlichen Individuen — sei es nun in hörbarer oder sichtbarer Weise — zu bezeichnen nur deshalb Bedürfniß wird, weil eben die menschliche Individualität selbst und die individuellen Verhältnisse der Menschen eine so viel mannigfaltiger ausgeprägte Bildung gewinnen als dieß bei den Thieren der Fall ist.

Als eine zweite nicht minder umfangreiche Klasse von Zeichen verdient endlich noch alles dasjenige erwähnt zu werden was dem Schmuck des äußeren Lebens dient, ohne zugleich das materielle Wohlbefinden zu erhöhen. Dergleichen fehlt auch bei den rohesten Völkern nicht, es liegt darin etwas specifisch Menschliches. Wenn auch noch so verhungert elend und armselig, der Mensch findet seine Freude daran sich zu putzen. Er schmückt sich und seine Geräthe, seine ganze unmittelbare Umgebung und verwendet darauf nicht selten den unglaublichsten Fleiß, erträgt für diesen Zweck Anstrengungen und Entbehrungen,

selbst den quälendsten Schmerz (wie beim Tättowiren) mit Heiterkeit. Es ist augenscheinlich in den meisten Fällen nicht Ordnung und Reinlichkeit die er hierbei erstrebt; was ihn treibt ist die Freude sich selbst schön vorzukommen und von Seinesgleichen bewundert zu werden, sich über sie zu erheben. Wie er sich Andern darstellt ist ihm nichts weniger als gleichgültig, darum bemalt und putzt er sich und das Seinige. Diesem Effecte den er mit seiner Selbstdarstellung auf Andere machen will, entspricht die Empfänglichkeit die er selbst für das Glänzende und Seltene besitzt, seine Neigung es zu bewundern, sich durch dasselbe fesseln und bestechen zu lassen. Bunte Farben und ihre groteske Zusammenstellung, musikalische Töne und ihr mannigfaltiger Wechsel gewinnen ihm Beifall ab und erregen ihn in wohlthuender Weise: er findet eine Befriedigung darin durch Linien und Farben darzustellen was beim Anschauen sein Interesse in Anspruch genommen hat, er macht musikalische Instrumente und benutzt sie zu seiner Ergötzung, und wenn solche Anfänge der Kunstübung ihm auch keinen idealen Schwung geben, so schafft er sich gleichwohl in ihnen durch die äußere Darstellung dessen was in ihm lebt, eine Verschönerung des Lebens, deren bloßer Versuch schon wegen des in ihr liegenden geistigen Gehaltes ihn weit über die Stufe emporhebt, auf welcher wir selbst die begabtesten Thiere stehen bleiben sehen.

Als dritte Haupteigenthümlichkeit des Menschen haben wir seinen socialen Charakter zu nennen, mit welchem seine Sprachfähigkeit in der mannigfaltigsten Wechselwirkung steht. Aristoteles schon hat ihn wegen dieser Eigenthümlichkeit sehr richtig nicht etwa ein Heerdenthier, sondern ein staatbildendes Wesen genannt. Die Menschen schaaren sich nicht blos zusammen unter der Anführung und Herrschaft eines Einzelnen, wie so viele Thiere thun, sondern ihr Zusammenleben in Familien und Stämmen hat einen festeren Halt: die Individuen stehen innerlich nicht so isolirt und abgeschlossen gegeneinander da wie die einzelnen Thiere derselben Heerde, sondern der Gedankenaustausch durch die Sprache führt sie zu einem innigeren Verkehre, zu besserem gegenseitigen Verständniß, zu tieferer Theilnahme füreinander und zum Lernen durch Mittheilung hin. Allerdings bilden die zusammenlebenden Menschen nicht überall einen Staat, schon die Natur des Landes und die Zerstreutheit der Bevölkerung hindert dieß oft, wie z. B. in Australien, aber nirgends fehlen ihnen eigenthümlich entwickelte sociale Sitten und

Einrichtungen, während die Gewohnheiten der Heerdenthiere von derselben Art an allen Orten der Erde genau die nämlichen zu sein scheinen; nirgends fehlt es ihnen insbesondere an einer bestimmten Ausbildung von Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, wenn auch die Vorstellungen die ihnen zu Grunde liegen bisweilen für uns etwas Befremdendes haben. Der geringe Werth den die meisten der Sachen für uns haben würden welche bei culturlosen Völkern Privateigenthum werden, der geringe Werth den diese sogar oft selbst, zum Theil aus Unbedachtsamkeit, auf ihr Eigenthum setzen, darf uns nicht zu der freilich oft ausgesprochenen Ansicht verleiten daß sie von Eigenthum gar nichts wüßten. Namentlich Gesammteigenthum der Familie oder des Stammes findet sich überall wo Völker mit einander in Berührung treten; Jagd- und Weidegerechtigkeit, das Recht an Grund und Boden, den ein Fremder ohne besondere Erlaubniß von Seiten des Eigenthümers nicht einmal betreten darf, scheint überall bestimmt festgestellt und in viel schärfere Grenzen selbst bei den rohesten Völkern eingeschlossen zu sein als man zu erwarten geneigt sein mag. Privateigenthum mangelt nirgends wo die Einzelnen über den Besitz äußerer Güter miteinander in Streit gerathen, solchen Streit aber giebt es allerwärts.

Die ethische Bedeutung des Privateigenthums ist darin begründet, daß es dem Einzelnen eine über seinen unmittelbaren natürlichen Wirkungskreis, über seinen Leib hinausgehende Sphäre der Thätigkeit und des Genusses gewährt und für die Zukunft sichert. Diese Erweiterung seiner unmittelbaren Thätigkeitssphäre wird für den Menschen nur dadurch zum Bedürfniß, daß er in die Zukunft blickt, daß er für die Zukunft sorgt, daß er sich im voraus vor möglichen Uebeln zu schützen strebt. Deshalb kann es nur für diejenigen Eigenthum geben, die nicht ganz in der Gegenwart leben wie die Thiere, sondern im Geiste das Ferne voraussehen. Damit das Eigenthum geachtet werden könne, muß es kenntlich, es muß bezeichnet und das Zeichen so beschaffen sein daß seine Bedeutung von Andern verstanden wird. Damit es den Zweck erfülle dem es dienen soll, muß es übertragbar sein, was wiederum nur möglich ist wenn der Wille zur Uebertragung von der einen und die Annahme derselben von der andern Seite durch verständliche Zeichen kundgegeben werden kann. Diese Voraussetzungen aber die im Wesen des Eigenthums liegen, eine

gewisse Voraussicht der Zukunft und verständliche Willensäußerungen, zeigen auf's Neue die unausfüllbare Kluft die das roheste Volk vom Thiere trennt.

Wenn ferner auch nicht alle Völker ein geordnetes Gemeinwesen besitzen, so bilden sie doch immer eine Gesellschaft in der es eine gewisse Gliederung, bestimmte Abstufungen giebt, deren höhere Entwickelung zu einer Scheidung der Stände führt. Nirgends fehlt es der menschlichen Gesellschaft an gewissen gemeinsamen Interessen im Gegensatz zu den Sonderinteressen der Einzelnen. Schon ein gemeinsamer äußerer Feind gegen den man sich zu vertheidigen hat, oder ein gemeinsames Unglück mit welchem Naturmächte drohen, würde hinreichen sie zu schaffen. Was die Einzelnen in solchen Fällen im gemeinsamen Interesse thun, was sie für die Erhaltung der ganzen Gesellschaft wirklich leisten, ist ebenso verschieden als dasjenige was man ihnen in dieser Rücksicht zutraut, was die Uebrigen von ihnen erwarten. In Folge hiervon gestaltet sich die Stellung der Einzelnen innerhalb der Gesellschaft sehr verschieden; nicht minder geschieht dieß dadurch, daß die Einzelnen in ihrem Streben bei den Andern etwas zu gelten oder ihren eigenen Besitz und Genuß auf Kosten der Uebrigen zu vergrößern wie und so oft die Begierde sie treibt und die Gelegenheit sich dazu darbietet, ungleichen Muth und ungleiche Kraft zeigen, und daher auch sehr ungleiche Erfolge erreichen. Einer oder Mehrere erwerben Ansehn und Macht, gelangen zu einer mehr oder weniger sicher stehenden Superiorität und werden theils gefürchtet theils respectirt. Dieses Verhältniß, das sich gewöhnlich in einer sehr starken Abstufung des Ansehns ausprägt welches die Einzelnen genießen, fehlt in keiner menschlichen Gesellschaft, und nur sehr von fern kann man damit theils den Wetteifer der sich auch unter Thieren bisweilen zeigt, theils den Einfluß vergleichen welchen der Anführer einer Heerde auf seine Untergebenen auszuüben pflegt.

Endlich ist noch unter den socialen Eigenthümlichkeiten als ein specifisch menschlicher Zug die Anhänglichkeit an Familie Land und Volk zu erwähnen, welche auf der schärferen Ausprägung der individuellen Charaktere und der persönlichen Verhältnisse der Einzelnen beruht. Sie geht den Thieren ab, weil ihnen diese bestimmtere Individualisirung fehlt: das Thier einer Heerde läßt sich mit Leichtigkeit von dieser absondern und einer andern Heerde anschließen, wogegen für

en Menschen, so roh er übrigens auch sein mag, eine solche Losrei-
ung aus der Umgebung in welcher sein Geistesleben durch die Mut-
erſprache festgewurzelt und mit welcher sein Gemüthsleben durch per-
önlichen Verkehr und durch tausend kleine Gewöhnungen verwachsen
t, immer sich mit Schwierigkeiten verbunden zeigt die ihn schmerzlich
ühlen lassen, daß er zu seinem Wohlbefinden nicht menschlicher Gesell-
haft überhaupt, sondern bestimmter Personen bedarf mit denen er
ch versteht. Es ist das ganze ungeheure materielle Elend nöthig dem
ie Negersklaven preisgegeben sind, um es möglich zu machen daß der
Mensch dieses höhere Bedürfniß vergißt und um ihn dahin zu bringen,
aß er sich über seine sinnliche Existenz als solche allein zu freuen, daß
r nur im Essen und Trinken, Faulenzen und Schlafen seine ganze
Seligkeit zu finden im Stande ist. Solche und ähnliche Thatsachen,
ie sich bloß aus einer gänzlichen Verkehrung und Zerstörung der na-
ürlichen menschlichen Lebensverhältnisse erklären, zu dem Schlusse zu
enutzen daß der Charakter der Menschheit dem Neger abgehe, oder
aß er als Mensch sich specifisch von andern Menschen unterscheide,
ehlt jede Berechtigung. Die Sprache hauptsächlich ist es welche die
Menschen von einander scheidet und miteinander verbindet, indem sie,
wenigstens überall wo die Entwickelung der menschlichen Verhältnisse
icht gewaltsam aus ihrer Bahn geworfen wird, dem Einzelnen seinen
ationalen Charakter, die besondere Weise des Denkens und Fühlens
ufprägt die seinen Stammverwandten eigen ist, und überall die
Bande sowohl knüpft als auch forterhält und fester zieht, durch welche
ie Einzelnen zu engerem Verkehre mit einander verbunden innerlich
nander nahe treten und sich individuell unentbehrlich werden. Nir-
ends auf der Erde lebt deshalb der Mensch innerlich so isolirt und
bgeschlossen gegen Seinesgleichen wie das Thier, die größere Indivi-
ualisirung seines geistigen Lebens macht ihm dieß unmöglich: zeigt
ch an der Macht der öffentlichen Meinung, der sich auch der cultur-
ose Mensch nicht zu entziehen vermag, in welchem Grade er sich an
ie Zustimmung und den Beifall Anderer innerlich gebunden findet,
o wird nicht minder an dem, wenn auch noch so rohen Familienleben
er verkommensten Völker offenbar, in welchem Maaße Verständniß
nit Andern und gemeinschaftliche Sorge für die nächsten Angehörigen
zu seinen tiefsten Bedürfnissen gehört.

Unsere bisherige Betrachtung hat uns den specifischen Charakter

des Menschen auf dem geistigen Gebiete von drei verschiedenen Seiten kennen gelehrt: in der Benutzung der ihn umgebenden Natur für seine eigenen Zwecke, denen er sie unterwarf indem er aus Erfahrung in immer größerem Umfange lernte; in der äußeren Darstellung dessen was ihn innerlich bewegte, theils durch die Sprache theils durch andere sinnliche Hülfsmittel, deren manche von ihm zum Schmuck des Lebens und zur Verschönerung desselben durch einen Genuß geistiger Art verwendet wurden; in seinen socialen Verhältnissen, deren eigenthümliche Entwickelung ihn einerseits zu Recht und Eigenthum so wie zu einer gewissen Abstufung innerhalb der Gesellschaft, anderseits zu einem engeren Anschluß an sein Volk im Ganzen und an seine Angehörigen insbesondere hinführte. Findet sich hierin bereits dasjenige bestimmt angedeutet woraus ihm beim Fortschritt zu höherer Cultur Wissenschaft Kunst und Sittlichkeit hervorwächst, so ist dieß doch noch nicht Alles, denn es mangelt unter den entwickelungsfähigen Keimen höherer geistiger Ausbildung noch das religiöse Element. Auch dieses wird indessen nirgends vermißt wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen; wenn es auch oft nur in verkrüppelter Gestalt auftritt, ist sein Einfluß auf das Leben der Völker im Ganzen doch überall nachweisbar und dieser Einfluß ist in allen genauer bekannten Fällen sogar ein sehr bedeutender.

Man hat häufig behauptet daß es Völker gebe bei denen sich keine Spur von Religion nachweisen lasse, man hat dagegen die andere Behauptung aufgestellt daß alle bekannten Völker ihre Götter hätten: die genauere Untersuchung setzt außer Zweifel daß das Eine falsch und das Andere nicht wahr ist. Es hängt Alles davon ab was man unter Religion und religiöser Verehrung verstehen will, so daß der Streit über die Allgemeinheit derselben unter den Menschen im Grunde auf einen Wortstreit hinausläuft. Gesteht man auch zu, was der Wahrheit gemäß ist, daß es einige wilde Völker giebt bei denen man bis jetzt noch keine religiösen Vorstellungen im eigentlichen und engeren Sinne, einen Glauben an göttliche Wesen hat auffinden können, so ist doch daran zu erinnern daß dieß solche Völker sind, von denen wir überhaupt nur eine sehr unvollständige Kenntniß besitzen, daß bei näherer Bekanntschaft schon in vielen Fällen sehr bestimmt ausgeprägte religiöse Ansichten die anfangs geheim gehalten wurden, hervorgetreten sind wo man früher sie mit Sicherheit ganz leugnen zu müssen

geglaubt hatte, daß endlich abergläubische Ceremonieen die mit Bestimmtheit auf einen Glauben an übersinnliche Mächte hinweisen, nirgends fehlen, vielmehr fast überall, wo den Berichterstattern nur einige Gelegenheit zu ausgedehnterer Beobachtung gegeben war, durch den Umfang in welchem sie ausgeübt werden, und durch die Wichtigkeit die man ihnen beilegt, in Erstaunen setzen. Ohne hier die Belege für diesen Satz zusammenstellen zu wollen, die wir einer späteren Ausführung vorbehalten, bemerken wir nur beispielsweise daß die Bewohner der Arru-Inseln die angeblich weder von Gott noch von einem künftigen Leben jemals etwas gehört hatten, auch kein Wesen um Hülfe in der Noth anzurufen pflegten (Cooke Taylor, Nat. hist. of soc. 1840. I, 167 nach Bik), doch geschnitzte Menschen- und Thierbilder besitzen die ihre Wohnungen vor bösen Geistern bewahren sollen (Kolff, Voy. of the Dutch. Brig Dourga, transl. by W. Earl. 1840. p. 159); daß die freilich sehr wenig bekannten Bewohner der Baschi-Inseln, bei denen Dampier keine Spur von religiösen Vorstellungen zu entdecken vermochte (Dampier, Nouv. voy. aut. du monde. Amst. 1701. II, 108), einen gefährlich Kranken sämmtlich verlassen und das Haus in dem er liegt sorgfältig verschließen (Adams bei Belcher, Voy. of H. M. S. Samarang. 1848. II, 287), ein Verfahren das unbedenklich wie in so vielen analogen Fällen auf einen Glauben an böse Geister gedeutet werden darf die sich des Kranken bemächtigen. Die Dajaks, namentlich die am Lundu-Flusse im Nordosten von Borneo, haben weder Priester noch Tempel, weder Götterbilder noch Cultus, Omina und Augurien aber fehlen ihnen nicht (Brooke, Narr. of events in Borneo and Celebes 2[d] ed. 1848. I, 23, Journal R. G. S. XXIII, 78 nach Dalton), auch haben sich Spuren von altem Hindu-Cultus bei ihnen gefunden (Brooke I, 295, 346). Auf Neu-Caledonien hat man ebensowenig Götterbilder als irgend einen bestimmten Cultus entdecken können (Lascazas in Nouv. Ann. des voy. 1855. I, 332), wohl aber haben die Eingeborenen ihre Tabus, ihre Zaubereien, Zauberärzte u. dergl. So hat neuerdings Andersson (Reisen in Südwest-Afr., deutsch v. Lotze. 1858. I, 214) auch bei den Ovambos nichts finden können das auf einen religiösen Glauben hätte schließen lassen, aber sehr richtig bemerkt er darüber, daß auch ihnen ein Glaube an eine unsichtbare Macht und eine Ahnung davon, „daß das was man mit den Augen sieht, nicht Alles ist", nicht fehlen werde.

An Götter im Sinne civilisirter Völker, an höhere Wesen die mit übermenschlicher Macht und Einsicht begabt die Dinge dieser Welt nach ihrem Willen lenken, glauben allerdings durchaus nicht alle Völker; versteht man aber unter religiösem Glauben nur die Ueberzeugung von dem Dasein meist unsichtbarer geheimnißvoller Mächte deren Wille überall und auf die mannigfaltigste Weise in den Lauf der Natur einzugreifen vermag, so daß der Mensch und sein Schicksal von ihrer Gunst äußerst abhängig ist, so dürfen wir behaupten daß jedes Volk eine gewisse Religion besitze. Es ist nicht zu leugnen daß bei den Völkern der niedrigsten Bildungsstufe diese Religion im Grunde weiter nichts ist als ein meist sehr ausgedehnter Gespensterglaube, aber man wird sich hüten müssen das religiöse Element welches unzweifelhaft darin enthalten ist zu verkennen. Sittliche Vorstellungen pflegen mit den religiösen Ansichten ursprünglich gar nicht in Verbindung zu stehen. Es mag genügen hier auf Späteres zu verweisen und anstatt vieler Beispiele die sich zum Belege dieses Satzes anführen ließen, nur das eine der Kamtschadalen zu nennen, denen einzig die Uebertretung ihrer abergläubischen Gebräuche als Sünde gilt: Kohle mit dem Messer zu spießen, Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben u. dgl. halten sie für großes Unrecht und leiten die Krankheiten als Folge davon ab, während die gröbsten Laster ihnen als unverfänglich erscheinen. Die sittlichen Vorstellungen entspringen, wie wir bereits angedeutet haben, aus einer wesentlich anderen Quelle als die Religion; beide treten überhaupt erst auf einer höheren Culturstufe des Menschen in irgend eine Beziehung zueinander: wir müssen die Meinung daß Sittlichkeit und Religion aus einer gemeinsamen Wurzel, dem Gewissen, hervorwachsen als erweislich unrichtig bezeichnen.

So entschieden der Mensch der Natur als Herr gegenübertritt, so ist doch seine Herrschaft über sie nur eine wenig gesicherte, und zwar ist sie um so weniger gesichert, je tiefer er selbst noch steht an Einsicht und Geisteskraft; weder fühlt er sich ihr überall und in jeder Lage gewachsen noch ist er es in der That. Seine Wünsche und Absichten bleiben unerreicht, seine Pläne werden zu Schanden, unerwartet überfällt ihn Elend und Noth: wer ist Schuld daran? wer bereitet mir dieß Alles? Das ist die Frage die dem Menschen alsdann auf der Zunge liegt, dem rohen wie dem civilisirten, die Frage die er allerdings „frei hat an das Schicksal". Und die ebenso natürliche Antwort die er sich

giebt, lautet: es ist eine feindliche Macht die mein Unglück will, es ist ein tückisches Wesen das mit unsichtbarer Hand mich in's Verderben stürzt, das zeitweise die Gestalt des Zerstörers, des verheerenden Elementes angenommen hat. Der Geisterglaube welcher hier entspringt dehnt sich leicht auf die ganze Natur aus, deren Lauf zwar im Ganzen als gleichförmig und regelmäßig erscheint, doch im Einzelnen dem ungebildeten Menschen als durchaus unberechenbar sich darstellt: dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung wird daher überall wo das Ungewöhnliche, Gewaltige, gemüthlich Aufregende und Erschütternde geschieht, eine teleologische Deutung in der Art untergeschoben, daß die Betrachtungsweise der Dinge die dem wissenschaftlich Gebildeten als die natürliche erscheint, fast ganz darüber verloren geht: der Mensch sieht in den natürlichen sinnlichen Dingen durchgängig mehr und etwas Anderes als bloß sinnliche Eigenschaften und materielle Kräfte, er sieht in ihnen übernatürliche Mächte und einen übernatürlichen Zusammenhang, er vergeistert die Natur. Auf diesem Standpunkte finden wir alle culturlosen Völker, und wenn es ihnen an bestimmt ausgeprägten Göttergestalten und festen Formen der Verehrung fehlt, so findet doch ein Mangel des religiösen Elementes bei ihnen so wenig statt, daß dieses vielmehr alles Uebrige und namentlich die gesammte Naturauffassung trübt und überwuchert.

Nicht überall baut man den höheren Geistern besondere Wohnungen, nicht überall macht man Bilder, nicht überall werden Opfer gebracht, aber Anrufungen höherer Mächte in der Noth und Versuche sie sich geneigt zu machen, ihren Zorn zu versöhnen oder ihrer Tücke sich zu entziehen, scheinen nirgends ganz zu fehlen. Man pflegt ihren gewöhnlichen Sitz auf hohen Bergen, an fernen unbekannten und unzugänglichen Orten, in einzelnen entweder durch ihre Gestalt oder durch ihre Wirkungen auffallenden Naturdingen zu suchen, mögen auch diese Wirkungen wie in so vielen Fällen bloß eingebildete sein. Träume, ungewöhnliche Begegnisse, namentlich alle Krankheit und selbst der natürliche Tod wird auf den Einfluß von Geistern zurückgeführt. Die Scheu vor den Todten und die Ehre die ihnen bei fast allen rohen Völkern erwiesen wird, steht theils hiermit, theils mit dem Glauben in nächstem Zusammenhang daß die abgeschiedenen Seelen auf die Erde zurückzukehren und wie die meisten anderen Geister sich in eine beliebige Thiergestalt oder auch in eine andere abenteuerliche Er-

scheinung zu verkleiden vermögen um die Lebendigen zu plagen. Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt der religiösen Vorstellungen die sich in merkwürdiger Allgemeinheit und Gleichförmigkeit bei culturlosen Völkern ausgebildet finden, und nur nach Maßgabe der eben angeführten phantastischen Meinungen kann die Bedeutung des Satzes, daß der Besitz einer Religion und der Glaube an ein Leben nach dem Tode allen Menschen gemein sei, richtig gewürdigt werden.

Es ist leicht möglich daß man uns zugiebt die specifischen Charaktere des Menschen im Vorstehenden richtig bezeichnet zu haben, ohne daß man jedoch sich mit dem befriedigt erklärt was wir vorgebracht haben, denn noch immer ist die Frage nach der eigentlichen Quelle, aus welcher die besprochenen Unterschiede des Menschen vom Thiere entspringen, nicht allein ungelöst, sondern sogar ganz unberührt geblieben: man verlangt zu wissen woraus es zu erklären ist, daß der Mensch schon auf der tiefsten Stufe seiner Entwickelung jene mannigfaltigen Keime und Ansätze zu höherer Cultur in sich trägt die wir als specifische geistige Unterschiede vom Thiere factisch an ihm aufgezeigt haben. So wenig befriedigend es nämlich ist bei der Behauptung stehen zu bleiben daß die höhere geistige Entwickelung einiger wenigen Menschenstämme im Vergleich mit den übrigen rein von innen herauskomme, weil es dem Geiste nun eben nothwendig sei sich zu entwickeln — eine Ansicht welche den „allgemeinen Menschengeist" noch dazu nur zu einem Sondereigenthume einiger auserwählten Völker macht —, so wenig genügend ist es die specifischen Charaktere des Menschen aus seiner specifisch menschlichen Begabung überhaupt abzuleiten aus der sie hervorgingen, weil die Natur der Sache eben dieß so mit sich bringe. Versuchen wir über jene Frage uns eine bestimmte Rechenschaft zu geben, so werden wir vor Allem dabei im Auge zu behalten haben, daß wir hier wie überall in der Wissenschaft bei festen factischen Verhältnissen zuletzt stehen bleiben müssen die der Beobachtung vorliegen, nicht bei vagen Allgemeinsätzen welche uns eine Kenntniß des letzten Grundes der Dinge vorspiegeln, während sie genauer besehen doch auch nur factisch Vorliegendes in eine allgemeine Formel zusammengefaßt wiederholen.

Blicken wir zurück auf dasjenige was wir im Vorhergehenden als die Summe der specifisch menschlichen Eigenthümlichkeiten gefunden haben, so stellt sich heraus daß die allgemeine Frage nach der psycho-

logischen Grundlage auf welcher diese Unterschiede des Menschen vom Thiere ruhen in eine Reihe von specielleren Fragen zerfällt deren jede eine besondere Untersuchung zu fordern scheint. Diese Fragen sind folgende: woher kommt es daß der Mensch der Erfahrung eine so viel umfassendere Lehre abgewinnt als das Thier, daß er der verständlichen Darstellung seines Inneren fähig ist, daß er über das unmittelbare Bedürfniß hinaus auch um die Verschönerung des Lebens sich bemüht, daß er in die Zukunft sieht und für sie Sorge trägt, daß seine Individualität eine bestimmter ausgeprägte Form erhält, daß er endlich an eine hinter den natürlichen Dingen stehende Geisterwelt glaubt?

Die letzte dieser Fragen ist am leichtesten beantwortet. Wie der Mensch selbst Wünsche hat, Zwecke verfolgt, einen Willen an sich kennt dem seine einelnen Thätigkeiten dienstbar sind, so legt er dieß Alles auch in die äußere Natur unmittelbar hinein, wo seine Aufmerksamkeit von dem Verlaufe der Naturerscheinungen in Anspruch genommen wird, d. h. wo dieser ihn stört und in der Erreichung seiner eigenen Absichten hindert, wo er den eigenen Wünschen und Erwartungen nicht entspricht. Er kann den Naturlauf nur nach der einzigen Analogie auffassen und beurtheilen die ihm selbst bekannt und geläufig ist, nach der Analogie seiner eigenen Handlungen: daher werden ihm alle Naturwesen deren Macht er an sich selbst mit Schmerzen erfährt, zu wollenden und handelnden Wesen wie er selbst, zu mächtigen den Lauf der Ereignisse lenkenden Geistern. Demnach kommt die Antwort auf jene Frage im Wesentlichen auf die Thatsache zurück, daß der Mensch Wünsche hat und Zwecke verfolgt: sie reducirt sich also für uns auf die andere Frage, worauf es beruht daß er in die Zukunft sieht und für sie Sorge trägt. Es ist aber auch ferner leicht zu bemerken daß die Sorge für die Zukunft und die Voraussicht derselben ganz und gar eine Lehre ist die aus der Erfahrung gezogen wird, denn alle Erwartung und Beurtheilung des Zukünftigen hängt von dem ab, was die Erinnerung und in welcher Verbindung Ordnung und Abfolge sie es uns in der Vergangenheit zeigt. Hiermit haben wir also zwei der aufgestellten Fragen theils beantwortet theils das was an ihnen noch unbeantwortet bleibt auf die anderen zurückgeführt mit denen wir uns jetzt allein zu beschäftigen haben.

In welchem Umfange jemand im Stande ist die von ihm gemachten Erfahrungen zu benutzen und zu verwerthen, hängt vorzüglich

davon ab wie bestimmt und richtig er Erlebtes aufgefaßt und behalten hat und auf welche Weise er das Erinnerungsbild des früher Erlebten auf seine gegenwärtige Lebenslage zu beziehen und mit dem vorliegenden Falle zu vergleichen vermag. Die Fähigkeit das Vergangene auf das Gegenwärtige zu beziehen und mit ihm zu vergleichen, kann hierbei indessen nicht als eine besondere und neue Bedingung angesehen werden, welche zur deutlichen Auffassung und zum treuen Behalten des Erfahrenen noch hinzukommen müßte um demselben eine ausgedehnte Lehre für die Zukunft entnehmen zu können, denn die Erfahrung eines jeden Tages beweist uns daß das mit der erforderlichen Lebendigkeit von uns Aufgefaßte und mit entsprechender Treue Behaltene sich völlig unwillkürlich und ungesucht reproducirt und mit dem Gegenwärtigen verglichen wird, sobald die Beschaffenheit dieses letzteren selbst, die Beschaffenheit der begleitenden äußeren Umstände oder der inneren Verhältnisse, der Gemüthslage, durch ihre Aehnlichkeit mit dem Vergangenen uns dazu hinführen. Zwar können besondere Veranlassungen dazu mitwirken jene Beziehung des früher Erlebten auf das Gegenwärtige und die Vergleichung mit ihm bald schneller an uns vorübergehen und nur in unbestimmten Umrissen uns erscheinen zu lassen, bald sie in großer Schärfe hervorzuheben und in ein helles Licht zu setzen, aber die einzige wesentliche Bedingung bleibt dafür doch die Art und die Stärke der ursprünglichen Auffassung und die Genauigkeit der Erinnerung des Aufgefaßten. Von dieser also werden wir uns die Fähigkeit des Menschen wie der Thiere aus Erfahrung zu lernen zuletzt allein abhängig denken, und daher einen ursprünglichen Unterschied zwischen beiden annehmen müssen in der Art wie sie die äußeren Dinge auffassen und was sie davon behalten.

Mit Recht darf man darauf hinweisen daß die natürlichen Bedürfnisse des Menschen, diejenigen nämlich deren Befriedigung ihm noch nichts weiter gewährt als die Fristung des Lebens und Schutz gegen äußere Noth und Elend, weit mannigfaltiger, weit schwieriger zu beschaffen sind und weit mehr geistige Arbeit erfordern als die des Thieres, daß er darum häufiger als diese Noth leidet, die ihn zum Nachdenken, überhaupt zu geistiger Anstrengung treibt, daß ihm dadurch tausend und aber tausend Versuche abgenöthigt werden durch die er lernt und sich geistig höher entwickelt, daß er zu freierem Umblick durch seinen aufrechten Gang von der Natur selbst bestimmt und durch den

Besitz der kunstvoll gebauten Hand,* des Werkzeuges der Werkzeuge, wie sie schon Aristoteles nannte, von ihr bevorzugt, eine unmittelbare Anleitung zu höherer geistiger Ausbildung erhält die nicht fehlen kann für die Belehrung durch Erfahrung äußerst fruchtbar zu werden. Dieß Alles sind ohne Zweifel wichtige begleitende Umstände welche in hohem Grade dazu beitragen daß seine Fähigkeit aus Erfahrung zu lernen nicht unbenutzt bleibt und verkümmert, sondern sich kräftig entwickelt und ihn mit raschen sicheren Schritten über das Thier emporhebt; aber es sind bloße Hülfsmittel seiner Erhebung über die ihn umgebende Natur, es sind nicht deren Grundbedingungen. Es würde dem Menschen nichts helfen daß seine Bedürfnisse weniger einfach wären als die des Thieres, daß ihre Befriedigung minder unmittelbar von der Natur ihm gewährt, überlegter Weise von ihm aufgesucht werden müßte, daß er durch die Noth zu vielseitigerem Gebrauche seiner Sinne und natürlichen Werkzeuge angespornt würde, wenn nicht die schärfere und umfassendere Auffassung der Außenwelt und die größere Treue des Gedächtnisses für das Einzelne und dessen Verhältnisse ihm die Beziehung des Gegenwärtigen auf das Vergangene und die Vergleichung beider in ausgedehntem Maaße möglich machte.

Daß eine sehr bedeutende Verschiedenheit des Menschen von den Thieren in dieser Hinsicht wirklich besteht, lehren viele bekannte Thatsachen. Im Zustande der Freiheit eignen sich die Thiere durchgängig deutliche Vorstellungen nur von den wenigen Dingen an, die mit ihren Lebensbedürfnissen und ihrer ganzen Lebensweise in nächster Beziehung stehen. Alles Uebrige scheint an ihnen fast spurlos vorüberzugehen, obgleich so viele von ihnen weder wenigere noch auch minder scharfe Sinne besitzen als der Mensch, sondern vielmehr an sinnlicher Befähigung ihm zum Theil überlegen sind. Hiermit steht in unmittelbarer Verbindung der andere nicht minder wichtige Umstand, daß die niederen Sinne, namentlich der Geruch, bei vielen von ihnen ein entschiedenes Uebergewicht über die höheren besitzen, weil die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse an diese vorzugsweise oder selbst ausschließlich geknüpft ist. Dadurch allein schon würden sie von Natur auf einer

* Buffon ist u. A. in dieser Rücksicht so weit gegangen zu behaupten, daß der größere Verstand einiger Menschen im Vergleich mit andern aus dem ausgedehnteren Gebrauche zu erklären sei den sie in der Kindheit von den Händen gemacht hätten.

niederen Stufe der geistigen Entwickelung zurückgehalten werden (s. m. Grundlegung der Psychol. S. 147). Dagegen bedarf der Mensch schon um sich der zweckmäßigen Nahrung zu bemächtigen und sein Leben zu erhalten aller seiner Sinne fast beständig in gleichmäßiger Weise: deshalb erlangt keiner derselben ein solches Uebergewicht wie bei den Thieren, und die Ausbildung seines sinnlichen Vorstellungskreises bleibt frei von der ungeheuren Einseitigkeit mit welcher er sich bei jenen entwickelt. Nimmt man hinzu daß zu dieser gleichmäßigeren Auffassung der Außendinge durch alle Sinne von Seiten des Menschen, bei welcher namentlich die Gesichts- und Gehörswahrnehmungen mit der relativ größten Deutlichkeit hervorzutreten pflegen, noch eine ebenfalls gleichmäßige Treue des Gedächtnisses für die wahrgenommenen Einzelnheiten kommt, so wird man leicht erkennen, daß eben nur auf dieser Grundlage eine höhere geistige Ausbildung erwachsen kann.

Dürfen wir hierin die Erklärung des einen Hauptunterschiedes erblicken den wir zwischen dem Menschen und dem Thiere gefunden haben, nämlich der Fähigkeit seines umfassenden Lernens aus Erfahrung, so haben wir nicht minder auch die Grundlage zweier andern specifisch menschlichen Charaktere, wenn auch nur mittelbar, in denselben Verhältnissen zu suchen, nämlich die der Sprachfähigkeit und der bestimmteren Ausprägung der Individualität.

Was die Sprachfähigkeit betrifft, so haben wir oben bereits darauf hingewiesen daß die wesentliche psychologische Bedingung derselben — denn diese ist es um welche es sich hier allein handelt * — in dem Besitze einer gegliederten Gedankenwelt besteht, d. h. in einer solchen Beschaffenheit derselben, daß die einzelnen Hauptvorstellungen welche relativ selbstständigen Gegenständen entsprechen, scharf voneinander abgesondert gehalten werden und sich mit Deutlichkeit voneinander abheben, während zugleich ihre wechselnden Beziehungen und Verhältnisse zueinander von uns bestimmt unterschieden werden. Die Erfüllung dieser Bedingung hängt aber selbst wieder von der Art und Weise der ursprünglichen Auffassung der Dinge ab und von dem Grade der Deutlichkeit und Treue mit welchem das Aufgefaßte bis in's Einzelne reproducirt wird. Wenn nämlich bei der Wahrnehmung

* Es wird kaum der besonderen Erinnerung bedürfen daß wir hier nicht den Ursprung der Sprache erklären, sondern nur die psychologische Bedingung ihrer Möglichkeit nachweisen wollen.

selbst schon aus der Gesammtheit dessen was auf die Sinne wirkt nur bestimmte Einzelnheiten mit Vernachlässigung alles Uebrigen scharf und bestimmt hervortreten, z. B. gewisse Geruchsempfindungen oder nur gewisse einzelne Gesichtseindrücke, so kann es zu einer auch nur einigermaßen vollständigen Vorstellung von den äußeren Dingen theils überhaupt nicht kommen, denn viele Einzelgegenstände werden alsdann immer unbeachtet und fast ganz unbemerkt bleiben müssen, theils werden auch die Einzeldinge welche der Auffassung nicht entgehen, doch nicht in der Totalität ihrer sinnlichen Merkmale, sondern immer nur sehr unvollständig und einseitig wahrgenommen werden können. Das Gedächtniß aber vermag in jedem Falle nur zu reproduciren was ursprünglich aufgefaßt wurde und wie es aufgefaßt wurde. Ist die Wahrnehmung selbst unvollständig und einseitig, so werden es die festen Gedächtnißvorstellungen, welche nur dasjenige darstellen können was dem mittleren Werthe vieler ähnlichen Wahrnehmungsacte entspricht, in demselben Grade sein müssen. Und hierin liegt der Grund, weshalb die Thiere der Sprache unfähig sind: zwar mangelt es ihnen nicht an deutlich auseinandertretenden Vorstellungen von gewissen Einzeldingen, von solchen nämlich die mit ihren Lebensbedürfnissen in der nächsten Beziehung stehen, aber dieser Vorstellungen sind bei ihnen nicht allein verhältnißmäßig immer nur wenige, während alle übrigen ihnen verworren ineinanderzufließen scheinen, sondern es treten auch in diesen deutlichen Vorstellungen selbst immer nur einzelne Merkmale (gewisse Arten des Sichtbaren, Riechbaren u. s. f.) mit Bestimmtheit hervor, während alle übrigen sinnlichen Eigenschaften auf sie nur einen verworrenen Gesammteindruck machen. Je größer aber diese Unvollständigkeit der Auffassung der Gegenstände selbst ist, desto mangelhafter wird auch die Unterscheidung ihrer Beziehungen zueinander bleiben. Nur beim Menschen findet eine ziemlich gleichmäßige Totalauffassung der Außenwelt statt, zu welcher alle Sinne in Anspruch genommen werden: deshalb erwirbt er eine große Menge bestimmt gesonderter Vorstellungen von Einzelgegenständen und von ihren Beziehungen zueinander, es wird ihm Sprache möglich.

Von denselben Bedingungen, nur in noch weit mehr mittelbarer Weise, ist die schärfere Ausprägung der Individualitäten abhängig, durch welche sich der Mensch so bestimmt von den Thieren unterscheidet. Die Sprache vor Allem und die näheren persönlichen Verhältnisse die

sich hauptsächlich mit ihrer Hülfe unter den Einzelnen entwickeln, wirkt auf die Individualisirung der Charaktere hin. Erst vermittelst der Sprache können die Einzelnen untereinander in die mannigfaltigste innere Wechselwirkung treten, und die Beziehungen welche sich auf diese Weise unter ihnen knüpfen, die Erfahrungen welche sie im Umgange aneinander machen, sind es vorzüglich welche der Individualität des Einzelnen eine bestimmte Gestalt aufprägen: diese letztere fällt um so verschiedener aus, je verschiedener die Berührungen mit Andern sind die zu ihrer Ausbildung mitwirken. Wir haben früher schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Sprache eines Volkes bestimmtes Zeugniß ablegt über dessen gesammten Bildungszustand und daß ihr grammatischer Bau von entscheidendem Einfluß ist auf die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen: sie scheidet die nationalen Charaktere der Völker und wirkt auch dadurch zur individuellen Ausbildung der Einzelnen mit. Daß auch die oft so verschiedenen Lehren welche jeder Einzelne aus seinen besonderen Erlebnissen und Schicksalen zieht, zu dieser Individualisirung wesentlich mit beitragen, bedarf keiner weiteren Ausführung. So beruht die reichere Individualisirung innerhalb des Menschengeschlechtes auf der reicheren Lebensentwickelung desselben überhaupt, welche ihren letzten Grund in der eigenthümlichen Auffassung des erfahrungsmäßig Gegebenen hat.

Nur eine der von uns angegebenen specifisch menschlichen Eigenthümlichkeiten scheint sich auf diese Grundlage nicht zurückführen zu lassen, nämlich die, daß der Mensch Sinn für das Schöne besitzt, eine Empfänglichkeit für Freuden die ihm keinen unmittelbar sinnlichen Genuß gewähren, daß er nirgends bei der Befriedigung der physischen Bedürfnisse allein stehen bleibt, sondern sich und das Seinige auf mannigfaltige Weise zu schmücken bestrebt ist. Mag es sein daß solche Versuche der Verschönerung überall unterbleiben wo der Einzelne völlig isolirt lebt, daß sie in Eitelkeit und in dem Streben nach Auszeichnung vor Andern wurzeln, dessen Befriedigung dem Selbstgefühle mit dem Bilde erweiterter Herrschaft und Macht schmeichelt, so ist damit die Sache doch noch keineswegs erklärt, denn es fragt sich eben wie es kommt daß sich der Mensch durch dergleichen Dinge blenden und bestechen läßt und an sie die Vorstellung von Auszeichnung und Bedeutendheit knüpft. Auch die Bewegung und Erregung welche sein Gemüth durch Musik erfährt, gehört hierher, überhaupt die besondere Anziehungskraft welche ge-

wisse Wahrnehmungen der höheren Sinne (Gesicht und Gehör) auf ihn ausüben, ohne doch selbst ein Lebensbedürfniß zu befriedigen oder ein physisches Lustgefühl zu gewähren.

Die angenehmen Empfindungen und Lustgefühle deren die Thiere fähig sind, scheinen von weit geringerer Mannigfaltigkeit zu sein und sich fast ausschließlich an die Wahrnehmungen der niederen Sinne zu knüpfen, so daß sich ihr Interesse von Natur nur auf wenige Gegenstände erstrecken kann und zwar nur auf solche die sich zur Grundlage einer höheren geistigen Entwickelung nicht in derselben Weise eignen, wie dieß mit den Wahrnehmungen von Tönen Farben Gestalten und deren Bewegungen u. s. f. der Fall ist, die das Interesse des Menschen so vielfach fesseln. Wir werden daher nicht irre gehen wenn wir in dem Hinwegfallen jener Beschränkung des Interesses auf die niederen Sinnesempfindungen und auf die an sie geknüpften Lustgefühle, wie sie sich beim Thiere zeigt, eine durchaus wesentliche Bedingung der geistigen Erhebung des Menschen über dieses erblicken, ja es läßt sich sogar wahrscheinlich machen daß sie im Grunde die einzige ist.

Bedenkt man nämlich wie entscheidend für die Art unserer Auffassung der Dinge und für dasjenige was wir von dem Aufgefaßten behalten, das unwillkürliche Interesse ist das wir für den jedesmaligen Gegenstand der Wahrnehmung besitzen, wie dieses Interesse zunächst den Grad der Intensität und die Richtung unserer Aufmerksamkeit bestimmt, wie es Einiges mit voller Schärfe und Deutlichkeit hervortreten, Anderes nur in trübem Lichte erscheinen, noch Anderes ganz und gar übersehen läßt, so muß man geneigt werden auch die Unterschiede die wir zwischen dem Menschen und den Thieren in der ursprünglichen Auffassungsweise der Gegenstände und in der Treue des Gedächtnisses gefunden haben, mit Allem was sich hiervon abhängig gezeigt hat, auf ursprünglich verschiedene Arten und Richtungen des Interesses zurückzuführen die den verschiedenen Geschöpfen eigen seien. Das Interesse an einem Gegenstande aber ist bedingt durch das Lustgefühl welches er entweder unmittelbar selbst gewährt oder erwarten läßt. Es würde also dieser Ansicht gemäß der Unterschied des Menschen von den Thieren wie der einzelnen Thierarten untereinander in psychischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindungen von Natur begleiten: beim Menschen wären viele Wahrnehmungen

der höheren Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden, und eben dieß wäre es was ihn veranlaßte den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit größere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden durch welche sie zur Grundlage seiner gesammten Weltauffassung würden, während die Lustgefühle der Thiere fast ausschließlich an die niederen Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Wahrnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höheren geistigen Ausbildung bei ihnen kommen ließen.

Wir wollen hier nicht versuchen im Vorbeigehen diese schwierige Streitfrage zu entscheiden, welche die tiefste Grundlage der Psychologie so nahe berührt, die Frage ob die ursprüngliche Auffassungsweise der Dinge, ein theoretisches Verhältniß, oder ob die mit der Auffassung zugleich auftretenden Lustgefühle, ein praktisches Verhältniß, für die gesammte Gestalt und den Inhalt den das psychische Leben erhält, das eigentlich Entscheidende sind. Da wir es hier nur mit dem letzten Unterschiede des Menschen vom Thiere zu thun haben, kann es genügen gezeigt zu haben, daß in beiden Hinsichten wesentliche Verschiedenheiten unter ihnen vorliegen, welche in gleichem Sinne auf die fortschreitende Erhebung des einen und auf das unveränderliche Zurückbleiben des andern hinwirken.

II. Ueber den Naturzustand des Menschen.

Die Untersuchung welcher wir die specifischen Charaktere des Menschen unterzogen haben, ist bis auf ihre psychologische Grundlage zurückgegangen. Hat sie aber auch gezeigt daß die wesentlichen Charaktere der Menschheit allen Völkern ohne Ausnahme in gleicher Weise zukommen, so mußte sie doch noch unentschieden lassen ob es nicht vielleicht innerhalb jener großen Hauptzüge speciellere Eigenthümlichkeiten gebe die als feste specifische Unterschiede einzelner Abtheilungen des Menschengeschlechtes zu betrachten sind.

Von der einen wie von der anderen Seite ist man über diese Frage gewöhnlich zu leichten Schrittes hinweggegangen. Bald hört man die in der Culturlosigkeit beharrenden Völker Africa's, America's, Australien's mit einem dafür stereotyp gewordenen Ausdrucke als unverbesserliche Wilde (irreclaimable savages) bezeichnen, bald stößt man auf Versuche die Einheit des Menschengeschlechtes als Art, ja sogar die Abstammung desselben von einem Paare daraus zu beweisen, daß alle Völker eine Sprache von bestimmtem grammatischen Baue, daß alle gewisse gleichartige Begriffe von übersinnlichen Dingen und namentlich religiöse Vorstellungen irgend welcher Art besitzen. Allerdings verdienen diese großen psychologischen Thatsachen die sorgfältigste Beachtung, allerdings ist es richtig daß sie von den Gegnern der Arteinheit des Menschengeschlechts ebenso oft zu gering geschätzt oder ganz übersehen werden, weil sie sich nicht mit Händen greifen und sich dem leiblichen Auge nicht sichtbar machen lassen, wie es mit allen psychologischen Thatsachen von Seiten derer zu geschehen pflegt die nur im Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren beschäftigt sind: wir dürfen daher Smyth beistimmen wenn er geltend macht (The unity of the human races. New Y. 1850, p. 249), daß jene psychologischen Thatsachen reichlich so stark der Annahme der Artverschiedenheit entgegenstehen als die physischen Thatsachen die man zum Beweise derselben angeführt hat, für sie sprechen; aber mit dem Allen ist noch nichts gewonnen gegen den Zweifel, ob es nicht bei aller Gemeinsamkeit der Hauptcharaktere doch innerhalb derselben feste Unterschiede gebe die uns nöthigen das Menschengeschlecht in mehrere Arten zu theilen.

Um diese Frage zu lösen werden wir der Hauptsache nach wieder denselben Weg einzuschlagen haben den wir früher gegangen sind, da es sich darum handelte die Festigkeit der physischen Unterschiede der Völker auf ihre specifische Bedeutung zu prüfen: wir werden die größten Unterschiede erörtern müssen die sich im geistigen Leben der Menschen factisch vorfinden, um dann weiter zu untersuchen ob sie fest oder flüssig sind. Zu diesem Zwecke werden wir vor Allem den Naturzustand des Menschen in's Auge fassen, und zwar aus einem zweifachen Gesichtspunkte, denn es fragt sich theils ob wir irgendwo den Menschen wenigstens annähernd im Naturzustande finden und wo, theils wie oder als was wir ihn finden. Da nämlich alle Cultur erst etwas Secundäres ist, das aus dem Naturzustande des Menschen sich

im Laufe der Zeit sehr allmählich entwickelt hat, so ist es begreiflich daß der Naturmensch, wo wir ihn auch finden mögen und wie er auch beschaffen sein mag, uns selbst in seinem geistigen Leben sehr fern stehen, uns innerlich äußerst unähnlich und schwer verständlich sein muß, wodurch wir leicht verleitet werden können einen specifischen Unterschied zwischen ihm und uns zu machen der nicht vorhanden ist. Auf der andern Seite finden wir zwischen den civilisirten europäischen und den sog. wilden Völkern anderer Welttheile in der That einen so großen Abstand der Bildung, daß wir auf den ersten Blick geneigt sind ihn auf den Unterschied von Natur und Cultur zurückzuführen. Es fragt sich also ob und wie weit wir hierzu ein Recht haben, oder mit andern Worten, ob die größten Unterschiede die in der Entwickelung des menschlichen Geisteslebens factisch vorliegen, wirklich nur auf den flüssigen Unterschied von Natur und Cultur zurückkommen.

Wie weit der wirkliche Naturzustand des Menschen, der mit seinem Auftreten auf der Erde begann, in der Zeit zurückliegt, ist völlig unbestimmbar. Nur daß dieser Zeitraum im Vergleich mit den Perioden der historisch beglaubigten Geschichte des Menschengeschlechts ein sehr großer gewesen ist, machen verschiedene Gründe höchst wahrscheinlich.

Zuerst kommen uns hierbei ein paar geologische Zeitbestimmungen zu Hülfe die man versucht hat. Das Alter der Steinkohlen oder den Zeitraum welcher zwischen der Gegenwart und der Periode liegt welche die Kohlenzeit genannt wird, ist aus der fortschreitenden Abkühlung der mittleren Erdtemperatur (deren Gleichmäßigkeit vorausgesetzt) von 22° auf 8° von Einigen auf 5, von Andern auf 9000000 Jahre berechnet worden. Diese Berechnung gilt den Geologen im Allgemeinen als zuverlässig und ihr Resultat als jedenfalls nicht zu groß. Aus dem Fortrücken des Niagarafalles, das jährlich 1—2′ beträgt, hat Lyell anderseits geschlossen daß die Zeit der Thalbildung dieses Flusses, welche neuer ist als die Ablagerung der Diluvialgebilde, wenigstens 35000 Jahre zurückliegt. Wenn nun auch nicht bewiesen ist daß das Alter des Menschen höher hinaufreiche als das der Diluvialgebilde, so ist doch noch weniger Grund vorhanden ihn für jünger zu halten als sie, da mit dem Eintritt der Diluvialzeit jedenfalls alle wesentlichen Bedingungen vorhanden waren welche die Existenz des Menschen erforderte und seit dieser Zeit keine allgemeineren Verän-

derungen der Erdoberfläche mehr stattgefunden haben, mit deren Verlauf die Entstehung des Menschen doch wahrscheinlich in einem gewissen Zusammenhange gestanden hat. Es scheint demnach daß wir uns das Alter des Menschengeschlechts zwischen die freilich noch sehr weiten Grenzen von 35000 und 9000000 Jahren eingeschlossen zu denken haben.

Einen andern Anhaltspunkt liefert uns der Umstand, daß man den Menschen nirgends im eigentlichen Naturzustande je gefunden hat. Ueberall ist er im Besitze wenigstens einiger künstlichen Geräthe, besonders Waffen, eines Minimum von Kleidung, der Kunst des Feueranmachens u. dergl. Sowohl in diesen Dingen aber wie in ihrer ganzen Lebensweise hat man die culturlosen Völker sämmtlich so durchaus stationär gefunden, daß man sie deshalb oft für unfähig zu allem Fortschritt erklärt hat, und doch hatten sie vom Naturzustande aus einen beträchtlichen Fortschritt schon gemacht, und gerade jene ersten Erfindungen die nirgends fehlen, waren ohne Zweifel die schwierigsten und erforderten bei der großen geistigen Unbeweglichkeit dieser Menschen eine sehr lange Zeit. Namentlich denjenigen welche den Menschen und mit ihm jene primitiven Erfindungen sich von einem Punkte aus allmählich über die ganze Erde verbreiten lassen, muß diese Zeit als unabsehbar ausgedehnt erscheinen; denn insbesondere auf den großen Continenten sehen wir Völker niemals freiwillig ihre Wohnsitze verlassen, sondern nur gedrängt durch Naturgewalten oder Feinde: fast alle Völkerwanderungen gehen erstaunlich langsam und daher finden wir in allen Theilen der Erde Völker die seit undenklicher Zeit ihr Land im Besitz zu haben glauben und sich für Eingeborene (Erdgeborene) im eigentlichen Sinne des Wortes halten. Bei den ältesten uns bekannten Culturvölkern, den Aegyptern z. B., können jene einfachsten Erfindungen sich jedenfalls nur aus einer Zeit herschreiben für deren Alter wir in der beglaubigten Geschichte gar keinen Maaßstab haben.

Mit noch größerer Entschiedenheit als die Erfindungen und Wanderungen weisen uns die Sprachen und die physischen Raçeneigenthümlichkeiten auf ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechts hin. Es ist mehr als unwahrscheinlich daß eine Sprache von bestimmt und consequent ausgeprägtem, verwickeltem grammatischen Baue dem Munde des Menschen entströmte als er eben erst in's Leben getreten war; dieß ist mehr als unwahrscheinlich, weil es psychologisch unmöglich ist. Den

Beweis dafür liefert die Langsamkeit und Mühseligkeit des Kindes in Erlernung der Sprache, obgleich es an dieser nichts zu erfinden, sondern nur das fertig Dargebotene sich anzueignen hat. Auch das Kind lernt die grammatischen Formen nur sehr allmählich; diese können auch nicht auf einen Schlag ursprünglich erzeugt worden sein, denn was durch sie bezeichnet wird, die Beziehungen und Verhältnisse der Einzelvorstellungen, lag dem Menschen sicherlich zu keiner Zeit unmittelbar in voller Deutlichkeit vor, sondern diese gewannen die letzteren, den sehr verschiedenen Graden von Schwierigkeit gemäß die ihre Auffassung findet, erst nach und nach. Man muß sich durch das Unbewußte und großentheils Unwillkürliche das der ursprünglichen Spracherfindung jedenfalls zu Grunde lag, nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß diese Erfindung selbst in kurzer Zeit oder sogar auf einmal vor sich gegangen sei. Hierzu kommt nun noch ferner der große Zeitraum den die Abzweigung und selbstständige Ausbildung einzelner Sprachen eines gemeinsamen Stammes in Anspruch genommen haben muß, für welchen wir eine einzige Ursprache anzunehmen uns genöthigt sehen. Das Zerfallen der letzteren in einzelne Glieder kann freilich in einem Falle langsamer, in einem andern schneller von Statten gegangen sein und man kann nicht versuchen auch nur annähernde Zeitbestimmungen für solche Vorgänge festzustellen; aber der Umstand daß die Masse der radical verschiedenen Sprachen im Vergleich mit den wahrscheinlichen Ursprungspunkten und Urstämmen der Menschheit jedenfalls eine sehr große ist, berechtigt für sich allein schon zu der Annahme daß das Alter des Menschen auf der Erde nur nach einer langen Reihe von Jahrtausenden gemessen werden kann, wenn man bedenkt daß Sprache nur durch Tradition von Generation zu Generation sich fortpflanzt und daß nur verhältnißmäßig seltene, in die Zusammensetzung und das ganze Leben eines Volkes tief eingreifende Ereignisse bedeutendere Veränderungen an dessen Sprache in kürzerer Zeit herbeizuführen vermögen. Dasselbe wie von der Sprache gilt in letzterer Rücksicht auch von den typischen Körperformen: sie zeigen überall einen hohen Grad von Festigkeit und sind jedenfalls nur in langen Zeiträumen veränderlich. Mag man die Mittelstufen zwischen den extremen Typen aus lange fortgesetzten Einwirkungen klimatischer und anderer Einflüsse erklären, oder aus Mischung ursprünglich und wesentlich verschiedener Grundformen ableiten, in welchem Falle die gleichförmige

Ausbreitung eines jeden nationalen Typus eine sehr lange dauernde und allmählich bis zu einem gleichmäßigen mittleren Werthe gelangte Mischung voraussetzen würde — Alles weist uns auch hier auf eine mit dem Maaße unserer Geschichte nicht mehr zu messende Vergangenheit hin.

Den Menschen irgendwo noch jetzt im wirklichen Naturzustande anzutreffen, ist demnach keine Hoffnung. Woher sollen wir also unsere Ansicht über den Naturzustand entnehmen und worauf sie gründen? Es scheint auf diese Frage nur drei Antworten zu geben, die wir nacheinander zu untersuchen haben werden: was der Mensch von Natur ist, muß sich am menschlichen Kinde zeigen, denn dieses geht überall unmittelbar aus der Hand der Natur hervor; es muß sich dieß dadurch finden lassen, daß wir von aller Cultur, als von etwas das dem Menschen erst angebildet ist, möglichst vollständig und rein abstrahiren; es wird sich aus der empirischen Betrachtung der sog. wilden Völker ergeben, deren Leben zwar nicht den eigentlichen Naturzustand selbst darstellt, aber doch diesem mehr oder weniger nahe kommt. Führt einer von diesen Wegen für sich allein nicht zum Ziele, so wird es vielleicht gelingen uns auf einem jeden derselben ihm etwas zu nähern und es wenigstens von verschiedenen Seiten aus der Ferne zu sehen.

Unser Urtheil über den Naturzustand des Menschen auf die Beobachtung des Kindes zu gründen, hat Vieles gegen sich. Die Kindheit ist ein schnell vorübergehendes Entwickelungsstadium des Individuums, dem wir das was man das Kindesalter der Menschheit zu nennen pflegt wohl vergleichen, aber nicht genau parallelisiren können. Der Mangel an Erfahrung und geistiger Entwickelung ist das Gemeinsame beider, aber neben diesem Gemeinsamen stehen so große Verschiedenheiten, daß wir von diesem Vergleiche für unsern Zweck nur wenig erwarten können: wir brauchen wohl nur daran zu erinnern daß der Naturmensch weder die noch unausgebildete physische Organisation des Kindes besitzt, in Folge deren dieses so hülflos ist, noch wie das Kind durch Beispiel und Nachahmung zu höherer geistiger Entwickelung hingeführt wird, in welcher sich jenes ganz an die Erwachsenen von denen es umgeben ist, anschließt. Ueberdieß wird das Kind schon mit den Eigenthümlichkeiten des besonderen Stammes geboren dem es angehört, und besitzt deshalb, wie wir früher gesehen haben, schon am Anfange seines Lebens gewisse physische und psychische

Charaktere, deren specielle ererbte Bestimmtheit uns verbietet es als einen Repräsentanten des menschlichen Naturzustandes anzusehen, denn es ist schon in dieser Zeit kein Wesen das nur die Menschennatur überhaupt, sondern ein solches das von diesen bestimmten Eltern gezeugt, in Folge davon eine bestimmte Varietät derselben darstellt. Hieraus scheint sich nun freilich nicht bloß folgern zu lassen, daß wir das Kind nicht zum Maaßstabe des Naturmenschen machen dürfen, sondern auch daß dieser letztere überhaupt unauffindbar und daß es darum eine Thorheit ist nach seinen Beschaffenheiten zu suchen, theils weil der Mensch zu allen Zeiten aus Tradition von seinen Eltern gelernt haben muß und ohne diese Voraussetzung (wie es scheint) gar nicht zu denken ist, theils weil er immer und überall die besonderen typischen Charaktere seines Stammes, nicht die allgemein menschlichen Eigenthümlichkeiten allein, an sich getragen haben muß.

Der Streit über diesen Punkt wird dadurch schwierig, daß wir mit der Frage über den Naturzustand uns an der Grenze unseres erfahrungsmäßigen Wissens befinden. Da sich auf wissenschaftlichem Wege keine Vorstellung von der Entstehung des Menschen gewinnen läßt, muß allerdings unentschieden bleiben, ob es jemals Menschen gegeben hat die ohne alle traditionelle Belehrung durch Andere aufgewachsen und geblieben sind, und ob sie nicht zu allen Zeiten außer den allgemein menschlichen Charakteren schon von Natur immer auch noch gewisse besondere Stammeseigenthümlichkeiten besessen haben. Aber diese Zweifel sind im Grunde für unsere Hauptfrage nur von untergeordneter Bedeutung. Wir würden sogar zugeben können daß „der Naturmensch" eine bloße Fiction sei und so wenig irgendwo und irgendwann einmal in Wirklichkeit existirt habe, als ein Kreis oder eine Ellipse im Sinne der Geometrie und als alle abstracten Begriffe überhaupt eine individuelle Existenz besitzen, ohne daß damit dem wissenschaftlichen Werthe der Untersuchung dieses Gegenstandes das Geringste vergeben würde. Es ist uns nur darum zu thun eine richtige Ansicht davon zu gewinnen wie wir uns den Menschen zu denken haben vor und abgesehen von aller Cultur, und es ist dafür sogar völlig gleichgültig ob es jemals Individuen gegeben hat die dem was wir den Naturzustand nennen, genau entsprochen haben. Daß die Menschen aber bei ihrem ersten Auftreten auf der Erde und unmittelbar nach demselben diesem Zustande sehr nahe gestanden haben müs-

sen, ergiebt sich mit Bestimmtheit aus der Abwesenheit aller Cultur die wir bei ihnen in jener Zeit vorauszusetzen uns genöthigt fanden.

Es wird nach dem Vorhergehenden keiner weiteren Erörterung bedürfen daß der Naturzustand so wenig als an Kindern überhaupt, an solchen Individuen sich unmittelbar darstellt, die von civilisirten Menschen stammend, aber schon von ihren ersten Lebensjahren an verwahrlost, einsam und daher selbst ohne Sprache in den Wäldern aufgewachsen und erst als Erwachsene wieder aufgefunden in die menschliche Gesellschaft eingetreten sind. Man hat sie in früherer Zeit für wahre Naturmenschen genommen und als solche sorgfältig geschildert, obwohl es in Bezug auf die meisten derselben keinen Zweifel leidet daß sie nur verwilderte Blödsinnige waren. Wir werden demnach diesen Versuch zur Lösung unserer Aufgabe zu gelangen ganz verlassen und die beiden anderen oben bezeichneten Wege einschlagen müssen.

Was der Mensch sei wenn wir ihn aller Cultur entkleidet denken, ist eine oft aufgeworfene, aber verschieden beantwortete Frage. Es ist schwer diese Abstraction rein und vollständig auszuführen, leichter dagegen ist es sich davon zu überzeugen daß sie nicht zu der Vorstellung von einem paradiesischen Zustande der Unschuld, ursprünglicher Sittenreinheit und Glückseligkeit hinführt, welcher als ein Ausfluß der noch unverdorbenen Menschennatur, das Bild einer ebenso einfachen als harmlosen und freundlichen Gestaltung aller Lebensverhältnisse darböte, gegründet auf eine glückliche Harmonie geringen Wissens mit geringen und leicht zu befriedigenden Bedürfnissen und daher auf die Abwesenheit aller Leidenschaften. Allerdings fehlen dem Naturmenschen ohne Zweifel die raffinirten, geschickt verborgenen und glänzend bekleideten Laster einer verdorbenen Gesellschaft, vor deren Anblick Rousseau's kränkliche Phantasie sich erschrocken zurückzog um sich in ein schönes Traumbild von der ursprünglichen Güte und Reinheit der menschlichen Natur zu vertiefen, aber was ihm nicht fehlen kann das sind die groben häßlichen Züge äußerer und innerer Rohheit, welche die nothwendigen Begleiter eines gänzlichen Mangels intellectueller und moralischer Ausbildung sind.

Denken wir uns vom Menschen Alles hinweg was an ihm Wirkung der Cultur ist, so steht er da als bloßes Product der Macht die ihn in's Leben rief, am ersten demjenigen vergleichbar der ohne Erziehung irgend welcher Art geblieben wäre, auf den weder Erfahrung

noch Lehre oder Beispiel einen Einfluß geäußert und der deshalb weder dem Guten noch dem Bösen geneigt, beim Mangel aller Erkenntniß noch nicht einmal einen Unterschied zwischen beiden zu machen gelernt hätte. Das Erste was an ihm als charakteristisch für uns hervorträte, würde die sehr vollständige Abhängigkeit sein in der er sich von seiner Naturumgebung befände: der gesammte Inhalt den sein inneres Leben zunächst gewönne, würde ein ziemlich reines Product dieser letzteren sein. Der Naturmensch wird zunächst nur das wozu die Naturverhältnisse ihn machen unter die er sich gestellt findet: wovon er sich nährt, das werden diese ihm darbieten, auf welche Weise und durch welche Mittel er seine Nahrung gewinnt, dazu werden diese ihm Anleitung geben müssen; ob er Kleidung und sonstigen Schutz gegen äußere Schädlichkeiten bedarf und wie er diesem Bedürfniß abzuhelfen strebt, werden sie ihn lehren und die Erfindungen die hierzu nöthig sind, ihm an die Hand geben müssen: sie werden mit einem Worte seine ganze Lebenseinrichtung bestimmen. Was er für Geräthe sich bildet, welche Kunstfertigkeiten er sich aneignet, wie große und welche Art der Anstrengungen er für alle diese Zwecke macht und auf welcher etwas höheren oder niederen Stufe der Entwickelung er in den ersten hierzu erforderlichen geistigen Thätigkeiten stehen bleibt, das Alles wird in der Hauptsache nur von seiner äußeren Lebenslage abhängen. Ist der augenblicklichen Noth abgeholfen in welche er sich versetzt sah, so wird damit unmittelbar auch die physische wie die geistige Anstrengung aufhören.

Dieser letztere Umstand ist ein höchst wichtiger Punkt: er weist uns auf einen zweiten Hauptzug im Charakter des Naturmenschen hin, auf seine ungeheuere Trägheit. Die Ursache derselben liegt nicht darin daß im Naturzustande, beim Mangel aller Anstalten und Einrichtungen durch welche das Leben selbst und der Genuß seiner Güter für die Zukunft gesichert werden, sehr oft alle Kräfte aufgeboten werden müssen bloß um drohende Gefahren abzuwenden und den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, wovon allerdings die natürliche Folge ist, daß die Ruhe doppelt hochgeschätzt wird und nach großen Anstrengungen für sich allein schon ein hoher Genuß, zu keiner Art von Thätigkeit verwendet wird. Vielmehr verhält es sich so, daß der Mensch von Natur jede Mühe überhaupt scheut, daß er ursprünglich keine Arbeit von irgend welcher Art übernimmt, so lange dieß nicht unbedingt und unmittelbar nothwendig ist für sein

eigenes Wohlbefinden. Mag er selbst schon häufig durch seine Trägheit in bittere Noth gerathen sein, mag er schon hinreichende Erfahrung haben um dasselbe Schicksal in der Zukunft mit Wahrscheinlichkeit sich voraussagen zu können, es kümmert ihn nicht. Die Zukunft liegt in blasser nebelhafter Ferne, man hofft von ihr das Beste oder doch das Erträgliche, verläßt sich auf Andere, auf die Gunst der Umstände — und die Faulheit ist so süß! Trägheit und Leichtsinn in einem fast unglaublichen Grade liegen überall im Charakter völlig unerzogener Menschen, und es bedarf nur einiger Kenntniß der niederen Klassen der Gesellschaft eines europäischen Landes und geringer Menschenbeobachtung um zu finden, daß dem Menschen von Natur, nicht etwa erst in Folge sittlicher Verwilderung, Faulheit für sich schon Genuß ist. Könnte man die Motive der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf kurze Zeit aus der civilisirten Welt entfernen, so würde es selbst für den der von der Menschennatur am höchsten und erhabensten denkt, unzweifelhaft werden daß das wirkliche Ideal der meisten Faulheit ist. Die Macht der Gewohnheit auf allen Gebieten des Lebens liefert dafür vor Allem den Beweis. Wenigstens von dieser Seite erscheint der Mensch ursprünglich als ein rein sinnliches Wesen, und wir haben die leibliche und geistige Trägheit des Naturmenschen, so groß sie auch sein mag, nicht als eine specielle, aus besonderen Umständen zu erklärende Eigenthümlichkeit anzusehn, sondern als eine allgemeine Eigenschaft, die überall und immer gleichsam auf dem Sprunge steht alle höheren Bestrebungen der Einzelnen wie der Gesellschaft wieder zu verschlingen, wenn nicht Motive von großer Kraft ihr fortdauernd das Gleichgewicht halten. Leiden und Noth aller Art sehen, einmal überstanden, in der Erinnerung bei weitem nicht mehr so peinlich aus als sie waren; gar manche bange Furcht, die wir hegten, hat sich später als grundlos gezeigt; das Nöthige zu thun wird auch später immer noch Zeit genug sein — solche und ähnliche, auch dem Gebildeten geläufige Gedanken beherrschen den Naturmenschen vollständig und würden hinreichen ihn in seiner Trägheit festzuhalten, selbst wenn es möglich wäre den Menschen durch leichtere und einfachere Mittel als eine viele Jahre lang fortgesetzte sorgfältige Erziehung ist, dahin zu bringen daß er eine genußreiche Gegenwart einer unbestimmten Zukunft aufopfert.

Es ist nichts als ein poetischer Irrthum wenn man dem Naturmenschen einen Wunsch oder gar eine Sehnsucht nach moralischer und

intellectueller Erhebung zugeschrieben hat, vielmehr verharrt er vermöge der Kraft der Trägheit oder was dasselbe ist, durch die Macht der Gewohnheit gern und mit Vorliebe in seinem Zustande, am wenigsten übernimmt er jemals aus eigenem Triebe und ohne äußere Röthigung die schwere Arbeit der Civilisation, wie ja auch die niederen Klassen der Gesellschaft in Europa sich selbst überlassen nichts der Art thun, so lange es ihnen materiell auch nur erträglich geht, obgleich sie die Beispiele höherer Entwickelung, die zu würdigen ihnen freilich der Maaßstab fehlt, täglich vor Augen haben. Wäre es anders, so würde es unbegreiflich sein daß die Fortschritte des Menschengeschlechts im Ganzen so außerordentlich langsam gehen. Es würde ganz anders in der Welt aussehen, bemerkt Hume einmal treffend, wenn der Mensch von Natur nur ein wenig mehr Liebe zu nützlicher Thätigkeit besäße als ihm gegeben ist, während ihn jetzt sein Beharrungsvermögen auf jeder Entwickelungsstufe die er einmal erstiegen hat, gleichmäßig festhalten zu wollen scheint.

Peyroux-de-la-Coudrenière (Mém. sur les sept espèces d'hommes. Paris 1814) scheint der Erste gewesen zu sein welcher die Theorie aufgestellt hat daß die weiße Raçe allein geistig activ sei, von Natur einen ihr eigenthümlichen Wissens- und Bildungstrieb besitze, wie ihn Aristoteles dem Menschen überhaupt zuschrieb, und daß deshalb alle höhere Cultur anderer Raçen nur aus Kolonieen der Weißen erklärt werden müsse die in alter Zeit zu ihnen gekommen seien. Er hat hierin neuerdings viele Nachfolger gefunden, unter denen wir in Deutschland nur Klemm (Allge. Culturgesch.) und Wuttke (Gesch. des Heidenthums) hervorheben wollen, welche einen festen Unterschied zwischen activen und passiven Menschenraçen annehmen*. Eine genauere Erwägung der Eigenthümlichkeiten des Menschen überhaupt und insbesondere dessen was man sich unter dem Naturzustande zu denken hat, läßt indessen diese Annahme als sehr zweifelhaft erscheinen.

Wird man versucht sein auf den ersten Blick es nur als eine beklagenswerthe Eigenschaft der Menschennatur zu betrachten, daß er ursprünglich jedes höheren Strebens baar, fast auf jeder Stufe seiner Entwickelung dieselbe Schwerbeweglichkeit und gründliche Unlust zu wahrem Fortschritte zeigt, so fällt doch unser Urtheil bei tiefer gehen-

* In ähnlichem Sinne hat Carus Nacht-, Tag- und Dämmerungsmenschen (Neger, Europäer, Mongolen und Americaner) unterschieden.

der Ueberlegung hierüber wesentlich anders aus. Die Sache hat nämlich noch die zweite versöhnende Seite, daß eben nur in dem Maaße in welchem höhere Bedürfnisse fehlen, eine leichte und vollständige Befriedigung in den niederen möglich ist, daß eben nur in Folge der Einfachheit und des geringen Umfangs der Bedingungen, von denen die Zufriedenheit und Lebensfreude des Menschen im Naturzustande abhängt, wirkliche innere Befriedigung und voller Lebensgenuß ihm auch in dieser Lage zutheil werden kann. Sein inneres Leben bewegt sich zwar nur in einem sehr beschränkten Kreise, aber es bleibt ihm dafür auch ungestört und unvergiftet durch jene fieberhafte Unruhe nach einer nur dunkel geahnten und oft auf verkehrten Wegen erstrebten Verbesserung seiner Verhältnisse, die nicht selten den höher stehenden Menschen innerlich quält und in äußeres Elend stürzt. Der innere Zwiespalt im Menschen stammt zum größten Theile allerdings erst aus seinem Streben nach höherer Entwickelung, er wird erst möglich und nothwendig durch das Aufkeimen höherer Bedürfnisse in ihm, die nur schwer und oft nur unter seltener Gunst der Umstände sich befriedigen lassen. Insofern hat man nicht Unrecht erst den Fortschritt zur Civilisation als die Quelle der inneren Noth zu bezeichnen in die der Mensch so vielfach geräth, nur wird man sich dadurch nicht dazu verleiten lassen dürfen in dem Naturzustande des Menschen das Ideal eines Paradieses zu sehen, dessen Verlust wir zu beklagen hätten; denn erst mit der Entfernung von ihm kann die physische moralische und intellectuelle Erhebung desselben aus seiner ursprünglichen Rohheit beginnen.

Zu den beiden bisher besprochenen Hauptcharakteren des Naturmenschen, seiner vollständigen Abhängigkeit von der Naturumgebung und seiner schwer überwindlichen Trägheit, gesellt sich endlich als dritter hervorstechender Zug die völlige Zügellosigkeit seiner starr egoistischen Begierden und der Mangel an Stetigkeit und Planmäßigkeit in allem seinen Thun und Treiben. Zurückhaltung und Selbstbeherrschung sind nirgends dem Menschen von Natur eigen, sie wollen gelernt sein und werden nur langsam erworben. Hauptsächlich geschieht dieß im Verkehr mit Andern und durch denselben, wie sich an Kindern und solchen Menschen zeigt die in großer Ungebundenheit aufgewachsen sind. Der Mangel an Selbstbeherrschung wird sich in einem stets freien, leidenschaftlichen Sichgehenlassen zeigen, in einer außerordent-

lichen Heftigkeit der Affecte, allseitiger Begehrlichkeit und Unmäßigkeit im Essen und Trinken wie in Allem was eine Gemüthserregung mit sich bringt. Es knüpft sich daran die allgemeine Gewaltsamkeit des Handelns, die durch jedes Hinderniß sogleich erbittert, das Recht des Stärkeren in der Gesellschaft zur Herrschaft bringt und es zu keiner deutlichen Unterscheidung des Guten und Bösen kommen läßt. Auf seinem Eigenwillen starr beharrend und die Andern sich zu unterwerfen bestrebt wo sie mit dem eigenen Interesse in Conflict gerathen, lebt jeder Einzelne ursprünglich rein für sich und steht innerlich isolirt, weil er nur dem eigenen Vortheile folgt. So häßlich diese Charakterzüge des Naturmenschen aber auch sind und so unzweideutig sie seine vollständige innere Rohheit offenbaren, so spricht sich in ihnen doch keine eigentliche Bosheit, keine Verdorbenheit des Herzens aus, sondern wie beim Kinde und beim völlig Unerzogenen zeigt sich neben jenen eine plötzliche Veränderlichkeit des Wollens und der Gemüthslagen überhaupt welche etwas Versöhnendes hat, indem sie nicht allein in vielen Fällen die rohen Ausbrüche der Leidenschaft plötzlich in ihrem Laufe aufhält oder deren verderbliche Folgen in unerwarteter Weise abwendet, sondern auch ihren wahren Ursprung in der großen Zusammenhangslosigkeit des inneren Lebens erkennen läßt, das haltungslos hin und her schwankt und unwillkürlich aus einer Aufregung in die andere fällt. Dieser Mangel an Festigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles, dieses Handeln nach augenblicklichen Einfällen und zufälligen Impulsen setzt den civilisirten Menschen in Erstaunen; der Naturmensch erscheint ihm als ganz unberechenbar und wird deshalb von ihm auf die verschiedenste Weise beurtheilt, ganz wie der Unerzogene der beim Mangel fester Gedanken seinen wechselnden Launen preisgegeben, es zu keiner Stetigkeit und Planmäßigkeit des Handelns bringt und gerade dadurch dem Gebildeten leicht unverständlich wird.

Giebt man die Richtigkeit der vorstehenden Charakterschilderung des natürlichen Menschen zu, die wir durch Abstraction von aller Cultur und durch die Benutzung der Analogieen desselben mit dem Kinde und dem völlig Unerzogenen zu entwerfen versucht haben, so wird sich jetzt ohne Mühe zeigen lassen daß wir die Mehrzahl der culturlosen Völker der Erde als Naturvölker zu bezeichnen berechtigt sind, weil sie, obgleich nicht im eigentlichen Naturzustande befindlich, doch auf einer Entwickelungsstufe stehen die diesem ziemlich nahe kommt; denn alle

die Eigenthümlichkeiten welche wir dem natürlichen Menschen beilegen mußten, finden sich an ihnen in unzweideutiger Weise wieder, und gerade in allen diesen Eigenschaften stimmen sie (was hierbei besonders zu beachten ist) auf das Entschiedenste untereinander überein, so daß wir es wagen dürfen die Hauptzüge derselben zu einem einzigen gemeinsamen Bilde zusammenzufassen. Gerade hierin aber scheint uns ein Hauptbeweis dafür zu liegen daß wir in diesen Fällen etwas dem Naturzustande sehr Aehnliches wirklich vor uns haben, denn in Rücksicht auf diesen allein als den gemeinsamen Ausgangspunkt des Bildungsweges aller Menschen müssen alle einander im Wesentlichen gleichen, während sie im Uebrigen durch die Verschiedenheit der Bahnen in denen sich ihre Entwickelung bewegt, auch zu sehr abweichenden Lebensformen hingeführt werden. Culturlose Völker hingegen überall wo wir ihnen begegnen für verkommene und von früherer Höhe herabgesunkene zu erklären, würde eine Annahme sein, die um nicht als willkürlich zu erscheinen in jedem besonderen Falle eines Beweises bedürfte, wenn man nicht im Allgemeinen darthun kann, daß Cultur das Primitive, Rohheit das Secundäre für den Menschen sei.

Wir wollen jetzt einige der wichtigsten erfahrungsmäßigen Angaben über die Naturvölker zusammenstellen, um zu sehen in wie weit die von uns entworfene Charakteristik des Naturmenschen von dieser Seite her eine Bestätigung und Vervollständigung gewinnt.

Der Nordländer sucht nicht den Süden auf um seine Lage zu verbessern, so wenig als der Bewohner eines heißen und schädlichen Klima's sich aus diesem hinwegsehnt und es mit einem günstigeren zu vertauschen strebt. Trotz der vielen Krankheiten und anderen Uebel denen z. B. der Bewohner von Darfur ausgesetzt ist, liebt er sein Land und mag nicht nur nicht auswandern, sondern sehnt sich zurück aus der Fremde (Mohammed-el-Tounsy, Voy. au Darfour. Paris 1845. p. 296). Es liegt die Vermuthung nahe daß die Anhänglichkeit an ihr Vaterland, selbst bei nomadisch lebenden Völkern, sich zum Theil wenigstens darauf gründe, daß sie von schöneren Klimaten, von dem Reichthum und Ueberfluß mit dem die Natur anderwärts den Menschen überschüttet, meist ganz unbekannt sind. Dieß ist jedoch nicht richtig. Bei allem äußeren Elend in welchem ein Volk leben mag, hält es vielmehr gleichwohl in der Regel sein Land für das beste der Welt, seine Lebensweise für die genußreichste die es giebt und sich selbst für das

vorzüglichste von allen. Cavazzi (Beschr. v. Congo, Matamba und Angola, 1694. S. 76 f.) giebt in dieser Hinsicht eine sehr treffende Darstellung von der Ansicht der Congo-Neger, die, wenn sie auch um des Erwerbs willen zeitweise auswandern, doch wie die Kru-Neger mit dem Erworbenen stets nach Hause zurückkehren um es dort auf ihre Weise zu genießen. Dieselbe Ueberzeugung scheint bei den Negervölkern durchgängig zu herrschen; in den Gegenden aber vollends, die wie so viele Länder America's von den Europäern vielfach um ihrer Schätze willen aufgesucht werden, findet sich immer bei den Eingeborenen der feste Glaube daß die Weißen ihre eigene Heimath nur verlassen haben um glücklichere Länder aufzusuchen und daß sie eben nur bei ihnen die größten Güter und die höchsten Genüsse des Lebens zu finden gewußt haben. Zwar wird uns von einem jungen Abiponer berichtet, der auf einem Schiffe angestrengt arbeitete um die Fahrt nach Buenos Ayres mit dem verdienten Gelde zu bezahlen, denn es war sein heißer Wunsch die Welt zu sehen (J. P. and W. P. Robertson, Letters on S. Am. 1843. III, 186); auch Du Pratz (Hist. de la Louisiane 1758) erzählt von einem Eingeborenen, den ein ähnlicher Drang in die Ferne trieb und der erst nach Vollendung großer Reisen, auf denen er das Land seiner Väter ausfindig zu machen hoffte, zu den Seinigen wieder zurückkehrte. Solche Fälle gehören indessen zu den äußerst seltenen Ausnahmen. Bis zum Bewohner des Feuerlandes und zum Hottentotten herab lebt der Mensch im Naturzustande auch im drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Loose, während es unter den Culturvölkern des auf Reichthum Macht und Bildung stolzen Europa's oft so schwer wird einen Zufriedenen zu finden. Namentlich aus diesem Gesichtspunkte wird es verständlich daß ein erfahrener Mann behauptet: „es giebt Lagen in denen sich der denkende Mensch dem uncultivirten Naturkinde untergeordnet fühlt, in denen er zweifelt ob seine festesten Ueberzeugungen etwas Besseres sind als wohlklingende, aber beschränkte Vorurtheile.“ (Cowper Rose, Four years in Southern Afr. 1829. p. 173). Jedenfalls ist so viel unzweifelhaft, daß (wie Strzelecki, descr. of N. S. Wales, p. 343 sagt) jede Raçe ihre eigene Glückseligkeit hat: das unruhige Vorwärtsstreben des civilisirten Menschen erscheint dem Naturmenschen als kindisch albern, der Genuß apathischer Ruhe, das Ideal des letzteren würde für jenen unerträglich langweilig sein (vgl. hierzu die lehrreiche Schilderung

dieses Ideales in der freilich sonst ganz romanhaften Reise von Crevecoeur im Magaz. merkw. Reiseb. XXIII, S. 363).

Als Hauptmotive treten erfahrungsmäßig bei Naturvölkern nur drei auf, nämlich physisches Wohlbefinden, das sich dem engen Kreise ihrer Interessen gemäß nur auf die groben sinnlichen Genüsse richtet, Essen und Trinken, Geschlechtsgenuß und faulen Müßiggang, in Folge eines wahren Abscheues vor jeder Art von Kraftanstrengung; ferner geselliges Wohlbefinden, das theils in der Familie durch Unterwerfung der einzelnen Familienglieder unter den Willen des Mannes allein, theils in weiteren Kreisen durch Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit erstrebt wird, und hauptsächlich in einem gesteigerten Selbstgefühl, in dem Gefühle ausgedehnter Macht über Andere und ungewöhnlicher Geltung bei ihnen, auch ohne eigene Kraftanstrengung, besteht; endlich die Gewohnheit, deren Macht sich auf die wichtigsten wie auf die unbedeutendsten Dinge in gleichmäßiger Einförmigkeit und Gedankenlosigkeit erstreckt und physisches Elend ebenso wie moralische Rohheit und intellectuelle Stumpfheit verewigen zu wollen scheint. Vielleicht ist man geneigt als ein viertes Hauptmotiv das den Naturmenschen beherrscht, seinen Aberglauben und die sämmtlichen Beweggründe zu bezeichnen die einer im schlechtesten Sinne eudämonistischen Religion eigen zu sein pflegen; allein diese ganze Gruppe von allerdings sehr wirksamen Motiven kommt auf die an erster Stelle von uns angeführten zurück, denn es ist eine offen vorliegende Thatsache daß es äußere Güter und sinnliche Genüsse allein sind, welche seinen religiösen Vorstellungen den Einfluß und die Macht sichern die sie in so hohem Grade über ihn besitzen.

Das äußere Leben der Naturvölker läßt keine gemeinsame Schilderung zu, denn es gestaltet sich, wie wir in Folge ihrer durchgängigen Abhängigkeit von ihrer besonderen Naturumgebung erwarten müssen, sehr verschieden. Einige derselben sind Jäger, andere Fischer, wieder andere sind Wurzelgräber und Beerensammler oder treiben diese Beschäftigungen abwechselnd wie es die Jahreszeit mit sich bringt. Kleidung Wohnung Hausgeräthe und Waffen richten sich dabei ebenso wie die Kunstfertigkeiten die sie erwerben, ganz nach der besonderen Lebensweise. Dagegen zeigt sich fast in Allem was das innere Leben betrifft bei ihnen eine merkwürdige Gleichförmigkeit in allen Gegenden der Erde. Oft hat man (wie dieß z. B. Hugh Murray, Enqui-

ries resp. the character of nations. Edinb. 1808 gethan hat) weit größere Verschiedenheiten der Culturstufen bei uncultivirten Völkern angenommen als der Wirklichkeit entspricht, man hat feste Unterschiede unter ihnen machen zu müssen geglaubt die entweder gar nicht nachweisbar oder doch sehr unerheblich sind, und eine nothwendige Entwickelung dieser Stufen und der ihnen zukommenden nationalen Charaktereigenschaften auseinander nachweisen wollen, wo von einem Fortschritte kaum die Rede sein kann.

Der Charakter der Individuen pflegt bei Naturvölkern weit gleichmäßiger und im Ganzen minder fest und bestimmt ausgeprägt zu sein als bei Culturvölkern. An Selbstbeherrschung fehlt es allgemein in hohem Grade, Sorglosigkeit um die Zukunft, Leidenschaftlichkeit und Unmäßigkeit neben Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit, Faulheit zur Arbeit neben Fleiß und Ausdauer für die Gegenstände des unmittelbaren Interesses, den Putz namentlich eingeschlossen, sind Charakterzüge die uns überall immer wieder in gleicher Weise begegnen. Es wird genügen sie nur durch Weniges zu erläutern.

Völlerei, Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifungen sind die am weitesten verbreiteten Laster. Nächst den wilden Festlichkeiten und Gelagen ist es aber hauptsächlich die Jagd bei welcher sich die ganze wüste Leidenschaftlichkeit entfaltet. Der Jäger geräth, besonders massenhafter Beute gegenüber, wie der Soldat im heißen Kampfe, in eine grenzenlose Wuth, er mordet mit Lust und verwüstet das Wild meist in völlig unnützer Weise, verzehrt davon nur das Beste und oft dieses kaum, wenn es im Ueberfluß sich darbietet: daher brauchen Jägervölker ein ganz unverhältnißmäßig großes Areal und gerathen trotzdem oft in Noth, weil ihnen Schonung der Jagdthiere ebenso fremd ist als sparsames Haushalten mit Vorräthen überhaupt. Der hundertste Theil des von den Zulus erlegten Wildes, bemerkt Delegorgue I, 430, würde zu seinem und seiner Begleiter Unterhalt mehr als hinreichend gewesen sein. Die Noth wird um so häufiger und bitterer, weil die Sorglosigkeit um die Zukunft trotz des oft gelittenen Mangels so groß ist, daß keine Lebensmittel aufgespeichert werden. Es giebt Völker die alljährlich von Hungersnoth heimgesucht werden und doch weder Vorräthe sammeln noch Nutzpflanzen zu ziehen versuchen. Charakteristisch für jene Sorglosigkeit und für die durchaus sinnliche Natur dieser Menschen, die sich nur von dem unmittelbar Gegenwärtigen

jedesmal bestimmen läßt, ist namentlich was Labat (Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. I, 2, 18) von den Caraiben erzählt, daß sie nämlich am Morgen ihre Hängematte leichter und billiger verkaufen als gegen Abend und daß man um ihre Zustimmung zu einem Kaufe zu erhalten das Geld in einer langen Linie vor ihnen ausbreiten und dann das Gekaufte, sobald sie einverstanden sind, möglichst schnell ihnen aus den Augen bringen muß. Die ungeheure Faulheit und der unbegrenzte Leichtsinn, vermöge deren die Naturvölker in so hohem Grade abgeneigt sind irgend etwas zur Verbesserung ihrer meist wahrhaft elenden materiellen Lage zu thun, treten so überwiegend an ihnen hervor, daß man sie häufig geradezu für unfähig zu Allem erklärt hat was Fleiß und Ausdauer erfordert. Wie unrichtig dieß ist, geht namentlich aus der bewundernswerthen Geduld hervor mit welcher sie sich den Arbeiten hingeben für deren Erfolge sie sich lebhaft interessiren: mit den elendesten Werkzeugen mühen sie sich Wochen und Monate lang ab um ihren Bedürfnissen an Hausrath und Kleidung zu entsprechen. Als hierher gehörige Beispiele zu denen sich ähnliche allerwärts finden lassen, wollen wir hier nur anführen, daß die Indianer von Peru um eine Decke zu weben einen Faden nach dem andern durch ihre Hand gehen lassen, sie jedesmal zählen und erst dann den Einschlag durchziehen: um ein Stück fertig zu bringen bedarf es einer Arbeit von zwei Jahren oder noch mehr (Ulloa, Voy. historique. Amst. 1752. I, 336); daß sie ferner 5—6 Stunden unausgesetzt darauf verwenden ihren Körper zu malen (Ulloa, Phys. und hist. Nachr. v. Am. Lpz. 1781. II, 94). Besonders ausgezeichnet durch Ausdauer sind die Buschmänner: so schwer sie sich auch aus ihrer Unthätigkeit aufraffen, „so bringt sie doch nichts von der Spur eines einmal verfolgten Wildes ab und von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück" (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811. II, 319). Solche Festigkeit ist allerdings bei Naturvölkern sonst selten, das Gewöhnliche ist vielmehr eine große Veränderlichkeit der Gemüthslagen und Unstetigkeit der Gedanken wie der Interessen. Nicht eigentlich bösartig und verrätherisch, werden sie doch leicht unzuverlässig, treulos, hinterlistig, namentlich wo sie im Gefühle der eigenen Ueberlegenheit sich sicher wissen, und sie werden es nicht gerade aus ränkevollem Eigennutz und planmäßiger Habsucht, sondern in Folge der momentan aufkeimenden allgemeinen Begehrlichkeit die sie

plötzlich befällt und unwiderstehlich zu jeder That fortreißt die zum gewünschten Ziele zu führen verspricht. Daß diese Auffassung die richtige ist, geht namentlich aus den nicht allzu seltenen Beispielen hervor, in denen es gelungen ist selbst drohende Räuber und Mörder oder ganze Gesellschaften die gefährliche Pläne schmiedeten, zu zerstreuen, auf andere Gedanken zu bringen und sogar zu Freunden zu machen, indem man ihre Aufmerksamkeit durch eine unterhaltende Erzählung oder ein vorgemachtes Kunststück ganz in Anspruch nahm. Wenn Dentrecasteaux (1792) und andere Schriftsteller derselben Zeit rohe Völker wie z. B. die Eingeborenen von Vandiemensland als naive friedliche Naturkinder geschildert haben, so ist dieß theils Folge der damals namentlich in Frankreich über diesen Punkt herrschenden Ansichten, welche alle Verdorbenheit nur dem civilisirten Menschen aufbürdeten, theils erklärt es sich daraus daß einzelne Seefahrer die Eingeborenen mit Geschenken überhäuften, sie durchaus friedlich und freundlich behandelten und daher auch in ihnen nicht selten das fanden was sie zu finden erwarteten. Neuerdings gilt der Naturmensch Vielen fast für einen halben Affen, wenn nicht für einen ganzen, und es dürfte schwer zu entscheiden sein welche von diesen beiden Ansichten die verkehrtere ist.

Bei solchen Charaktereigenschaften wie wir sie an den Naturvölkern gefunden haben, und bei der großen Bedrängniß in die sie so häufig gerathen, werden wir darauf gefaßt sein müssen ungeheueren Abnormitäten auf dem moralischen Gebiete zu begegnen, nicht bloß in einzelnen Handlungen, sondern auch in den festen Lebensgewohnheiten. Daß Cannibalismus Kindermord und ähnliche Greuel als feste Sitte und ohne Bewußtsein ihrer Schändlichkeit vielfach ausgeübt worden sind und zum Theil noch ausgeübt werden, läßt keinen Zweifel zu. Scheint es in allen Fällen ursprünglich ein Uebermaaß der Rache oder außerordentliches Elend gewesen zu sein, welche zur Menschenfresserei hinführten, wie z. B. von dem Zulu-Volke der Immithlanga (Intlangwain) erzählt wird daß es durch Noth auf's Aeußerste gebracht die eigenen Kinder fraß und seit dieser Zeit an Cannibalismus gewöhnt, seine Kriegsgefangenen regelmäßig zu verzehren angefangen hat (Gardiner, Narr. of a journey to the Zoulu country. 1836. p. 185), so war es später hauptsächlich die Macht der Gewohnheit (oft im Bunde mit Aberglauben verschiedener Art und mit sinnlicher Lüstern-

heit nach diesem Genusse), welche in diesem Falle wie in so manchen andern über das hinweghalf was anfangs Schauder erregt haben mochte und das Gefühl schnell dagegen abstumpfte.

Auf analoge Weise erklären sich die mannigfaltigen Beispiele tiefer moralischer Verkehrtheit die wir bei Naturvölkern antreffen. Sie gehen nicht selten so weit daß alle Urtheilsfähigkeit über moralische Verhältnisse erloschen zu sein scheint. Die strenge talio der Rache tritt als allgemeiner Grundsatz auf. Der Schwächere zieht es zwar oft vor nachzugeben, aber als Eingeständniß der Schwäche gilt dieß meist für schimpflich. Blutrache ist strenge Pflicht und die Zulassung von Geschenken oder der förmliche Abkauf der Rache durch ein Lösegeld von Seiten des Mörders tritt als nicht unehrenhaft für den zur Rache Verpflichteten immer erst da ein, wo das Eigenthum höheren Werth erhält, wo Reichthum Macht verleiht und ungestörter Friede der Gesellschaft Bedürfniß wird. „Die heiligste Pflicht des Australiers ist die Rache für den Tod des nächsten Verwandten, denn sie ist seine ganz ausschließliche Pflicht: bis er ihr genügt hat, wird er beständig von den alten Weibern verspottet, seine Weiber, wenn er verheirathet ist, würden ihn bald verlassen; ist er unverheirathet, so würde kein Mädchen mit ihm sprechen; seine Mutter würde unaufhörlich weinen und klagen daß sie einen so entarteten Sohn geboren habe, sein Vater ihn mit Verachtung behandeln und Vorwürfe würden ihm von allen Seiten entgegenkommen“ (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1840. II, 240). Daß die Ansichten der Eingeborenen von Nordamerica in diesem Punkte mit denen der Australier genau übereinstimmen, ist bekannt. Auf eine fast gänzliche Abwesenheit moralischer Vorstellungen scheint es zu deuten, daß „die Neger von Ost-Sudan (in den Nilländern) Betrug Diebstahl und Mord nicht nur entschuldigen, sondern sie sogar für eine des Mannes ganz würdige That halten. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie den Mord von dem „gerechtfertigten“ Todtschlag (im Kriege, in Folge von Urtheil und Recht) unterscheiden gelernt.“ Lug und Trug gilt als Sieg geistiger Ueberlegenheit über Beschränktheit, und „der am Galgen Gestorbene wird ebenso beerdigt als der wohlhabende Kaufmann oder Schech“ (Brehm, Reiseskizzen aus Nordost-Afr. 1855. I, 162, 175).

Aus solchen und ähnlichen Beispielen der gänzlichen Bewußtlosigkeit in Rücksicht moralischer Verhältnisse oder der völligen Verkehrung

derselben, wird man gleichwohl nicht schließen dürfen daß ihre Entwickelung durchaus nur von den besonderen Lebensverhältnissen der Menschen und von der Macht der Gewohnheit abhänge, wenn auch zugegeben werden muß daß der Einfluß dieser letzteren auf sie ein außerordentlich großer ist; denn es ist eben nicht schwer auch in unsern modernen Culturstaaten eine ziemlich gleich große Verbildung des moralischen Urtheils bei einzelnen Ständen oder Klassen der Bevölkerung aufzufinden als z. B. von den Gauchos von Buenos Ayres erzählt wird, bei denen alle Sympathieen auf Seiten des Mörders zu sein pflegen, dessen Unglück man allein beklagt, wenn er im Einzelkampfe mit dem Messer seinen Gegner, den er allerdings immer nur zu zeichnen, nicht zu töden beabsichtigt, umgebracht hat. (Sarmiento, Civilisation et Barbarie ou moeurs des peuples Argentins. 1853). Dagegen ist es eine merkwürdige Thatsache, die auf einen Rest natürlichen moralischen Gefühls auch bei sonst rohen Völkern hinweist, daß die Australier in der Gegend von Port Essington, wenn sie als Diebe auf der That ergriffen werden, keinen Widerstand leisten (Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly. 1847. I, 354), und daß sich auf den Sandwichinseln der entdeckte Dieb das Gestohlene widerstandslos wieder abnehmen läßt (Wilson, Missionsreise in das stille Meer, Mag. v. Reiseb. XXI, 291).

Wenden wir unsern Blick den geselligen Verhältnissen der Naturvölker zu, und unter diesen zunächst der Ehe und dem Familienleben, so treten uns hauptsächlich zwei Hauptzüge als charakteristisch entgegen die allen gemeinsam sind, nämlich die Sklaverei des Weibes als des schwächeren Theiles und die Polygamie als deren natürliche Folge. Der Mann allein ist selbstständig und unabhängig, weil er die Seinigen allein zu vertheidigen im Stande ist und in vielen Fällen auch für ihren Lebensunterhalt allein zu sorgen hat. Das Weib ist tief verachtet, es wird ganz nur als Hausrath oder Waare behandelt. Wie gering der Werth ist den man auf die Keuschheit der Mädchen setzt, geht daraus hervor daß z. B. die Sprache der Buschmänner Mädchen und Weib gar nicht unterscheidet (Lichtenstein I, 192). Dasselbe wäre nach Burchell (R. in Südafrica. 1822. II, 378 not.) auch bei den Betschuanen der Fall, doch ist dieß schwerlich richtig. Im Norden von Peru soll ein Mädchen sogar um so mehrere Freier erhalten, eine je größere Anzahl von Liebhabern sie vorher schon gehabt hat (Ulloa,

Voy. de l'Am. mérid. 1752. I, 343); ebenso in Whydah — eine Erscheinung die sich bei Des Marchais (Voy. en Guinée, Amst. 1731) erklärt findet. Ausschweifungen der Mädchen vor der Ehe geben bei vielen Völkern durchaus keinen Anstoß, nur von den verheiratheten Weibern wird Zurückhaltung gegen fremde Männer verlangt. Hat man doch sogar behauptet, Keuschheit bestehe nach den Begriffen der Neger nur darin, daß Schwangere und Menstruirende von Männern sich fernhielten (Smith, Trade and travels in the gulph of Guinea 1851. p. 249) — freilich eine grobe Uebertreibung. Von romantischer Liebe die zu gewaltigen Unternehmungen und außerordentlichen Thaten spornt, ist unter solchen Umständen keine Rede, obwohl auch sie bei übrigens rohen Völkern nicht leicht ganz fehlt; das Gewöhnliche aber ist daß, wohl hauptsächlich in Folge frühzeitiger Befriedigung, ein affectloseres und gleichmäßiger gestimmtes Verhältniß unter den Geschlechtern schon in jungen Jahren eintritt, was man freilich nicht (wie Delegorgue, Voy. dans l'Afr. australe. 1847. II, 249 gethan hat) auf eine natürliche größere Sanftheit und Ruhe deuten darf, die diesen Menschen im Vergleich mit dem civilisirten Europäer im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte eigen sei.

Das Weib gehört dem Manne der es von ihren Eltern gekauft hat als Eigenthumsstück zu, er kann es daher im Allgemeinen willkürlich verjagen, verleihen, vertauschen oder wohl auch weiter verkaufen, andere hinzuerwerben u. s. f. Am weitesten geht die Gewalt des Mannes auf den Fidschiinseln, wo beim gemeinen Volke die Weiber nicht allein ganz Handelsartikel sind, sondern sogar von ihren Männern umgebracht und gefressen werden, ohne daß dieß gestraft oder gerächt wird (Wilkes III, 92). Nicht selten gehen die Weiber des Vaters durch Erbschaft an den Sohn über. Nur das Weib, nicht der Mann kann strafbaren Ehebruch begehen. Allerdings widerspricht, wie Wuttke (Gesch. des Heidenthums. I, 184) bemerkt, Polyandrie den Vorstellungen der rohen Völker von der Ehe durchaus, aber dennoch ist sie nicht bloß denkbar z. B. als Institut der Noth, sondern kommt auch mehrfach wirklich vor, bisweilen begründet durch religiöse und politische Motive*. Die Polygamie dagegen geht aus der Ansicht der Naturvöl-

* Daß auf den Marquesasinseln reiche Weiber sich mit zwei Männern verheirathen (Lisiansky, Voy. round the world 1814 p. 83), kann wohl ebenso wie die Zweimännerei bei den Aleuten und Koloschen, welche

ker vom weiblichen Geschlechte unmittelbar hervor und ist wohl kaum irgendwo erst die Folge einer durch Kriege herbeigeführten Ueberzahl der Weiber gwesen. Vielmehr ruht sie darauf daß das Weib zunächst bloßes Eigenthumsstück und Lastthier ist, daß es als nützliche Arbeitskraft verwendet den Reichthum des Mannes begründet oder dessen Ansehn hebt, wo nur der Vornehme und Begüterte den Aufwand bestreiten kann den mehrere Weiber erfordern. Dazu kommt noch als ein weiterer Umstand der zur Polygamie hinführt das frühe Hinwelken der Weiber, sei es in Folge des Klima's (in Ostindien ist das Alter von 12 Jahren der äußerste Termin zum Heirathen, mit 25—30 Jahren aber sind die Weiber alt) oder der Ueberbürdung mit Arbeit, bei manchen namentlich africanischen Völkern auch die Unreinheit des Weibes während der ganzen, oft lange dauernden Zeit des Säugens, innerhalb deren jede Gemeinschaft mit dem Manne streng verboten ist.

Wenn man geglaubt hat daß wo Polygamie herrsche die eheliche Treue minder streng gehalten werde als wo die Ehe monogamisch sei, so kann man dieß nur etwa insofern zugeben als die erstere sich eben nur bei grob sinnlichen, culturlosen oder halbcivilisirten Völkern findet, aber es läßt sich wohl schwerlich behaupten daß die Vielweiberei als solche Ungebundenheit und Ausschweifung begünstige. Wie Mariner auf den Tonga-Inseln in dieser Rücksicht große Strenge fand, so ist dieß auch anderwärts nicht selten — abgesehen natürlich von der höchst demoralisirenden Einwirkung der Europäer —, da der Mann ebenso entschieden darauf zu halten pflegt daß seine Weiber unangetastet bleiben, * wie er dieß in Rücksicht seines sonstigen Eigen-

---

neben der Vielweiberei besteht und zwei Männer von verschiedenem Rang zugleich gestattet (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 477, 492), nur als eine Folge großer und allgemeiner Ausschweifungen angesehen werden. Was Dessalles (Hist. gén. des Antilles 1847. I, 197) über Polygamie und Polyandrie der Caraiben auf den westindischen Inseln angiebt, scheint ungenau und unzuverlässig. Dagegen findet sich Polyandrie als feste Sitte bei den Avanos und Maypures in Südamerica (Humboldt und Bonpland, Reise IV, 477), ferner namentlich in Ladakh, im Hochlande von Tübet, im Alpenstaat von Sirmore, obgleich die Bewohner des letzteren Hindus zu sein scheinen (Ritter, Erdk. III, 623, 752, 880). Die Einrichtung ist diese, daß mehrere Brüder alsdann zusammen nur eine Frau haben; in Ladakh fallen dem ältesten Bruder die Kinder allein zur Last. Ein wichtiger Grund der Sitte scheint u. A. auch darin zu liegen, daß die Erhaltung der Frau kostspielig ist.

* Eins der javanischen Gesetzbücher setzt schon Strafen auf die unschuldigsten Beziehungen eines fremden Mannes zu einem verheiratheten Weibe.

thums aufrechthält; die Weiber aber kennen diese Strenge, sie wird ihnen nicht selten fühlbar und man theilt und billigt diesen Grundsatz allgemein. Daß die Vielweiberei häufig zu Eifersucht und Streit unter den Weibern und dadurch zur Störung des ganzen Familienlebens führt, ist allerdings richtig, aber auch nicht so allgemein als man zu glauben geneigt sein mag. Bei den Zulus und andern Kaffervölkern (und es ist dieß keineswegs das einzige Beispiel dieser Art) herrscht unter den Weibern gewöhnlich keine Eifersucht, vielmehr bemüht sich die erste und älteste Frau häufig selbst so viel zu erwerben daß noch eine zweite jüngere gekauft werden kann; sie veranlaßt ihren Mann oft selbst hierzu, da ihr eigenes Ansehen nicht allein dadurch steigt, indem sie dann in den Rang der Hauptfrau eintritt, sondern ihr auch eine wesentliche Erleichterung der Arbeit zu Theil wird: die Weiber selbst ziehen dort die Polygamie der Monogamie vor, denn die Neigung zu ihren Männern, von denen sie durch einfachen Kauf erworben werden, ist bei ihnen nicht leicht eine persönliche (Delegorgue I. 154, II. 231; Steedman, Wanderings and adv. in S. Afr. 1835. I, 240). Anderwärts fand man es wenigstens als einen streitigen Punkt von den Weibern erörtert ob die Polygamie eine zweckmäßige Einrichtung sei (Dampier II, 45), in Neu-Zealand waren sie mit ihr unzufrieden (Polack, N. Zeal. being a narr. of trav. 1838. I, 376). Demnach scheint die Rückwirkung der Vielweiberei auf das Familienleben jedenfalls nicht allgemein eine so verderbliche zu sein als man gewöhnlich annimmt. Ihre social und moralisch gefährlichste Seite liegt wohl darin, daß sie bei der überall annähernd gleichen Anzahl von Individuen welche beiden Geschlechtern angehören, eine große Menge von unverheiratheten Männern voraussetzt, durch welche die Treue der Weiber gefährdet oder Päderastie und andere geschlechtliche Verirrungen im Volke leicht ausgebreitet werden.

Schaamhaftigkeit ist es ursprünglich wohl schwerlich gewesen was den Menschen bestimmt hat sich zu bekleiden. Die Neu-Zealänder tragen Kleider nur gegen die Kälte, durchaus nicht um ihre Blöße zu decken (Crozet, R. Reise durch d. Südsee. Lpz. 1783. S. 70). Wie selbst die halbcivilisirten Guanchen ganz nackt gingen, zwar nicht auf allen, aber doch auf einigen der Canarischen Inseln, so thun dieß noch heute die Puris meistentheils, und zwar Männer und Weiber, die Patachos Botokuden u. a. (Prinz Max. zu Wied, R. nach Brasil.

1820. I. 136, 286, 333). Dasselbe findet auf einer kleinen Insel in der Nähe von Apollonia bei beiden Geschlechtern statt, nur auf der Reise legen sie einige Kleidung an (Boudyck, Voy. à la côte de Guinée 1853. p. 158) und sonst öfters. Namentlich wo es das Geschäft mit sich bringt, findet keine Scheu vor Entblößung statt: Caillié (Voy. à Temboctou 1833. II, 115) sah in Bambarra Wäscherinnen ganz nackt und ohne Schaam vor fremden Männern. Es muß daher befremden daß die Gesetze der Susus (Mandingovolk) denjenigen zur Sklaverei verurtheilen der nach badenden Weibern sieht (R. Clarke, Sierra Leone 1846, p. 33 not.), während in Yucatan, wie versichert wird, beide Geschlechter oft zusammen baden ohne daß schlechte Sitten unter ihnen herrschen (Heller, R. in Mexico 1853, S. 217). Manche Indianer am Orinoco, bei denen beide Geschlechter ganz unbekleidet zu gehen pflegten, schämten sich anfangs sogar der Kleider, und weigerten sich deshalb sie zu tragen (Gumilla, Hist. de l'Orénoque 1758, ch. 7), namentlich aber galt ihnen als höchst unanständig vor Fremden unbemalt zu erscheinen (Gilii, Nachr. v. Lande Guiana. 1785, S. 253 f., 260). Allerdings täuschen Bemalung und Tättowiren das Auge leicht über die Nacktheit, aber der ursprüngliche Zweck derselben ist dieß gewiß nicht gewesen, sondern jene sollte dem Putze, diese als Stammes- oder Familienzeichen dienen. Es weist darauf schon der Umstand hin daß die Abneigung Kleider zu tragen bei Naturvölkern sehr allgemein ist (Humboldt und Bonpland, Reise II, 195). Häufig ist es daß sich die Schaamhaftigkeit nur auf die Gegenwart von Fremden, nämlich von bekleideten Europäern erstreckt: nur vor diesen bedecken sich die Indianerweiber in Brasilien mit dem Gürtel (Spix und Martius, R. 370, 374), nur vor diesen verhüllen die Weiber auf Timor den Busen (Péron, voy. de decouv. 2de éd. p. Freycinet 1824. IV, 18). Dasselbe geschieht auch in Australien (Barrington, Hist. of N. S. Wales. 1810, p. 37; Eyre, Journals of expedd. into Central Austr. 1845. II, 216; Nind im Journal R. G. S. I, 40). Barrow erzählt von einer Kafferin, die auf die Frage ob sie verheirathet oder noch ledig sei, den Mantel zurückgeschlagen habe um Brüste und Leib zu zeigen — ein einzelnes Beispiel, das selbst als wahr vorausgesetzt (Alberti stellt es in Abrede), keinen Schluß auf die Denkweise des Volkes in dieser Rücksicht zulassen würde. Keineswegs sind es, wie man erwarten sollte, wenn der Ur-

sprung der Bekleidung in der Schaamhaftigkeit läge, immer die Weiber für welche Kleidung als unentbehrlich gilt: bei vielen heidnischen Stämmen in Africa gilt sie, so arm und spärlich sie übrigens auch ist, als nothwendiger für den Mann (Barth, Reisen u. Entdeck. II, 473). Bei manchen gehen nur verheirathete Weiber nackt, nicht die Mädchen (ebendas. 467), wie auch in Australien die Mädchen eine Schürze tragen welche von den Weibern wieder abgelegt wird (Barrington a. a. O. 23), während bei den Guanchen gerade das Umgekehrte stattfand (Webb et Berthelot, Hist. nat. des Isles Canaries nach dem ältesten portugiesischen Berichte). Beides erklärt sich leicht aus entgegengesetzten Absichten: die Sitte der letzteren weist offenbar auf unverdorbenere Sitten und bessere moralische Vorstellungen hin als die der ersteren, bei denen die Verhüllung offenbar nur als Reiz wirken soll und die spätere Nacktheit darum als gänzliche Schaamlosigkeit erscheint.

Wie groß die Macht von Gewohnheit und Sitte in diesen Dingen bei allen Völkern ist, bedarf keines langen Beweises, nicht uninteressant sind jedoch einige der schlagendsten Beispiele. Auf den Marquesas schämt man sich durchaus nicht nackt zu gehen, aber es gilt für äußerst unanständig die Vorhaut nicht zuzubinden (Langsdorff, Bemerkk. auf e. R. um d. Welt. 1812. I, 137; Lisiansky, voy. round the world 1814, p. 85; Roquefueil, Journal d'un voy. aut. du m. 1823. I, 303); ebenso auf Neu-Zealand, wo daher wie auf vielen andern Inseln der Südsee, die Männer das Suspensorium abzulegen sich schämen (d'Urville, Voy. de l'Astrolabe II, 482). Dasselbe gilt von den sonst ausschweifenden Patagonen (Roquemaurel bei d'Urville, Voy. au Pole Sud I, 266). Beleidigt der eng anschließende Anzug europäischer Frauen das Anstandsgefühl des Chinesen, dem jene als nackt erscheinen, so tragen Fellahweiber, wie dieß auch sonst öfters in muhamedanischen Ländern vorkommt, oft kein Bedenken den ganzen Körper vor Männern zu entblößen, nur das Gesicht nicht. Die Tubori-Weiber in Central-Africa gehen ganz nackt bis auf einen schmalen Riemen um den Leib an welchem ein nur nach hinten herabhängender Zweig befestigt ist, bei dessen Verlust sie in Gesellschaft von der äußersten Schaam ergriffen werden (Vogel in Petermann's Mittheilungen 1857, S. 138). Es ist hier der Ort einer weit verbreiteten sonderbaren Sitte zu gedenken, der bei manchen Völkern

eine Coquetterie oder doch jedenfalls mehr eine scheinbare als wirkliche Schaamhaftigkeit zu Grunde liegt, während sie bei anderen mehr auf einem Scherze zu beruhen scheint der die Hochzeitgäste zu belustigen bestimmt ist. Bei vielen Araberstämmen, bei den Beduinen am Sinai, bei den Felatahs von Kano gehört es wie bei den Mongolen und verwandten Völkern wesentlich zur Heirathsceremonie daß sich die Braut zuerst sträube in das Haus ihres Mannes einzuziehen und sich erst nach längerem Zureden darein ergebe (Denham, Clapperton and Oudney, Narr. of trav. in Afr. 2d ed. 1826. I, p. XXXIX und II, 270; Burckhardt, R. in Nubien 1820, S. 211 ff.) Aehnliches kommt bei den Abessiniern und bei den Wakambas in Ost-Africa, auch bei manchen Malaienvölkern vor: die Braut muß (wenigstens scheinbar) mit Gewalt geraubt werden (Rüppell, R. in Abyssinien 1840. II, 50; Krapf in Nouv. Ann. des voy. 1851. II, 176; Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. 1820. I, 93 not). Bei den Araucanern pflegt dasselbe zu geschehen, jedoch mit Vorwissen des Vaters (Stevenson, R. in Arauco 1826. I, 36), während bei manchen nordamericanischen Völkern die Sitte fordert, daß das Mädchen zuerst den Bewerber abweise, ihre Jugend Armuth u. dergl. vorschütze (Say bei James, Acc. of an exped. to the R. mountains 1823. I, 123). Die Australier pflegen ihre Weiber aus einem Nachbarstamme zu rauben, wozu sie natürlich oft Gewalt brauchen müssen: es ist daher wohl nur einer Mißdeutung zuzuschreiben, daß man öfters behauptet hat (z. B. Turnbull, R. um d. Welt 1806, S. 42) körperliche Mißhandlung gehöre in Neu-Süd-Wales wesentlich zur Heirathsceremonie. Von den Weibern auf alle mögliche Weise gehindert und oft übel zugerichtet muß der Korjäke seine Braut erhaschen (Ausland 1855, S. 977), und der Neu-Zealänder der sie ebenfalls mit Gewalt fortschleppen muß, erhält sie nicht einmal zur Frau, wenn sie ihm glücklich entflieht (A. Earle, Narr. of a nine months' resid. in N. Z. 1832, p. 244).

Gehen wir von dem Familienleben und dem Geschlechtsverhältniß zur Betrachtung der geselligen Verhältnisse über wie sie sich bei Naturvölkern in weiteren Kreisen zu gestalten pflegen, so finden wir über diese nur Weniges zu sagen das für allgemein charakteristisch gelten könnte. Die Familien leben in der Regel, jede unter ihrem eigenen Haupte, in freier Selbstständigkeit nebeneinander und wachsen allmählich zu kleineren oder größeren Gesellschaften an, die so lange gar

keine bestimmte Verfassung haben als nicht entweder innerer Streit oder äußere Noth, namentlich Krieg, es dahin bringen daß einer oder mehrere Männer, an die sich die Uebrigen um Schutz und Hülfe wenden und um die sie sich schaaren, als leitende mächtige Persönlichkeiten aus der Masse hervortreten und sich an die Spitze stellen. Ihr Einfluß, der oft bloß auf persönlicher Anmaaßung beruht, geht aber nur so weit und dauert nur so lange als das Vertrauen oder die Geduld der Andern sich ihn gefallen lassen. Jeder einzelne erwachsene Mann bleibt auch einem solchen Häuptling gegenüber vollkommen unabhängig und frei in seinen Entschließungen, so daß er jeden Augenblick von ihm abfallen und gegen ihn auftreten kann, wenn er die Macht dazu hat, ohne daß dieß als ein Unrecht von seiner Seite erschiene. Daher sehen wir solche Völker ohne alle innere Organisation, fast nur durch äußere Umstände und die Gewohnheit des Zusammenlebens zusammengehalten, hin und herschwanken zwischen einem Zustande fast gänzlicher Willkür und Ungebundenheit der Einzelnen und einem Zustande fast despotischen Druckes, unter welchen sie zeitweise gerathen, wenn eine einzelne kräftige und gewaltsame Natur an die Spitze tritt der niemand Widerstand zu leisten wagt. Aber dieser Druck findet eine Grenze an der Leichtigkeit mit welcher einzelne Familien sich von ihrem Stamme abtrennen und fortziehen können, wenn er zu lästig wird: er wird deshalb in der That fast nie sehr bedeutend. Es ist eine falsche Auffassung der Verhältnisse, wenn man anstatt dieses Schwanken der gesellschaftlichen Verfassung der culturlosen Völker anzuerkennen und auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen, vielmehr eine Reihe von bestimmten Entwickelungsstufen der Gesellschaft bei ihnen hat nachweisen wollen (Hugh Murray).

Der Streit in welchen Einzelne miteinander gerathen wird entweder durch einen Dritten entschieden, sei es daß dieser sich selbst als Autorität aufstellt oder daß man durch sein Ansehen bewogen ihn dazu erwählt, oder es geschieht dieß bei drohenderen und wichtigeren Fällen in allgemeiner Versammlung, oder endlich, was das Gewöhnlichste ist, es wird ganz und gar den Betheiligten selbst überlassen die Sache auszufechten. An die Stelle des Einzelkampfes treten bei sehr vielen Völkern Ordalien, deren Entscheidung oft in betrügerischer Weise vorbereitet wird. Der mit aller Erbitterung verfolgte Streit Einzelner verwickelt nicht selten ganze Familien und Stämme in Fehden, die besonders in

Folge der fast nie aufgegebenen, obwohl jahrelang aufgeschobenen Rache sich endlos in die Länge ziehen. Außerdem ist es hauptsächlich entweder der Aberglaube oder es ist Hunger und Noth welche zum Kriege führen. Abgesehen von den letzteren Fällen, in denen es sich um die eigene Existenz und den Besitz des Landes handelt von welchem diese abhängt, sind die Kriege trotz der Wuth mit welcher sie geführt werden, oft von nur geringen Verlusten an Menschenleben begleitet.

Die religiösen Vorstellungen der Naturvölker haben wir früher schon so weit charakterisirt als sie eine allgemeine Schilderung zulassen (S. 324 f.). Sie beruhen auf einer Personification imponirender Naturgewalten oder vielmehr auf einer Personification aller derjenigen Einzeldinge in der Natur von denen der Mensch sein Schicksal abhängig glaubt, indem er vorzüglich dessen ungünstige Wendung in jedem besonderen Falle der Thätigkeit selbstständiger Geister zuschreibt die in den Dingen dauernd oder bloß zeitweise ihren Sitz haben. Undankbar wie der Mensch immer ist gegen das Glück, auch schon im Naturzustande, sieht er im Gelingen seiner Pläne und in der Erfüllung seiner Wünsche überhaupt, entweder nur den regelmäßigen Lauf der Natur der sich von selbst versteht, oder die nothwendige Frucht seiner eigenen Umsicht Geschicklichkeit und Kraftanstrengung: seine Naturansicht, die ganz und gar zusammenfällt mit seiner religiösen Ansicht der Dinge, gestaltet sich daher für ihn ursprünglich so, daß unter den Geistern welche die Welt beleben und die Schicksale der Menschen lenken, die bösen entweder ausschließlich hervortreten — wie z. B. von den Indianern von Caracas behauptet wird, daß sie nur an ein böses Urwesen glauben (Depons im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIX, S. 143) — oder doch in so großem Uebergewichte stehen, daß die guten fast ganz unbemerkt bleiben; wird die Existenz dieser letzteren auch nicht geradezu geleugnet, so finden sie doch keine weitere Berücksichtigung, da sie ihrer Natur nach dem Menschen freundlich gesinnt, ihm keine Veranlassung geben durch Gebete, Opfer oder andere Cultushandlungen ihnen zu dienen oder sich auch nur in Gedanken weiter mit ihnen zu beschäftigen. Daß diese Geister ganz nach der Analogie der menschlichen Natur überhaupt und des Individuums insbesondere gedacht werden dessen Phantasie sie sich schafft, ergiebt sich unmittelbar aus der Entstehungsweise dieser religiösen Vorstellungen selbst und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Religion des Naturmenschen ist demnach ein durchaus roher

systemloser Polytheismus* ohne Poesie und selbst ohne Mythologie, oder vielmehr ein düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem

---

* Rougemont dagegen (Le peuple primitif 1855) sieht den Monotheismus als die ursprüngliche Religion an die dem Menschen durch eine Ur-Offenbarung mitgetheilt worden sei. Aus ihm sollen durch den Pantheismus als Uebergangsstufe die polytheistischen Religionen vermöge eines Ueberflusses von religiösem Leben und eines Ueberreichthums an poetischer Begeisterung hervorgegangen sein. Diesen primitiven Monotheismus, die Ur-erinnerungen der Völker an die Geschichten des Alten Testamentes, sucht er in den confusen Legenden der Naturvölker nachzuweisen, indem er ihnen durch symbolische Deutung einen kosmogonischen Sinn unterschiebt und in diesen kosmogonischen Mythen überall denselben Hauptinhalt nachzuweisen strebt. Allerdings finden sich in diesen Dingen merkwürdige Uebereinstimmungen bei den entlegensten Völkern nicht selten. Die größte Allgemeinheit haben die Fluthsagen, vor Allem in America (vgl. Rougemont II, 453 ff.) — was freilich nicht beweist daß es eine und dieselbe ungeheuere Fluth gewesen sei von welcher die Sagen so vieler Völker erzählen. Den Sagen roher Völker durch symbolische Deutung einen tieferen Sinn unterzulegen, sie dadurch rational und interessant zu machen und wenigstens scheinbar unserem Verständniß näher zu bringen, hat immer einen gewissen Reiz, es ist dies aber in den meisten Fällen gewiß ein verkehrtes Bestreben; denn 1) kennen wir von ihnen bis jetzt nur kleine Fragmente, deren Zusammenhang in einem größeren Ganzen — wenn es ein solches bei jenen Völkern jemals gegeben hat — erst die Berechtigung zu einer solchen Deutung überhaupt und zu der besonderen Art ihrer Deutung im Einzelnen enthalten könnte; 2) sind die Sagen die sich bei rohen Völkern finden meist so veränderlich daß sie kaum von zwei Individuen auf gleiche Weise erzählt werden. Es werden nachweislich von Einzelnen dergleichen Erzählungen zur Unterhaltung erfunden oder umgebildet und der Erfinder hat oft dabei ganz bestimmte persönliche Zwecke, er will einen gewissen Einfluß auf Andere erlangen: Urerinnerungen des Volkes darf man daher in ihnen nicht suchen. 3) Die genauere Betrachtung der religiösen Meinungen der Naturvölker verbietet es geradezu ihren meist sehr insipiden Legenden einen tieferen und namentlich kosmogonischen Sinn unterzulegen. 4) Es ist psychologisch ebenso unmöglich daß es eine Tradition der Urgeschichte des Menschengeschlechtes giebt als daß der Einzelne sich der Geschichte seiner ersten Lebenstage und seiner eigenen Geburt erinnert. 5) Was aber endlich die Uebereinstimmungen in den Sagen betrifft, so beweisen sie, wenn in größerer Zahl vorhanden, allerdings etwas für eine alte Verbindung der betreffenden Völker, obwohl für sich allein noch nichts für gemeinsame Abstammung. (Man kann aus diesem Gesichtspunkte z. B. wohl fragen ob Einwanderer aus Asien, etwa Buddhisten, einst nach Mexico gekommen sind, nicht aber ob die alten Mexicaner aus Ostindien oder China stammen.) Viele Uebereinstimmungen aber sind bloß scheinbar, theils erst durch die untergelegte symbolische Deutung der Sagen selbst entstanden, theils dadurch daß Nebensachen willkürlich zur Hauptsache gemacht werden; viele mögen darauf beruhen daß der Zusammenhang der einen Sage mit anderen uns unbekannt ist, noch mehrere darauf, daß der Mensch an verschiedenen Punkten der Erde den Naturmächten gegenüber in dieselbe Lage kam und durch diese zur Erfindung ähnlicher Sagen hingeführt wurde.

ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird. Auch in diesen Religionen hat man einen Stufengang der Entwickelung erkennen wollen der sich erfahrungsmäßig nicht bestätigt. Wuttke (Gesch. des Heidenthums I, 50) bezeichnet als die erste Stufe der Naturreligion die Vergötterung der Naturdinge, welche sich wieder als Verehrung der gestaltlosen Elemente, der Pflanzen und Thiere (letzterer theils als feindseliger Gewalten theils als Künstler, wie Spinne, Biber u. s. f.) oder der Himmelskörper zeige; die zweite sei der Fetischismus, die dritte der Dämonencultus, das Schamanenthum. Dieß Alles ist viel zu künstlich, ein leerer logischer Schematismus, dem die Thatsachen nicht entsprechen. Der Geisterglaube des Negers, den man als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, ist zwar vielfach in Rücksicht seines Inhaltes von dem des Australiers, Americaners und anderer rohen Völker verschieden, aber die Unterschiede sind nicht wesentlich, sie treffen nicht das Princip der Religion, vielmehr ist die Gesammtauffassung der Natur und das Verhältniß in das sich der Mensch zu der Geisterwelt setzt die sie belebt, in der Hauptsache so sehr überall das nämliche, daß man über die ungeheuere Gleichförmigkeit erstaunt die man bei so weit entlegenen Völkern in der Ausbildung dessen findet was den innersten Kern ihres geistigen Lebens ausmacht — ein Verhältniß das in der That unerklärlich sein würde, wenn wir hier nicht wirklich eine Lebensform vor uns hätten die dem Naturzustande des Menschen, in welchem alle in gleicher Weise zusammentreffen müssen wenn sie zu einer Art gehören, wenigstens sehr nahe kommt.

Um unsere allgemeine Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker zu vollenden, haben wir noch ihren Sinn für das Schöne in Betrachtung zu ziehen. Die große Verschiedenheit des Geschmackes ist indessen so bekannt und allgemein anerkannt, daß wir auf diesem Gebiete nur weniges Gemeinsame zu finden erwarten werden, da die Individualität, die besondere Lebenslage und Naturumgebung, die historischen Schicksale eines Volkes in dieser Rücksicht in noch höherem Grade maßgebend zu sein scheinen als in Bezug auf die Entwickelung der moralischen Gefühle. Schon die Symbolik der Farben, welche auf der unwillkürlichen gefühlsmäßigen Deutung beruht die wir ihnen unterlegen, ist bei den einzelnen Völkern verschieden, obwohl sich hier und da auch interessante Uebereinstimmungen in dieser Hinsicht finden.

Die Farbe der Trauer beim Tode naher Angehörigen ist Gelb in einigen asiatischen Reichen, Braun bei den Persern, Grau bei mehreren arabischen Stämmen, Blau bei den Türken, Weiß bei den Chinesen Anamesen und Siamesen, wie Virey bemerkt hat (Hist. nat. du genre humain. 1834. III, 86 not.). Dunkelblau ist die Trauerfarbe in Elmina, (Boudyck, S. 180) Dunkelblau und Schwarz die der Quichuas (Tschudi, Peru, Reiseskizzen. 1846. II, 353). Die Australier bemalen sich zur Trauer mit Weiß in mannigfaltiger Zeichnung am ganzen Körper oder auch nur mit einem Striche der über die Stirn oder über die Nase und die Backen geht (Baker, Sydney and Melbourne 1843. p. 150 u. Andere). Auch die Omahaws bemalen sich weiß zur Trauer (Say bei James, Acc. of an exped. to the Rocky mount. under M. Long. Philad. 1823. I, 282), während sonst in großer Allgemeinheit bei den Eingeborenen von Nordamerica Schwarz die Farbe der Trauer, Roth die des Krieges ist. Das Letztere findet in gleicher Weise bei den Mandingos in der Gegend von Sierra Leone statt, denen Weiß als Symbol des Friedens gilt (Matthews, R. nach S. Leone 1789. S. 89). So ist bei den Aschantis und manchen andern Negervölkern die weiße Farbe das Zeichen der Freude: an dem Wochentage den sie als ihren Geburtstag feiern, malen sie sich weiß — (Halleur, d. Leben der Neger Westafrica's 1850. S. 31). Priester Gesandte und Krieger tragen bei den Yebus weiße Kleider (d'Avezac, Notice sur le pays et le peuple des Yébus in Mém. de la soc. ethnol. II, 70), wie auch sonst in Africa häufig sich weiß kleidet wer einen Proceß gewonnen hat oder für unschuldig erklärt worden ist. Gerade umgekehrt wie andere Negervölker stellen sich die Eingeborenen von Elmina den guten Gott weiß, den bösen schwarz vor (Boudyck, Voy. à la côte de Guinée 1853. p. 179). Bei den Feuerländern ist Weiß die Farbe des Krieges, Roth die des Friedens und der Freundschaft (King and Fitzroy, Narr. of the surveying voy. of the Adv. and Beagle 1839. II, 177). Gelb, die Lieblingsfarbe der Malaien und der niedrigsten Hindukaste (Crawfurd), ist zugleich die Farbe der Priesterkleidung bei den Birmanen.

Auch in der Beurtheilung der menschlichen Schönheit herrscht derselbe Mangel an Uebereinstimmung. Zwar hat Crawfurd (Hist. of the Ind. Archip. 1820. I, 22) behauptet daß die Ansicht der Malaienvölker in dieser Hinsicht mit der unsrigen zusammenträfe, und

man hat auch sonst oft die Ansicht aufgestellt daß wenigstens das Ideal der Schönheit bei allen Völkern dasselbe sei. Dieß ist aber entschieden unrichtig. Zu rasch schließt freilich Desmoulins (Hist. nat. des races hum. 1826. p. 229) aus den bedeutenden Abweichungen, welche die Skulpturen Porträts und Götterbilder der Chinesen und alten Mexicaner von dem griechischen Ideale der menschlichen Schönheit zeigen, daß der Geschmack dieser Völker von dem unsrigen wesentlich verschieden sei; denn, obwohl er in der Sache selbst Recht hat, so läßt sich dieß doch aus Porträts und schematischen Bildern des Cultus nicht beweisen, weil es mindestens sehr zweifelhaft ist ob in diesen Fällen das was für schön galt wirklich dargestellt werden sollte. Dagegen wird bestimmt versichert daß die Neger, welche zum Theil den Teufel sich weiß vorstellen, glänzend schwarze Hautfarbe, dicke Lippen und Plätschnasen am schönsten finden (Moore, Trav. into the Inland parts of Afr. 1730. Lond. 2d ed. s. a. p. 93), und daß die Tahitier, denen der Name „Langnase" als ein Schimpfwort gilt, ihren Kindern um der Schönheit willen Stirn und Nase platt drücken (King and Fitzroy, II, 527). So weist auch die künstliche Verunstaltung des Kopfes und namentlich die Abplattung des Stirntheiles, die das Zeichen der Vornehmen und Freien bei so vielen americanischen Völkern war, auf eine wesentlich verschiedene Vorstellung von Schönheit bei ihnen hin. Ein australisches Weib das ein Kind von einem Weißen hatte, räucherte es und rieb es mit Oel und Schmutz ein um ihm eine dunklere Farbe zu geben (Barrington a. a. O. S. 32). Nicht weiße Hautfarbe, sondern ein gelbes Mädchen gilt auf Java für eine Schönheit (Pfeyffer, Skizzen von der Insel Java 1829. S. 41; Selberg, R. nach Java 1846. S. 182). Auch weiße Zähne zu haben „wie die Hunde" anstatt schwarz gefärbter, gilt hier für schimpflich und häßlich, wie die Eingeborenen von Nordamerica vegetabilische Nahrung überhaupt als thierisch verachten. Ein Diener des Königs von Cochinchina erzählte verächtlich von der Frau des dortigen englischen Gesandten (1821), sie habe Zähne (weiß) wie ein Hund und eine Farbe (rosig) wie Patatenblumen (Laplace, Voy. autour du monde 1833. II, 463).

Daß fast noch mehr als die Vorstellungen von Schönheit und Häßlichkeit die von Anstand und Höflichkeit verschieden sind, bedarf keines Beweises. Die letztere ist bei Völkern die meist auf dem Kriegsfuße

mit ihren Nachbarn leben, bei der Begrüßung meist nur Folge der Vorsicht und des Mißtrauens gegen Fremde: so bei den americanischen Indianern, den Australiern, den Danakil in Africa (Johnston, Trav. in S. Abyssinia 1844. I, 154) und Anderen. Als Curiositäten der Sitte, die sich jedoch aus verschiedener Auffassung der Sache leicht erklären, wollen wir hier nur anführen, daß man bei den Malaienvölkern aus Höflichkeit den Kopf bedeckt und um seine Ehrfurcht zu bezeigen den Rücken wendet und die Augen an den Boden heftet (Crawfurd, I, 98), daß auf Sumatra bei den Malaien selbst die Nennung des eigenen Namens für unhöflich gilt, daß auf Java wie auf den östlichen Carolinen (Freycinet, II, 133) der Niedere vor dem Höheren nicht aufrecht stehen bleiben darf (Raffles), während ihm sonst in der ganzen Südsee die Sitte verbietet zu sitzen (Wilkes). Sehr eigenthümlich ist es daß die Arowaken in der Unterhaltung aus Höflichkeit einander nicht ansehen, weil die Hunde dieß thun, wie sie sagen (Quandt, Nachr. v. Surinam 1807. S. 267).

Endlich haben wir noch den bei rohen Völkern so allgemeinen Mangel an aller Reinlichkeit zu erwähnen, die in den Augen des civilisirten Menschen wenigstens die erste Bedingung menschlicher Schönheit ist. Nicht überall beruht er auf bloßer Vernachlässigung, denn der Schmutz ist bisweilen ein nicht unwesentliches Schutzmittel gegen die Kälte. Seltener ist er grundsätzlich, wie in Hamaruwa am Binue (Tschadda), wo die Weiber der Fulahs reinlicher sind als die Männer und größere Mühe darauf verwenden namentlich ihr Haar zu flechten und zu schmücken, wogegen diese als Krieger und Eroberer Reinlichkeit und Putz verachten (Crowther in Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 225). Wie die Beurtheilung dieser Dinge ganz und gar von der Gewohnheit und Sitte beherrscht wird, zeigt sich namentlich an den Sandwichinsulanern, die ihre Läuse vom Kopfe ablesen und verzehren, sich aber vor Ekel nicht überwinden können aus einer Schüssel zu essen in der eine Fliege ertrunken ist (Stewart, Journal of a resid. in the Sandw. Isl. 1828, p. 156).

Wir haben im Vorstehenden den Naturzustand des Menschen aus zwei völlig verschiedenen Standpunkten zu beleuchten gesucht, indem wir uns fragten auf welche Weise derselbe abgesehen von aller Erfahrung und nach möglichst vollständiger Abstraction von aller Cultur zu denken sei, dann, was die Erfahrung über die Beschaffenheit des

geistigen Lebens der Völker lehre, von denen man vermuthen muß daß sie dem Naturzustande sehr viel näher stehen als die civilisirten. Die Beantwortung beider Fragen ist in so hohem Grade übereinstimmend ausgefallen, daß wir jetzt zuversichtlich die culturlosen Völker wenigstens im Allgemeinen, nämlich alle von denen sich nicht wahrscheinlich machen läßt daß sie in früherer Zeit auf einer höheren Bildungsstufe gestanden haben, als Naturvölker bezeichnen dürfen. Diese Berechtigung erhalten wir ferner auch noch durch den Umstand, daß einzelne Spuren desjenigen Zustandes den wir als den ursprünglichen erkannt haben, sich sehr bestimmt auch im Leben der Culturvölker nachweisen und verfolgen lassen, ganz wie wir erwarten müssen, wenn wir den Naturzustand richtig geschildert haben, denn durch Cultur wird sich die Natur des Menschen zwar heben und veredeln, aber nie vollständig überwältigen und bis zur Unkenntlichkeit umbilden lassen.

Die Thatsachen welche wir anzuführen haben um auch noch auf diesem Wege die Richtigkeit unserer Auffassung des Naturzustandes darzuthun, lassen aber zugleich noch einen zweiten Gesichtspunkt zu der von noch größerer Wichtigkeit ist. Sie bezeugen nämlich auf unzweideutige Weise daß die größten Unterschiede die in der Entwickelung des geistigen Lebens der Völker vorkommen, keine specifische Bedeutung haben, sondern durchaus flüssig sind, daß es nirgends feste Grenzen zwischen den verschiedenen Bildungsstufen der Völker giebt, da sie auf die mannigfaltigste Weise ineinander übergreifen, daß also unsere psychologische Betrachtung das Menschengeschlecht in mehrere Arten zu theilen uns verbietet.

Der civilisirte Europäer ist gewohnt den sog. Wilden so tief unter sich zu sehen daß ihn selbst mit diesem zu vergleichen ihm fast eine Frechheit dünkt; und doch lassen sich im Schooße der Civilisation Spuren einer Denkweise und Reste von Sitten in größerer Ausdehnung aufzeigen, welche nicht minder als die vielfachen Beispiele des Zurücksinkens gesitteter Menschen in gänzliche Verwilderung, beweisen daß zwischen beiden eine nahe Verwandtschaft besteht.

Allerdings läßt sich die Ansicht Prichard's (III, 332) daß die ältesten Einwohner des jetzt so hoch civilisirten Europa in keiner Beziehung denen von Africa überlegen waren, mit thatsächlichen Gründen so schwer erweisen als bestreiten, denn bei unserer Unkenntniß

der Urgeschichte, wird die Entscheidung über diesen Punkt immer hauptsächlich von der Vorstellung abhängen die man sich von dem Naturzustande des Menschen entwirft. An innerer Wahrscheinlichkeit gewinnt indessen die Sache schon dadurch, daß es noch jetzt, wie versichert wird, in Irland Districte giebt und noch größere sogar im Herzen von Frankreich (?) deren Civilisation man kaum höher stellen kann als die vieler Negervölker, und daß eine Vergleichung der freien Negerbevölkerung in den großen Städten der Vereinigten Staaten, namentlich in New York und Philadelphia, mit jenen Irländern entschieden zum Vortheile der ersteren ausfallen würde (Quarterly Review 1849. Dec. p. 29). Stephens (Incidents of trav. in Greece, Turkey, Russia 1842. ch. 16) hat bemerkt, daß er sich durch den Anblick der russischen Bauern und eine Vergleichung derselben mit den Negern in der griechischen und türkischen Armee genöthigt gesehen habe die Theorie von der Superiorität der weißen Raçe fallen zu lassen — und Stephens ist Americaner! Was in diesen Fällen hauptsächlich großer socialer Druck bewirkt hat, das bewirkt anderwärts die Isolirung größerer oder kleinerer Gesellschaften, ihr Mangel an Verkehr mit der civilisirten Welt und an Verstärkung durch neue Ankömmlinge aus dieser im Bunde mit dem Einfluß der Naturumgebung. Was würde aus den überseeischen Kolonieen selbst der zähen und fast unverwüstlichen Engländer geworden sein ohne diesen Verkehr und ohne beständige Zufuhr civilisirter Menschen aus dem Mutterlande? Trotz alles natürlichen Fortschrittsgeistes den man der weißen Raçe zuzusprechen liebt, dürfen wir unbedenklich antworten: sie würden entweder zu Grunde gegangen oder in kurzer Zeit gänzlich verwildert sein. Die schlagenden Beweise liegen überall vor wo jene Bedingungen des Verkehrs und der Zufuhr neuer Individuen unerfüllt oder nur ungenügend erfüllt geblieben sind.

In den Ebenen von Cordova und San-Luis (Argentinische Republik) herrscht die reine spanische Raçe vor, die Mädchen sind sehr häufig von vollkommen weißer rosiger Farbe und zartem Baue. Hier isolirt haben sich aber die Spanier nicht thätiger und der Civilisation nicht geneigter gezeigt als die Urbewohner des Landes. Die deutsche und schottische Kolonie im Süden von Buenos-Ayres bildet mit ihren netten blühenden und reinlichen Dörfern zu dem Zustande in welchem jene leben, einen starken Contrast (Sarmiento a. a. O.) Die Creo-

len der La-Plata-Staaten überhaupt, freilich zu einem großen Theile Mischlinge, sind ganz so faul gottlos und schmutzig als die Indianer. Windmühlen gehen weit über ihr mechanisches Talent und trotz der ungeheueren Fruchtbarkeit des Bodens findet sich bei keinem Posthause auf der Straße von Buenos-Ayres nach Barranquitos auch nur ein Garten. Außer in den Dörfern selbst wird auch nicht das kleinste Stückchen Land angebaut. Läuse zu suchen ist das besondere Vergnügen der Weiber, sie werden als Leckerbissen oft von den gemeinen Spanierinnen in Paraguay angeboten (Dobrizhoffer, Gesch. der Abiponer. 1783. II, 445; Rengger, R. nach Paraguay. 1835, S. 393), der Schmutz ist ungeheuer und wie die Reinlichkeit fehlt diesen Menschen selbst die Neugierde. Dieselbe Schilderung wird von den Bewohnern von Tucuman entworfen (Miers, Trav. in Chile and La Plata. 1826. I. 28, 30, 214; Andrews, Journey from B. Ayres through Cordova etc. 1827. I, 187). Die Indianer von Rioja sind einfache offene nüchterne Menschen, deren Streitigkeiten nie blutig werden; fleißiger ausdauernder und treuer in der Arbeit als die dortigen spanischen Creolen halten sie auch ihre Feste von den Rohheiten frei welche von den letzteren bei solchen Gelegenheiten begangen zu werden pflegen (French im J. R. G. S. IX, 398). Viele der gewöhnlichsten Geräthe und Werkzeuge der Chilesen, Wagen Pflug Webstuhl, sind äußerst mangelhaft und unbeholfen, kaum besser als die der Indianer; die Säge wird überhaupt nur wenig von ihnen gebraucht, statt derselben meist die Axt (Gardiner, Visit to the Ind. on the frontier of Chili. 1841, p. 155 ff., 163). Von den Araucanern werden sie beschämt durch größere Sorgfalt des Landbaues (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852. I, 150). Jene sind sehr reinlich an ihrer Person (Stevenson, R. in Arauco. 1826. I, 5): durch mehrmaliges tägliches Baden und durch Reinlichkeit in den Dörfern übertrifft der Indianer der Tropen in America sehr weit den dorthin verpflanzten Südeuropäer (Pöppig, R. in Chile, Peru. 1835. II, 352, 354). In der Nähe von Talcahuano (Chile) fand d'Urville (Voy. au Pole Sud III, 47 und not. 22, 23) eine so schmutzige Wirthschaft und so elende Hütten, daß diese mit den Wohnungen der Polynesier nicht in Vergleichung gestellt werden konnten. Nachdem Helms die faulen Creolen von Süd-America geschildert hat, setzt er hinzu (Trav. from B. Ayres by Potosi to Lima 2d ed. 1807, p. 15, 36): „die Indianer

sind in der That die einzige fleißige Menschenklasse hier." Die Kolonisten in den Llanos von Caracas sind zu faul um Brunnen zu graben, obgleich sie wissen daß fast überall in 10 Fuß Tiefe die schönsten Quellen zu finden sind. „Nachdem man die eine Hälfte des Jahres an den Folgen der Ueberschwemmungen gelitten hat, setzt man sich in der andern Hälfte dem peinlichsten Wassermangel geduldig aus" (Humboldt und Bonpland, R. III, 373). Noch heute findet man in Neu-Spanien blühende Indianerdörfer mit vortrefflichem Landbau neben miserabeln Dörfern weißer Creolen in unangebauten Wüsten (Duflot de Mofras, Expl. de l'Orégon, des Calif. 1844. I, 7), und die spanischen Californier, welche Simpson (Narr. of a journey round the world 1847) als sehr tiefstehend und faul beschrieben hat, bedienen sich noch immer als einzigen Fahrzeuges des schlechten Kahnes der Indianer und eines elenden Pfluges. In Brasilien hat man selbst auf der großen Straße von Rio Janeiro nach Villa ricca für Brückenbau keine Sorge getragen und der Ackerbau wird dort meist ganz so betrieben wie von den Indianern: man brennt den Wald ab, säet, sammelt ein und verläßt das Land nach einigen Ernten wieder (A. de St. Hilaire, Voy. dans l'intér. du Brésil. 1830. I, 191 ff.). Der brasilianische Bauer, namentlich in den mittleren und nördlichen Provinzen des Reiches ist stolz und faul zugleich, er verachtet alle Arbeit als unehrenhaft und scheut sie zugleich, weil er sie nicht nothwendig hat, er kennt keinen Wohlstand, für Wohnung und Kleidung sorgt er schlecht, weil Kälte und Nässe leicht von ihm ertragen werden (Rendu, Etudes top. méd. et agron. sur le Brésil. 1848, p. 24 ff.), seine religiösen Vorstellungen — der Glaube an Waldgeister und andere Gespenster beherrscht ihn ganz — sind fast ebenso abgeschmackt als die der Botokuden (Prinz Max, R. nach Brasil. 1820. II, 59). Die Kinder der im Sertajo sich niederlassenden Portugiesen werden indolent und verschwenderisch, ihre Fazendas verfallen. Unwissenheit und Aberglaube (der Glaube an Hexerei, Gespenster, Amulete) sind allgemein, sie haben alle Menschenwürde verloren und gehen aus ihrer Apathie nur heraus um sich der gröbsten Wollust hinzugeben. Mitleidig friedlich und gastfreundlich zwar, sind sie doch ohne alle geistige und moralische Regsamkeit. Spiel und Weiber sind die einzigen Gegenstände ihres Interesses und es giebt hier einzelne portugiesische Flüchtlinge welche Religion und Ehe, die Kenntniß des Geldes und den Gebrauch des Salzes vergessen

haben (A. de St. Hilaire a. a. O. II, 304 ff.). In Goyaz steht es nicht besser: die dortigen Kolonisten sind durch Trunk und Ausschweifungen in früher Jugend entnervt, das Concubinat ist bei ihnen so verbreitet daß der Ehemann in Villaboa ein Gegenstand des Spottes ist. Die Armuth ist groß, die Faulheit außerordentlich, Betrug, besonders durch Fälschung des Goldes sehr allgemein — ähnlich in den andern Minendistricten und in allen Goldländern überhaupt (A. de St. Hilaire, Voy. aux sources du R. S. Francisco 1847. I. 127, 173, 218, 316, 373 ff.; II. 75, 243 f.): auf den Golddurst und die Arbeit folgt Reichthum und Verschwendung, endlich Erschlaffung, Elend, Armuth und alle Laster. Auf den Inseln Fernando Noronha besteht seit langer Zeit eine portugiesische Verbrecherkolonie. Von Ackerbau findet sich dort keine Spur und es fehlt selbst an jeder Vorstellung von einer möglichen Verbesserung des kläglichen Zustandes. Die Leute rauchen spielen und liegen in den Hängematten; sie haben nur eine elende Fähre, nicht einmal ein Boot, so daß Webster (Narr. of a voy. to the S. Atlantic Ocean 1834. II, 23) erstaunt ausruft: Ist es möglich daß diese Menschen die Nachkommen jener seefahrenden Portugiesen sind, welche Wunder thaten in der Schifffahrt? In Africa ist fast allerwärts der Zustand in welchem die Portugiesen leben ein gleich trauriger und verkommener. In den Küstengegenden des Westens, wo sie sich im 16ten Jahrhundert angesiedelt und mit den Negern vielfach gemischt haben, sind sie zum Theil sehr zahlreich, leben in den Wäldern und ihr verderblicher Einfluß ist es hauptsächlich der die Ausbreitung der Macht der Neger-Republik Liberia unter den Eingeborenen beschränkt (Foote, Africa and the American flag. N. York. 1854, p. 72). Die Faulheit der Portugiesen auf der Ostküste von Africa scheint ganz denselben Grad zu erreichen wie die der Neger selbst, sie streben nur nach einer Existenz die ihnen in jeder Hinsicht so wenig Anstrengung kostet als möglich (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. II, 13). Die Greuel ihrer Herrschaft und ihre gänzliche Verwilderung im Lande schildert u. A. Omboni (Viaggi nell' Afr. occ. Milano. 1845, p. 100). Kaum erfreulicher sind die Zustände der Europäer auf den Bandainseln (Kögel im Ausland 1857, S. 1066).

Fast alle Kolonieen der Spanier und Portugiesen sind gleichsam im Wettstreite miteinander begriffen zu beweisen, wie wenig diese Völ-

ker geeignet sind die europäische Civilisation in andere Erdtheile zu verpflanzen, da sie vom Mutterlande getrennt nicht einmal die Cultur welche sie mitgebracht haben, selbst festzuhalten vermögen. Wesentlich fähiger hierzu haben sich freilich die Engländer und Franzosen gezeigt, aber man wird diese Fähigkeit auch bei ihnen nur zum kleineren Theile in ihrer Stammeseigenthümlichkeit als solcher, zum größeren aber in der Sorgfalt zu suchen haben mit welcher die Regierung des Mutterlandes stets bemüht gewesen ist eine innige Wechselwirkung und einen lebhaften Verkehr der Kolonieen mit der civilisirten Welt aufrecht zu halten. Dennoch hören wir daß z. B. auf Mauritius, dessen Bevölkerung hauptsächlich französisch ist, der Zustand des Landbaues vor dem Eintritt der englischen Herrschaft (1810) so schlecht war wie in den spanischen Kolonieen: man hatte fast keinen Pflug, düngte die Felder nicht u. s. f. (d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice. 1838. I. 305 ff.).

Man wird uns einwerfen, daß wenigstens in mehreren der angeführten Beispiele nur von einer Mischlingsbevölkerung die Rede sei, nicht von reinen Europäern. Aber es wird dafür auf der anderen Seite auch zugegeben werden müssen, daß das europäische Blut trotz der Raçenverbesserung die, wie man anzunehmen pflegt, durch dasselbe herbeigeführt wurde, nicht die Macht besessen hat die Mischlinge auch nur um eine geringe Stufe über die reinen Eingeborenen zu erheben, und daß selbst in Fällen in denen entweder gar keine oder eine nur unbedeutende Mischung stattgefunden hat, die Versunkenheit der Bevölkerung dennoch ganz denselben Grad erreicht hat. Die Behauptung daß der Europäer allein fähig sei die Initiative der Civilisation zu ergreifen und daß der Trieb hierzu als eine Eigenthümlichkeit seines Raçencharakters selbst zu betrachten sei, wird den beigebrachten Thatsachen gegenüber mindestens etwas schüchterner auftreten müssen als wir dieß gewöhnlich geschehen sehen, denn sie scheinen wenn nicht mehr, doch so viel zu beweisen daß der Weiße eben nicht viel unabhängiger von der Gunst der äußeren Umstände in seinen Culturfortschritten ist als der dunkler Gefärbte. Fassen wir vollends die Individuen in's Auge, so zeigt sich dieß deutlich genug.

Der Wilde, wenn er auch lange Zeit in civilisirter Gesellschaft lebt, pflegt sich nur wenig und meist nur oberflächlich zu ändern. Junge Australier die von frühester Kindheit an von Europäern erzogen wur-

den und das Leben ihrer Stammverwandten gar nicht kennen gelernt hatten, entliefen da sie älter wurden in die Wälder (Braim, Hist. of N. S. Wales 1846. II, 240), und man hat ähnliche Erfahrungen an den Eingeborenen von Nordamerica vielfach gemacht. Um aus ihnen nicht zu viel zu schließen muß man freilich bedenken, daß diese Menschen bemerken mochten welche traurige Rolle sie unter den Weißen immer spielen mußten und unter welchen von beiden, einander in jeder Beziehung so schroff gegenüberstehenden Menschenstämmen sie ihre näheren Brüder zu suchen hatten; auch ein instinctives Bedürfniß mag sie in's Freie hinaus und zu einer anderen Lebensweise als der anerzogenen getrieben haben. Civilisation ist wenn auch Kunst, doch nicht darum Verkünstelung und Unnatur, weil sie Mühe kostet und weil der rohe Mensch, sei er Europäer oder Africaner von Geburt, ihr ursprünglich aus allen Kräften widerstrebt — nach dem Gesetze der Trägheit; aber man muß hieraus auch ebensowenig beweisen wollen daß die Naturvölker überhaupt uncivilisirbar seien. Während nun der Wilde von Civilisation umgeben, sich dennoch ihr nicht anschließt, so kehrt dagegen der Civilisirte wenn er unter einem rohen Volke lebt, gewöhnlich schon nach kurzer Zeit in den Zustand der Rohheit zurück, den wir eben deshalb für den wirklichen Naturzustand des Menschen halten müssen. Verwilderte Europäer die mit den Eingeborenen Lebensweise Denkart und Charakter theilen, giebt es in Neu-Zealand viele (Mundy, Our Antipodes. 1852. II, 124). In Australien, in Nordamerica sind eine große Anzahl gleicher Beispiele vorgekommen, und es war in den meisten Fällen nicht Noth, sondern Vorliebe für ein durchaus ungebundenes Leben, es war freie Wahl welche jene Menschen der Verwilderung zuführte. Spanier von reinem Blute in einen Zustand tiefer Barbarei versunken, mit ganz verwilderter Sprache und ohne eine Spur von historischer Tradition sollen im Thale Simbura in einiger Entfernung von Carimango in der Provinz Loxa in Ecuador leben (Tschudi, D. Kechua-Sprache I. 8 not.). Völlig verwilderte Europäer, die als Cannibalen den Eingeborenen gleichstehen, hat man auf den Fidschiinseln gefunden (Ausland 1857, S. 936), wozu als Parallele erwähnt werden mag daß sich die Gewohnheit Menschenfleisch zu essen im 13ten Jahrhundert, anfangs in Folge von Hungersnoth, unter allen Klassen der Bevölkerung in Aegypten verbreitet hatte (wie sich nach Abd Allatif bei Humboldt u. Bon-

pland, R. IV, 373 angeführt findet). Solche Thatsachen sind bezeichnend genug für den Geist des Fortschrittes der dem Weißen angeboren sein soll und überheben uns jeder weiteren Erörterung.

Besonders in Rücksicht auf die moralischen Anlagen wird sich nicht behaupten lassen daß die weiße Raçe vor den übrigen bevorzugt sei, und doch sind es gewöhnlich gerade diese auf welche man sich beruft um zu beweisen daß es feste Unterschiede im geistigen Leben der verschiedenen Menschenstämme gebe, denn die Greuel die wir den Naturmenschen mit kaltem Blute und ohne Reue begehen sehen, die wir selbst zum Theil als Sitte bei ihm eingeführt finden, und die gefühllose Rohheit mit welcher er fast alle sittlichen Verhältnisse behandelt, haben etwas so Abstoßendes und Befremdendes für den Gebildeten, daß es nicht schwer ist ihn für eine solche Annahme zu gewinnen. Gleichwohl überzeugt man sich leicht von ihrer Unhaltbarkeit.

Wir brauchen uns zur Begründung dieser Ansicht nicht auf die Mordlust und die Greuelthaten der elenden Arnauten im Kriege Mohamed Ali's (Werne, Feldzug v. Sennaar nach Taka 1851, S. 116) oder im letzten russisch-türkischen Kriege, auf die der Hindus gegen die Engländer in der neuesten Zeit zu berufen — abgesehen von der niederen Culturstufe dieser Völker selbst, erklärt die Erbitterung des Kampfes diese Dinge und entschuldigt sie sogar bis auf einen gewissen Grad, sie läßt selbst den wahrhaft civilisirten Menschen inne werden daß auch in ihm noch ein Funke glimmt von der dämonischen Natur des Raubthieres. Sehen wir vielmehr ganz ab von Zuständen der Erbitterung und besonders von kurzen zeitweisen Aufwallungen, fassen wir das Leben der Europäer aber da in's Auge wo sie kein bürgerliches Gesetz mehr zu erreichen und in Schranken zu halten vermag. Wie die russisch-americanische Compagnie die Aleuten und sogar ihre eigenen Leute behandelt hat, kann man bei Langsdorff (II. 63, 80 ff.) lesen: mit jenen wie mit diesen ist sie schlimmer umgegangen als mit Sklaven. Trotz Krankheit und Elend sind sie zu Tode gearbeitet worden, die Todkranken hat man in feuchte Hütten gesteckt und sie weder mit Holz zur Feuerung noch mit brauchbaren Lebensmitteln versorgt. Die Europäer welche in Chartum am Nil wohnen, gehören den verschiedensten Nationen an und werden zum Theil als recht gebildete Leute bezeichnet; aber Russegger, Brehm und alle andern Reisenden schildern sie einstimmig als die schlechtesten und gewissen-

losesten Menschen von der Welt, die ohne Gesetze und Polizei als Sklavenhändler leben und allen Lastern ergeben sind ohne sich untereinander irgend eines übelzunehmen.

Das Schlimmste ist in allen solchen Fällen daß mit dem Sinken der Moralität, wie wir dieß überall geschehen sehen, auch das moralische Urtheil allmählich ganz und gar verwildert. Die Grenzbauern am Kap finden durchaus nichts moralisch Verwerfliches in den Mord- und Raubzügen die sie bisweilen unprovocirt gegen die Buschmänner unternommen haben, während sie es als die größte Abscheulichkeit bezeichnen, daß diese an Christen in gleicher Weise handeln, und ebenso richtig in allen Fällen urtheilen, bei denen sie selbst nicht betheiligt sind (Thompson, Trav. and adv. in S. Afr. 2d ed. 1827. I, 396). Es erinnert dieß lebhaft genug an den Buschmann, der von einem Unterschiede zwischen guten und bösen Handlungen nichts wußte, nach einigem Besinnen aber hinzufügte, es sei gut Andern ihre Weiber zu stehlen, aber böse, wenn Einem selbst ein Weib gestohlen werde. In einer ähnlichen Stellung zu den Indianern wie die holländischen Bauern zu den Buschmännern befanden sich die oft gepriesenen Pioniere des Westens in Nordamerica, und ihre Moral war dieselbe und ist es zum Theil noch jetzt. Die Grenzer von Old-Kentucky sind im Hasse gegen die Eingeborenen auferzogen und schießen diese ohne alle Gewissensskrupel überall nieder wo sie sie finden, während sie den Weißen gegenüber sich im Allgemeinen zu humanen Grundsätzen bekennen. Freilich gab es einzelne unter ihnen deren ganze Familie von den Indianern umgebracht wurde, und bestohlen wollen sie von ihnen auch nicht sein. Sie sehen daher die Indianer, mit denen doch ein friedliches Verhältniß bei klugem und vorsichtigem Benehmen des Ansiedlers nichts weniger als unmöglich ist, nur als Raubthiere an und behandeln sie als solche (Hoffman, A winter in the Far West. 1835. II, 30). Wir sehen in allen diesen Fällen den Europäer ganz nach dem Grundsatze verfahren der bei rohen Völkern so gewöhnlich ist, daß nämlich die Rache, wenn sie den Schuldigen selbst nicht erreichen kann, sich statt seiner an einen seiner Landsleute hält: so macht z. B. der Wüstenaraber ganz allgemein den Türken für den Türken, den Franken für den Franken, den Schwarzen für den Schwarzen verantwortlich (d'Escayrac, die afr. Wüste und d. Land der Schwarzen. 1855. S. 170). Wie es mit dem Gewissen und der Moralität der Sklavenbesitzer den Negern gegen-

über steht und mit der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten in diesem Punkte, daran braucht nur erinnert zu werden. Haben doch die katholischen Missionäre in Congo den Sklavenhandel der protestantischen Holländer und Engländer als einen Greuel angesehen, dem sie sich verpflichtet glaubten sich aus allen Kräften zu widersetzen, während sie nicht das Geringste dagegen hatten daß Congo-Neger als Sklaven von Katholiken in katholische Kolonieen geführt wurden (Zuchelli, Merkw. Miss. u. Reisebeschr. nach Congo. 1715. S. 226 ff.). In wie hohem Grade biegsam und wie leicht zu verbilden das moralische Urtheil überhaupt ist, wie sehr es sich den herrschenden Sitten und der Praxis des Lebens anschließt, dafür liefert zwar auch die Gegenwart hinreichende Beweise, nur verkennen wir meist durch Gewohnheit abgestumpft das Schlagende derselben, das uns nur bei bedeutenderen Abweichungen von unseren eigenen Sitten in die Augen fällt. So z. B. wenn wir hören, daß man in Java sehr nachsichtig über den Verführer des Weibes eines Andern urtheilt und in diesem Falle nur den Ehemann verspottet, wogegen der Verführer der Haushälterin eines Andern wegen dieses Vergehens gewöhnlich aus dem Kreise seiner Bekannten ausgeschlossen wird (Selberg a. a. O. S. 168). Greifen wir indessen nur um einige Jahrhunderte in die Vergangenheit der europäischen Culturvölker zurück, so tritt uns zum Theil auch eine wesentlich andere Moral und Moralität entgegen. Sklavenraub und Sklavenhandel, Grausamkeiten jeder Art gegen Nicht-Christen, gegen die uncultivirten Völker außerhalb Europa's, galten als durchaus unverfänglich. Wir begnügen uns nur darauf hinzuweisen, daß Eduard III. von England seinen „right noble lords and right honourable ladies" den Straßenraub und die Piraterie nicht aus Gründen des Rechts und der Moral, sondern nur deshalb verbot, weil diese Dinge den Einkünften der Krone schadeten und fremde Kaufleute abhielten in's Land zu kommen.

Man hat oft den Eingeborenen von America ihre Trunksucht als eine unverbesserliche moralische Schwäche vorgeworfen, die der rothen Raçe als solcher eigen sei und sie ihrem Untergange mit Nothwendigkeit entgegenführe. Dasselbe läßt sich mit gleichem Rechte und Unrechte auch von einer großen Anzahl anderer Naturvölker behaupten. Es ist hierin aber vielmehr nichts weiter zu sehen als ein einzelnes Beispiel der völligen Unwiderstehlichkeit welche die sinnlichen Begierden des

Menschen im Naturzustande besitzen, und namentlich da immer besitzen müssen wo allgemeine Sorglosigkeit um die Zukunft und gänzliche Bewußtlosigkeit über das Unmoralische und Entwürdigende des Lasters noch begünstigend hinzutreten. Ohne hier von dem hohen Grade von Selbstbeherrschung reden zu wollen dessen sich gerade die Indianer von Nordamerica in so vieler Beziehung fähig zeigen und ohne selbst der ernsthaften Anstrengungen im Einzelnen zu erwähnen die von ihnen selbst in späterer Zeit gemacht worden sind um dem Trunke zu steuern nachdem sie ihn einmal als verderblich erkannt hatten, beschränken wir uns darauf zu bemerken, daß auch bei Europäern ein massenweises Zugrundegehen durch den Trunk eben nichts Unerhörtes ist. Unter der niederen Klasse der Cap-Kolonisten giebt es nur wenige die keine Trunkenbolde sind (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835. I, 53 u. A.). Der größte Theil der ersten weißen Ansiedler am Derwent-Flusse in Vandiemensland ist in den besten Jahren in Folge dieses Lasters hingestorben, und auch für spätere Zeit (1831?) hat Roß im Hobbart Town Almanack behauptet daß die Hälfte aller Todesfälle direct oder indirect hierdurch verursacht sei (Laplace, Voy. autour du m. 1833. III, 478). Leugnet zwar Braim (Hist. of N. S. Wales. 1846. II, 317) daß Trunksucht in Neu-Süd-Wales in neuerer Zeit (1845) herrschend sei, während dieß Byrne (Twelve years' wanderings in the Brit. col. 1848. I, 136 ff.) für dieselbe Zeit mit Bestimmtheit behauptet, so flossen doch früherhin wenigstens ⅔ der Gesammteinkünfte dieser Kolonie aus den Einfuhrzöllen auf Spirituosen und es kamen dort im J. 1820 auf jeden Erwachsenen durchschnittlich 6, im J. 1829 aber fast 9 Gallonen — die im Lande selbst destillirten Getränke noch abgerechnet (Meinicke, d. Festland Australien. 1837. II, 267 f.). In Sidney allein (erzählt Majoribanks, Trav. in N. S. Wales. 1847. p. 31) giebt es zwischen 2 und 300 Schenkwirthschaften und es wird dort ungefähr zehnmal so viel an geistigen Getränken als anderwärts consumirt, denn auf jeden erwachsenen Mann kommt jährlich im Durchschnitt eine Ausgabe von 20 l. sterl. für diesen Artikel. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so gehören unter ihnen namentlich die Araucaner zu den entschiedensten Trunkenbolden, indessen bemerkt d'Urville (Voy. au Pole Sud. III, 55) daß die unter ihnen lebenden Chilesen ihnen darin nichts nachgeben.

Will man sich auf die tiefe Stellung der Frau, auf ihre Behand-

lung ganz als Waare, auf die durchgängige Rohheit im Verkehre der Geschlechter berufen, die allerdings bei den Naturvölkern überall eine der dunkelsten Seiten ihres Lebens bilden, so läßt sich doch auch in diesem Punkte der Unterschied zwischen jenen und der civilisirten Gesellschaft, so hoch man ihn auch anschlagen mag, leicht als ein durchaus flüssiger nachweisen. Wir wollen nicht einmal die bedenkliche Frage aufwerfen ob etwa bei uns die Demoralisation in diesen Dingen nur geschickter verborgen werde und nur in äußerlich glatteren raffinirteren Formen auftrete, während sie im Grunde ebenso groß und vielleicht noch größer sei als bei rohen Völkern die sie unverhohlen zur Schau tragen; denn jedenfalls kann man sowohl über die Ausbreitung der Lüge welche von dieser Seite her in die sittlichen Vorstellungen der Gesellschaft bei uns eingedrungen ist als über die Tiefe der Verderbniß bis zu der sie geführt hat, sehr verschiedener Ansicht sein. Leichter wird man sich vielleicht darüber einigen, daß wenn zwar ein Kauf des Weibes unmöglich, doch Ueberlegungen wie sie einem Kaufgeschäfte voranzugehen pflegen, namentlich bei den untersten und höchsten Ständen auch in Europa in Rücksicht der Ehe weder anstößig noch ungewöhnlich sind.

Wurde zwar bei den Germanen in alter Zeit die Ehe als reiner Kauf behandelt und die Neugeborenen ausgesetzt, wenn der Vater sie nicht aufhob, so ist doch hervorzuheben daß das Weib nach ihrer Ansicht durchaus nicht als geistig tiefer stehend, sondern nur als schutzbedürftig und darum unselbstständig dem Manne untergeordnet blieb. Aber diese Auffassung des Verhältnisses ist eine seltene, sie bildet eine hohe Auszeichnung dieser Völker. Es ist bekannt eine wie untergeordnete Stellung die Frauen in Griechenland und Rom einnahmen. In Sparta, wo die Ehe als rein politisches Institut wie in Platon's Idealstaat, bloßes Mittel war um dem Staate tüchtige und schöne Bürger zu liefern, konnte im Falle ihrer Unfruchtbarkeit ein dritter als Stellvertreter des Mannes in sie eintreten. In Athen, wo Nothzucht nur als eine Beleidigung des Mannes oder des Vaters mit Geld gestraft wurde, waren nur die Hetären Frauen von höherer Bildung — ein Verhältniß zu dem sich in unserer Zeit auf Java eine Parallele darbietet, wo die Ronggeng, obgleich Hetäre, doch eine gewisse Ehre genießt, denn selbst Fürsten tanzen (dandak) mit ihr, und wenn sie sich verheirathet, so ist jede Schmach der früheren Prostitu-

tion damit getilgt (Epp, Schilderungen aus Holländisch-Indien. 1852. S. 401). Haben ältere christliche Autoritäten an der Ehe nur die sinnliche Seite gesehen und ernstlich bezweifelt ob auch die Weiber eine Seele besitzen, so können wir uns nicht darüber wundern, daß ihnen von Chinesen Indern Muhammedanern eine solche geradezu abgesprochen wird. Wird der Chinese nach seinen Kindern gefragt, so zählt er nur die Knaben als solche: hat er nur Mädchen, so sagt er, er habe keine Kinder (Duhaut-Cilly, Voy. autour du m. 1834. II, 369). Diesen Ansichten gemäß wird das Weib von den erwähnten Völkern ganz als Waare oder Hausrath behandelt: so gilt es z. B. bei manchen Stämmen der Mauren als übliche Höflichkeit und Gastfreundschaft dem Fremden ein Weib anzubieten (Chénier, Recherches hist. sur les Maures. 1787. III, 125). Es ist wohl nicht einer Achtung des Weibes, sondern vielmehr einer Achtung der Rechte des Ehemannes zuzuschreiben, daß es in Java als schwere Beleidigung gilt einer Frau die Hand auf den Kopf zu legen (Pfeyffer, Skizzen v. d. Insel Java. 1829. S. 45), und die Unantastbarkeit der Frauen im ganzen Orient scheint nur aus der Gravität und Selbstachtung der Männer erklärt werden zu müssen, die sie auch gegen jene zu einem wenigstens äußerlich würdigen Benehmen verpflichtet und jede Beleidigung eines Weibes als strafbare Brutalität erscheinen läßt. Ein türkischer Bei von Assuan von einem Fellahweibe wegen eines Richterspruches gegen ihren Mann auf's Heftigste geschmäht, verließ endlich in Wuth selbst den öffentlichen Divan bis die Frau fort war, indem er ihr zurief: „Weib, wärest du ein Mann, beim Barte meines Vaters, du solltest unter der Peitsche dein Leben enden" (Brehm a. a. O. II, 62).

Wir glauben uns durch die vorstehenden Thatsachen zu dem Schlusse berechtigt daß die moralische Begabung der weißen Raçe keine andere ist als die der übrigen, denn es zeigt sich deutlich genug daß der rohe Naturmensch auch beim civilisirten immer wieder durchbricht wenn alle äußeren Schranken für ihn fallen und seine ganze Lebenslage dieß begünstigt. An den mehr äußerlichen Rohheiten und wilden Sitten welche bei Naturvölkern zu herrschen pflegen, darf man natürlich keinen so großen Anstoß nehmen, daß man sich verleiten läßt sie selbst für unverbesserlich und diese für specifische Eigenthümlichkeiten der Raçe zu halten. Was bei fremden Völkern von unsern eige-

nen Sitten in hohem Grade abweicht, erscheint uns für sich allein schon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich ist, und besonders wo Schmutz Gemeinheit und Elend uns abstoßen bis zum Ekel, sind wir nur wenig geneigt das Einzelne das uns entgegentritt einer so genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig ist um es aus dem Geiste und inneren Lebenszusammenhange des Volkes zu verstehen dem es angehört: eine rasche Verurtheilung desselben liegt uns alsdann näher, und die Culturunfähigkeit eines Volkes ist leicht ausgesprochen. Es gehören starke Nerven dazu sich zu einem solchen Urtheile nicht hinreißen zu lassen, wenn man Zeuge einer Scene ist wie sie z. B. Parkman (The California and Oregon trail. N. York. 1849) bei den Indianern von Nordamerica schildert, daß sie über einen erlegten Büffel heißhungrig herfallen und dessen beste Stücke roh auffressen bis sie mit Blut besudelt an Gesicht und Leib, endlich gesättigt von dem Mahle abstehen. Macht es doch schon auf den Europäer einen unüberwindlich widerwärtigen Eindruck die Türken essen zu sehen, die nur die Finger dazu gebrauchen, mit diesen in den Speisen herumwühlen und beständige Ructus beim Essen hören lassen (Werne a. a. O. S. 107). Jene americanische Rohheit findet man indessen in ganz ähnlicher Weise bei den Danakil in Africa wieder (Johnston I, 160) die man gewöhnlich zu der sog. kaukasischen Raçe zählt, und es bedarf zur Warnung dagegen daß man dergleichen äußeren Sitten ein zu großes Gewicht beilege, überhaupt wohl nur der Erinnerung daran, daß sich eine lange Reihe von Parallelen zwischen den Sitten der sog. Wilden und denen mancher Culturvölker des Alterthums ziehen läßt: sie betreffen das Tättowiren, Skalpiren, Aufbewahren der Feindesköpfe als Trophäen, die Weise des Feueranmachens und vieles Andere. Um über diese Dinge nicht weitläufig zu werden, verweisen wir auf die Zusammenstellung solcher Analogieen bei Lafitau (Moeurs des Sauvages Américains. 1724. II, 257; Carli, Briefe über Am. deutsch v. Hennig. 1785; Martius, Von d. Rechtszstde. unter d. Ureinw. Brasiliens. 1832. S. 11 not.; die Neuseeländer nach d. Engl. Lpz. 1833 nott.). Was aber insbesondere die Beurtheilung dessen betrifft was beim Essen als sauber oder als ekelhaft gilt, so wollen wir nur noch erwähnen daß die Würmer die man aus dem Bambusrohre zieht ebenso von den Brasilianern wie die der Kohlpalme von den Weißen in Guiana gern gegessen werden (A. de St. Hilaire,

Voy. au Brésil. I, 433; **Bancroft**, Naturgesch. v. Guiana a. d. Engl. 1769. S. 148; **Schomburgk**, R. in Guiana. 1841. S. 429), daß viele Europäer einige Eidechsenarten und große Fledermäuse sehr lieben und daß namentlich die schönen Creolinnen auf Mauritius sich die Nester und Larven einer Art von gelben Wespen rösten und die weißen Larven die sich in gewissen alten Bäumen finden, als Leckerbissen betrachten (**d'Unienville**, Statistique de l'Ile Maurice. 1838. I, 259).

Will man sich endlich zum Beweise des Satzes daß es specifische Unterschiede in dem geistigen Leben der Völker gebe auf die ungeheuern und wie es scheint constanten Verschiedenheiten berufen die in ihrer intellectuellen Ausbildung stattfinden, so ist auch dagegen mancherlei einzuwenden. Mit einem starken, aber in der Hauptsache treffenden Ausdruck hat **de Salles** (Hist. gén. des races hum. 1849. p. 352) von unsrer modernen europäischen Cultur behauptet, sie sei im Grunde in intellectueller Hinsicht nichts weiter als ein rayonnement de la science de la minorité sur l'ignorance des masses, und schon **Hunter** (Disp. inaug. de hominum varietatibus. Edinb. 1775. p. 42) hat zum Beweise dafür daß es keine specifischen Unterschiede unter den Menschen gebe, zu einem Vergleiche Newton's mit seinen übrigen Landsleuten in Hinsicht auf ihre Geistesbildung aufgefordert. Dieselben Ungleichheiten in der geistigen Begabung und Entwickelung der Einzelnen wie bei uns lassen sich bei allen Völkern der Erde nachweisen. Künstlerische und wissenschaftliche Genies giebt es, wie wir anderwärts erweisen werden, unter den Negern und Americanern so gut als bei uns, und wenn die bedeutenden Geister eines Volkes es vor Allem sind, die unter günstigen Umständen dieses selbst aus Rohheit und Barbarei herausziehen und es höherer Cultur entgegenführen, so scheint die Ursache der Stabilität der farbigen Raçen nicht vorzugsweise in ihrer eigenen Begabung, sondern in anderen Verhältnissen gesucht werden zu müssen. Wenn **Foissac** (a. a. O. S. 246) darauf hinweist daß alle großen Männer der Culturgeschichte nur mit Ausnahme von Muhammed der gemäßigten Zone angehören und sonderbar genug die Ursache dieser Erscheinung in einigen nicht näher angeblichen Eigenthümlichkeiten des Klima's von Europa sucht, so ist darauf nur zu erwidern daß große Talente unter einem culturlosen Volke das keine Geschichte hat, immer entweder zu keiner oder nur zu einer schwachen und schnell vorübergehenden Wirksamkeit gelangen

können, da es an einem empfänglichen Boden fehlt auf welchem ihre Leistungen Frucht tragen könnten. Ueberdieß hat uns bisher Alles darauf hingewiesen daß auch die civilisirtesten Völker der Gegenwart sich erst sehr allmählich aus demselben Zustande ursprünglicher Rohheit herausgearbeitet haben, in welchen wir noch jetzt viele Völker versunken finden, während zugleich jene primitive Rohheit auch beim civilisirten Menschen immer gleichsam auf dem Sprunge steht. Wo liegen die Bürgschaften dafür daß ein solcher Rückfall in den Naturzustand für uns niemals eintreten wird? Wer kann angeben wie viele Jahrtausende die jetzigen Culturvölker in jenem Zustande selbst verharrt haben? Wo wären die Beweise dafür daß die sog. niederen Raçen für immer dazu verurtheilt sind auf niederen Bildungsstufen stehen zu bleiben? Einige Tausende von Jahren die wir in unserer Cultur vor ihnen vorausHaben, sind bei dem hohen Alter der Erde jedenfalls ein viel zu kleiner Zeitraum als daß ihre Geschichte zu einem abschließenden Urtheile über die Fähigkeiten der gesammten Menschheit berechtigen könnte.

Läßt sich namentlich in Nordamerica und in der Südsee nachweisen daß zur Zeit der Ankunft der ersten Europäer eine in früherer Zeit über große Räume ausgebreitete Cultur im Sinken begriffen war und bis auf wenige Trümmer bereits ihren Untergang gefunden hatte, so kann allerdings von Africa nichts Aehnliches behauptet werden; denn was auch Smyth (The unity of the hum. races. N. York. 1850) und Andere von einer alten Cultur der Negervölker gesagt haben, es ist höchst wahrscheinlich bloße Fabel und wird von jenem selbst nur aus bedenklichen Hypothesen gefolgert, daraus nämlich daß die Neger (negerartige Völker überhaupt) in alter Zeit im Besitze des ganzen Südens von Asien gewesen seien und an der altägyptischen Cultur einen wesentlichen Antheil genommen hätten, wie die vielen negerähnlichen Schädel beweisen sollen deren Vorkommen allerdings selbst Morton im alten Aegypten anerkannt hat. Noch weiter von jeder Wahrscheinlichkeit entfernt sich Dunmore Lang (Cooksland in N. E. Australia. 1847. p. 362), indem er zu zeigen sucht die schwarze Raçe der Südsee habe in alter Zeit bedeutend höher gestanden als gegenwärtig. Können uns solche unhaltbare Schlüsse freilich nicht dazu vermögen die Fähigkeiten der sog. niederen Raçen günstiger zu beurtheilen als gewöhnlich geschieht, so werden wir uns auf der anderen

Seite aber auch gegen die ungünstigen Folgerungen erklären müssen, die man bisweilen aus der oft fast wunderbaren Verkehrtheit der Naturansicht und namentlich aus dem groben Aberglauben gezogen hat, welche bei ihnen in so großer Allgemeinheit herrschen. Es ist in dieser Beziehung nicht nöthig auf die alten Germanen zurückzukommen, welche Pferde und Waffen mit ihren Todten verbrannten, bei besonders wichtigen Gelegenheiten Menschenopfer brachten* und die Götterbilder auf ihren Fluren umherführten, denn der Hexen- und Gespensterglaube, der in früheren Jahrhunderten so mächtig war, ist auch bei uns noch nicht verschwunden. Fand sich noch im vorigen Jahrhundert in Europa bei Ausstellung fürstlicher Leichen eine reich besetzte Tafel für den Todten in der Kapelle, und erwarten noch in dem jetzigen gläubige Katholiken die extravagantesten Wunderwirkungen vom Ankauf päbstlicher Bullen, ganz nach Analogie der Amulete der Neger und anderer Naturvölker (Marchand, Neueste R. um d. Welt. Lpz. s. a, I, 50; Lavaysse, R. n. Trinidad, Tabago u. Venez. 1816. S. 423 ff.), so haben wir keine Ursache den Aberglauben der Wilden besonders lächerlich zu finden. Eine sehr vollständige Parallele zu ihm bietet sich noch heutzutage in der Dauphiné dar, wo jeder Vorübergehende in gewisse Abgründe ein Steinchen wirft als Opfer für den Berggeist, wo man in der Neujahrs- und Johannisnacht den wandernden Fadets und Blanquettes in jedem Hause ein Mahl servirt das aus Brot Käse und Wein besteht, wo niemand gegen Fieber und Seuchen ein wirksameres Mittel weiß als die Befragung der Wahrsager (devins), die den Uebergang von den gewöhnlichen Menschen zu den Zauberern und Hexen bilden, wo man endlich den kranken Menschen und Thieren unter Gemurmel von unverständlichen Sprüchen Kräutersäckchen oder Pulverbeutel aufbindet (von Glümer im Ausland 1855. No. 15).

Die mitgetheilten Thatsachen, bei deren Aufzählung es uns nur darauf ankam Wichtiges und Schlagendes aus der Masse herauszuheben, scheinen hinzureichen zu dem Beweise den wir zu liefern versprachen von der nahen geistigen Verwandtschaft des civilisirten Europäers

* Wir dürfen hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen daß der Gebrauch von Menschenopfern, der bei Persern, Griechen, Römern, Aegyptern, Celten, Franken, Gothen bestanden hat, mit einem gewissen Grade von Sicherheit auf Cannibalismus als seine Quelle zurückschließen läßt (J. G. Müller, Gesch. d. americ. Urrelig. 1855. S. 629 ff.).

mit den rohen Naturvölkern. Sie haben zugleich dazu gedient uns in der Ansicht zu befestigen, daß der Naturzustand des Menschen nicht als ein Zustand ursprünglicher Reinheit und Vollkommenheit, sondern so zu denken sei wie wir ihn früher bereits geschildert hatten, als das gerade Gegentheil davon.

Werden wir nach dem Bisherigen geneigt sein die Frage ob es specifische Verschiedenheiten unter den Menschen gebe zu verneinen — eine Entscheidung auf welche schon die ungeheuere Langsamkeit der intellectuellen Entwickelung aller Völker namentlich in ihren Anfängen hinzuweisen scheint —, so können wir sie doch noch nicht als beantwortet betrachten, so lange noch eine ganze Reihe von nicht unwichtigen Einwürfen der Antwort entgegensteht die wir zu geben versucht sind. Der Neger, sagt man, der americanische Indianer, der Australier und so viele andere zeigen sich überall unfähig aus eigenen Mitteln die Initiative zur Civilisation zu ergreifen; was hindert sie daran, wenn nicht ihre specifisch geringere Begabung? So groß ist selbst ihr Widerwille gegen die Cultur, daß Lehre und Beispiel der weißen Menschen nichts über sie vermögen. Sie bleiben was sie sind und was sie von jeher waren. Der Europäer allein schreitet fort, es lebt in ihm eine geistige Triebkraft die den andern Raçen abgeht, oder, wenn nicht, so zeige man die besonderen Verhältnisse und Veranlassungen auf die jenen vorwärts treiben und diese zurückhalten.

Ehe wir uns auf die eigentliche Beantwortung dieser Zweifel einlassen, welche wir hauptsächlich dem folgenden Abschnitte vorbehalten, scheint es zweckmäßig für jetzt erst noch bei einigen Erwägungen zu verweilen welche dem allgemeinen Satze von der Arteinheit des Menschengeschlechtes auf dem geistigen Gebiete eine noch festere Begründung zu geben geeignet sind, während sie zugleich wenigstens einige der erhobenen Bedenken berücksichtigen werden.

Noch in der neueren Zeit hat man die früher im Interesse des Philanthropismus oft vertheidigte Ansicht wiederholt daß es gar keine Verschiedenheit der geistigen Begabung der Raçen gebe; denn (so äußert sich u. A. Frankenheim, Völkerkunde. 1852. S. 134 ff.) Geistiges sei überhaupt nicht erblich, es komme in gleicher Anlage bei allen Raçen vor, seine Entwickelung hänge ganz von der Naturumgebung ab und nächst dieser von der Erziehung, indem jene nämlich die Bedürfnisse des Menschen wie die Mittel zu deren Befriedigung bestimme,

ihn zum Kampf gegen die Naturgewalten und zur Arbeit in höherem oder geringerem Grade nöthige und dergl. Es läßt sich nicht in Abrede stellen daß ein großer Theil der auffallenden Verschiedenheiten die sich unter den Menschen zeigen aus diesen Verhältnissen zu erklären ist, aber es würde genügen an das Mißlingen der mit den kleinen Kindern wilder Völker vorgenommenen Erziehungsversuche zu erinnern um sich davon zu überzeugen daß keine durchgängige Gleichheit der Anlagen stattfindet, unter den Völkern so wenig als unter den Individuen desselben Volkes. Redet man von der ursprünglichen Anlage, d. h. von derjenigen geistigen Begabung die bei einem Volke schon vor aller Cultur vorhanden war, so spricht nichts dafür daß sie bei den einzelnen Menschenstämmen verschieden gewesen sei, da sie sämmtlich wahrscheinlicher Weise eine sehr lange Zeit hindurch in gänzlicher Culturlosigkeit beharrt haben und sämmtlich von dem eigentlichen Naturzustande aus, der bei allen von gleicher Rohheit war, ihre Entwickelung begonnen haben. Spricht man dagegen von der geistigen Anlage eines Volkes in einem bestimmten Zeitpunkte seiner Geschichte und also mit Beziehung auf ein gegebenes Stadium seiner Entwickelung, so muß man wohl im Auge behalten daß sich diese (wie früher bemerkt) ebenso wie die des Individuums in seinen verschiedenen Lebensjahren ändert und daß es nicht nur eine leere, sondern geradezu eine unrichtige Abstraction ist, wenn man die Begabung als etwas Feststehendes und Bleibendes bezeichnet. Es ist nämlich nur die factische Continuität der Lebensentwickelung eines Volkes oder Individuums die uns dazu verleitet diese Entwickelung selbst, noch ehe sie wirklich geschehen ist, in Form einer Fähigkeit als präformirt in den Träger derselben hineinzudenken. Nun wird aber auf der anderen Seite auch bereitwillig zugegeben daß die geistigen Leistungen die ein Volk oder ein Einzelner macht, nicht von seinen Fähigkeiten allein abhängen, sondern ebensosehr von seinen Schicksalen, von Erziehung, überhaupt von äußeren Einwirkungen der mannigfaltigsten Art die seinen Bildungsgang bestimmen, ja es wird zugegeben daß das nämliche Subject unter wesentlich andere Verhältnisse von Anfang an gestellt, sich weit glücklicher oder weit schlechter entwickelt haben würde als mit ihm der Fall gewesen ist, daß es zu weit bedeutenderen oder zu viel geringeren Eigenschaften des Geistes oder Herzens gekommen sein, daß es sich ganz anderer Thaten und Gesinnungen fähig gezeigt haben würde.

Aus diesem Widerspruche ist nur dadurch herauszukommen, daß man unter geistiger Fähigkeit oder Begabung allein dasjenige versteht was einem Volke oder Individuum zu einem bestimmten Zeitpunkte seiner Geschichte und unter speciell gegebenen Umständen zu leisten möglich ist, oder mit andern Worten, daß man von geistiger Anlage und Begabung niemals nur so im Allgemeinen, sondern stets mit bestimmter Beziehung auf eine gewisse Lebenszeit und Lebenslage des Subjectes spricht. Hieraus aber ergiebt sich dann von selbst daß die geistige Begabung nichts weniger als unveränderlich ist, sondern im Laufe des Lebens fortwährend sich umbildet, und daß also ein festes Merkmal der Thiere, wenn sie sich geistig vollkommen gleich bleiben, allerdings in ihren geistigen Fähigkeiten gesucht werden kann, daß sich aber die Unterschiede der Menschenraçen auf diesen Begriff nicht zurückführen lassen, wenn nicht entweder die absolute Unfähigkeit einiger zu geistigem Fortschritt überhaupt oder doch die Nothwendigkeit dargethan wird, daß sie unter allen Umständen auf einer Stufe der Bildung stehen bleiben müssen die von andern überschritten wird — eine Alternative der sich freilich nicht durch einiges vage Gerede über die Unverbesserlichkeit der sog. Wilden und über die Vortrefflichkeit der europäischen Civilisation genügen läßt.

Ist nach der gewöhnlichen Ansicht die Civilisation eines Volkes das einfache Product seiner geistigen Fähigkeiten, so werden dabei die mächtigen Einflüsse seiner Naturumgebung, der historischen Schicksale und überhaupt alles dessen was man im weitesten Sinne des Wortes zu der Erziehung rechnen kann die ihm zu Theil wird, wenn nicht übersehen und vernachlässigt, doch zu gering geschätzt, und man begeht überdieß den Fehler dem Volke als Ganzem einen Geist und geistige Anlagen zuzuschreiben die nur die Individuen besitzen. Diese letzteren aber sind wiederum an Begabung sehr verschieden und es ist daher für das was man ein Volk nennt und für dessen Entwickelung nichts weniger als gleichgültig in welchen Combinationen zu größeren und kleineren Ganzen jene Individuen zusammen- und gegeneinanderwirken, welche Individuen untereinander in nähere, welche nur in entferntere Beziehungen treten und von welcher Art diese Beziehungen sind, denn von diesen Umständen hängt es ab ob das was der Einzelne thut auf die Andern fortwirkt und in welcher Weise, ob die Gesellschaft der er angehört durch sein Thun nach irgend einer Seite hin

bewegt wird, ob in weiteren oder engeren Kreisen, ob vorwärts oder rückwärts. Was als die Begabung und Entwickelung eines Volkes erscheint, ist der Hauptsache nach bedingt von der Wechselwirkung der Individuen, deren jedes mit seinen speciellen Gaben in eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Zustand der Gesellschaft als mitwirkender Factor eintritt, so daß dessen Wirksamkeit auf diese als Ganzes von der Art der Beziehungen in die es zu andern Individuen tritt, ebenso wesentlich abhängt als die Leistung jedes einzelnen Theiles einer complicirten Maschine für das Ganze zu dem er gehört; und wie die Gesammtleistung der Maschine von der Weise der Zusammenfügung der Theile und ihres Ineinandergreifens hauptsächlich bestimmt wird, so wird es die Entwickelung eines Volkes durch die Art des Zusammentreffens gerade dieser so und so begabten Individuen mit diesen andern, mit diesem besonderen Zustande der Gesellschaft, in dieser bestimmten Zeit und unter diesen besonderen Umständen. Der Begriff eines Volkes erscheint aus diesem Gesichtspunkte nicht als ein Collectivbegriff, sondern als der Begriff einer zwar beständig wechselnden, aber durchaus speciell bestimmten Combination und Collocation von Individualitäten, von deren äußerst beweglichen äußeren und inneren Verhältnissen der Grad von Bildsamkeit und Veränderlichkeit abhängig ist die man dem Volke als Ganzem beizulegen pflegt. Den Geist und die Begabung eines Volkes als etwas Constantes und ein für allemal Gegebenes zu betrachten ist daher unstatthaft und beruht auf einer leeren, wissenschaftlich unbrauchbaren Abstraction. Es giebt kein Agens, kein Reales und Substanzielles das sich als Volksgeist oder gar als Geist der Menschheit bezeichnen ließe, real sind einzig und allein die Individuen. Da es aber große Anlagen bei Einzelnen, da es Genies unter allen Völkern giebt und glückliche Conjuncturen für ihre Wirksamkeit bei allen eintreten können, so werden wir auch keinem derselben die Fähigkeit des Fortschrittes zu höherer Cultur absprechen dürfen.

Unsere Untersuchung über die Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten des Menschen erfahren, hat es wahrscheinlich gemacht daß der Raçentypus durch die Einwirkungen des Klima's, der Nahrung und Lebensweise, der socialen Verhältnisse und der Civilisation zwar langsam, aber doch in nicht geringer Ausdehnung umgestaltet werden könne. Es wird nach dem Vorhergehenden nicht befrem-

den, wenn wir im Parallelismus zu dieser physischen Umbildung, eine solche auch nicht bloß im geistigen Leben überhaupt, sondern in der geistigen Begabung selbst annehmen, da diese letztere sich uns schon ihrem Wesen nach nicht als etwas Festes und Bleibendes im Leben der Völker gezeigt hat, sondern als etwas Wandelbares, wie schon daraus hervorzugehen scheint daß dasselbe Volk ohne fremde Bestandtheile in größerer Anzahl von außen aufzunehmen, eine hohe Culturentwickelung erringen und deren gänzlichen Verfall überleben kann. Für einen solchen Parallelismus der leiblichen und geistigen Anlagen und ihrer allmählichen Umbildung spricht nicht allein eine Reihe von Thatsachen die von uns früher angeführt worden sind, sondern auch hiervon abgesehen, ist es für den Gegner des Materialismus nicht minder gewiß als für den Materialisten selbst daß die leibliche Begabung und deren Veränderungen auf die mannigfaltigste und durchgreifendste Weise auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten fortwirken.* Wir bleiben indessen hierbei nicht stehen, sondern behaupten im Gegensatze zu der gewöhnlichen Ansicht, nach welcher die Bildungsstufe eines Volkes oder eines Individuums vorzugsweise oder ausschließlich das Product seiner geistigen Fähigkeiten ist, daß wenigstens ebenso sehr umgekehrt seine jedesmaligen Fähigkeiten, die nichts weiter bezeichnen als die Art und Größe der jedesmal in der nächsten Zukunft von ihm ausführbaren Leistungen, von der Bildungsstufe und den Culturfortschritten abhängen die von ihm wirklich schon erreicht sind. Die Fähigkeiten eines Volkes ändern sich nicht bloß im Laufe, sondern auch wesentlich nach Maaßgabe seiner Geschichte: eine alte, Jahrhunderte lang fortwirkende Civilisation — darauf scheinen schon die Unterschiede der Kinder aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft innerhalb desselben Volkes hinzuweisen — producirt, wenn nicht ausnahmslos, doch im Ganzen, in Verbindung mit den Veränderungen der Lebensweise, der socialen Verhältnisse, der Interessen und Neigungen, allmählich einen Menschenschlag von veränderten äußeren und inneren Fähigkeiten.

Hat man sich darüber verständigt daß ein abschließendes Urtheil über die geistige Befähigung eines Volkes oder Menschenstammes im absoluten Sinne gar nicht möglich ist, weil es auf einem Mißverständ-

* Einige speciellere Bemerkungen über diesen Gegenstand s. in m. Allg. Pädagogik. S. 42 ff.

nisse beruhen würde, so wird man zugeben, wie äußerst mißlich es ist specifische Unterschiede der Menschen auf diesen Gesichtspunkt zu gründen. Es sprechen dagegen aber noch außerdem zwei Gruppen von Thatsachen, die wir zum Schlusse unserer allgemeinen Betrachtung noch einer kurzen Erörterung unterwerfen wollen. Die eine derselben lehrt uns daß die Völker welche auf der untersten Stufe der Menschheit stehen und sich dem Naturzustande am meisten nähern, nicht einer und derselben, sondern den verschiedensten Raçen angehören, die andere zeigt, daß es innerhalb einer jeden Raçe Völker von sehr verschiedener Entwickelungshöhe giebt, indem überall neben solchen die sich zu einer relativ hohen Stufe der Cultur emporgearbeitet haben, andere, ihnen stammverwandte stehen welche in einem Zustande großer, wenn nicht völliger Rohheit zurückgeblieben sind.

Am weitesten zurück in geistiger Bildung und zugleich am tiefsten versunken in moralische Rohheit sind nächst einigen schon (oben S. 68) erwähnten nordamericanischen Völkern die Bewohner des Feuerlandes, die Australier, die Buschmänner und Hottentotten (die von Einigen ihrem leiblichen Typus nach zur mongolischen Raçe gerechnet worden sind) und einige andere africanische Völkerschaften, manche Stämme der Urbevölkerung des Dekhan und einige schwarze, theils schlicht- theils kraushaarige Eingeborene der ostindischen Inseln und der Südsee, die jedoch noch zu wenig bekannt sind als daß sich über sie ein bestimmtes Urtheil fällen ließe. Manche der letzteren haben sich bei näherer Bekanntschaft durchaus nicht so roh und wild gezeigt als man dem Rufe nach in dem sie stehen, erwarten mußte. Bei allen diesen Völkern ist es nachweislich theils ihre Naturumgebung theils ihre traurige sociale Lage welche eine Verbesserung ihres Zustandes unmöglich macht, da sie meist in unfruchtbarem steinigem Lande leben, das sie von äußeren Feinden fortwährend bedrängt, nicht zu verlassen im Stande sind. Wäre es die eingeborene geistige Kraft der Raçe die wenigstens im Wesentlichen das Schicksal der Völker bestimmte, so würden jene, deren Stammverwandte zum Theil höher stehen und bequemer leben, sich ohne Zweifel aus ihrer traurigen Lage herausgerissen haben mit der Energie, die wir rohe Völker so häufig im Kampfe gegen ihre natürlichen Feinde entfalten sehen.

Allerdings ist unter den aufgezählten Völkern keines das der sog. kaukasischen Raçe angehört, aber es fehlt unter den Gliedern dieser

letzteren nicht an sehr auffallenden Contrasten der Bildung. Lassen wir selbst die Völker von Nordost-Africa bei Seite, deren Zugehörigkeit zur weißen Raçe, wenn auch wahrscheinlich, doch immer noch bezweifelt werden kann, so würden wir doch die Berbern, Guanchen und Abessinier erwähnen dürfen als solche, bei denen höhere Cultur wenigstens niemals festere Wurzeln geschlagen hat. Abessinien ist zwar ein christliches Land, aber sein Christenthum besteht nur in äußeren Ceremonieen, in der blau seidenen Schnur die man als Zeichen des Glaubens dort am Halse trägt, in Kreuzen und Rosenkränzen. Die Christen stehen dort tief unter den Muselmännern an Arbeitsamkeit wie an Redlichkeit (Rüppell, R. in Abyss. 1840. I. 327, 366; v. Katte, R. in Abyss. 1838. S. 37, 97). Die Ehe wird selten kirchlich geschlossen weil sie in diesem Falle unauflöslich ist (Rüppel, I, 433), Polygamie ist zwar nicht autorisirt, aber tolerirt (ebendas. II, 54), für Ehebruch findet nur ein sehr geringer Schadenersatz statt und es wird kein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht (Bruce). Grausame Strafen durch Verstümmelungen aller Art sind gewöhnlich, die Art der Kriegführung ist durchaus barbarisch und der Sieger schneidet dem Besiegten, ohne ihn zu töden, die Genitalien ab um sie als Trophäen mitzunehmen (Bruce, R. z. Entd. d. Quellen des Nil. 1790. III, 284 ff.; Rochet d'Héricourt, second voy. 1846, p. 187 ff.; Brehm a. a. O. III, 234). Krankheiten werden von Behexung und Besessenheit abgeleitet und demgemäß durch Opfer und Exorcismen geheilt (Johnston a. a. O. II, 328; Salt, Voy. to Abyss. 1814, p. 422; Harris, Highlands of Aethiopia 2[d] ed. 1844. II. 157, 290), Diebe durch Excommunication unschädlich gemacht, da sie dann aus Furcht das Gestohlene zurückgeben (Gobat, Journal d'un séjour en Abyss. 1835, p. 104). In gleicher Weise erinnern viele andere Sitten ganz an die Denk- und Handlungsweise der Neger. — Die Guanchen, obwohl ein halb cultivirtes Volk, hatten im 16ten Jahrhundert Menschenopfer, die bei der Thronbesteigung eines Fürsten gebracht wurden (nach Cadamosto) — oder die angeblich freiwillig sich selbst darbrachten, wie dieß auch sonst zum Besten des Volkes mehrfach bei ihnen vorgekommen sein soll —; auf einigen ihrer Inseln (Lancerote und Fortaventura) gab es eine Art von Polyandrie die der Frau drei Männer gestattete, während auf den übrigen zwar Monogamie bestand, aber bei öfterem

Wechsel der Weiber. Zu diesen Spuren der Barbarei kommt noch als ein weiteres Zeichen ihrer großen Geistesträgheit, daß sie, obgleich Inselbewohner, doch niemals Schiffe oder selbst nur Kähne gebaut haben (Berthelot in Mém. de la soc. ethnol. I. 221, 155 u. 210, 185). — Die Bewohner der Insel Sokotra, jetzt Muhammedaner, früher jacobitische Christen, sind von arabischem Ursprung. Sie besitzen kaum ein oder zwei Fahrzeuge die zum Küstenhandel taugen, was (nach der richtigen Bemerkung Guillain's, Documents sur l'hist., la géogr. et le comm. de l'Afr. or. 1856. II. 1, 360) auf eine zur andern Natur gewordene Unregsamkeit und Stumpfheit des Geistes hinweist, wie man sie selbst auf den isolirtesten Inseln Polynesiens nicht findet, denn dieser Zustand ist seit mehreren Jahrhunderten derselbe. — Die Araber in Nubien denken nicht an Anstrengungen und Erwerb, so lange sie noch irgend etwas zu essen haben und leben lieber höchst elend und armselig als daß sie für die Verbesserung ihrer Lage irgend welche Arbeit übernähmen (Hoskins, Trav. in Ethiopia. 1835, p. 259). Diebsinn, völlige Undankbarkeit und Gefühllosigkeit bilden die Hauptzüge im Charakter der Araber von Nordost-Africa (Werne, Feldzug v. Sennaar nach Taka. 1851. S. 121, 126). Wie ihnen fehlt auch den Aegyptern alle Kraft ein Werk allein auszuführen, sie lassen es bald gehen wie es Gott gefällt und sinken in ihre Faulheit zurück. Dagegen sind sie zu jeder Arbeit zu gebrauchen, wenn nur der Stock nicht fehlt, sie wissen Alles auszuführen unter Aufsicht Anderer die sie fürchten (ebendas. S. 165). Wenn man diesen Angaben gegenüber noch den Muth hat von der unverbesserlichen Faulheit des Negers zu reden, die als Raçenfehler nur durch den Stock, wenn auch nicht gehoben, doch zeitweise überwunden werde, wenn man ihnen gegenüber vollends über die Faulheit der Sklaven noch declamiren mag, wie dieß so oft geschieht, so verzichten wir gern auf jede weitere Erörterung, da uns das Beispiel der Araber, die einst einen der schönsten Theile von Europa beherrschten und in Kunst und Wissenschaft den gebildetsten Völkern jener Zeit überlegen waren, die Sache zu erledigen scheint.

Man hat ferner zum Beweise der natürlichen Superiorität der weißen Raçe über alle anderen mit großem Nachdrucke hervorgehoben, daß sie sich überall wo sie mit diesen zusammengetroffen sei, in der Stellung des Herrschers behauptet habe. Diese Ueberlegenheit ist aber, wie man leicht erkennt, nicht eine Folge der Raçe als solcher, sondern der Civi-

lisation. Feuerwaffen, Branntwein, Treulosigkeit und Grausamkeit sind so ziemlich in allen Erdtheilen auf gleiche Weise die Hauptmittel zur festen Unterwerfung der Eingeborenen gewesen. In der alten Welt erleidet jener Satz bekanntlich zwei nicht unerhebliche Ausnahmen: in Ungarn und in der Türkei haben sich stammfremde Völker nicht bloß festgesetzt, sondern sind auch zu dauernder Obergewalt über die weiße Raçe gelangt, ebenso wie die Türken auch in Africa über Araber und Berbern herrschen. Wie lange in Westindien die Ueberlegenheit der Weißen die dort nur noch etwa 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nach der Emancipation der Neger noch fortdauern wird, wenn nicht eine unversiegbare Zufuhr von Machtmitteln aus Europa auch in Zukunft ihnen zur Seite steht, scheint eine sehr zweifelhafte Sache (Dowding, Religious Partizanship. 1854, p. 55).

Ueberblicken wir die mannigfaltigen Thatsachen die wir an uns haben vorübergehen lassen und die verschiedenen Gesichtspunkte unter die wir unsere Hauptfrage gestellt haben, so sehen wir uns durch alle gleichmäßig zu der Ansicht hingeführt, daß es keine specifischen Unterschiede der Menschenraçen in Rücksicht ihres geistigen Lebens giebt. Insbesondere legt die oft so große Verschiedenheit stammverwandter Völker in ihrer Culturentwickelung bestimmtes Zeugniß dafür ab, daß es eben nicht die Organisation oder natürliche Begabung überhaupt allein oder auch nur in ganz überwiegender Weise ist, von welcher die Höhe der Civilisation abhängt die ein Volk erreicht — denn was sollte sich z. B. an den Arabern so Wesentliches in diesem Punkte verändert haben, da man selbst Mischungen mit fremden Elementen bei ihnen nicht für ihre jetzige geistige Unbedeutendheit und theilweise Verkommenheit verantwortlich machen kann?

Die neueren Schriftsteller welche einen specifischen Unterschied der geistigen Begabung namentlich zwischen der weißen und den farbigen Raçen annehmen zu dürfen geglaubt haben, halten sich ganz wie diejenigen welche in Rücksicht der physischen Unterschiede die entsprechende Ansicht vertreten, nur an die extremen Fälle, und sie würden in der That leichtes Spiel mit ihren Gegnern haben, wenn die Uebergangsstufen zwischen ihnen fehlten. Indessen zeigt sich auch in diesem Punkte ein bemerkenswerther Parallelismus zwischen dem geistigen und dem physischen Gebiete, daß wie auf diesem die Unterschiede der einzelnen Völker innerhalb desselben Hauptstammes nicht kleiner sind als dieje-

nigen welche man zwischen je zwei angeblich specifisch verschiedenen Haupttypen selbst findet, ebenso auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens die Verschiedenheiten der Begabung und Culturentwickelung an einzelnen Gliedern derselben Raçe, ja sogar an demselben Volke zu verschiedenen Zeiten, nicht minder beträchtlich erscheinen als diejenigen welche man als specifisch nur den Hauptraçen selbst zusprechen möchte. Deshalb ist es unstatthaft mit Klemm und Wuttke active und passive Völkerstämme einander entgegenzusetzen um die Cultur die sich bei den Mongolen, in der Südsee, im alten Mexico und Peru doch einmal nicht hinwegleugnen läßt, auf die schwächsten historischen Beweise hin von einer zeitweisen Einwirkung der Europäer und Chinesen auf die Eingeborenen ableiten zu dürfen. Es ist ebenso unstatthaft mit Eichthal den Weißen das männliche, den Neger das weibliche Princip im „Organismus" der Menschheit repräsentiren zu lassen und beide als zwei gleich nothwendige, obwohl wesentlich verschieden begabte Glieder desselben zu bezeichnen. Es ist endlich gleich unbegründet mit Nott und Gliddon den sog. niederen Raçen nur thierische Instinkte, den weißen Völkern dagegen einen höheren Instinkt zu geistiger Entwickelung zuzusprechen, der sie in ihrer historischen Entwickelung treibe und leite. Alle diese schematisirenden Ansichten, so einfach bequem und einschmeichelnd sie sind, erweisen sich als unverträglich mit dem genauen Studium der Thatsachen, und wir glauben ihre Grundlosigkeit im Verlaufe unserer Arbeit durch speciellere Beweise noch einleuchtender machen zu können als dieß hier durch die allgemeinen Betrachtungen möglich war die wir ihrer Widerlegung gewidmet haben.

III. Ueber die verschiedenen Culturzustände des Menschen und die Hauptbedingungen ihrer Entwickelung.

Die Betrachtung der größten Unterschiede welche unter den Menschen in Rücksicht ihres geistigen Lebens stattfinden, hat sich der Annahme von Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes ungünstig gezeigt: wir sahen uns berechtigt sie als flüssige Unterschiede zu bezeichnen, welche auf den Gegensatz von Natur und Cultur zurückführbar sind. Die Richtigkeit dieser Ansicht kann indessen noch nicht als vollkommen bewiesen gelten, so lange die Stufenreihe der sämmtlichen Mittelglieder welche den weiten Raum zwischen dem Naturzustande und der Civilisation ausfüllen, nicht aufgezeigt und im Einzelnen dargethan ist, daß die Fortschritte in der geistigen Entwickelung einiger Völker ebenso wie die auffallende Stabilität anderer im Wesentlichen von anderen Momenten abhängt als von Unterschieden ihrer ursprünglichen geistigen Begabung.

Daß die sog. niederen Raçen den Zustand der Rohheit, in welchem sie sich zum Theil seit undenklicher Zeit befunden zu haben scheinen, nicht verlassen, daß sie aus sich selbst heraus sich zu höherer Cultur zu erheben nicht das geringste Streben zeigen, daß sie trotz Lehre und Beispiel ganz das zu bleiben scheinen was sie immer waren, läßt sich ohne Zweifel am bequemsten und einfachsten aus specifischen Verschiedenheiten in der geistigen Begabung der Völkerstämme erklären, und die Wahrscheinlichkeit einer solchen Erklärung wird sich nur dann zurückweisen lassen, wenn den äußeren Lebensverhältnissen und den historischen Schicksalen der Völker ein entscheidender Einfluß auf den Gang und die Art ihrer Entwickelung zugesprochen werden darf. Um zu einer richtigen Würdigung der menschlichen Natur selbst und der verschiedenen Culturzustände zu gelangen in denen wir den Menschen finden, werden wir daher untersuchen müssen, was ihn dazu bestimmt den Naturzustand zu verlassen, was ihn von einer Entwickelungsstufe zur andern forttreibt und was seine Erhebung verzögert, zurückhält, herabdrückt oder seine geistige Bewegung zu fortdauerndem Stillstande bringt.

Diese Fragen sind ebenso schwierig als sie umfassend sind, und sie sind beides in so hohem Grade, daß eine allseitig befriedigende und abschließende Beantwortung derselben nur zu geben hoffen könnte wer ihre Bedeutung nur in sehr unvollkommener Weise verstanden hätte. Wenn uns dieß gleichwohl nicht abhält uns mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, so geschieht es in dem Bewußtsein eines schüchternen Versuches, dessen Resultate nicht anders als fragmentarisch ausfallen können. Indessen scheint ein solcher Versuch, so unvollkommen er auch bleiben mag, immerhin der schlichten Erklärung gegenüber, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker aus ihren verschiedenen geistigen Anlagen hervorwachsen, einigen Beifall zu verdienen, da er sich wenigstens bemüht die Unterschiede der Cultur auf bestimmte Ursachen und Motive zurückzuführen, während die Annahme verschiedener Begabung eine solche Bemühung nicht einmal aufkommen läßt, sondern sie von vornherein abschneidet und auf diesem Gebiete ebenso Alles unerklärt läßt, wie die bekannte Lehre von den verschiedenen Naturanlagen der Individuen, so lange sie so allgemein gehalten bleibt, jeden Weg zum tieferen Verständniß der Individualitäten ein für allemal verschließt.

Der durchgreifende Einfluß welchen die Naturumgebung auf die Entwickelung des Menschen ausübt, ist allgemein zugestanden und von uns schon früher hervorgehoben worden. Er ist im Allgemeinen immer um so größer, je näher ein Volk noch dem Naturzustande steht, und nimmt ab in dem Verhältniß, in welchem die Bewältigung der Natur durch menschliche Kunst und Wissenschaft sich vervollkommnet und namentlich der Verkehr sich mit wachsender Schnelligkeit Leichtigkeit und Sicherheit über weite Räume ausbreitet, obgleich auch den civilisirten Völkern die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit, auf Ackerbau, Industrie oder Handel oder auf alle zusammen in verschiedener Vertheilung durch die Natur des Landes bestimmt wird. Daß aber diese Hauptrichtungen der Thätigkeit und die Art auf welche sie verfolgt werden, einer der bedeutendsten unter den Factoren sind die der geistigen Individualität eines Volkes ihr nationales Gepräge geben, wird keines weiteren Beweises bedürfen.

Die erste und wichtigste Art der Einwirkung die der Mensch von seiner Naturumgebung erfährt, ist durch die klimatischen Verhältnisse des Landes gegeben. So wenig man geneigt sein wird den Einfluß gering zu schätzen der von dieser Seite auf die Entwickelung des

geistigen Lebens ausgeht, so schwierig ist es doch ihn richtig zu würdigen; denn wir befinden uns hier in demselben Falle wie früher da es sich darum handelte den Einfluß des Klima's auf den physischen Menschen festzustellen: er wirkt überall mit einer Menge von anderen Mächten zusammen, und wir vermögen daher nicht mit Sicherheit zu entscheiden was ihm speciell zuzuschreiben ist und was aus anderen Quellen fließt. Indessen läßt sich doch so viel behaupten daß ein heißes Klima leibliche und in noch höherem Grade geistige Arbeit erschwert, jede Art von Anstrengung zu einem größeren Uebel und die Faulheit zu einem größeren Genusse macht als dieß in gemäßigten und in kalten Ländern der Fall ist. Vor Allem macht der Europäer diese Erfahrung wenn er in ein Tropenland übersiedelt, und man wird schwerlich voraussetzen dürfen daß sich dieß bei dem Eingeborenen der heißen Zone anders verhalte, weil sein Organismus an diese klimatischen Einflüsse nicht allein von Jugend auf gewöhnt, sondern in seinen Eigenthümlichkeiten selbst ihnen ebenso conform sei wie der des Europäers denen seines eigenen Vaterlandes. Vielmehr scheint das Klima die Temperamentseigenschaften der Eingeborenen sehr wesentlich mitzubestimmen, und wenn auch zugegeben werden mag, daß der Einfluß desselben weit intensiver an demjenigen auftritt der aus einer anderen Zone eingewandert ist als an den Eingeborenen selbst, so wird sich doch schwer in Abrede stellen lassen daß diese letzteren, deren Organismus sich vollständig mit den klimatischen Verhältnissen ihres Landes in's Gleichgewicht gesetzt hat, eben die Temperamentseigenschaften von Natur besitzen, die sich beim Einwanderer erst allmählich festzustellen streben. Die ungeheuere Scheu vor Arbeit jeder Art, ganz hauptsächlich aber vor geistiger, bei den Europäern die in Africa leben, bei den weißen Creolen in Westindien und anderen Tropenländern, ist eine bekannte und allgemein eingestandene Sache. Um sie richtig zu würdigen hat man außerdem nur noch zu berücksichtigen daß der Europäer in seinem Vaterlande zur Arbeit, zur Selbstbeherrschung und zum Nachdenken in ganz anderer Weise erzogen zu werden pflegt als der Eingeborene der erwähnten Länder, und man wird dann schwerlich noch die geringen Geistesgaben des letzteren für den Mangel an Energie verantwortlich machen wollen, in Folge dessen er jeden Fortschritt zu höherer Cultur widerwillig von sich weist. Wenn wir von der „fast unüberwindlichen Abneigung“ der Weißen gegen geistige Thätig-

keit in heißen Klimaten erzählen hören,* muß es wenigstens als höchst zweifelhaft erscheinen daß sie auch dort für sich allein die Stufe der geistigen Ausbildung erreicht haben würden, von der sie jetzt mit Verachtung auf den Neger herabzusehen pflegen. Foissac (Ueber d. Einfl. des Klima's. 1840. S. 164) hat darauf hingewiesen daß in vielen Tropenländern neben großer Sterblichkeit (in Batavia 1 : 28, in Guadeloupe 1 : 27, Bombay 1 : 20, Guanaxuato in Mexico 1 : 19) auch verhältnißmäßig große Fruchtbarkeit der Menschen herrsche. Wir möchten ihm nicht darin beistimmen, daß er in diesem Umstande die Ursache sieht, weshalb diese Völker beständig auf der Stufe der Kindheit stehen bleiben; aber was hiermit nahe zusammenhängt, die leibliche Präcocität, die wir früher bereits als eine Wirkung des Klima's bezeichnet haben, steht allerdings damit in einer inneren Verbindung, theils direct, insofern die Länge der Kindheit, die man als einen Hauptvorzug des Menschen vor den Thieren schon oft hervorgehoben hat, die Dauer der größten Bildungsfähigkeit bestimmt und ihr Ende in leiblicher wie in geistiger Rücksicht einen gewissen Abschluß der Entwickelung herbeiführt, theils indirect, insofern kurz nach dem Eintritte der Pubertät beide Geschlechter in neue Lebensverhältnisse einzutreten pflegen in denen sie sich selbstständig bewegen und eine Reihe von Thätigkeiten und Sorgen für sich und Andere zu übernehmen haben die ihnen gewöhnlich weder Muße noch Neigung zu fernerer eigener Fortentwickelung übriglassen.

Spendet nun überdieß, wie es häufig in der heißen Zone der Fall ist, die Natur ihre Gaben sehr reichlich und ernährt den Menschen von selbst, so kommt es natürlich bei diesem zu keiner Art von Arbeit, vor Allem zu keiner Regsamkeit des Geistes, dieser bleibt stumpf, und dem größeren Ruhebedürfniß welches das Klima mit sich bringt, wird vollständig entsprochen. Giebt die Natur allzu sparsam, wie dieß besonders in kalten Klimaten nicht selten ist, so consumirt die bedeutende Anstrengung und Arbeit welche für die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erforderlich ist, die Kräfte sehr vollständig: es tritt daher auch in diesem Falle, obwohl aus dem entgegengesetzten Grunde, ein verhältnißmäßig großes Ruhebedürfniß ein und eine gewisse Stumpfheit des

* So klagen z. B. Europäer auf Java daß das Klima geistige Arbeit gar nicht zulasse. Ihre Kinder zeigen entschiedene Abneigung gegen ernsthafte geistige Beschäftigung, Zeichnen, Musik u. dergl. lernen sie dagegen leicht (Selberg, R. nach Java. 1846. S. 189).

Geistes, die keinen Ansatz zu höherer Cultur aufkommen lassen. Der Pisang oder Bananenbaum der für den Bewohner der heißen Zone das ist was die Getreidearten für Westasien und Europa, liefert auf gleichem Raume zwanzigmal so vielen Nahrungsstoff als diese: „oft hört man in den spanischen Kolonieen die Behauptung, daß sich die Bewohner der tierra caliente so lange nicht aus dem Zustand von Apathie in welchen sie seit Jahrhunderten versunken sind, erheben können, als kein königlicher Befehl die Zerstörung der Bananenpflanzungen verordnete" (Humboldt und Bonpland, R. II, 12; Humboldt, Neu-Spanien III. 12, 23, 142). Da überdieß Seen und Flüsse mit einer zahllosen Menge von Vögeln bedeckt sind, so ist begreiflich daß selbst das Bedürfniß nach Hausthieren nur gering ist. Treffend bemerkt Guyot (Grundzz. der vgl. Erdkunde. 1851. S. 227), daß in Hinsicht der Einwirkung der Naturumgebung auf den Menschen der Eingeborene der Tropenländer dem Sohne eines reichen fürstlichen Hauses vergleichbar ist, der des Nordens dem Sohne einer elenden Bettlerhütte, der der gemäßigten Zone dem Sohne des goldenen Mittelstandes: der letztere allein erhält die nöthigen Antriebe zur Arbeit und zur Civilisation. Es bestätigt sich dieß in der Geschichte vor Allem daran daß alle eigentlichen Culturvölker und insbesondere alle diejenigen welche wir die Initiative der Entwickelung ergreifen sehen, der gemäßigten Zone angehören, während es in der heißen Zone immer nur zu minder bedeutenden Leistungen gekommen ist, wenn man auch eine gewisse Großartigkeit in materieller Cultur bei verhältnißmäßig geringeren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, mehreren Völkern heißer Gegenden nicht absprechen kann. Es steht dieß wahrscheinlich mit einem anderen Einflusse des Klima's auf die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen in einem gewissen Zusammenhange, dem Einflusse desselben auf die Phantasie.

Ein heißes Klima scheint in jeder Beziehung erschlaffend zu wirken: mit der Unlust zu körperlichen Anstrengungen verbindet sich eine entsprechende Schwerbeweglichkeit der Gedankenwelt, Trägheit zum Denken, Mangel an Energie des Willens und geringe Erregbarkeit zu Affecten. Zu dieser allgemeinen Schlaffheit und Schwerbeweglichkeit gesellt sich aber eine größere Intensität und Unruhe der Bewegungen, ein größeres Maaß von physischer und psychischer Aufregung, wenn der Zustand der Ruhe einmal verlassen wird. Die an's Unglaubliche grenzende Anstrengung und Ausdauer, die namentlich der Neger im

Tanze entwickelt, die fast wahnsinnigen, Tage lang anhaltenden Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit, die zügellose Ausschweifung mit der er sich an völlig phantastische Vorstellungen hingeben und in ihnen berauschen kann, weisen auf die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit südlicher Naturen hin sich in weit größeren Contrasten zu bewegen als dem Bewohner gemäßigter Klimate gegeben ist. Nicht daß der Eingeborene der Tropenländer leichter erregbar wäre, im Gegentheil er scheint es in weit geringerem Grade zu sein, aber die wirkliche Erregung ist, wenn sie Platz greift, bei ihm eine gewaltigere, sich mehr überstürzende. Dürfen wir uns zur Bestätigung dieses Satzes u. A. auch auf die bekannte Sitte des Amoklaufens bei den Malaien berufen, so wird man als Gegenbeispiele wohl den geduldigen Hindu und Aegypter, den harmlosen und fast alles Widerstandes unfähigen Eingeborenen der Tropenländer von America anführen. Diese Fälle scheinen indessen weniger geeignet jene Ansicht zu widerlegen, als vielmehr zu beweisen daß Sitte und Religion im Bunde mit der Verfassung der Gesellschaft und des Staates die unmittelbaren Einflüsse der klimatischen Verhältnisse auf den Charakter der Völker, wenn nicht zu paralysiren, doch sie wesentlich zu modificiren und ihnen eine sehr veränderte Richtung zu geben vermögen. Wir finden bei jenen Völkern eine verhältnißmäßig geringe, niemals in die Masse eingedrungene geistige und moralische Cultur, eine Cultur deren bewundernswerthe materielle Leistungen nur durch den härtesten Druck und den unbeschränktesten Despotismus von Alleinherrschern möglich geworden sind, während zugleich die excentrischen Ausbrüche und die groben Ausschweifungen der Leidenschaftlichkeit mit eiserner Strenge niedergehalten wurden, so daß die phantastische Richtung der Einbildungskraft, welche sich in der Mythologie, im Cultus, in den Sagen dieser Völker überall auf so hervorstechende Weise geltend macht, im Grunde das Einzige blieb worin sich jener natürliche Zug in dem Charakter der Völker heißer Länder bethätigen konnte. Der groteske Schmuck ihrer Bildwerke, die zum Theil zwecklose Pracht und Großartigkeit ihrer Bauten, die maaßlosen Ueberladungen in der Darstellung ihrer Götter, welche jede Vorstellung des Nordländers übersteigt, legen bestimmtes Zeugniß ab von der excentrischen „glühenden" Phantasie des Bewohners der Tropen, wie sie uns schon in jedem orientalischen Mährchen entgegenzutreten pflegt. Es gehört dahin überhaupt die ausge-

sprochene Vorliebe der Südländer für Glanz und Pracht aller Art, für rauschende Freuden und eine gewisse Tollheit in der Lust, wogegen ihnen der Sinn für das Maaßvolle und eigentlich Schöne, insbesondere für die stille Schönheit der Natur die eine ruhige gesammelte Betrachtung verlangt, fast ganz abgeht. Die Natur gilt ihnen nur als die melkende Kuh — so schon dem Süd-Europäer, dem dagegen gerade so wie dem Mexicaner ein abgebranntes Feuerwerk zu dem Großartigsten gehört was einen Menschen begeistern kann. In gleicher Weise liebt der Brasilianer seine Feste möglichst geräuschvoll, Gewehrfeuer und Feuerwerk sind ihm Hauptsache dabei (W. H. Edwards, Voy. up the R. Amazon. 1847. ch. 19). Geschmackvolle Gartenanlagen, für die der Chinese, wenn auch in seiner besonderen Weise, einen empfänglichen Sinn hat, pflegen im Süden zwar hier und da ein Gegenstand des Luxus zu sein, aber es ist auch in diesem Falle nicht die Schönheit der Natur um derentwillen man sie schätzt. Dem Orientalen (bemerkt Ritter, Erdk. VIII, 42) und insbesondere dem Araber fehlt der Sinn für schöne Natur der den Europäer auszeichnet. Es ist eine seltene Ausnahme, daß die Bewohner von Ualan (Carolinen) sich Blumengärten zum Vergnügen halten (Lesson, Voy. méd. autour du m. 1829. p. 128) und daß manche der polynesischen Völker mit Vorliebe Blumen als Schmuck benutzen.

Daß sich der Südländer desselben Volkes vom Nordländer häufig in wesentlichen Charakterzügen unterscheidet, hat man oft Gelegenheit zu bemerken, aber es läßt sich in den meisten Fällen dieser Art nicht bezweifeln, daß es weniger das Klima selbst als die mit ihm freilich meist in naher Beziehung stehenden Eigenthümlichkeiten der Lebensverhältnisse sind, welche hauptsächlich diesen Unterschieden zu Grunde liegen. Lyell (Zweite R. deutsch v. Dieffenbach. I, 336) sagt z. B. bei Erwähnung der großen Gastfreundschaft die der Fremde in den Sklavenstaaten von Nordamerica genießt: „es ist eine warme und noble Offenheit in dem Charakter der Südländer, die bloßer Reichthum und eine große Dienerschaft nicht geben kann, und in ihrem Benehmen liegt oft eine Würde ohne Steifheit die höchst angenehm ist.“ Die Abstammung dieser Südländer ist im Wesentlichen durchaus dieselbe wie die der Bewohner der nördlichen Staaten, aber sie sind nicht in dem rastlosen Wetteifer untereinander begriffen, sie ringen nicht so mit den Verhältnissen und haben diese nicht so zu berechnen wie der

Kaufmann und der Fabrikant des Nordens dessen unruhige Geschäftigkeit ihnen deshalb fremd ist, sie fühlen sich überdieß als freie Bürger einer großen Republik, einem jeden ebenbürtig, und leben zugleich als Plantagenbesitzer im Bewußtsein unumschränkter Macht über ihre Sklaven auf eigenem Grund und Boden: dieß Alles muß ein Gefühl der Sicherheit in der Beherrschung der Verhältnisse gewähren, bei dem man weder seine Tugenden bescheiden zurücktreten lassen noch seiner Laster sich schämen wird. In ähnlicher Weise scheint auch in Europa das expansivere Wesen, die Neigung sich freier gehen zu lassen, die reichere Phantasie, die größere sanguinische Lebendigkeit bei oft geringerer Stetigkeit der Bestrebungen zwar im Allgemeinen dem Südländer eigen zu sein, während der Nordländer ernster und zurückhaltender, minder laut in der Freude, gleichmäßig ruhiger sich gestimmt zeigt bis zum Phlegma, aber auch hier treten die speciellen Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten, die Erziehung und die gesellige Sitte die einen bestimmten Grad von Selbstbeherrschung fordert, die besonderen Vorstellungen von Anstand und Würde überall als überwiegend und maaßgebend auf. Indessen wird ein bestimmter Einfluß des Klima's in dieser Richtung wahrscheinlich genug, wenn wir hören daß in allen Theilen des spanischen America eine ebenso starke Antipathie zwischen dem Bewohner der heißen Ebenen und dem der Cordilleren herrscht als zwischen dem Süd- und Nordländer in Europa: jenen erscheinen diese als kalt und leblos, während diese die ersteren des Leichtsinns und der Unbeständigkeit beschuldigen (Humboldt, Neu-Spanien IV, 319).

Die Erhebung zu einer höheren Stufe der Bildung wird dem Menschen am entschiedensten da unmöglich gemacht wo das Klima, die Natur des Landes und sociale Verhältnisse in gleich ungünstiger Weise zusammenwirken. Ungesundes Klima schwächt für sich allein schon Körper und Geist so weit, daß sich die Bestrebungen des Menschen über die Sorge für seine physische Existenz nicht zu erheben vermögen. Bietet die Natur nur schlechte und selbst quantitativ kaum hinreichende Nahrung, giebt sie ihn häufig dem Mangel preis, so wird physische Schwäche und geistige Stumpfheit die nothwendige Folge sein, wenn auch zugleich ein hohes Maaß von Abhärtung gegen klimatische Schädlichkeiten, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art gewonnen wird. Kommt dazu noch daß eine so ungünstig gestellte Be-

völkerung von Feinden umringt ist, mit denen sie selbst jede Gemeinschaft und schon jede Berührung scheut, denen sie von jeher im Kampfe unterlegen ist, von denen die Einzelnen wie das Wild gejagt werden wo sie sich blicken lassen, so versteht es sich von selbst daß sie in solcher Abgeschlossenheit und Isolation bei geringen, aber doch nothdürftig zum Lebensunterhalt hinreichenden Hülfsquellen, keines Fortschrittes irgend welcher Art fähig ist, wie groß oder klein ihre geistigen Gaben auch sein mögen. In solcher Lage aber befinden sich durchgängig die Völker der untersten Bildungsstufe: die in ihre steinigen und unfruchtbaren Länder zurückgedrängten Buschmänner und Feuerländer; ein großer Theil der Eingeborenen Australiens, die sich auf die elendeste und zugleich mühseligste Weise ernähren; ferner die schwarzen Urbewohner vieler ostindischen Inseln die von den Malaienvölkern der Küste als vogelfrei behandelt im Innern völlig abgesperrt und gefangen gehalten werden, und die zum Theil unter ähnlichen Verhältnissen lebenden rohen Völker des Vindjhagebirges, des Dekhan und anderer Theile von Vorderindien; die schwarze Bevölkerung vieler Inseln im Nordosten von Australien, über die sich die Polynesier (nur mit Ausnahme von Erronan, Niua oder Immer und Tikopia) bloß der Ungesundheit des Klima's wegen nicht weiter ausgebreitet zu haben scheinen.

Etwas günstigere Resultate werden schon da zu erwarten sein wo in gesundem Klima und bei ausreichender zuträglicher Nahrung ein Volk freier Herr des Bodens und seiner Producte und damit auch seiner ganzen Lebensweise und Lebenseinrichtung ist, wo ihm Wanderungen durch seine Feinde und durch die Elemente zwar erschwert, aber doch nicht unmöglich gemacht sind. In solchem Falle befindet sich der größte Theil der Eingeborenen von America und Africa. Sie stehen bereits auf einer etwas höheren Stufe als die erwähnten Völker. Ihre Naturumgebung ist es die ihnen ihren Lebensunterhalt, die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit und dadurch die Culturstufe die sie erreichen unmittelbar bestimmt, denn von ihr hängt es ab durch welche Mittel Werkzeuge und Fertigkeiten sie ihre ersten Bedürfnisse befriedigen lernen, mit welchen Schwierigkeiten sie dabei zu kämpfen haben, wie stark und in welchen Richtungen Körperkraft und Erfindungsgabe geübt werden. Man bemerkt leicht wie groß der Unterschied sein muß den es für den Charakter und die Fortbildungsfähigkeit eines Volkes

macht, ob Jagd, Fischerei, das Sammeln wildwachsender Früchte, rohe und unregelmäßige Versuche einer Art von Landbau, Haus- und Heerdenthiere oder Mehreres hiervon in bleibender oder wechselnder Verbindung miteinander das wesentliche Subsistenzmittel eines Volkes ausmacht.

Wo der Reichthum an vegetabilischer Nahrung nicht sehr bedeutend ist, da wird ursprünglich eine Tendenz zum reinen Jägerleben sich leicht geltend machen, schon weil die Jagd, wenn sie glücklich ist, in kurzer Zeit meist eine verhältnißig bedeutende Ausbeute gewährt und sowohl die Aufregung welche sie begleitet als auch die ganze Art der Thätigkeit die sie erfordert, dem Kraftgefühl und der natürlichen Neigung des Mannes besser entspricht als das Einsammeln von Früchten. Die erste wichtige Folge des Jägerlebens aber ist die Zersplitterung der Bevölkerung in kleine Haufen die ein großes Areal bedürfen, was für sich allein schon den Fortschritt zu höherer Cultur unmöglich macht; denn eine wesentliche Bedingung dieses letzteren ist eine relativ große Dichtigkeit der Bevölkerung welche eine vielfache und unmittelbare Wechselwirkung der Einzelnen herbeiführt. Der Jäger muß ferner dem Wilde überall nachziehen, er kann gar nicht oder nur in sehr unvollkommener Weise seßhaft werden; die Wanderungen zu denen er sich genöthigt sieht — denn nur Noth und Mangel sind es die den Naturmenschen zu solchen bestimmen — verwickeln ihn in vielfache Kriege mit andern Völkern, in Kriege die um den Besitz des Landes und der Jagdbeute, d. h. um die eigene Existenz geführt werden und daher äußerst erbittert sind, und diese Kämpfe selbst erhalten und nähren den wild kriegerischen Sinn der sich ohnehin bei demjenigen in hohem Grade ausbilden muß dessen ganze Subsistenz auf der Jagd beruht; dieß Alles aber sind ebenso viele Hindernisse der Cultur. Wald und Feld mit ihren Thieren müssen ihm Alles liefern was er braucht und von ihnen selbst nimmt er oft die Werkzeuge mit denen er sie jagt. Bisweilen ist es ein einziges Jagdthier von dem die ganze Existenz und Lebensweise solcher Jägervölker abhängt. So war es und ist es zum Theil noch in den ungeheuern Prärieen zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi mit dem Büffel (Bison). Er giebt den Winter und Sommer hindurch wandernden Dacotahs (Sioux) Wohnung, Nahrung und Kleidung, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke und Zugseile für die Pferde, Satteldecken, Wassergefäße

Kähne, Leim, Zunder und Häute zum Tauschhandel mit Fremden (Perrin du Lac, R. in d. beiden Louisianen. Lpz. 1807. II, 27) — in ganz ähnlicher Weise wie in manchen Tropenländern die Palme so ziemlich die sämmtlichen Lebensbedürfnisse des Eingeborenen bestreitet. Wo die Jagdthiere einen so vielseitig ergiebigen Gebrauch nicht zulassen, werden das Pflanzen- und Mineralreich namentlich für Kleidung, Wohnung und deren Ausstattung in einfachster Weise benutzt. Holz, Steine, Thierknochen, Fischgräten liefern die nöthigsten Werkstücke zu den Waffen auf der Jagd und im Kriege, bis etwa ein glücklicher Zufall zur Benutzung von Metallen führt — ein entscheidender Schritt zu höherer materieller Cultur, wo er auf eigener Erfindung beruht, ein Schritt zu einer meist sehr wenig förderlichen Abhängigkeit von Anderen, wo die Zufuhr der Metalle ganz in den Händen Fremder liegt, weil sie dem eigenen Lande fehlen oder ihre Gewinnung und Bearbeitung den Eingeborenen unbekannt ist. Die Kunstfertigkeiten des Jägers richten sich ganz nach den Lebensgewohnheiten der Jagdthiere und bleiben, wie in fast allen andern Fällen, auf einer geringen Stufe der Ausbildung stehen, so lange sie gerade genügen den Zweck zu erreichen auf welchen sie gerichtet sind.

Die hauptsächlichsten Charaktereigenschaften des Jägers ergeben sich von selbst aus seiner Lebensweise: sie macht ihn vertraut mit Anstrengungen Mühseligkeiten und Gefahren, er eignet sich Ausdauer und Abhärtung in hohem Grade an, ist kühn, unternehmend, energisch. Aus dem Bewußtsein der Herrschaft über die ihn umgebende Natur entspringt ihm ein Gefühl der Kraft Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, und dieses Selbstgefühl steigert sich noch durch die Kriege in die er mit seinen Nachbarn verwickelt wird, denen es selbst bei bedeutender Uebermacht nur selten gelingt ihn vollständig zu unterjochen und zum Sklaven herabzuwürdigen, weil seine gestählte elastische Natur, so lange sie nicht durch die Ungunst der Verhältnisse einem dauernden harten Drucke ausgesetzt und physischer Verkümmerung preisgegeben wird, immer noch etwas von ihrem ursprünglichen Stolze bewahrt und sich in ihrem Freiheitsgefühl wieder aufzurichten fähig bleibt. Als Krieger spornt ihn Haß und Rache zu kühnem Handeln, sein Ehrgeiz hindert seinen Geist in Stumpfsinn zu versinken, aber auch Hinterlist Treulosigkeit und Grausamkeit liegen seinem Charakter nahe, denn eine gewisse Rohheit des Gemüthes ist die fast unvermeidliche Folge der Ge-

wohnheit zu töden, und die Aufregung welche die Jagd mit sich bringt, die List welche sie erfordert, die versteckte Art auf welche die Waffen gegen das Wild meist gebraucht werden, führt zu einer entsprechenden Behandlung der Menschen denen der Jäger als Feind gegenübertritt. Die Jagdthiere sind die Wohlthäter des Jägers, ihrer Gegenwart verdankt er seine Subsistenz, sie fordern aber auch seine ganze Kraft und Erfindungsgabe heraus, sein Leben ist oft von ihnen bedroht und erscheint nach beiden Richtungen hin von ihrer Gnade abhängig, daher treten seine religiösen Vorstellungen meist in innige Beziehung zu ihnen, die Thierwelt wird für ihn zu einer Geisterwelt, zu einem Reiche mythologischer Wesen*.

Treffend bemerkt Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. I, 251) daß der Charakter der heerdenweise zusammenlebenden Reitervölker ein anderer ist als derer die einzeln in den Wäldern herumstreifen oder derer die sich von Fischfang nähren, weil er ganz von den äußeren Verhältnissen abhängig ist unter denen sie leben, und zwar in dem Grade, daß sich aus diesen in gewissen Grenzen ihre Lebensgewohnheiten und Charaktereigenschaften voraussagen lassen und sich ihnen entsprechend verändern. Dieß zeigt vor Allem eine Vergleichung der Fischer- und Jägervölker.

Der Fischer bedarf ganz andere, zum Theil kunstvollere Geräthe als der Jäger und andere Arten der Kunstfertigkeit. Die letzteren selbst sind indessen gewöhnlich minder bedeutend und weniger mannigfaltig als die des Jägers, erfordern auch meist keine so scharfe und ausgedehnte

* Es ist eine unrichtige Auffassung dieses Verhältnisses, welche sich auch bei J. G. Müller (Gesch. der americ. Urrelig. 1855. S. 60) nach Hegel u. A. noch findet, daß der Naturmensch im Thiere eine allgemeinere sich offenbarende Naturkraft sehe und es nicht für ein Wesen mit individuellem Bewußtsein wie sich selbst halte. Im Gegentheil sieht der Naturmensch, wie wir früher gezeigt haben, alle Erscheinungen ohne Ausnahme als ganz individuell an, die Vorstellung von allgemeinen Naturmächten liegt über seinen geistigen Horizont hinaus: wenn Wasser, wenn ein Tiger, eine Schlange ein Unglück anrichtet, so ist es ein individueller böser Geist der diese individuelle Gestalt angezogen hat um zu schaden. Der Gattungs- oder Artcharakter der Thiere ist es ganz und gar nicht der dem Naturmenschen Ehrfurcht einflößt und dem seine religiöse Verehrung gilt. Selbst wo alle Thiere von einer gewissen Art heilig gehalten werden, richtet sich die Verehrung nur an das Individuum als solches, das als Incarnation eines individuellen Geistes betrachtet wird. Die Travestirung von Naturkräften in mythologische Personen entspricht nicht dem Sinne und der Anschauungsweise des Naturmenschen, sondern er sieht das was wir die Natur nennen ursprünglich an als eine Menge von geheimnißvollen willkürlich handelnden individuellen Wesen.

Beobachtung der Naturerscheinungen. Der Flußfischer zieht wohl auch seiner Beute nach wie jener, aber der Kreis seiner Wanderungen ist enger begrenzt, die Erfahrungen die er auf ihnen sammelt, sind einförmiger und weniger bildend. Dieß Alles trägt dazu bei daß sein Gesichtskreis von Haus aus um Vieles beschränkter bleibt. Seine ganze Lebensweise ist nicht geeignet irgend eine jener kräftigen Charaktereigenschaften zu entwickeln durch die sich der Jäger auszeichnet. Sie macht ihn nicht tüchtig zum Kriege, verleiht ihm keinen Stolz, keinen Ehrgeiz, kein Vertrauen auf die eigene Kraft, keine Liebe zur Freiheit. Er bleibt gewöhnlich auf einer tieferen Stufe stehen als der Jäger. Furchtsamkeit und Falschheit sind ihm häufig eigen, letztere theils als Folge der Furcht, theils als Folge eines niedrigen Handelsgeistes, der bei Fischervölkern an oft besuchten Flüssen und Küsten leicht Platz greift, weil sie, abgesehen von den Gegenden in welchen sie durch Mangel selbst verkümmern, ohne Schwierigkeit einen Reichthum erbeuten den sie selbst nicht aufzuzehren vermögen. Diese größere Sicherheit der Subsistenz ohne bedeutende Kraftanstrengung macht sie träge und ihre Lebensweise führt sie überdieß gewöhnlich zum höchsten Grade der Unreinlichkeit hin. Auf einer etwas höheren Stufe stehen diese Völker nur dann, wenn sie in der Nähe einer Meeresküste leben wo der ausgedehntere Verkehr mit Fremden sie zu größerer Thätigkeit spornt, wo sie Küstenfahrt treiben und im Kampfe mit den Elementen höhere Geschicklichkeit und Energie, bedeutenderen Muth und Erfindungsgeist entfalten, oder wenn der Fischfang nicht ihr ausschließliches oder ganz überwiegendes Subsistenzmittel bleibt.

Daß das Einsammeln von wildwachsenden Früchten für sich allein wenig geeignet ist das geistige Leben zu einer gewissen Regsamkeit zu erwecken und der Charakterbildung förderlich zu werden, leuchtet unmittelbar ein, da es nur ein unmittelbares Aufsuchen des Eßbaren und ein kunstloses Zugreifen erfordert. Gleichwohl ist es höchst wichtig insofern es den ersten Versuch eines unvollkommenen Landbaues vorbereitet und auf ihn hinführt. Der Gedanke an einen solchen entspringt ohne Zweifel zunächst daraus daß das Einsammeln dessen was von selbst wächst, zum Unterhalte nicht ausreicht und andere Hülfsquellen ebenfalls bereits versiegt sind. Am günstigsten zu einem weiteren Culturfortschritte von den Stufen aus die wir bisher betrachtet haben, stellen sich deshalb die Verhältnisse da, wo das Einsammeln wildwach-

sender Früchte neben der Jagd und Fischerei ein wesentliches Subsistenzmittel ausmacht, denn die Hinführung zum Landbau ist der nothwendige Durchgangspunkt der erreicht werden muß, wenn ein Fortschritt von einiger Bedeutung erfolgen soll.

Indessen kann auch der Landbau so betrieben werden, daß er entweder zu gar keinem Hebel der Cultur wird oder nur zu einem sehr schwachen. Es zeigt sich dieß in fast allen Theilen der Erde an vielen Beispielen. Im Nordwesten der großen Prärieländer von Nord-America wächst der wilde Reis in großer Menge. Er erstreckt sich etwa von 31—50° n. Br. und vom atlantischen Meere bis zum St. Peters-Flusse (Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's River. 1825. II, 107, 156) und ist nächst Fischen das Hauptnahrungsmittel der Chippeways und anderer Stämme, deren Weiber auf Kähnen umherfahren und ihn ausklopfen. Er wird nicht angebaut, während viele andere nordamericanische Völker, die aber auf keiner höheren Culturstufe stehen, neben der Jagd einige Früchte bauen, namentlich Mais (gewöhnlich corn genannt). Bei diesen allen ist der Landbau nur ein zeitweises Auskunftsmittel, sie treiben ihn unregelmäßig, ärnten das nachlässig Gesäete ab und ziehen dann weiter, sie bleiben Wandervölker troß ihres Landbaues, der sie nächst dem Kriege im Sommer beschäftigt, während die Jagd hauptsächlich im Winter betrieben wird. Unter solchen Umständen macht es offenbar für den Culturzustand des Volkes nur einen geringen oder gar keinen Unterschied ob Landbau getrieben oder bloß wildwachsende Früchte gesammelt werden, denn er fesselt nicht an die Scholle, bleibt immer gleich unvollkommen und trägt nichts dazu bei die Lebensweise des Volkes zu verändern.

Auch in den meisten Negerländern, wo der Landbau regelmäßiger und in größerer Ausdehnung betrieben wird und die Lebensweise keine nomadische ist, treffen wir keine fortschreitende Civilisation an, obwohl die materielle Cultur und die socialen Verhältnisse, namentlich die Gliederung der Gesellschaft, dort vielfach weiter entwickelt ist als bei den Eingeborenen von America. Die verhältnißmäßig tiefe Stufe auf welcher die Negervölker troß ihres Landbaues stehen geblieben sind, erklärt sich aber hauptsächlich aus der erschlaffenden Wirkung des Klima's und den geographischen Verhältnissen dieses Erdtheiles überhaupt, aus den geringen Bedürfnissen an Kleidung Wohnung und Nahrung, der meist großen Ergiebigkeit der Natur deren üppiger Reichthum diese

Bedürfnisse ohne Arbeit oder schon bei geringer Anstrengung befriedigt und zu Wanderungen nicht nöthigt, so daß auch eine relativ dichte Bevölkerung sich leicht ernährt. Die Menge und große Productivität der Nahrungspflanzen, der Besitz von Haus- und Heerdenthieren für deren Zucht ein sehr geringes Maaß von Sorgfalt genügt, in Verbindung mit dem Fleiße der Weiber, die meist die Feldarbeit allein verrichten, sind mehr als hinreichend dem Neger eine Summe von Lebensgenuß und von Bequemlichkeiten zu gewähren, welche keinen Trieb zur Arbeit bei ihm aufkommen lassen und das Streben nach höherer Cultur im Keime erdrücken.

Es ist hieraus ersichtlich daß auch die Zucht von Hausthieren und Viehheerden für sich allein der Thätigkeit und den Lebensgewohnheiten eines Volkes noch keineswegs immer eine Wendung giebt die es einer höheren Cultur entgegenführt. Namentlich kann ein nomadisches Hirtenleben an sich noch nicht als ein Fortschritt gelten im Vergleich mit dem Jäger- und Fischerleben: die Hottentotten waren im Besitze reicher Heerden als die Europäer zuerst ihr Land betraten, die Kaffern sind noch jetzt Hirtenvölker. Viehzucht führt zwar nicht unmittelbar selbst zu einem seßhaften Leben hin, aber sie verträgt sich doch mit einem solchen, giebt ihm eine sichere und feste Begründung wo sie mit Landbau in Verbindung tritt. Von dieser Verbindung hängt ihr Werth für den Fortschritt zu höherer Cultur hauptsächlich ab, für sich allein leistet sie dafür sehr wenig. Wenn dagegen bei unzureichendem Landbau Hausthiere ganz fehlen, so wird das Wanderleben zur Nothwendigkeit und die Cultur der Völker welche sich in dieser Lage befinden, kann ohne Hülfe von außen sich nie zu einiger Bedeutung erheben. Hier ist der Ort daran zu erinnern daß in ganz America nur Peru in früherer Zeit etwas den Hausthieren Aehnliches besaß, nämlich das Lama und Alpaca, während es an Nahrungspflanzen zugleich die Kartoffel und Quinoa hatte. Außerhalb Peru konnte es in der neuen Welt gar kein Hirtenleben geben. Der Hund den die Eingeborenen als Hausthier besaßen, wurde als Lastthier vielfach benutzt, sein Einfluß auf ihre Lebensweise war aber natürlich kein bedeutender. Selbst das Pferd, das erst durch die Europäer nach dem nördlichen wie nach dem südlichen Continente kam und sich über jenen wahrscheinlich von Mexico und Florida aus verbreitete, hat sich als Förderungsmittel der Civilisation in America unwirksam erwiesen, und zeigt deutlich in wie

hohem Grade die Wirkung welche die Anwesenheit selbst der wichtigsten Haus- und Heerdenthiere auf die Cultur der Völker ausübt, von den Lebensgewohnheiten und der Bildungsstufe abhängt die sie sich bis dahin angeeignet haben. Ohne das Pferd mußte die Büffeljagd in Nordamerica weit schwieriger und unergiebiger sein, da die Büffel in großen Heerden zusammenleben und Schnelligkeit dem Jäger in diesem Falle weit förderlicher ist als List und Geschicklichkeit. Der Zucht von Hausthieren überhaupt ungewohnt, hat der eingeborene Americaner auch das Pferd zur Zucht nicht benutzt, sondern von jeher es nur einzeln eingefangen nach seinem zeitweisen Bedürfniß, so daß dieses Thier nicht dazu dienen konnte seine Lebensgewohnheiten in glücklicher Weise umzubilden, sondern nur dazu beitrug ihn bei seinem Jägerleben festzuhalten. Dagegen ist das Kameel, das erst seit dem 3ten Jahrhundert n. Chr. in Africa von Osten her eingeführt worden sein soll (L'Institut 1857. p. 136 nach Reinaud), in den Wüsten Nordafrica's und Arabien's bis nach dem Westen Ostindiens hin in manchen Gegenden oft das einzige Subsistenzmittel; seine Milch, seine Ausdauer und Brauchbarkeit als Lastthier haben diese Gegenden erst zugänglich gemacht und fast überall hat das Thier einen tief eingreifenden Einfluß auf die Lebensweise der Menschen selbst ausgeübt. Aehnliches gilt von dem Pferde in Beziehung auf die Reitervölker von Inner-Asien und von einem großen Theile der Araber.

Die klimatischen Verhältnisse durch welche so manche wichtigen Temperaments- und Charaktereigenschaften, und die Landesproducte durch welche die Lebensweise der Völker zunächst in überwiegender Weise bestimmt werden, umfassen indessen noch nicht alle die Factoren deren Wirksamkeit auf die Entwickelung der Culturzustände von der Naturumgebung ausgeht. Es gehört zu ihnen ferner die geographische Lage des Landes selbst, die Beschaffenheit seiner Oberfläche und die Gesammtheit seiner physischen Eigenthümlichkeiten überhaupt.

Bei der unzweifelhaften und hervorragenden Wichtigkeit aller dieser Verhältnisse für die Gestaltung des Menschenlebens nach außen und innen erscheint es als besonders nothwendig sich in dieser Rücksicht vor Uebertreibungen und unrichtigen Generalisationen sorgfältig zu hüten. Wie schon Montesquieu den Einfluß des Klima's augenscheinlich überschätzt hat indem er die Regierungsformen in unmittelbare Beziehung zu denselben setzte und die Theorie aufstellte, daß Re-

publiken nur in kaltem, Despotieen nur in heißem, gemäßigte Monarchieen nur in einem mittleren Klima gedeihen könnten, so hat man auch noch neuerdings öfters Sittenreinheit und Muth für unverträglich mit tropischer Hitze erklärt, die Mordlust mancher Negervölker aus dem Klima ihres Landes abgeleitet, Gebirgsvölkern eine besondere Freiheitsliebe zugeschrieben u. dergl. Giebt man selbst zu daß einige wenigstens indirecte Beziehungen dieser Art wirklich existiren, so beschränken sie sich doch darauf daß größere Ausschweifung und Maaßlosigkeit dem Temperamente des Bewohners der heißen, größere Ruhe und Gleichmäßigkeit der Natur des Nordländers näher liegt; eine Abhängigkeit des Nationalcharakters und der Culturfähigkeit der Völker von Boden und Klima, wie sie u. A. Weerth (D. Entw. der Menschenrassen. 1842) behauptet hat, ist ein leicht aufzudeckender Irrthum. Was insbesondere die erwähnten Charaktereigenschaften betrifft, so ist daran zu erinnern daß die Verdorbenheit der Sitten bei den Kamtschadalen Aleuten und mehreren anderen nördlichen Völkern so groß ist als sie nur sein kann, daß die Tapferkeit der Araber, mancher Malaien- und Negervölker eine durchaus exemplarische ist, daß Mordlust und Grausamkeit bei vielen Jägervölkern von Nord-America den höchsten Grad erreicht, während dagegen viele Bewohner der Tropen in America wie in Africa sich durch friedliches und fügsames Wesen auszeichnen, daß Gebirgsvölker sich der Unterjochung leichter entziehen als Bewohner großer Ebenen ohne daß ihnen darum die unauslöschliche Freiheitsliebe immer eigen ist welche einen so hervorstechenden Zug im Charakter der Stämme ausmacht welche die Ebenen von Nord-America bewohnen. Nicht minder unstatthaft ist es die poetischen Eindrücke welche der gebildete Mensch von einer großartigen Naturumgebung erhält auf den Naturmenschen zu übertragen, wie man bisweilen gethan hat: theils stumpft die Gewohnheit des Anschauens den Eingeborenen gegen das ab was den Fremden in seinem Lande erstaunt und entzückt, theils ist alle ästhetische Auffassung der Natur überhaupt der bloße Reflex einer reichen und feiner ausgebildeten Gemüthswelt, daher der Mensch im Zustande der Uncultur einer solchen gar nicht fähig ist. Die religiösen Vorstellungen und Sagen der Naturvölker bezeugen dieß zur Genüge: die Nahrungspflanzen, die nützlichen und die gefährlichen Thiere spielen in ihnen bisweilen eine ganz sinnreiche Rolle, aber von der Auffassung des

Schönen und Großen in der Natur zeigt sich fast nirgends eine Spur, die Natur wird fast ausschließlich in Beziehung auf den Nutzen oder Schaden betrachtet die sie dem Menschen bringt und auf die Furcht die sie ihm einflößt.

Dieselbe Vorsicht ist bei der Beurtheilung des Einflusses nothwendig den die geographischen Verhältnisse auf die Culturzustände der Völker ausüben. Aus den geographischen Verhältnissen für sich allein glaubt Guyot folgern zu dürfen daß die drei großen Nord-Continente der Erde für immer dazu bestimmt seien die Anregung und Leitung der geistigen Entwickelung der Menschheit zu übernehmen, während die südlichen nur ihnen zu folgen vermöchten, manche Erdtheile aber gar nicht im Stande seien sich aus eigener Kraft zu civilisiren. Wird man vielleicht den letzten Punkt am ersten zuzugestehen geneigt sein, so kann man sich doch der Verwunderung über diese neu entdeckte Allmacht der geographischen Verhältnisse namentlich dann nicht enthalten, wenn man anderwärts der Lehre von der Allmacht der specifischen Begabung der verschiedenen Menschenraçen begegnet ist. Die eine dieser Theorieen ist auf dem Boden der historischen Wissenschaften erwachsen, die andere auf dem der Naturforschung, und — wie es jetzt zu geschehen pflegt — beide bekümmern sich nichts umeinander.

Wenn es sich nur darum handelte zu entscheiden welche Länder in Folge ihrer geographischen Verhältnisse für die Förderung der Civilisation im Allgemeinen das Meiste zu leisten vermögen, so dürfte gegen einen Theil jener Behauptungen und namentlich gegen die Betonung der bevorzugten Stellung Europa's wenig oder nichts einzuwenden sein. C. Ritter (Ueber räuml. Anordnungen auf d. Außenseite des Erdballs in d. Abhh. d. Berl. Akad. 1849) hat vortrefflich auseinandergesetzt daß Europa der Erdtheil ist welchem alle übrigen am nächsten liegen, daß es unter allen die verhältnißmäßig bedeutendste Küstenentwickelung besitzt, daß seine Gliederung im Norden und die Bildung seiner Inseln, die fast lauter Gestadeinseln von beträchtlicher Größe sind, eine äußerst glückliche ist, während die übrigen Erdtheile durch ihre Naturverhältnisse nur in weit geringerem Grade begünstigt erscheinen, da Africa an einem auffallenden Mangel der Gliederung und der Gegensätze leidet und sein Inneres von der Küste gleichmäßig abgeschlossen ist, Inner-Asien aber die Heimath des Nomadenlebens für immer zu bleiben

verurtheilt scheint, wogegen die Vorländer und Halbinseln dieses Erdtheiles der Civilisation durch die Natur selbst zugänglich gemacht waren. Specieller hat Ritter (Erdk. I, 875 ff.) in Bezug auf Aegypten hervorgehoben daß die Abgeschlossenheit des Landes durch die Wüste, die regelmäßigen Nilschwellen als Bedingung aller Fruchtbarkeit, die Mündung des Nils in ein Mittelmeer ohne Ebbe und Fluth und einige andere Nebenverhältnisse zu der Concentration der Thätigkeit und zu der Abgeschlossenheit in sich auf natürliche Weise hinführten welche die altägyptische Cultur charakterisiren; daß die Völker außerhalb des Nilthales rohe Nomaden blieben, während innerhalb desselben der Uebergang zum Hirtenleben und zu regelmäßigem Ackerbau eine wesentliche Erleichterung fand und von dem Flusse die mannigfaltigste Anregung selbst für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen ausging, für die Ausbildung der Flußschifffahrt Wasserbaukunst Landesvermessung, und mittelbar der Geometrie Astronomie und eines richtigen Kalenders. Wie sich bisweilen der stationäre Charakter und die Langsamkeit des Culturfortschrittes bei einem Volke ziemlich vollständig durch die Schwierigkeiten bedingt zeigt welche die Naturumgebung mit sich bringt, hat de Courson (Hist. des peuples Bretons. 1846. I, 186) recht gut an den Bretagnern nachgewiesen. In ihrem Lande war eine herumschweifende Lebensweise unmöglich. Durch äußere Feinde an weiterer Ausbreitung gehindert, durch Gebirge isolirt und abgeschlossen, war ihr Land zu eng begrenzt und ohne Ackerbau zu unfruchtbar um ihnen eine gesicherte Subsistenz zu gewähren. Seine steilen, den Westwinden ausgesetzten Küsten erlauben einen Theil des Jahres hindurch selbst keine Fischerei, die Jagd ist durch die Zerklüftung des Landes schwierig und gehindert, nicht minder ein nomadisches Hirtenleben. Je schwieriger aber die Cultur, desto langsamer schreitet sie auch fort, und jede Industrie bedarf (nach Chaptal's Ausdruck) wie jede Pflanze eines eigenthümlichen ihr zusagenden Bodens.

Die Wichtigkeit und tiefe Bedeutung dieser und ähnlicher Verhältnisse für die Entwickelung des Lebens der Völker ist unverkennbar. Daß insbesondere die große Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung in Verbindung mit dem gemäßigten Klima das Europa besitzt, unter den Bedingungen der hohen Civilisation die es erreicht und allein erreicht hat, eine wesentliche Stelle einnehmen, unterliegt keinem Zweifel. Dieß schließt jedoch nicht aus daß es eine völlige Verkehrtheit sein würde,

das Emporsteigen der Europäer zur Civilisation aus geographischen Verhältnissen vorzugsweise oder allein abzuleiten und dagegen die in Africa und Australien herrschende Barbarei mit Guyot (a. a. O. S. 146) daraus zu erklären, daß diese Erdtheile von der Verbindung mit dem Meere und mit anderen Continenten zu stark abgeschlossen seien. Namentlich Australiens Lage in Bezug auf Asien und die reiche Inselwelt ist nicht einmal so traurig als man hiernach voraussetzen sollte, wenn es auch sonst durch seine Naturverhältnisse allerdings sehr wenig begünstigt ist, und der Unterschied welcher sich in Africa zwischen den Negern der Küste und denen des Binnenlandes findet, ist gerade der umgekehrte zu demjenigen welchen man nach jener Theorie erwarten sollte: die letzteren stehen durchschnittlich an Geist und Charakter auf einer höheren Stufe als die ersteren. Während anderwärts die Nähe des Meeres die Culturentwickelung kräftig fördert, wirkt sie (wie Hollard S. 182 richtig bemerkt) in Africa mehr isolirend, wogegen das Binnenland dem Verkehr und der Mischung der Völker dort günstiger ist.

Bei Beurtheilung der Förderungen oder Hindernisse welche die Cultur von Seiten der geographischen Verhältnisse erfährt, darf man zwei Punkte niemals aus den Augen verlieren: der eine ist die große Relativität des Werthes jener Verhältnisse, welche darauf beruht daß die Wirksamkeit derselben hauptsächlich von dem jedesmaligen Culturzustande des Volkes mit abhängt dem sie sich darbieten, und daher auf verschiedene Völker oder auf dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausfallen kann; der andere ist der wichtige Unterschied von positiven Antrieben zum Culturfortschritt und von bloßen Nebenbedingungen oder Gelegenheiten die zu demselben geboten sind, die aber unbenutzt zu bleiben pflegen wo es an den ersteren fehlt. Solche Gelegenheiten, nämlich Erleichterungen oder Erschwerungen des Fortschrittes, gewähren die geographischen Verhältnisse einem jeden Volke in reichem Maaße, als positive Antriebe sein Leben auf eine gewisse Weise zu gestalten oder umzugestalten, scheinen sie dagegen fast nirgends aufzutreten — abgesehen nämlich von den schon erörterten Wirkungen des Ueberflusses und des Mangels in welche die Natur den Menschen versetzt und von den Wirkungen der Lebensweise und Lebenseinrichtung zu welcher die Naturumgebung ihn anleitet. Die beiden erwähnten Punkte stehen in der innigsten Beziehung zueinander, denn an

dem Beispiele Europa's wird unmittelbar klar daß das was wir Gelegenheitsursachen der Civilisation genannt haben, eine immer um so bessere und vollständigere Benutzung finden wird, je höher die Culturstufe ist welche die betreffenden Völker bereits erstiegen haben: die Gunst der geographischen Lage, die glückliche Bildung der Küsten, die Reichthümer des Bodens, auch die verborgenen, werden alsdann ein verhältnißmäßig bedeutendes Förderungsmittel der Civilisation und tragen in sehr hohem Maaße dazu bei, ihr eine weite Ausbreitung und eigenthümliche Entwickelung zu verschaffen. Daß Europa, wenn es überhaupt im Laufe der Zeiten civilisirte Bewohner erhielt, die am höchsten und mannigfaltigsten entwickelten Culturvölker besitzen würde, ist demnach allerdings aus seinen Naturverhältnissen begreiflich, daß aber auf seinem Boden der Uebergang aus dem Naturzustande zu einer höheren Bildungsstufe leichter gewesen sein sollte als anderwärts scheint sehr zweifelhaft, weil die geographischen Verhältnisse für sich allein hier so wenig als irgendwo anders kräftige positive Antriebe hierzu enthalten.

Diese große Relativität der Einflüsse welche die geographischen Verhältnisse auf die Culturentwickelung ausüben, liegt in vielen Beispielen zu Tage. Für civilisirte Völker die am Meere wohnen, richtet sich der Einfluß den die Nähe desselben auf ihre Entwickelung ausübt im Allgemeinen hauptsächlich nach der Beschaffenheit der Küsten: Reichthum an guten Häfen fördert Gewerbe, Handel, Unternehmungsgeist, Kolonisirung; Armuth in dieser Rücksicht entfremdet entweder dem Seeleben gänzlich oder erzieht zur Energie und Unerschrockenheit, nöthigt zu großen Anstrengungen und bildet tüchtige Seeleute (Rougemont). Aber dieß Alles hängt von der Entwickelung der Schifffahrt ab: wo sie fehlt oder sehr tief steht, ist das Meer ein fast absolutes Hinderniß für den Verkehr und die Civilisation. Treffend bemerkt Latham (Nat. hist. of the varieties of man. 1850, p. 129): „für den Türken am Hellespont war bei seinem gänzlichen Mangel selbst an den rohesten Mitteln zum Wassertransport der schmale Strom ein Hinderniß. Daher die Unwissenschaftlichkeit aller Generalisirung a priori in Rücksicht des Einflusses von Land und Wasser als Mitteln des internationalen Verkehrs oder der Verbreitung der Völker. Die Wüste, die Prärie oder der Océan sind Grenzen welche die Verbreitung der Stämme und Völker beschränken oder Wege die sie begünstigen,

genau je nachdem sich das Kameel, das Pferd oder das Schiff darbietet um sie nutzbar zu machen.“ Die Culturstufe des Volkes, seine Bedürfnisse und Hülfsmittel sind hierbei immer das Entscheidende. Die Bewohner der Oasen in den africanischen Wüsten stehen unter dem Einflusse des Caravanenhandels, der dem Charakter und den sämmtlichen Lebensverhältnissen eines großen Theiles der Nordafricaner ein auffallend einförmiges Gepräge aufdrückt, sie sind nothwendig Handelsleute, aber weder die geographischen Verhältnisse noch selbst der Besitz des Kameels würden sie hierzu gestempelt haben, wenn sie der Viehzucht ungewohnt dieses Thier in demselben Maaße sich selbst überlassen hätten wie der eingeborene Americaner das Pferd. Mag man zugeben daß in Africa der Mangel an Strömen, an Communicationsmitteln überhaupt und die Natur des Bodens selbst das Emporkommen höherer Cultur unmöglich macht (wie schon Tuckey, Narr. of an exped. to explore the R. Zaire 1818, p. 196 bemerkt hat), daß in ähnlicher Weise namentlich kleine isolirte Inselvölker durch die Ungunst der Naturverhältnisse unter denen sie leben, unfähig sind sich für sich allein auf eine Bildungsstufe selbst nur von mäßiger Höhe zu erheben, daß überhaupt die Naturumgebung den Menschen in einem Grade abzuschließen vermag welcher ihm ein dauerndes Verharren im Zustande der Rohheit nothwendig macht, so folgt daraus noch nicht daß es auch im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich Civilisation entsteht, die geographischen Verhältnisse hauptsächlich sind denen dieß zu verdanken ist. Ströme, Buchten, die Nähe des Meeres laden ein zu Wanderungen, aber sie treiben den Menschen nicht fort, am wenigsten den noch uncultivirten, der (wie wir früher gesehen haben) nichts weiß von einer romantischen Sehnsucht in die Ferne, sondern überall sich wohl befindet und ruhig verweilt wo er weder von Feinden noch durch eigene Noth sich unerträglich beunruhigt sieht. Es scheint daher richtiger die Stabilität der chinesischen und indischen Culturzustände aus der relativen Isolirung zu erklären, an welcher namentlich das Innere dieser Länder in Folge seiner Naturverhältnisse leidet, * als die Entstehung

* Guyot hat dieß näher ausgeführt und Ritter (Erdk. IV, 712 ff.) die Abhängigkeit der politischen Verhältnisse China's von den Naturverhältnissen des Landes im Einzelnen nachzuweisen gesucht: die Abgeschlossenheit China's durch seine Gebirge und durch die beständig vom Meere her wehenden Passatwinde hat zu der Nivellirung der Individualitäten wesentlich mit beigetragen die der allgemeine Verkehr herbeigeführt hat, so daß in dieser Rücksicht nur der Gegensatz von Hoch- und Tiefland noch fortbesteht.

ihrer Cultur aus der Begünstigung abzuleiten die ihnen durch ihre geographische Lage und reiche Ausstattung zu Theil geworden wäre; denn als noch glücklicher gestellt erscheint in dieser Beziehung Hinterindien, das trotzdem niemals zu einer selbstständigen Cultur gelangt ist und abgesehen von dem was ihm aus der Fremde zugebracht worden ist, wahrscheinlich auf derselben Stufe stehen geblieben sein würde wie die Völker des Dekhan, die trotz aller Gunst der Natur sich nur theilweise und kaum ein wenig cultivirt haben durch ihre Berührung mit den Hindus. Auch die Celten sind immer ein verhältnißmäßig tief stehendes Volk geblieben im Vergleich mit den Germanen und Romanen, und wenn sie auch das traurige Schicksal vielfacher Verdrängung gehabt und oft große Noth gelitten haben, so ist ihnen doch in Rücksicht ihrer geographischen Lage dieselbe Begünstigung zu Theil geworden wie jenen.

Es dehnt sich diese Relativität auf fast alle äußeren Güter aus welche die Naturumgebung dem Menschen darbietet. Die Fruchtbarkeit derselben für den weiteren Fortschritt hängt von der bereits erreichten Culturstufe und von den übrigen Entwickelungsbedingungen ab mit denen ihr Besitz zusammentrifft. Obgleich es daher im Allgemeinen richtig ist daß die Gegenwart oder Abwesenheit bestimmter Thiere Pflanzen und Mineralien in Verbindung mit den geographischen Verhältnissen des Landes theils die Culturstufe bestimmen welche von den Eingeborenen für sich allein und durch eigene Kraft erreicht werden kann, theils für die Ausbildung des Verkehres und Handels, die Kenntniß und Ausbeutung ferner Länder, den Unternehmungsgeist und viele andere Charaktereigenschaften maßgebend werden, so ist auf der andern Seite nicht minder augenscheinlich daß ein großer Theil dieser Hülfsmittel welche die Natur bietet, ebensowohl auch ganz unbenutzt bleiben kann, daß Thiere welche sich zur Zucht eignen würden, sich selbst überlassen, daß die vorhandenen Getreidearten nicht angebaut, die Metalle unbearbeitet und unter der Erde verborgen bleiben können, weil entweder die Noth zu diesen Schritten nie gedrängt oder die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen stets gefehlt haben die darauf hingeführt haben würden, und daß darum die Eingeborenen des Reichthums der sie umgebenden Natur ungeachtet sich aus dem Zustande der Unbildung niemals herauszuarbeiten vermocht haben.

Der Einfluß der Naturverhältnisse auf die Gestaltung des Men-

schenlebens zeigt sich am deutlichsten und reinsten da, wo ein Volk durch sie vom Verkehre mit andern vollständig abgeschlossen und ihm dadurch zugleich der ungestörte Besitz seines Landes auf lange Zeit verbürgt ist. Eine solche Isolation findet fast nur tief im Gebirge und auf kleineren abgelegenen Inseln statt. Die bekanntesten Beispiele dafür liefern manche Inseln der Südsee und des indischen Archipels. Im Gebiete des letzteren stehen Stämme von malaiischer Raçe sowohl in leiblicher als auch in socialer Entwickelung nicht selten tiefer als die Papuas der Küstenländer und selbst die Australier in der Gegend von Port Essington, die zwar keinen Landbau treiben, aber von Saamensammeln sich nähren, so daß es nur noch einer geringen Anregung bedarf um sie zu jenem hinzuführen (Logan im Journal of the Ind. Archip. vol. I). Hiermit übereinstimmend bemerkt W. Earl (The native races of the Ind. Archip. 1853. p. 235) daß im indischen Archipel überhaupt der Culturzustand der Eingeborenen nicht sowohl der Raçe als der Naturumgebung parallel zu gehen pflege in der sie leben: am Meere und an den Flüssen werden sie meist unternehmende Seefahrer, auf Tafelländern Landbauer; und hauptsächlich aus diesem Grunde hat er die früher von ihm selbst vertretene Annahme einer Einwanderung von Polynesiern nach Nord-Australien, die er gemacht hatte um die höhere Entwickelung der dortigen Eingeborenen im Vergleich mit ihren Stammverwandten zu erklären, wieder aufgeben zu müssen geglaubt. Auf der Mehrzahl der Inseln Polynesiens sehen wir in früherer Zeit eine harmlos leichtsinnige, durch und durch charakterlose Bevölkerung in unangefochtenem Besitze einer verschwenderisch ausgestatteten Naturumgebung die ihnen fast keine Art von Arbeit und Anstrengung abnöthigt, in heiterem Lebensgenusse schwelgen, den sie bei der Abwesenheit fast aller moralischen Vorstellungen als höchsten Zweck des Daseins rücksichtslos verfolgen. Nur die Tyrannei des Adels auf der einen, einiger Verkehr mit den Nachbarinseln und in manchen Gegenden erbitterte Kriege der in kleine Völkerschaften gespaltenen Stämme auf der anderen Seite wirken auf den Culturzustand dieser Menschen verändernd ein und üben noch einen gewissen Antagonismus gegen die Einflüsse aus die von den Naturverhältnissen ausgehen. Die Bewohner der Hochinseln von vulcanischer Bildung stehen meist in Polynesien in geistiger und socialer Entwickelung über denen der Koralleninseln, welche durch die Kargheit der Natur herab-

gedrückt, schmutziger wilder und dem Verkehre mit Fremden unzugänglicher sind (Latham a. a. O. 189, Pickering 68).

Ist es uns hauptsächlich darum zu thun die positiven Antriebe zu ermitteln in Folge deren der Mensch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur macht und zu weiteren Fortschritten in dieser letzteren hingeführt wird, so werden wir uns vor Allem der Betrachtung socialer Momente und historischer Verhältnisse zuwenden müssen, denn die Naturumgebung und die geographischen Verhältnisse, eine so wichtige Rolle sie hierbei auch als Gelegenheitsursachen überall spielen, üben eine solche positive Einwirkung nur durch die Lebensweise die sie dem Menschen unmittelbar bestimmen und nächstdem durch den Ueberfluß mit dem sie ihn umgeben oder durch die Noth in die sie ihn versetzen — aber auch diese Einwirkungen werden zu einer positiven, vorwärts oder rückwärts bewegenden Kraft für das Menschenleben hauptsächlich erst durch die socialen Folgen die sich an sie knüpfen.

Dieß zeigt sich zunächst an den Wanderungen der Völker welche gewöhnlich durch Naturverhältnisse veranlaßt sind, und an den Kriegen in welche sie in den meisten Fällen durch sie verwickelt werden. Diese beiden zusammen gehören unzweifelhaft zu den mächtigsten Hebeln welche auf eine noch niedrig stehende Cultur wirken können. Die Noth welche die Natur dem Menschen bereitet durch den Mangel oder durch das Mißverhältniß der Subsistenzmittel die sie bietet zu der Masse der Bevölkerung, nöthigt zunächst zu Wanderungen, oft ist es auch die Uebergewalt der Feinde welche die Besitzer des Landes vertreibt. Dieß sind bei weitem die häufigsten Ursachen der Wanderungen von Naturvölkern. Wo die Natur nicht zu ihnen nöthigt, da fordert sie doch nicht selten zu ihnen auf, verlockt zu ihnen, erleichtert sie oder thut von dem Allen das Gegentheil. Diese Wanderungen nun die, wenn sie über große Länderräume und durch verschiedene Klimate hindurch sich erstrecken, immer sehr allmählich vorzurücken pflegen, werden vor Allem dadurch sehr folgenreich für die ganze nationale Entwickelung der Völker, daß diese gewöhnlich mit anders gearteten Menschen zusammengeführt werden, sei diese Berührung nun feindlich oder freundlich, und daß sie häufig in eine neue Naturumgebung eintreten.

Der Einfluß welchen Wanderungen auf die Culturzustände der Völker gewinnen, hat seine schlimme wie seine gute Seite, obwohl

man die letztere in der Mehrzahl der Fälle für überwiegend halten darf. Zuerst hindern sie eine feste Begründung der socialen Ordnung überhaupt, führen gefährliche Schwankungen aller Lebensverhältnisse herbei und lassen es zu keiner geordneten Thätigkeit, insbesondere zu keiner Gewohnheit regelmäßiger Arbeit kommen. Die unstete Lebensart an welche Wandervölker so stark gewöhnt sind, daß sie ihnen ganz zur anderen Natur wird, ist eines der bedeutendsten Hindernisse das ihrer Civilisation entgegensteht. Die Gewohnheit erzeugt ein Bedürfniß zu wandern und seine Lage zu verändern, wenn sie sich einige Zeit lang gleich geblieben ist: der Hottentott, auch wenn es ihm gut geht, wenn er keine Klage über seinen Herren hat noch eine Verbesserung seiner Lage erwartet, verläßt diese doch oft plötzlich, weil er die Ruhe und Einförmigkeit seiner Lebensart nicht mehr aushalten kann, kehrt aber nach einiger Zeit in dasselbe Dienstverhältniß wieder zurück (Moodie, Ten years in South Afr. 1835. I, 215). Ebenso gehen die Gauchos von ihren Dienstherren oft fort ohne einen anderen Grund als „weil sie ihnen nun lange genug gedient haben" (Ausland 1858. S. 28). Wer in den Pampas von Buenos Ayres aufgewachsen ist, ist nicht leicht zu einem Geschäfte oder Handwerk zu bringen das nicht mit Vieh- und Pferdezucht zusammenhängt. In einer Stadt eingesperrt oder als Landbauer zu leben würde diesen Menschen ein unerträglicher Zwang dünken. Ihr einziger Ehrgeiz ist gute Reiter zu sein, ihre Lieblingsbeschäftigung die Viehzucht; Handel und jede andere Industrie verachten, vernachlässigen sie und überlassen sie ganz den Fremden. Die meisten von ihnen haben nie eine Stadt gesehen und wissen nicht wie alt sie selbst sind (Mac Cann, Two thousand miles' ride through the Argentine Provv. 1853. I, 57, 155 und die vortrefflichen Schilderungen der Gauchos bei Azara, Voy. dans l'Amérique mérid. 1809. II, 292 ff. und bei Head, Rough notes t. dur. journeys across the Pampas. 2^d ed. 1826. p. 258 und 14 ff.). Daher es nicht wundern wird, wenn Darwin (Naturwissl. R. v. Dieffenbach. 1844. I, 177) von Montevideo sagt daß die Masse der Pferde und der Ueberfluß an Nahrung dort alle Industrie vernichte: in Mercedes sagte ein Gaucho zu ihm in vollem Ernste, die Tage wären zu lang, und ein anderer, er wäre zu arm um zu arbeiten. In diesem Grade vernichtet die Gewöhnung an eine unstete Lebensweise die durch das Wandern gefördert wird, jede Möglichkeit des Fleißes und der Cultur.

Eine weitere ungünstige Folge der Wanderungen besteht bisweilen darin, daß der Uebergang aus einem reichen in ein armes Land das betreffende Volk einer Verkümmerung preisgiebt durch die es von einer schon erreichten höheren Culturstufe wieder herabsinkt, oder daß im entgegengesetzten Falle beim plötzlichen Uebergang vom Mangel zum Ueberfluß eine Erschlaffung und Ausartung eintritt die dem Fortschritt nicht minder feind ist. Ob und in wie weit diese Uebelstände glücklich vermieden werden, hängt indessen meistens nicht sowohl von der neuen Naturumgebung selbst ab in welche das Volk übergeht als vielmehr von den Charaktereigenschaften die es dahin mitbringt, von den Fertigkeiten und Kenntnissen die es bereits besitzt und von den äußern Gütern, namentlich den nutzbaren Thieren und Pflanzen die es in seine neue Heimath mithinübernimmt. Das glücklichste Verhältniß findet in dieser Rücksicht im Allgemeinen dann statt, wenn in der neuen Naturumgebung nichts von den früher erworbenen Künsten und Kenntnissen entbehrlich wird und in Vergessenheit geräth, sondern eine weitere Ausbildung derselben sich nöthig macht, und wenn von den werthvollsten äußeren Gütern entweder überhaupt nichts ganz zurückgelassen zu werden braucht, oder doch nichts ohne Ersatz. Fast immer führen Wanderungen zur Accommodation an veränderte Umstände und Verhältnisse. Neue Schwierigkeiten, welche durch Feinde oder durch Naturgewalten dem Menschen bereitet werden, fordern neue Anstrengungen und Erfindungen von ihm, wie schon jedes neue Jagdthier und jede besondere Art der Jagd ihre eigenthümliche Kenntniß und Geschicklichkeit, Erfahrung und List verlangt. In einer anderen Naturumgebung muß auf andere Hülfsmittel der Existenz gesonnen und es müssen die Lebensgewohnheiten oft vollständig verändert werden. Daß hiervon eine bedeutende geistige Anregung ausgeht, liegt am Tage. Sehr förderlich wird die Erweiterung des geistigen Horizontes welche unter diesen Umständen eintritt, wenn neue Kenntnisse und Geschicklichkeiten zur Befriedigung solcher Bedürfnisse sich nöthig machen, denen sich in dem verlassenen Lande mit leichterer Mühe genügen ließ und auf die zu verzichten man sich aus Gewohnheit oder Nothwendigkeit nicht entschließen kann. Es ist leicht ersichtlich daß in diesem Falle Alles davon abhängt in welchem Verhältnisse die neue Naturumgebung in die ein Volk übergegangen ist, zu seinem Culturzustande, zu seinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten steht.

man die letztere in der Mehrzahl der Fälle für über
Zuerst hindern sie eine feste Begründung der
haupt, führen gefährliche Schwankungen a
bei und lassen es zu keiner geordneten
keiner Gewohnheit regelmäßiger Arbeit
art an welche Wandervölker so star
zur anderen Natur wird, ist eine
ihrer Civilisation entgegensteht.
niß zu wandern und seine Le
Zeit lang gleich geblieben ist
geht, wenn er keine Klage
rung seiner Lage erwart ... eifersucht
Ruhe und Einförmigk ... en Güter, welche
kehrt aber nach eini ... erer Künste und Kennt-
(Moodie, Ten ye ... o, trennen die Menschen von-
Gauchos von ih ... en wird darum in der Regel zuerst
als „weil sie i ... lichen Kriege in die wir die Naturvölker
S. 28). We ... erwickelt sehen, gehören zwar ganz wesentlich
ist nicht le ... en durch die ihr Fortschritt zu höherer Cultur so
mit Vie ... wird, aber es darf auf der anderen Seite auch nicht
sperrt werden daß ohne sie ein solcher Fortschritt gerade für rohe
träg ... als ganz unmöglich erscheint. Der Krieg ist es vor Allem der
ih ... aus ihrer geistigen Trägheit herausreißt und ihr völliges Versinken
... apathischen Stumpfsinn verhindert. Freilich entfesselt er alle Leiden-
schaften bis zu gänzlicher Zügellosigkeit, aber er spornt auch zu gro-
ßen geistigen Anstrengungen, weckt die Ueberlegung und den Erfin-
dungsgeist, setzt eine heilsame Aufregung an die Stelle erschlaffender
Ruhe. Dieß ist aber noch das Geringste. Weit wichtiger ist es daß
Kämpfe vor Allem zu einer Vereinigung der Kräfte drängen, welche
ohne sie nicht leicht zu Stande kommt. Mag dieses Zusammenhalten
zuerst auch ein ziemlich lockeres und fast nur momentanes sein, mag
seine Dauer und Festigkeit nur von den Individualitäten der leiten-
den Persönlichkeiten abhängen welche an die Spitze treten und dann
von dem Grade der Fügsamkeit oder des Unabhängigkeitssinnes die
von Seiten der Uebrigen sich kundgeben, so ist doch damit aus der
ursprünglichen Zerfahrenheit der Gesellschaft heraus ein bedeutender
Schritt geschehen: die anfangs innerlich ganz isolirt lebenden Indivi-

'nem gemeinsamen Interesse belebt und zu gemein-
'deln vereinigt, und sie machen dadurch eine ganze
'hrungen die für die sociale Entwickelung des
'Bedeutung sind. Die wichtigste Frucht dieser
'eifel darin daß Gebietende und Gehor-
'weise, nach Beendigung desselben aber
'; denn wenn auch die Kriege der
' zur Begründung der Alleinherr-
'n die Stelle der früheren Frei-
'ßt, so pflegt sich doch das
'hen dem Sieger und dem Be-
'niß das, wenn auch in verschiedenen
'trenge, sich auf allen höheren Culturstufen
'ie Entwickelung derselben unentbehrlich scheint.
'en Streitigkeiten der Einzelnen, so gehen auch aus den
'er Völker ihre Rechtsbegriffe und Rechtsverhältnisse hervor.
'st nachdem sie im Kampfe ihre Kräfte aneinander gemessen haben, fangen sie an sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen und namentlich ihre Gebiete gegeneinander fest abzugrenzen. Die Folge der Kriege ist es erst daß sich feste Verhältnisse unter Völkern bilden die einen friedlichen Verkehr möglich machen, einen Verkehr dessen Wichtigkeit für den Fortschritt der Bildung oft noch größer wird durch den Austausch von Kenntnissen Erfahrungen und Geschicklichkeiten den er veranlaßt als durch den von äußeren Gütern. Eine ähnliche Folge hat bisweilen auch schon die Aufnahme der Besiegten in das Volk der Sieger, indem nicht bloß die Arbeit jener, sondern auch ihre Kenntnisse und Künste diesen zu Gute kommen. Besonders wirkt bisweilen der Zusammenstoß eines höher civilisirten Volkes mit einem niedriger stehenden für die Fortbildung dieses letzteren direct oder indirect in hohem Grade anregend und belebend, wie die Geschichte u. A. an dem großen Beispiele der Römer und Germanen zeigt, nur darf, wenn dieß geschehen soll, der Abstand zwischen den Culturzuständen beider nicht allzu groß sein, es darf keine reine und vollständige Unterjochung und Knechtung anstatt einer Verschmelzung stattfinden. Einzelne Menschen welche aus dem höheren Volke an das niedere übergehen, werden niemals im Stande sein eine solche Umbildung des letzteren hervorzubringen, sondern entweder zu ihm hinabsinken und verwildern, oder iso-

Ist dieses Verhältniß ein glückliches, ist das Zusammenwirken dieser beiden Hauptfactoren, der Landesnatur und des Bildungszustandes, dem Fortschritte günstig, so kann dadurch z. B. ein bisher unstetes Volk zum Landbau übergeführt und seßhaft werden; ist es ein ungünstiges, so kann der Landbau ihm sogar vollständig verloren gehen und es kann zu einem Nomadenleben wieder herabsinken.

Ferner führen Wanderungen zu einer Wechselwirkung verschiedener Völker miteinander die auf mannigfaltige Weise wichtig wird. Nicht leicht ist diese ursprünglich von friedlicher Art. Freundlicher Verkehr ist unter Völkern wie unter Einzelnen, abgesehen von den Verwandten die miteinander aufgewachsen sind und beständig zusammen gelebt haben, erst etwas Secundäres. Mißtrauen und Eifersucht auf den ausschließlichen Besitz und Genuß der äußeren Güter, welche in einem armen Lande und beim Mangel höherer Künste und Kenntnisse natürlich und selbst nothwendig sind, trennen die Menschen voneinander und jedes Zusammentreffen wird darum in der Regel zuerst ein feindliches. Die unaufhörlichen Kriege in die wir die Naturvölker überall untereinander verwickelt sehen, gehören zwar ganz wesentlich mit zu den Ursachen durch die ihr Fortschritt zu höherer Cultur so sehr gehindert wird, aber es darf auf der anderen Seite auch nicht verkannt werden daß ohne sie ein solcher Fortschritt gerade für rohe Völker als ganz unmöglich erscheint. Der Krieg ist es vor Allem der sie aus ihrer geistigen Trägheit herausreißt und ihr völliges Versinken in apathischen Stumpfsinn verhindert. Freilich entfesselt er alle Leidenschaften bis zu gänzlicher Zügellosigkeit, aber er spornt auch zu großen geistigen Anstrengungen, weckt die Ueberlegung und den Erfindungsgeist, setzt eine heilsame Aufregung an die Stelle erschlaffender Ruhe. Dieß ist aber noch das Geringste. Weit wichtiger ist es daß Kämpfe vor Allem zu einer Vereinigung der Kräfte drängen, welche ohne sie nicht leicht zu Stande kommt. Mag dieses Zusammenhalten zuerst auch ein ziemlich lockeres und fast nur momentanes sein, mag seine Dauer und Festigkeit nur von den Individualitäten der leitenden Persönlichkeiten abhängen welche an die Spitze treten und dann von dem Grade der Fügsamkeit oder des Unabhängigkeitssinnes die von Seiten der Uebrigen sich kundgeben, so ist doch damit aus der ursprünglichen Zerfahrenheit der Gesellschaft heraus ein bedeutender Schritt geschehen: die anfangs innerlich ganz isolirt lebenden Indivi-

duen sind von einem gemeinsamen Interesse belebt und zu gemeinsamem kräftigen Handeln vereinigt, und sie machen dadurch eine ganze Reihe von neuen Erfahrungen die für die sociale Entwickelung des Volkes von der höchsten Bedeutung sind. Die wichtigste Frucht dieser Erfahrungen liegt ohne Zweifel darin daß Gebietende und Gehorchende im Kriege wenigstens zeitweise, nach Beendigung desselben aber dauernd einander gegenübertreten; denn wenn auch die Kriege der Naturvölker nicht leicht unmittelbar zur Begründung der Alleinherrschaft eines Einzelnen hinführen, der an die Stelle der früheren Freiheit der Individuen den Despotismus setzt, so pflegt sich doch das Verhältniß von Herr und Knecht zwischen dem Sieger und dem Besiegten auszubilden — ein Verhältniß das, wenn auch in verschiedenen Formen und Graden der Strenge, sich auf allen höheren Culturstufen wiederholt und für die Entwickelung derselben unentbehrlich scheint.

Wie aus den Streitigkeiten der Einzelnen, so gehen auch aus den Kriegen der Völker ihre Rechtsbegriffe und Rechtsverhältnisse hervor. Erst nachdem sie im Kampfe ihre Kräfte aneinander gemessen haben, fangen sie an sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen und namentlich ihre Gebiete gegeneinander fest abzugrenzen. Die Folge der Kriege ist es erst daß sich feste Verhältnisse unter Völkern bilden die einen friedlichen Verkehr möglich machen, einen Verkehr dessen Wichtigkeit für den Fortschritt der Bildung oft noch größer wird durch den Austausch von Kenntnissen Erfahrungen und Geschicklichkeiten den er veranlaßt als durch den von äußeren Gütern. Eine ähnliche Folge hat bisweilen auch schon die Aufnahme der Besiegten in das Volk der Sieger, indem nicht bloß die Arbeit jener, sondern auch ihre Kenntnisse und Künste diesen zu Gute kommen. Besonders wirkt bisweilen der Zusammenstoß eines höher civilisirten Volkes mit einem niedriger stehenden für die Fortbildung dieses letzteren direct oder indirect in hohem Grade anregend und belebend, wie die Geschichte u. A. an dem großen Beispiele der Römer und Germanen zeigt, nur darf, wenn dieß geschehen soll, der Abstand zwischen den Culturzuständen beider nicht allzu groß sein, es darf keine reine und vollständige Unterjochung und Knechtung anstatt einer Verschmelzung stattfinden. Einzelne Menschen welche aus dem höheren Volke an das niedere übergehen, werden niemals im Stande sein eine solche Umbildung des letzteren hervorzubringen, sondern entweder zu ihm hinabsinken und verwildern, oder iso-

lirt unter ihm stehen bleiben und nur zu einer verhältnißmäßig geringen, meist schnell und spurlos vorübergehenden Wirksamkeit auf dasselbe gelangen. Die Ursache hiervon liegt in einem Umstande, der gewöhnlich als eine fernere Folge von den Wanderungen und Kriegen der Völker auftritt und für die Umgestaltung des äußeren und inneren Lebens derselben von nicht geringerer Bedeutung ist als jene selbst, wir meinen die Mischung stammfremder Elemente, die durchaus in umfangreicher Weise erforderlich zu sein scheint wenn es zu höherer Culturentwickelung kommen soll. In der ausgedehntesten Weise geht eine solche hauptsächlich in den Ländern vor welche die natürlichen Durchgangspunkte großer Völkerwanderungen sind (s. oben S. 280). Der Unterschied von Passageländern und abgelegenen Ländern wird hier besonders wichtig.

Was die Mischung verschiedener Völker und Völkerstämme an der geistigen Begabung derselben ändert, auf welche Weise und in welchem Grade sie die Temperamente Neigungen und geistigen Eigenthümlichkeiten modificirt, ist allerdings dunkel und ungewiß, sicher dagegen ist daß eine bemerkenswerthe Umbildung dieser Art bei den Mischlingen wirklich stattfindet. Es stehen sich in dieser Rücksicht, wie wir früher schon bemerkt haben, zwei Ansichten gegenüber, die beide gleich extrem sind und gleich unrichtig scheinen: die eine ist die Ansicht Gobineau's, welcher in der Mischung verschiedener Raçen den ursprünglichen Keim des nothwendigen Verfalles und endlichen Unterganges aller menschlichen Cultur sieht, die andere ist die von Serres u. A. vertretene, nach welcher die Raçenmischung die wesentliche Bedingung und sogar der einzige Hebel alles Culturfortschrittes ist. Können wir der letzteren nicht beistimmen, wenn sie in dieser Ausschließlichkeit auftritt, so wird sie doch schon dadurch weit annehmbarer als die erstere, daß wir so ziemlich überall wo einem Volke die Berührung und Wechselwirkung mit anderen fehlt, mag es nun auf einer höheren oder niederen Stufe der Bildung stehen, eine gewisse Stagnation, eine Unregsamkeit und Trägheit des Geistes, eine Unbeweglichkeit der Sitten und der Lebensweise, einen Mangel an Thätigkeit überhaupt eintreten sehen, welche jede Umbildung der faulen und morsch gewordenen socialen und politischen Verhältnisse unmöglich zu machen scheinen. Diese erben sich im ewigen Frieden „wie eine ewige Krankheit fort:“ zum Trotz und zum Spott der Apo-

stel des ewigen Friedens erscheint dann der Krieg als rettender Engel der den Gemeinsinn wieder weckt mit der Aufopferungsfähigkeit und der wohlthätigen Anspannung aller Kräfte. Er mischt die stagnirenden Elemente bunt durcheinander in viel durchgreifenderer Weise als der friedliche Verkehr und die wiedergewonnene geistige Bewegung dauert dann eine Zeit lang fort, auch nach der Beseitigung der äußeren Verwirrung.

Hierbei würde nun freilich unentschieden bleiben inwiefern die heilsamen Folgen welche sich einstellen geistiger Wechselwirkung oder physischer Vermischung zuzuschreiben seien; daß indessen die letztere mit Recht als ein Hebel der historischen Entwickelung betrachtet wird, ergiebt sich namentlich daraus, daß sie in keinem höher civilisirten Lande gefehlt hat dessen ethnographische Verhältnisse uns genauer bekannt sind. Die altrömische Cultur hat außer dem nicht indogermanischen Elemente der Etrusker auch noch andere nicht lateinische Stämme in ihren Kreis hineingezogen, und in Griechenland sehen neuere Forscher (Kortüm) die Pelasger als ein ganz oder theilweise semitisch-phönizisches oder als ein arisches, jedenfalls als ein morgenländisches Volk an, das von den übrigen Bestandtheilen der Bevölkerung wesentlich verschieden war. Daß nicht griechische Stämme (Karer, Leleger, Tyrrhener), wahrscheinlich selbst nicht-arische Volkselemente vor der Einwanderung der Hellenen in Griechenland lebten die den letzteren allmählich assimilirt wurden, scheint gegenwärtig als festes Resultat der historischen Forschung bezeichnet werden zu dürfen. Daß die modernen europäischen Culturvölker fast durchgängig sehr gemischten Ursprunges sind, bedarf keiner weiteren Ausführung. In Nord- und Süd-America findet sich allerdings eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung über deren Unfähigkeit zu wahrer Civilisation oft geklagt worden ist. Man hat sie bisweilen geradezu und ohne auf andere Ursachen der Verderbniß Rücksicht zu nehmen, als den Krebsschaden bezeichnet der es dem Süden unmöglich mache zu festen und verständigen politischen Einrichtungen zu gelangen und stetige Fortschritte der Entwickelung zu machen. So schildern Semple (Sketch of the pr. state of Caracas. 1812. p. 121) und Mollien (Voy. dans la rép. de Colombia. 1824) die Raçenmischung in Caracas und Neu-Granada als eine ergiebige Quelle der Verderbniß: in Dörfern und Städten herrscht die ärgste Liederlichkeit; sich in der Hängematte wiegen, rauchen, spielen bis zur

Tollheit, Stiere quälen sehen ist Genuß, die Religion einflußlos, die Sünden werden gebeichtet und vergeben, Indolenz und Apathie beherrschen die Bevölkerung. Aber jene Klage beruht hauptsächlich auf der Unbilligkeit mit welcher man den Maaßstab europäischer Cultur an diese Mischlingsvölker legt, deren Abstammung ebensosehr wie ihre frühere Geschichte dieß verbietet. Dagegen fehlt es in Nord- und Süd-America auch nicht an Beispielen welche zeigen daß insbesondere die Anläufe zu höherer Cultur welche hier und da von den Eingeborenen genommen worden sind, vorzüglich den Leistungen der Mischlinge zuzuschreiben sind, Leistungen die zum Theil sehr bedeutend waren, aber freilich oft entweder durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse überhaupt oder durch die zu große Isolation überhaupt in der sie auftreten, nicht zu der ausgebreiteten Wirksamkeit gekommen sind die ihnen zu wünschen gewesen wäre. Jedenfalls dienen sie dazu den Satz zu bestätigen, daß die geistige Befähigung der Mischlinge im Allgemeinen höher steht als die des niederen von beiden Stämmen aus denen sie hervorgegangen sind, ja es liegen Fälle vor die es wahrscheinlich machen, daß selbst die Verbindung zweier gleich niedrig stehenden Völker bisweilen Mischlinge von höherer Begabung erzeugen, wie behauptet wird daß die Frucht von Obstbäumen meist schon dann verbessert werde, wenn man Wildling auf Wildling pfropft.

Wanderungen Kriege und die in Folge derselben eintretenden Mischungen der Völker sind zwar nicht immer unmittelbar, aber doch meist mittelbar durch die Naturumgebung veranlaßt in welcher die Menschen leben. In derselben Weise zeigen sich fast durchgängig die indirecten und mit Einflüssen von anderer Art combinirten Einwirkungen der Naturverhältnisse auf die Cultur eines Volkes wichtiger als die directen. Dieß bestätigt sich auf's Neue an der Dichtigkeit der Bevölkerung, welche ein so wesentliches Moment für den Fortschritt der Cultur ist; denn es liegt am Tage daß die Naturumgebung zunächst bestimmt wie groß sie bei einer gewissen Lebensweise des Volkes werden kann und wirklich wird, und daß abgesehen von der Lebensweise oder diese gleichgesetzt, die reichere Natur zu stärkerer Bevölkerung, die ärmere zu schwächerer hinführt. Da demnach nur die Naturumgebung und Lebensweise zusammengenommen die hauptsächlichen Factoren sind von denen die Dichtigkeit der Bevölkerung zunächst abhängt, erscheint es als eine einseitige Auffassung der Sache, wenn

ʒoiſſac (a. a. O. S. 173) angiebt daß, wo die Eingeborenen Wilde eien, nämlich Jäger, Fiſcher oder Früchteſammler, auf demſelben lreal zwanzigmal weniger Menſchen lebten als wo ſie Hirten ſeien nd im letzteren Falle, (wie ſich an Arabern, Kalmücken, Mongolen eige) wieder zwanzig- bis dreißigmal weniger als wo ſie Ackerbau rieben.

Ueberall wo höhere Cultur entſtanden iſt, findet ſich eine verhält- ißmäßig große Dichtigkeit der Bevölkerung: man hat ſie, wie es heint, ebenſoſehr als Bedingung und Hebel wie als Folge derſelben ı betrachten.

Es iſt ſchon oft darauf hingewieſen worden daß die Geburtsſtätte s Menſchen ein Tropenland geweſen ſein müſſe, weil er nur hier die edingungen fand durch welche ſeine Exiſtenz auch im Naturzuſtande nreichend geſichert war, und daß namentlich Oſtindien, welches alle hiere beſitzt die ſich dem Menſchen am leichteſten anſchließen und zu ıusthieren am geeignetſten ſind, die wahrſcheinliche Heimath dieſer ie der meiſten unſerer Culturpflanzen ſei. Wir haben indeſſen ge- ʒen daß eine ſo reiche Naturumgebung urſprünglich durchaus keinen äftigen poſitiven Antrieb für den Menſchen abgiebt ſich zu civiliſiren. ur ſecundär, nicht primär begünſtigt ſie die Civiliſation, d. h. nicht re erſte Entſtehung, ſondern nur ihre Fortbildung, wenn ſie einen deihlichen Anfang bereits genommen hat; und nur mit Rückſicht auf ieſe Bedingung kann man es gelten laſſen daß die großen Tafellän- er allein, wie namentlich Tübet und Abeſſinien in der alten, Mexico nd Peru in der neuen Welt, die natürlichen Geburtsſtätten der Ci- liſation ſeien (Pickering, The races of man. 1849. p. 300). eiche Tafelländer leiſten zunächſt nur indirect für die Culturentwicke- ıng Bedeutendes, nämlich dadurch, daß ſie eine raſche und ſtarke Zu- ahme der Bevölkerung herbeiführen, welche die Menſchen dazu nö- ıigt ſich auszubreiten, ihre urſprünglichen Wohnſitze zum Theil zu rlaſſen, die nutzbarſten Thiere und Pflanzen mit ſich zu nehmen und ı ärmere Länder zu übertragen nachdem ihnen deren Benutzung in der eimath zum Bedürfniß geworden iſt, daß ſie fremde Einwanderer amentlich als Eroberer anlocken und durch dieſe beſtändige Anhäu- ıng der Menſchen an demſelben Platze, auf die ſie hinwirken, Schwie- gkeiten und Noth der mannigfaltigſten Art bereiten, in deren Ueber- indung erſt — nicht in der Erleichterung der Exiſtenz die der Reich-

thum bietet — das wahrhaft Bildende für den Einzelnen wie für die Völker liegt.

Gützlaff hat bemerkt daß in dem reichen China die große Masse der Bevölkerung gleichwohl durch die Arbeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu stark in Anspruch genommen, zu geistiger Thätigkeit nicht kommen könne. Es geht daraus hervor wie eine zu dichte Bevölkerung allerdings zu einem unüberwindlichen Hinderniß der Civilisation werden kann. Auf der andern Seite bietet ein armes Land dieser Hindernisse noch weit mehrere; denn ein so wesentliches Bildungsmittel für den Menschen die Noth auch ist, so ist sie es doch nicht unter allen Umständen. Es giebt nicht wenige uncultivirte Völker die alljährlich eine Hungersnoth durchzumachen haben und trotz des Besitzes von Nutzpflanzen keinen Landbau versuchen. Die Noth spornt sie freilich wie immer zu leiblicher und geistiger Kraftanstrengung, aber diese ist nur momentan, sie hört sogleich auf wenn jene gehoben ist. Es kommt daher bei ihnen gewöhnlich bloß zu einer zeitweisen Abhülfe, auch wenn die Anstrengung erfolgreich ist, und nur in einzelnen seltenen Fällen zu einer dauernd nützlichen Erfindung. Wird aber die Noth nicht gehoben, oder geschieht dieß nicht durch eigene Thätigkeit, sondern durch einen glücklichen Zufall, so ist sie für den Fortschritt der Bildung überhaupt nicht fruchtbar, sondern führt in dem einen Falle durch vergebliche Erschöpfung der Kräfte zu vollständiger Erschlaffung und dumpfer Verzweiflung, in dem andern zur leichtsinnigsten Sorglosigkeit und Unüberlegtheit für die Zukunft. Soll die unglückliche Lage in der sich ein Einzelner oder eine ganze Bevölkerung findet, ein Bildungsmittel werden, so ist vor Allem erforderlich daß sie den Menschen nicht ganz niederdrücke und seine Kraft nicht breche, daß sie durch eigene Anstrengung überwunden werden könne und daß diese das einzige mögliche Mittel sei sich aus ihr herauszuarbeiten, daß endlich — und dieß ist vorzüglich wichtig — die socialen Verhältnisse die Thätigkeit des Einzelnen nicht lähmen, sondern sie kräftig anregen und herausfordern. Diese Bedingungen aber sind, wie sich leicht zeigen läßt, nur bei relativ großer Dichtigkeit der Bevölkerung gegeben, die ihrerseits ein reiches Land voraussetzt.

Bei geringer Bevölkerung eines nicht zu armen Landes findet meist gar keine oder eine nur geringe Nöthigung zur Arbeit statt, weil jeder für sich und die Seinigen leicht so viel gewinnt als er zum Leben

braucht. Die Einzelnen sind und bleiben in Folge hiervon fast vollkommen unabhängig von einander, es kommt, abgesehen von besonderen Gelegenheiten und Veranlassungen, zu keiner Gemeinsamkeit der Interessen und zu keiner Vereinigung der Kräfte. Was sich von gesellschaftlichen Beziehungen außerhalb der Familie entwickelt, ist fast ganz auf die patriarchalische Gastfreundschaft beschränkt, die in Folge der gesteigerten Erwerblust und des höheren Werthes den das Eigenthum erlangt, beim Uebergange zu höheren Culturstufen schnell und vollständig verschwindet. Sie ist motivirt durch das gesellige Bedürfniß der Unterhaltung, der Neugierde und durch die oft aus bitterer eigener Erfahrung geschöpfte natürliche Sympathie für den Obdach- und Mittellosen, geht jedoch nur selten so weit wie bei dem Araber in Nubien, der „jedem, keinen Schaden bringenden lebenden Wesen seine Gastfreundschaft gewährt und dessen Kinder schon sich scheuen die Nester der Vögel auszunehmen" (Brehm a. a. O. I, 130 not.). Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse wo sich die Menschen bedeutend anhäufen. Der Verkehr unter den Einzelnen, der Austausch der Gedanken wie der äußeren Güter steigert sich in hohem Grade schon dadurch, daß sie in unmittelbarer Nähe miteinander leben und in ununterbrochene Berührung treten. Sie stellen untereinander häufigere Vergleichungen ihrer Lage und ihrer Leistungen an, es entsteht leichter ein gewisser Wetteifer unter ihnen und sie gerathen öfter in Streit. Der Wetteifer erstreckt sich auf die Arbeit, welche außer dem Lebensunterhalte selbst, jetzt auch noch den Besitz von Genußmitteln verschaffen und für die Zukunft verbürgen soll: es entstehen Gegensätze von Reichthum und Armuth in der Gesellschaft, man beginnt die äußeren Güter höher zu schätzen als früher, da sie erarbeitet werden müssen, es bildet sich eine feste Abgrenzung des Privatbesitzes, der jetzt zum Gegenstande eifersüchtiger Aufmerksamkeit wird, und die alte Gastfreundschaft hört auf. Ackerbau ist durch die Anhäufung der Menschen zur Nothwendigkeit geworden und es entwickeln sich aus der Ungleichheit des Besitzes eine große Menge von Abhängigkeitsverhältnissen unter den Einzelnen, insbesondere bildet sich das Verhältniß von Herren und Dienern, Arbeitern für fremde Zwecke, aus, von welchem bis zur Begründung eines Despotismus, des Gegentheiles der ursprünglichen Freiheit und völligen Selbstständigkeit der Einzelnen gegeneinander, nur noch ein kleiner Schritt ist. Wir brauchen kaum hinzuzufügen

daß die Entwickelung der Gesellschaft hiermit auf einem Punkte angekommen ist, von welchem aus unter günstigen Umständen ein mehr stetiger und sicherer Fortschritt stattfinden kann.

Ehe wir diese Betrachtung weiter führen um von nun an die eigentlichen Elemente der Civilisation in ihrer Wirksamkeit näher kennen zu lernen, wird es zweckmäßig sein auf die Frage zurückzublicken, ob wir das scheinbar so constante Verharren der meisten Völker der Erde auf einer tiefen Stufe der Bildung unserer bisherigen Untersuchung zufolge berechtigt sind im Wesentlichen aus den Naturverhältnissen und der gesammten Lebenslage zu erklären unter deren Einfluß sie gestellt sind, oder ob wir eine specifische Verschiedenheit ihrer geistigen Begabung von der unsrigen anzunehmen haben, weil jene physischen und socialen Mächte nicht als die einzigen Ursachen jener Erscheinung gelten können.

Nach der Lehre der americanischen Schule, nach Agassiz und Morton's Nachfolgern, sind die höheren Raçen dazu bestimmt die niederen zu verdrängen, wie dieß von jeher auf der Erde von Seiten der höheren Gebilde den niederen geschehen ist. Dieses zu Grunde Gehen der niederen Raçen ist göttliche Bestimmung, und es scheint demnach, daß wir nicht bloß die Berechtigung des weißen Americaners zu Vertilgung des rothen Menschen anzuerkennen, sondern sogar noch die Frömmigkeit zu loben haben mit der er sich als erleuchtetes einsichtiges Werkzeug der Vorsehung diesem Vertilgungsgeschäfte von jeher hingegeben hat. Was den frommen Apostel des Menschenmordes in seiner Trauer über das beklagenswerthe Schicksal der rothen Raçe tröstet, ist der Umstand daß es den Naturgesetzen gemäß erfolgt die das Aufsteigen und Niedersinken der Völker beherrschen, den Naturtrieben oder Instinkten entsprechend die vom Schöpfer den einzelnen Raçen selbst eingepflanzt, der Entwickelungsgeschichte der einen die Richtung auf Civilisation, der Entwickelungsgeschichte der andern die Richtung auf die Zwecke eines bloß thierisch-sinnlichen Lebens geben. Wie viele Vorzüge hat doch eine solche Theorie! Sie versöhnt uns zugleich mit Gott und mit den Niederträchtigkeiten der Menschen, sie schmeichelt unsrem Selbstgefühle mit der specifischen Vorzüglichkeit unserer intellectuellen und moralischen Begabung, sie überhebt uns der Mühe nach einer Motivirung der Culturzustände der Völker zu suchen. Sie wird deshalb wenigstens in der Gegenwart gewiß zahl-

reiche Anhänger behalten, während Andere freilich gerade in diesem Umstande einen der Gründe sehen werden, welche die Annahme einer specifisch höheren Begabung der weißen Raçe unwahrscheinlich machen.

Jener americanischen Ansicht gegenüber stellt sich die unserige dahin fest, daß die geistige Begabung der verschiedenen Menschenstämme ursprünglich höchst wahrscheinlich gleich oder nahezu gleich gewesen ist, daß das frühere oder spätere Heraustreten einzelner Völker aus dem Naturzustande im Wesentlichen nur abhängig war von den natürlichen und socialen Verhältnissen unter die sie sich gestellt fanden, und daß von diesen äußeren Lebensbedingungen in ihrer mannigfaltigen Verkettung und tausendfachen Verschlingung ganz hauptsächlich die Größe und Schnelligkeit der Schritte bedingt worden ist die sie in ihrer Culturentwickelung gemacht haben. Wir dürfen nicht unterlassen hierbei zugleich auf den früher besprochenen Satz zurückzuweisen, daß die erst im Laufe der Zeit erworbene Bildung der Menschen wahrscheinlich einen glücklichen prädisponirenden Einfluß auf die geistige Begabung ihrer Nachkommen ausübt, der im Ganzen und Großen die Culturfortschritte der Völker immer um so stärker fördern muß, eine je höhere Stufe der Bildung sie bereits errungen haben, wogegen umgekehrt die Leichtigkeit und Sicherheit aller Culturentwickelung um so geringer ist, je näher ein Volk noch dem Naturzustande steht — ein Verhältniß, das viel dazu beiträgt zu erklären wie es kommt, daß so viele Völker beharrlich auf niederen Culturstufen stehen bleiben, während andere von einem gewissen Punkte aus auf ihrer Bahn rasch und stetig fortschreiten.

Man verdirbt die Untersuchung der Frage von vornherein, wenn man die falsche Ansicht, die aus der Beschränkung des Blickes auf unsere europäischen Culturvölker allein entspringt, nicht fahren läßt daß es in der Natur entweder des Menschen überhaupt oder einiger Menschenstämme insbesondere liege sich zu civilisiren, während vielmehr Uncultur und Rohheit allen ursprünglich gleich natürlich ist. Wenn A. v. Humboldt (Kosmos I, 385), indem er sich für die Einheit des Menschengeschlechts und gegen den Unterschied von höheren und niederen Raçen erklärt, gleichwohl hinzufügt „es giebt bildsamere ... aber keine edleren Volksstämme, alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt", so scheint sich der hierin liegende Widerspruch nur so auflösen zu lassen, daß die größere natürliche Neigung und Befähigung

zur Civilisation die sich bei einigen Völkern kundgiebt, eben nichts Ursprüngliches, sondern etwas Angebildetes, im Laufe ihrer Culturgeschichte und durch ihre Culturfortschritte selbst erst Erworbenes ist, das unter günstigen Umständen ebensowohl andern Völkern hätte zu Theil werden können die sich gegenwärtig noch minder culturfähig zeigen.

Nicht minder verdirbt man die Untersuchung der Frage, wenn man (mit Stanhope Smith, Smyth a. a. O. S. 81, de Salles S. 194) den Anfang oder Fortgang der Cultur nicht auf die Natur und die Thätigkeit des Menschen, sondern auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes zurückführt. Man hat diese Ansicht damit stützen wollen, daß die ersten Elemente der Civilisation, so weit die Geschichte reicht, als mitgetheilte, von einem Volke an das andere übergegangene erscheinen, und daß sich von keinem Volke bestimmt nachweisen läßt wie wo und wann es sich allein aus sich selbst heraus und durch eigene Kraft civilisirt hätte. So richtig aber dieses Letztere ist, so leicht erklärlich ist es auch, denn nirgends reicht die beglaubigte Geschichte bis zum wirklichen Naturzustande des Menschen zurück und nirgends kann sie jemals bis dahin zurückreichen. Dadurch ist man aber offenbar noch nicht berechtigt eine unmittelbare Mittheilung der nothwendigsten Künste und Kenntnisse, etwa auch der Sprache, wie man oft gewollt hat, von Seiten Gottes an den Menschen anzunehmen. Solche Annahmen leiden an allzu großer Bequemlichkeit. Da es überdieß einen Anfang der Cultur im absoluten Sinne streng genommen gar nicht giebt, sondern überall nur allmähliche Uebergänge von einem Culturzustande zum andern, so bleibt es ebenso schwer zu erklären wie ein aus dem Naturzustande bereits herausgetretenes Volk ohne unmittelbare Einwirkung Gottes fähig sei einen Fortschritt in der Cultur zu machen, als wie es ihm möglich geworden ist die frühesten Leistungen in's Werk zu setzen die seiner weiteren Entwickelung zur Grundlage gedient haben.

Der Hindernisse welche den Naturvölkern den Uebergang zur Civilisation erschweren und sie in Uncultur und Rohheit zurückhalten, sind sehr viele. Ihre Lebensweise und ihre sämmtlichen Lebensgewohnheiten widerstreben diesem Uebergange: ein Wanderleben und beständige Kriege sind vielen von ihnen zur andern Natur geworden; sie haben nur geringe Bedürfnisse und diese finden ihre Befriedigung meist in vollerem

Maaße als die des civilisirten Menschen; sie sind zufrieden mit ihrer ganzen Lebenslage, fühlen sich glücklich und streben deshalb nach keiner Veränderung ihrer Verhältnisse; ihr mangelhaft entwickeltes Nachdenken in Verbindung mit ihren abergläubischen religiösen Vorstellungen hält sie in geistiger Beschränktheit fest; die Unbeständigkeit ihres Wollens, ihre allgemeine Unlust zur Arbeit und gänzliche Sorglosigkeit um die Zukunft hindern sie oft sogar an der Ausführung dessen was ihnen selbst als nützlich und nothwendig erscheint; der Egoismus der Einzelnen und der Mangel an Theilnahme für Andere verschaffen den rohen Leidenschaften und schlechten Triebfedern leicht das Uebergewicht über die besseren Regungen; die stumpfe Interesselosigkeit mit der sie an Allem vorübergehen das nicht in der nächsten Beziehung zu ihren Bedürfnissen steht und die es höchstens zu einer oberflächlichen Neugierde für Fremdes und Auffallendes kommen läßt, verschließt sie dem Lernen aus Erfahrung wie der Belehrung durch Andere. Diese Hindernisse des Fortschrittes sind so ziemlich bei allen Naturvölkern dieselben, und es scheint eben keiner tiefen Ueberlegung zu bedürfen um zu erkennen, daß die Annahme specifisch verschiedener Begabung der Raçen mindestens unnöthig ist um die Verschiedenheiten ihrer Culturzustände zu erklären.

Unter den Elementen der Civilisation nimmt ohne Frage der Ackerbau die erste Stelle ein: er ist die hauptsächliche Grundlage derselben und schwerlich kann wahre Civilisation auf einer anderen Grundlage erwachsen als auf dieser. Es gilt dieß aber nicht vom Ackerbau überhaupt, sondern nur insofern er das wesentliche Subsistenzmittel der Bevölkerung wird und namentlich in Verbindung tritt mit Viehzucht, durch deren Betrieb die Jagd überflüssig wird.

Die Motive des Landbaues haben wir oben schon berührt. Vorbereitet durch das Einsammeln wildwachsender Früchte, wird er doch, wo es bei unregelmäßigen Versuchen zu ihm bleibt und wo er bloß zeitweises Auskunftsmittel ist, noch zu keinem Hinderniß des Wanderlebens. Erst die Unergiebigkeit der Jagd, der Fischerei, des Früchtesammelns und Wurzelgrabens giebt ihm, wenn auch Hausthiere fehlen oder zum Unterhalte nicht ausreichen, allmählich größere Ausdehnung. Von selbst und ohne durch Mangel dazu genöthigt zu sein, wird kein Naturvolk jemals dem Ackerbau sich zuwenden, denn theils wird jede gewohnte Lebensweise von rohen Völkern noch stärker als

von cultivirten festgehalten und nur aus Noth geändert, theils sagt dem Charakter der ersteren die Gebundenheit an die Scholle und die durch sie geforderte regelmäßige stille Arbeit die der Aufregung des Jägerlebens entbehrt, am wenigsten zu: der Naturmensch wird sie niemals von selbst wählen, er wird sich ihr vielmehr so lange zu entziehen suchen als möglich. Um Landbau mit Erfolg auch nur anzufangen wird eine Beharrlichkeit und Geduld erfordert die rohen Völkern abgeht. Sehr richtig bemerkt Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. I, 251) daß eine Hauptschwierigkeit für den Uebergang zum Ackerbau bei ihnen darin liegt, daß sie zu sehr daran gewöhnt sind die Frucht ihrer Arbeit unmittelbar aus dieser hervorgehen zu sehen und zu genießen. Daher scheint es, daß da, wo nicht eine langsame und stetige Ummandlung der Lebensgewohnheiten von ungebunden und regellos wechselnder Thätigkeit zu stillem und gleichmäßigerem Fleiße stattfindet, dem Betriebe des Ackerbaues eine besondere Begünstigung zu Theil werden müsse, wenn er zu der Ausdehnung und Regelmäßigkeit kommen soll durch welche allein er erst zur Grundlage der Civilisation wird.

Eine solche Begünstigung können ihm die socialen Zustände gewähren und gewähren sie ihm in der That vielfach durch die Ausbildung des Verhältnisses von Herr und Knecht, durch die Sklaverei die eine gewöhnliche Folge der Kriege roher Völker ist. Mochte ein solches festes Dienstverhältniß zwar nicht überall erforderlich sein um die Entstehung des Ackerbaues selbst herbeizuführen, so hat dieser doch in den meisten Fällen wohl erst auf diese Weise eine sichere Grundlage erhalten. Völker die gar keinen Landbau haben oder diesen ganz als Nebensache behandeln, bringen ihre Kriegsgefangenen gewöhnlich um, seltener nehmen sie einige in ihren eigenen Stamm auf; solche die sich in größerem Maaße auf ihn angewiesen sehen, pflegen zunächst die Feldarbeit ihren Weibern, wenn nicht ganz, doch größtentheils aufzubürden, da sie den Männern meist sehr unwillkommen ist. Unter solchen Umständen liegt die Verwendung der Gefangenen für diesen Zweck zu nahe als daß sie übersehen werden könnte: die Sklaverei breitet sich aus mit dem Ackerbau, mag sie nun direct aus dem Kriege oder aus anderen Ursachen hervorgehen, und dieser gewinnt an Ausdehnung und Regelmäßigkeit durch jene, so daß er jetzt weit leichter als vorher zum hauptsächlichen Subsistenzmittel der Bevölkerung wird.

Den freien Leuten gewährt er Muße; für sie wird von Andern alle Arbeit gethan die erforderlich ist um ihnen eine behagliche Existenz zu sichern.

Gerade dieser letztere Umstand ist nun freilich für den Fortschritt der Cultur welcher durch den Ackerbau vorbereitet wird, weit eher nachtheilig als vortheilhaft, denn so richtig es auch ist daß vor Allem Muße erfordert wird, wenn die intellectuelle Ausbildung soll gedeihen können, so liegt in der Muße selbst doch kaum für den gebildeten Menschen, geschweige denn für den rohen ein Antrieb zu ernsthafter geistiger Thätigkeit. Die Förderung der Cultur durch den Ackerbau liegt vielmehr zunächst darin, daß er zu regelmäßiger Arbeit gewöhnt, dem Kriege abgeneigt macht und mit einer gewissen Anhänglichkeit an den festen Wohnplatz zugleich einen Geist der Ruhe * nährt der nicht der Geist der Trägheit ist. Daher erscheint es im Allgemeinen als ein wenig günstiges Verhältniß wenn die Sklaverei die Hauptstütze des Ackerbaues ist. Vortheilhafter für die Cultur des Volkes gestaltet sich die Sache da, wo dieses im Ganzen zu regelmäßiger Arbeit hingeführt wird. Auch dieß scheint aus den angeführten Gründen fast nur durch Druck und Zwang socialer Mächte, nicht leicht durch Naturverhältnisse geschehen zu können. Despotismus eines Einzelnen oder einer Adelskaste die sich bleibend vom eigentlichen Volke abgeschieden und über dasselbe erhoben hat, ist es nicht selten wovon die äußere Nöthigung und Gewöhnung der Masse zum Ackerbau ausgeht: es fällt alsdann das Entehrende hinweg das der Sklavenarbeit überall anhaftet, und der Segen der Arbeit verbreitet sich in diesem Falle wenigstens über den größten Theil der Bevölkerung.

Der bedeutende Einfluß welchen ein selbst noch unvollkommen betriebener Landbau auf den nationalen Charakter hat, kommt in vielen Beispielen zu Tage. Die Indianer der Cordilleren in Süd-America z. B. die den Ackerbau lieben, sind friedlich still furchtsam und ruheliebend, die der Ebenen kühn und unternehmend, mit Lust der Gefahr sich stellend auf der Jagd nach dem Jaguar, bei der Verfolgung des Stieres, beim Bändigen des Pferdes (Mollien a. a. O. II, 168). Die größere Fähigkeit zum Fortschritt ist schon deshalb entschieden auf Seiten des Ackerbauers, wenn wir ihn mit dem Jäger und Hirten

* a settled disposition, wie es Falconer (Remarks on the influence of climate etc. upon mankind. 1781, p. 353) treffend genannt hat.

vergleichen, weil er dem civilisirten Menschen gegenüber seine eigene Inferiorität weit leichter einsieht und daher für Verbesserungen seiner Lage leichter zu gewinnen ist als diese, die den Europäer meist nicht bewundern, sondern die Menge seiner Künste ebenso verachten wie die seiner Bedürfnisse, und im Gefühle ihrer Unabhängigkeit sich ihm weit überlegen glauben. Ein großer Theil der Neger- und Südseevölker als Landbauer im Besitze schlechter Werkzeuge und unfähig es hierin dem Europäer gleich zu thun, hat die Ueberlegenheit des letzteren schnell und bereitwillig anerkannt und sich sehr geneigt gezeigt ihm nachzuahmen, während die americanischen Jägervölker über die Civilisation, wo sie auch immer ihnen vor Augen trat, höchstens in stumme Verwunderung geriethen und sich befremdet, aber mit aller Entschiedenheit von ihr abwendeten und zurückzogen: unter Europäern zu leben haben sie nie die geringste Lust gezeigt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein daß mit dem Landbau ein Geist des Fortschrittes sich Bahn breche der selbstständig vorwärts strebe, im Gegentheil, der Ackerbauer zeigt sich stabiler und schwer beweglicher als man auf den ersten Blick erwarten sollte. Wie hartnäckig er Neues und Besseres oft abweist, zeigt sich u. A. an dem Beispiele Irlands, wo es mehrerer Parlamentsbeschlüsse bedurft hat um die Befestigung des Pfluges an den Schwanz des Pferdes und das Abbrennen des Getreides auf dem Halme abzuschaffen, an das man sich gewöhnt hatte um die Mühe des Dreschens zu ersparen (C. Taylor, Nat. hist. of society. 1840. I, 200). Nationale Sitten und Gebräuche erhalten sich am strengsten bei einem Ackerbauvolke: es gewöhnt sich an den regelmäßigen periodischen Wechsel derselben Beschäftigungen und daraus entsteht eine Gleichförmigkeit des Lebens, das von feststehenden Gewohnheiten beherrscht hartnäckig jeder Neuerung trotzt (vgl. de Courson, Hist. des peuples Bretons. 1846. I, 188).

Der Ackerbauer lebt ein gesicherteres, von den Wechselfällen des Glückes weniger abhängiges Leben als der Jäger, seine Arbeit ist weit weniger aufregend und aufreibend; still und friedlich in seinen Lebensgewohnheiten beherrscht er die Natur mit großer Ruhe; zur Thier- und Pflanzenwelt in ein Verhältniß mehr freundlichen Verkehres getreten, weiß er nichts von der bangen Spannung und Erwartung des Jägers, dessen Aberglaube bei ihm daher mehr und mehr schwindet oder wenigstens andere Formen annimmt. Regelmäßige Arbeit macht nüchtern und mäßig, und ist das Wandern und mit ihm ein

regelloses kriegerisches Leben überhaupt einmal aufgegeben, so stellen sich bei dem festsässigen Bewohner des Landes Sitten und Gewohnheiten ein die mit einem ungebundenen ruhelosen Leben unverträglich sind; innerer und äußerer Friede wird ihm zum Bedürfniß, denn er wünscht die langsam reifenden Früchte seines Fleißes zu genießen: er greift nicht an aus Eroberungslust, er vertheidigt nur was er besitzt und fühlt das Bedürfniß eines gezügelten und maaßvoll geordneten gesellschaftlichen Lebens, denn er hat sich bessere Häuser gebaut, sich bequemer eingerichtet und die friedlichen Genüsse haben sich ihm unvermerkt vervielfältigt. Schon bei den Hirtenvölkern (bemerkt Falconer a. a. O. S. 328 ff.) tritt im Vergleich mit den Jägern und Fischern eine bedeutende Vergrößerung des Privateigenthumes und eine Erhöhung seines Werthes ein, womit zugleich Eigennutz und Habsucht sich in weit höherem Grade geltend machen, alle Vergehungen gegen das Eigenthum eine größere Bedeutung erlangen und daher oft mit äußerster Härte bestraft werden. Noch stärker aber macht sich das Bedürfniß allgemeiner Sicherheit des Eigenthums mit dessen wachsender Ausdehnung bei einem Ackerbauvolke fühlbar. Hat ursprünglich „der Starke den Schwachen unter seinen Willen gebeugt und dieser sich ihm unterworfen nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern auch in Folge einer instinctmäßigen Bewunderung männlicher Kraft" (Cruickshank, Achtzehnjähr. Aufenthalt auf der Goldküste S. 133), so genügt jetzt eine Regierung nicht mehr, die nur auf die freie Willkür und die rein persönliche Autorität eines Einzelnen gegründet ist, es regt sich das Verlangen nach einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse die vor jeder willkürlichen Störung sicher sei. Der seßhafte Ackerbauer gewinnt mit mäßiger Anstrengung gesunde und reichliche Nahrung, die Bevölkerung verdichtet sich daher meist leicht in kurzer Zeit. Aber das Volk bleibt trotzdem so lange als möglich beisammen wohnen, es spaltet sich nicht ohne Noth und trennt sich nicht in kleinere Zweige, denn das Wandern, zu dem es deshalb immer erst durch äußere oder innere Kriege oder andere schwere Unglücksfälle genöthigt werden muß, ist seinen Lebensgewohnheiten zuwider und es findet sich durch alte Anhänglichkeit an das Land seiner Väter gefesselt. Wie aber die größere Dichtigkeit der Bevölkerung wirkt, ist schon oben besprochen worden.

Es wird aus dem Vorstehenden einleuchten wie viele wesentlichen

Keime der Civilisation mit dem Ackerbaue gegeben sind, wenn auch zugegeben werden muß daß sie nur selten sich zu voller Kraft entfalten. Zugleich dürfen wir behaupten, daß Völkern die niemals in die Nothwendigkeit versetzt wurden das Wanderleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben, Völkern die keine Zug- und Lastthiere besaßen und deren Länder, so viel wir wissen, von jeher nur sehr dünn bevölkert waren, der Vorwurf der Culturunfähigkeit gar nicht gemacht werden darf, da die Annahme eines angeborenen Triebes zur Cultur und zur Arbeit ohne Noth eine bloße Erdichtung ist. Wenn sich solche Völker dennoch aus eigener Kraft civilisirten, so würden wir sie unbedenklich für weit begabter erklären als die Europäer.

Nicht überall wo der Ackerbau regelmäßig betrieben wird und das wesentliche Subsistenzmittel der Bevölkerung ausmacht, sehen wir diese so sichere und schnelle Fortschritte machen als sich im Allgemeinen unter solchen Umständen erwarten läßt. Die Hindernisse, denen dieß zuzuschreiben ist, können von mannigfaltiger Art sein. Schon wenn der Reichthum der Natur zu groß und die menschliche Arbeit die zur Ernährung der Bevölkerung durch den Landbau erfordert wird, zu gering ist, verfällt diese leicht in trägen Müßiggang, in Folge dessen sie zurückschreitet. Nur wenn die ihr selbst entbehrlichen, im Ueberflusse erzeugten Landesproducte durch den Handel einen hinreichenden Abfluß nach außen finden können und das Ackerbauvolk selbst zugleich ein Bedürfniß der Noth oder des Luxus nach den Erzeugnissen fremder Länder hat, wird dieser Nachtheil glücklich beseitigt, unter welchem namentlich viele Negerländer so schwer leiden. Daß der Ackerbau den größten Theil seiner segensreichen Wirksamkeit verliert wo er durch Sklaven verrichtet wird, ist schon bemerkt worden. Ferner erweckt die durch den Ackerbau so sehr gesteigerte Ungleichheit des Besitzes alle Leidenschaften in der Gesellschaft. Genußsucht jeder Art, Herrschsucht und Habsucht fangen an sich in der rücksichtslosesten Weise geltend zu machen und stören durch allerwärts erregten Streit der sich leicht von Einzelnen aus über die ganze Gesellschaft ausbreitet, indem jeder so viele Andere als möglich für sein Interesse zu gewinnen und in seine Sache zu verwickeln strebt, den allgemeinen Frieden und mit ihm die regelmäßige Arbeit oft in großer Ausdehnung und auf lange Zeit. Mit dem steigenden Reichthum Einzelner sinken Andere in völlige Abhängigkeit herab, grober Eigennutz wird mehr und mehr zur allge-

meinen bewußten Triebfeder des Handelns, es gelingt Einzelnen in kleineren oder größeren Kreisen — bisweilen dadurch daß sie sich selbst Mächtigeren unterordnen — sich zu einer Willkürherrschaft zu erheben welche die Frucht fremden Fleißes an sich reißt, die Beherrschten nicht zum Genusse des Erfolges ihrer Arbeit kommen läßt, sondern sie zwingt für fremde Zwecke allein oder doch vorzugsweise zu arbeiten, und nächst der Freiheit der Person auch die Sicherheit des Eigenthums gefährdet. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß das Interesse am eigenen Besitz und Erwerb gelähmt wird, daß keine Liebe zu der gewohnten Arbeit entstehen oder dauern kann, daß die Faulheit auf's Neue allgemein wird, denn „Leute die von ihrer Hände Arbeit leben, sind nur fleißig, wenn sie ihr Geschäft oder die Frucht ihrer Arbeit liebgewonnen haben oder von Kindheit auf an beständige Thätigkeit gewöhnt worden sind" (Wrangell, Statist. u. ethnogr. Nachr. über d. russ. Besitzungen in Am. 1839. S. 217). Zugleich fällt jeder Wetteifer in der Arbeit unter den Einzelnen hinweg, die zu Familien zusammengruppirt einandergegenüberstehen, der Wetteifer, der sonst im Bunde mit dem engeren Zusammenhalten der Familie in sich zu einer der mächtigsten Triebfedern der Cultur zu werden pflegt. Der Geist der Unterdrückung und des Eigennutzes der in der Gesellschaft waltet, vernichtet oder untergräbt, wie wir an so vielen Völkern Africa's und der Südsee sehen, alle moralischen Gefühle und selbst die Schaam.

Wir sehen uns durch diese Betrachtung auf die Ausbildung der Rechtsverhältnisse und der Regierung als auf einen weiteren wesentlichen Factor hingewiesen von welchem der Gang der Culturentwickelung mitabhängt. Ohne Zweifel ist ihr Einfluß in dieser Beziehung sehr bedeutend, aber es ist schwer ihn weder zu hoch noch zu gering anzuschlagen. Bisweilen wird er fast für allmächtig gehalten: die politischen Verhältnisse, meint z. B. Barthez (Nouv. élémens de la sc. de l'homme. 1806. II, 274) bestimmen hauptsächlich die Sitten, den Nationalcharakter der Völker, die klimatischen ihre physischen Eigenthümlichkeiten; wenn daher beide in gleicher Weise mehrere Jahrhunderte lang zusammenwirken, so entsteht eine Raçe die sich, wenn sie unvermischt bleibt, auch unter andern Klimaten und Regierungsformen forterhält. Dagegen hat Passy (L'Institut. 1845. II. 19 ff., 40 ff.) zu zeigen gesucht, daß die Macht der politischen und socialen Institutionen den Fortschritt der Völker zwar sehr fühlbar zu fördern

oder zu hemmen vermag, daß dieser aber nicht durch sie allein bedingt sein könne, weil jene Institutionen sich im Laufe der Zeit bei demselben Volke zu vielfach ändern. Jedenfalls müssen wir in der Naturumgebung, in der Lebensweise und den Lebensgewohnheiten, in der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Mischung mit stammfremden Elementen, in der Art und Größe geistiger Bewegung die in ihr entsteht und sich ausbreitet, Mächte anerkennen die entweder gar nicht oder nur sehr mittelbar und zum kleineren Theile sich durch Rechtsgesetze und Regierungsgewalt beherrschen lassen, während sie umgekehrt ihrerseits vielfach von sehr entschiedenem Einfluß auf die Gestaltung und Wirksamkeit dieser letzteren selbst sind.

Unter allen Rechtsinstituten ist das Privateigenthum das folgenreichste. Es gehört zu den wesentlichen Grundlagen der Civilisation. Seine erste Entstehung bei rohen Völkern und die Ausdehnung die es bei ihnen gewinnt, hängen hauptsächlich von dem Verhältniß ab in welchem die Lebensweise und die Bedürfnisse der Bevölkerung zu dem Raume und der Naturumgebung stehen in denen sie lebt. Bei den Indianern von Maynas hat nur in der Umgegend von Moyobamba die stärkere Zusammendrängung der Menschen ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden hervorgebracht (Pöppig, R. in Chile, Peru und auf d. Amazonenstr. 1835. II, 374). Bei den Indianern am Orinoco sind Fischereien Jagdplätze und Anderes dieser Art Gesammteigenthum des Stammes, Feld dagegen wird Privateigenthum, sobald und so lange es bebaut wird (Gilii, Nachr. v. Lande Guiana. Hamb. 1785. S. 327). Aehnliche Verhältnisse finden sich häufig. Auf den nördlichen Nikobaren ist der Begriff des Eigenthumsrechtes, da sie stärker bevölkert sind, schärfer entwickelt als auf den südlichen, dort hat man Grenzsteine, auf diesen nicht (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea, deutsch v. Rosen. 1852. I, 288). Bei dem zum Theil so großen Wassermangel in Australien kann es nicht befremden, daß die Eingeborenen selbst das Wasser der Flüsse an denen sie leben, Fremden gegenüber als ihr Privateigenthum in Anspruch nehmen (Mitchell, Three expedd. into the Interior of E. Austr. 1838. I, 304). Nächst der Occupation und dem längeren ausschließlichen Gebrauche ist es hauptsächlich die auf äußere Dinge verwendete Arbeit welche dem Privateigenthum seinen Ursprung giebt und ihm Anerkennung und Achtung von Seiten Anderer verschafft. Diese Achtung, welche bei Natur-

völkern so weit als möglich vom Eigenthümer selbst und unmittelbar erzwungen zu werden pflegt, da sich der Häuptling meist nicht gern in die Streitigkeiten der Einzelnen mischt und als natürlicher Richter über sie durchaus nicht allgemein angesehen wird, hat schon dadurch eine wichtige versittlichende Wirkung, daß sie zur Selbstbeherrschung führt und der allgemeinen Begehrlichkeit Schranken setzt, indem der Grundsatz gegenseitiger Gleichberechtigung in der Ungestörtheit des Besitzes allgemeinen Eingang findet — mag er auch durch die Willkür des Stärkeren oft ungestraft verletzt werden. Wie das Privateigenthum dann durch die größere Ausbreitung die es namentlich bei Ackerbauvölkern gewinnt, zu dem Bedürfniß einer festen socialen Ordnung überhaupt führt, wie es das Interesse an Erwerb und Besitz steigert, wie es dadurch den Wetteifer und den Unternehmungsgeist mächtig anregt, den Blick für die Zukunft schärft indem es die Sorge um sie vermehrt und damit Nachdenken und Ueberlegung weckt, ist früher schon berührt worden. Um die Lust zu regelmäßiger Anstrengung und Arbeit zu steigern und zu erhalten, ist hauptsächlich ein hoher Grad von Sicherheit des Eigenthumes und des Genusses seiner Früchte erforderlich.

Durch den Druck und die Willkür Einzelner werden diese glücklichen Folgen vernichtet. Je größer der Reichthum ist, desto schwerer sind immer die Erpressungen denen er unterworfen wird: selbst jeder Schein von Wohlhabenheit wird deshalb sorgfältig vermieden. So ziehen z. B. die Eingeborenen von Loango nur wenige Hausthiere und nähren sich lieber von der Jagd, weil die Beamten des Herrschers jene gewöhnlich wegnehmen (Proyart, Hist. de Loango, Kakongo et autres roy. 1776, p. 32). Auf Tahiti wurde das Land nur schlecht bebaut, weil die Arreois bei festlichen Gelegenheiten die Ernte theils für sich in Beschlag nahmen theils zerstörten (Wilson, Miss. R. in d. still. Meer. 1800. S. 314). Ebenso hat schon Dampier (Nouv. voy. autour du m. Amst. 1701. II, 3) die Faulheit der sonst lebendigen und thätigen Bewohner von Mindanao als eine bloße Folge des dort herrschenden Despotismus dargestellt. Dieß darf uns jedoch nicht hindern diesen letzteren als eine nothwendige Entwickelungsstufe der Gesellschaft anzuerkennen und die wohlthätigen Wirkungen richtig zu würdigen die von ihm ausgehen.

Wo sich die Menschen mit geringer Arbeit und fast ohne alle An-

strengung ernähren, in reich ausgestatteten Ländern, wo die Bevölkerung sich stark anhäuft, wo bedeutendere Ungleichheiten des Besitzes oder der geselligen Stellung entstehen und die dadurch geweckten Leidenschaften zu inneren Unruhen führen, wo es an Energie zur Arbeit fehlt in Folge der Erschlaffung die das Klima oder die sociale Lage der Bevölkerung mit sich bringt, da ist vor Allem die Nothwendigkeit eines äußeren Zwanges gegeben der Ordnung in der Masse hält und sie zur Arbeit nöthigt, wenn sie nicht der rohesten Barbarei verfallen soll. Es kommt unter solchen Umständen zunächst für die Gesellschaft nur wenig sogar darauf an ob diese äußere Gewalt an feste Gesetze gebunden sei, ob sie nach billigen Grundsätzen verfahre oder nicht; das Wichtigste ist eben nur dieß, daß es an einer feststehenden Obergewalt nicht fehle, denn jede Regierung ist bei einer solchen Lage der Gesellschaft besser als gar keine. Der Druck einer reinen Willkürherrschaft gewährt dann wenigstens die Wohlthat daß gearbeitet und daß äußere Ordnung hergestellt wird; wenn er längere Zeit gleichmäßig fortdauert, theilt er der rohen Masse die Gewöhnung zur Arbeit mit und setzt an die Stelle der ursprünglichen zügellosen Wildheit ein mehr gesetztes und ruhiges, mildes und nachgiebiges Wesen, dem freilich Falschheit und Kriecherei gewöhnlich nicht fremd sind. So ist es zu verstehen wenn Brooke (Narr. of events in Borneo and Celebes. 2d ed. 1848. I, 11) von den Chinesen bemerkt, sie trügen in ihrem Charakter alle Zeichen davon an sich, daß sie in einem despotisch regierten und dicht bevölkerten Lande gelebt hätten, wogegen sich an den Malaien zeige daß sie einem günstigen Klima angehörten von dem sie weder zur Arbeit noch zur Beherrschung der Leidenschaften genöthigt würden. Letzteres gilt indessen keineswegs von allen Malaienvölkern, vielmehr giebt es auch unter diesen viele die despotisch regiert werden; es ist dieß gerade mit den höherstehenden unter ihnen der Fall (Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. 1820. III, 4) und an diesen tritt alsdann auch die vorhin bezeichnete Wirkung des Despotismus auf den Nationalcharakter vollkommen deutlich zu Tage, vor Allem an den Javanen.

Die ersten Schritte zur Cultur können von rohen Völkern demnach schwerlich gethan und die dadurch gewonnenen friedlicheren Gewohnheiten eines einigermaßen geordneten thätigen Lebens schwerlich auf die Dauer festgehalten werden außer vermittelst eines energischen Despotismus, denn alle Freiheit die für die sociale Entwickelung

wohlthätig werden soll, muß dem Maaße und der Art des moralischen Zwanges direct proportional sein den die Gesellschaft sich selbst auferlegt und über den Einzelnen ausübt, sei es durch die Macht der öffentlichen Meinung, das Ehrgefühl, die Erziehung der Kinder oder durch religiöse Vorstellungen. An solchem moralischen Zwange fehlt es aber im Allgemeinen immer um so stärker, je näher ein Volk dem Naturzustande noch steht. Unter solchen Umständen ist der Despotismus ein Glück, obwohl er nur auf Eroberung oder sonstiger Machtanmaßung Einzelner beruht, die sich die Uebrigen gefallen lassen entweder aus Furcht oder in der Hoffnung auf Vortheile durch indirecte Theilnahme an demselben, indem sie selbst abhängig wieder Andere von sich abhängig machen, oder in der Erwartung größerer Sicherheit des Lebens und Eigenthums nach außen und innen. Hauptsächlich sind es reiche Länder die durch die entstandenen Ungleichheiten des Besitzes sich zum Despotismus hinneigen und in denen er sich am leichtesten lange Zeit hindurch forterhält, weil er bei der geringen Schwierigkeit die es hier macht die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, für die Masse im Ganzen erträglicher zu sein pflegt als anderwärts. Dazu kommt noch daß die Gunst von Boden und Klima ein schlafferes Volk erzeugt, das meist wenig geneigt ist sich um seiner politischen Freiheit willen großen Anstrengungen und Gefahren zu unterziehen; auch die Einförmigkeit der Jahreszeiten der Landesproducte und der Naturumgebung, bemerkt Crawfurd (a. a. O. II, 37 f.) treffend, tragen in manchen Tropenländern und namentlich im ostindischen Archipel nächst den politischen Einrichtungen dazu bei die Schlaffheit des Geistes und die Stabilität der Zustände zu erhöhen — und in diesem Allen zusammengenommen liegt die Erklärung der bemerkenswerthen Thatsache, daß es in der ganzen heißen Zone kein Beispiel einer freien Verfassung bei einem Volke giebt das zugleich einige Civilisation besäße. Es steht ferner mit den angeführten Umständen in nahem Zusammenhange daß die Bewohner reicher Länder (wie Falconer a. a. O. S. 186 hervorhebt) nicht leicht muthig und tapfer sind: theils ist es die Lebensweise welche verweichlicht, theils und hauptsächlich der Despotismus, dessen natürliche Folge Furchtsamkeit und Feigheit ist. In großen Ebenen bei Ackerbauvölkern hält sich Willkürherrschaft meist am besten und sichersten: die Ebene erschwert die Flucht und die Vertheidigung gegen die Uebermacht, der Landbauer aber,

an die Scholle gefesselt und deshalb wie sein Eigenthum leicht zu fassen, unterwirft sich am ersten, denn seine Lebensweise bringt es mit sich daß er äußeren Angriffen blosgestellt ist — so in Java (Crawfurd III, 24).

Mag es sein daß nur unter freien Barbarenvölkern die Musenkünste einen kräftigen Aufschwung nehmen können, wie man öfters aus der Geschichte zu beweisen gesucht hat, mag es sein daß der Despotismus in den meisten Fällen durchaus lähmend einwirkt auf die Fortschritte zu höherer Cultur, so ist dieses Letztere doch durchaus keine Nothwendigkeit die in der Natur der Sache selbst liegt, wenn auch zugegeben werden muß daß die günstige oder ungünstige Wirkung die er ausübt, ganz von der zufälligen Geistesrichtung der einzelnen Herrscher abhängt. In despotisch regierten Ländern giebt es keine öffentliche Meinung und keine Moral beim Volke. Was als solche gilt ist immer der bloße Wiederschein von der Ansicht des Herrschers: in allen Staaten der Muhammedaner in Africa wird der allgemein verachtet und schlecht behandelt den der Herrscher zurücksetzt, seine ganze Lage ändert sich aber augenblicklich wenn die Meinung des letzteren von ihm einen Umschwung erleidet; Alles ist recht und gut was befohlen, Alles schlecht und schändlich was verboten wird. Bei manchen Völkern geht die Sklaverei der Ueberzeugung sogar noch weiter. Bei den Matebeles (Zulus) denen Alles, auch das Widersinnigste als ausgemacht gilt, wenn es die Sitte und das Gesetz der Vorväter mit sich bringt, herrscht der Glaube daß ihr Oberhaupt Moselekatse auch die Zukunft vorausweiß, und wollte jemand bezweifeln daß er in ein Haus im Himmel hinaufsteigen und dort Regen machen könne u. dergl., so würde er als Tollkopf oder Hochverräther behandelt werden. Auf die Bemerkung daß sie sich durch Nachdenken von solchen Täuschungen leicht befreien könnten, erwiderte Einer, sie müßten sich vor solchen Gedanken fürchten, damit nicht ihre Zunge unbedachtsam etwas davon verlauten lasse (Baseler Miss. Mag. 1856. III, 141 nach Moffat). Aehnliche Beispiele finden sich mehrere. Dagegen zeigt sich in Java, wo alle Gerechtigkeitspflege vom Könige ausgeht und durch dessen Stellvertreter geschieht, daß es auch Fälle giebt in denen gerade der Despotismus das wesentliche Mittel geworden ist das Rechtsbewußtsein und die sittlichen Begriffe des Volkes fortzubilden: in der Sprache der javanischen Gesetze heißt Diebstahl „Verbrechen an des Königs

Eigenthum", Verwundung eines Menschen heißt „Verwundung des Königs", Mord „Königsmord".

Da es uns nur darum zu thun ist die Hauptmächte kennen zu lernen welche in die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft namentlich auf ihren niederen Stufen bestimmend eingreifen, beschränken wir uns darauf hier kurz die Summe dessen zusammenzufassen was jedes Gemeinwesen für die Zwecke der Civilisation leistet, wenn es auch nur die Hauptbedingungen eines geordneten Zusammenlebens der Menschen erfüllt und obgleich seine Einrichtung der Willkür der Mächtigen noch einen weiten Spielraum lassen mag. Diese Leistungen bestehen darin daß die Einzelnen in einem gewissen Grade disciplinirt, zu einem bestimmten Maaße, des Gehorsams und der Selbstbeherrschung gewöhnt werden, daß sie einen weit größeren Schutz und eine weit größere Sicherheit der Person und des Eigenthums genießen als wenn sie allein stehen, wodurch sie freie Zeit zur Thätigkeit wie zum Genuß gewinnen, daß sie zu Arbeiten (Abgaben oder persönlichen Diensten) genöthigt werden die über ihre individuellen und egoistischen Zwecke hinausliegen, daß ein festeres Zusammenhalten nach außen unter ihnen hergestellt und dadurch eine Art von Gemeinsinn erweckt wird der ihnen vorher fremd oder nur in sehr geringem Grade eigen war, daß durch Vereinigung der vorher zersplitterten Kräfte die Unterwerfung der Natur unter menschliche Zwecke bedeutend erleichtert wird. Wenn auch manches hiervon zunächst nur unvollkommen erreicht wird, so ist doch leicht zu ermessen wie groß die Förderung sein muß die der Civilisation dadurch zutheil wird.

Es würde schwer oder unmöglich sein ein allgemeines Bild von dem Entwickelungsgange zu entwerfen den die Gesellschaft in den angedeuteten Richtungen nimmt, da sie sowohl durch äußere als durch innere Verhältnisse in sehr verschiedene Bahnen gedrängt und auf mannigfaltig verschlungenen Wegen weitergeführt werden, da sie sehr vielfach wechselnden Schicksalen unterliegen und durch diese bald vorwärtsgetrieben bald zu Rückschritten genöthigt auf- und abschwanken kann. Wir begnügen uns deshalb damit hier noch einige andere sociale Momente hervorzuheben welche für die Entwickelung der Civilisation von hervorragender Bedeutung sind.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt zu bemerken daß sich durch größere Ungleichheiten in der Vertheilung der äußeren Güter

innerhalb der Gesellschaft ein Wetteifer entzündet der auf der einen Seite ein heilsamer Sporn zur Thätigkeit ist, auf der anderen aber auch die Veranlassungen zum Streit und die Neigung zu ihm durch Erregung der Leidenschaften vermehrt. Dieser Wetteifer mit seinen guten und schlimmen Folgen muß sich steigern zu einem dauernden Antagonismus unter den Elementen der Gesellschaft, je schärfere Abstufungen in ihr sich ausbilden. Kommt zu dem Unterschiede von Reichen und Armen noch der von Herrschenden und Gehorchenden, so entwickelt sich daraus allein schon eine ganze Reihe von Gegensätzen in der Gesellschaft, indem sich die Rivalität ihrer einzelnen Glieder nächst äußeren Gütern auch auf den Besitz von Macht, Ehre und alle mit diesen zusammenhängenden Genüsse erstreckt, die um so mehr eine vielfache und beständige Spannung in der Gesellschaft hervorbringen müssen, als das Streben nach ihnen ihrer Natur nach auf Ausschließlichkeit und auf Erhebung über alle Uebrigen gerichtet ist, während die Erhaltung eines geordneten Gemeinwesens vielmehr eine Unterordnung in den wesentlichen Lebensverhältnissen erheischt.

Diese Entwickelung einander entgegenstrebender Mächte wird für den Fortschritt der Cultur auf unmittelbare und auf mittelbare Weise von durchgreifender Wichtigkeit. Zuerst nämlich führen sie zu einem festeren Zusammenhalten derjenigen Elemente der Gesellschaft untereinander, die in Folge gemeinsamer Interessen in Opposition gegen andere stehen. Das Erste und Wichtigste ist hier die größere Festigkeit der Familienbande, welche hauptsächlich daraus entsteht daß die Glieder jeder einzelnen Familie, ursprünglich nur durch den autokratischen Willen des Mannes verbunden und dem Interesse eines Einzelnen dienstbar gemacht, durch das schärfere Hervortreten der socialen Gegensätze, bestimmter gegen andere Familien abgeschlossen und dadurch zu engerem Anschluß aneinander gedrängt werden: der erhöhte friedliche Wetteifer wie die häufigen ernsthaften Reibungen unter den Menschen machen das Bedürfniß nach Verstärkung der Kräfte und nach Hülfe dringender, die bei den nächsten Verwandten zu suchen natürlich ist, und tragen auf diese Weise dazu bei die Familienglieder bei Sieg und Niederlage, bei Glück und Elend gewöhnlich in ein gemeinsames Schicksal zu verwickeln. Die Folge ist, daß sich die Menschen nicht bloß aneinander gewöhnen und einander ertragen lernen, sondern daß sie auch etwas füreinander thun und einander lieb gewinnen.

Diese gegenseitige Theilnahme ist zunächst für sich schon ein wichtiges Element der sittlichen Bildung, ihr objectiver Werth aber zeigt sich erst vollständig in jener größeren Festigkeit der Familienbande, welche ohne Zweifel zu den wesentlichsten Grundlagen aller wahren Civilisation gehört.

Es ist nicht nöthig ausführlich darüber zu sprechen auf welche Weise die Abstufung der Gesellschaftsklassen zu einer Vereinigung der Kräfte und zu engerem Aneinanderschließen der Menschen in größeren Kreisen hinführt, da hier ein ganz analoges psychologisches Verhältniß vorliegt wie in dem eben besprochenen Falle: gemeinsame Interessen durch welche sie in Opposition zu anderen treten, führen auch hier zu bedeutenderen Anstrengungen und erhöhten Leistungen. Um diese letzteren zu erreichen bietet sich insbesondere die Theilung der Arbeit als wirksames Mittel dar, durch das neue Fortschritte angebahnt werden. Der Weg auf welchem die Gesellschaft darauf hingeleitet wird es zu ergreifen scheint wenigstens mittelbar ebenfalls bis zu den großen Gegensätzen zurückverfolgt werden zu können die in ihr hervortreten.

Vergleichen wir die verschiedenen Klassen der Gesellschaft miteinander, so finden wir die Verschiedenheiten des inneren Lebens so auffallend als die des äußeren; denn das Gefühl der Sicherheit in der Beherrschung der menschlichen Verhältnisse und das Bewußtsein einer hervorragenden Stellung in der Gesellschaft, die Befreiung von aller Sorge für den Lebensunterhalt, die überall entgegenkommende Dienstbarkeit Anderer und die Leichtigkeit des Gebietens über jede Art des Genusses giebt dem geistigen Leben und dem Charakter der höheren Stände eine Richtung und Ausbildung die ebenso wesentlich verschieden sind von denen der niederen Klassen als es die Art und Güte der Nahrung und Kleidung, die Beschaffenheit und Ausstattung der Wohnung, der Genuß von Bequemlichkeiten, die Größe des Schutzes gegen die Einwirkung des Klima's, die ganze Einrichtung des Lebens überhaupt zu sein pflegt. Wie mächtig diese Verschiedenheiten auf die physischen Eigenthümlichkeiten der Menschen einwirken ist früher von uns besprochen worden, und es wird keines weiteren Beweises bedürfen daß ihr Einfluß auf das geistige Leben kein geringerer ist. Wir werden schwerlich irren, wenn wir die Ausbildung jener socialen Gegensätze als die Hauptursache der bekannten Erscheinung betrachten, daß mit dem Fortschritte der Cultur die Unterschiede der individuellen Bega-

bung der Einzelnen in physischer und psychischer Rücksicht sich immer schärfer ausprägen und in der Gesellschaft immer stärker hervortreten. Auf niederen Culturstufen pflegen die Gegensätze von Herr und Knecht, Reich und Arm, Vornehm und Gering mit einer gewissen Schroffheit sich geltend zu machen, sie knüpfen sich gewöhnlich an die Geburt und werden meist mit so großer Zähigkeit und Strenge festgehalten, daß das Gesetz den Uebergang aus einer Kaste in die andere unter allen Umständen verbietet. Nur in seltenen Fällen ist jedoch die Abgeschlossenheit der Bevölkerung so vollständig, daß diese Unterschiede sich auf die Dauer in ihrer ursprünglichen Festigkeit erhalten können. Aeußere und innere Bewegungen erzeugen allmählich eine größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit in den Lebensverhältnissen der Einzelnen, die Unterschiede verschieben sich nach und nach, oder wenn sie auch in der öffentlichen Meinung und vor dem Gesetze stehen bleiben, bringt es doch die allgemeine Beweglichkeit der menschlichen Verhältnisse mit sich, daß die geschiedenen Klassen der Gesellschaft sich im Laufe der Zeit mehr und mehr miteinander mischen und schon dadurch zu einer wachsenden Mannigfaltigkeit der Individualitäten Veranlassung geben.

Man hat zwar gesagt: „je mehr Natur, desto mehr eigenthümlicher Charakter; je mehr Kunst und Cultur, desto mehr gemeine sich gleichende Charaktere" (Schmid, Einl. z. de la Chambre's Anleitung z. Menschenk. 1794. S. LXII), aber dieß gilt nur innerhalb der civilisirten Welt und auch hier nur unter gewissen Beschränkungen; für den Vergleich der Natur- und Culturvölker unter einander ist es unrichtig. Auch Hale (Ethnogr. and Philol. of the U. St. Expl. Exp. Philad. 1846. p. 13) behauptet, es sei ein Irrthum daß man den Naturvölkern oft eine gewisse Gleichförmigkeit des Charakters, der Gefühle und Leidenschaften zuschreiben zu dürfen glaube, es sei vielmehr erst die Civilisation welche solche Gleichförmigkeit erzeuge, und zum Beweise dafür beruft er sich darauf, daß die gelbe und die schwarze Raçe des stillen Meeres welche einander benachbart wohnen „sich stärker voneinander unterscheiden als irgend welche zwei europäischen Völker." Kann man dieß allenfalls von den Charakteren der Völker zugeben, so gilt doch nicht dasselbe von den Charakteren der Individuen: die letzteren sind sich untereinander äußerlich und innerlich weit ähnlicher bei culturlosen als bei cultivirten Völkern, wie schon die Vergleichung

der eingeborenen Americaner mit den höher stehenden Polynesiern sehr deutlich zeigt. Diese wachsende individuelle Ungleichartigkeit aber, die sich bei civilisirten Völkern mehr und mehr auszubreiten scheint, eine natürliche Folge der großen Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der mit der Vielseitigkeit des Verkehres immer zunehmenden Mischung der Gesellschaftsklassen, wird wiederum ihrerseits zu einem wichtigen Hebel der ferneren Entwickelung, indem sie durch eine entsprechende Verschiedenartigkeit der Interessen und Neigungen bei den Einzelnen der Menge der Geschäfte entgegenkommt, die innerhalb der höher gebildeten Gesellschaft alle gethan sein wollen, und so die Theilung der Arbeit begünstigt.

Mit der Ausbildung der socialen Gegensätze überhaupt und der schärferen Ausprägung der individuellen Verschiedenheiten insbesondere hängt endlich noch ein Umstand zusammen, dessen Wichtigkeit für den Fortgang der Culturgeschichte in früherer Zeit zwar öfters überschätzt worden ist, dem aber jedenfalls keine bloß untergeordnete Bedeutung zugeschrieben werden darf, nämlich das Hervortreten einzelner hochbegabter Individuen aus der Masse des Volkes, die als Herrschertalente, Kriegshelden, Gesetzgeber die äußere Lage ihres Volkes umgestalten, seine Beziehungen und Berührungen mit anderen durchgreifend verändern, seine innere Entwickelung regeln und ihr eine feste Bahn anweisen, als Religionsstifter oder als Erfinder in Kunst und Wissenschaft seinen Gesichtskreis erweitern, seine Sitten mildern, sein Gefühlsleben zu veredeln und seine Bestrebungen höheren Zielpunkten zuwenden. Was solche bedeutende Talente für diese Zwecke wirklich leisten, ob was sie säen auf einen empfänglichen Boden fällt und fruchtbar wird oder ob es verkümmert, verloren oder wieder zu Grunde geht, hängt freilich nur zum kleinsten Theile von ihnen selbst ab; und man hat hauptsächlich aus diesem Grunde Recht darauf zu bestehen, daß die Fähigkeiten und der Charakter eines ganzen Volkes nicht nach einzelnen hervorragenden Beispielen allein beurtheilt werden sollen. Will man aber in der That billig urtheilen, so hat man vor Allem hierbei zu berücksichtigen, daß der große Haufe in seiner Bildung überall ziemlich tief steht und daß es gerade vorzugsweise jene einzelnen großen Lehrer der Menschheit sind welche die augenfälligeren Fortschritte der Masse bewirken, während es für diese letzteren zugleich einer fortdauernden festen Organisation äußerer Gewalten bedarf, die in jedem

Augenblicke zu energischem Handeln bereit sein müssen, um sie vor dem Zurücksinken in Rohheit zu bewahren. Wollten wir selbst absehen von der Frage, wie es um die europäische Civilisation stehen würde ohne die großen Männer denen wir sie verdanken und ohne die äußeren Einrichtungen die ihren Bestand sichern, so läßt sich doch nicht leugnen daß eine Menge von wichtigen Erfindungen und Entdeckungen bei den farbigen Raçen in ähnlicher Weise gemacht worden sind wie in Europa, daß sie aber höchst wahrscheinlich hier wie dort wiederholt und oft wohl erst nach langer Zeit auf's Neue gemacht werden mußten, ehe sie für das Volk dem sie angehörten fruchtbar werden, von ihm wirklich angeeignet und fortgebildet werden konnten. Alles hängt in diesen Dingen davon ab, daß der rechte Mann in die rechte Zeit fällt. An genialen Menschen fehlt es keiner Zeit und keiner Raçe, aber die Lebenslage und der Bildungsgang des Einzelnen müssen mit der Lebenslage und der Culturstufe des Volkes dem er angehört, bis auf die zarten und schwankenden Verhältnisse hin von denen die geistige und gemüthliche Empfänglichkeit beider, des Einzelnen und des Volkes, abhängt, in ausgesucht glücklicher Weise zusammentreffen um die hohe Begabung des Individuums zu einer bedeutenden Leistung hinzuführen und dieser die volle Wirksamkeit auf die Culturgeschichte zu sichern die ihr zu wünschen ist. Je mannigfaltiger und ungleichartiger aber die Individualitäten innerhalb eines Volkes werden, in je reicherer Verschiedenartigkeit sich die Lebensverhältnisse der Einzelnen entfalten und eine je vielseitigere Ausbreitung die Berührungen der Menschen im Verkehr gewinnen, desto mehr ist zu erwarten daß bedeutendere Leistungen unverloren bleiben und wenigstens indirect der Gesellschaft zu Gute kommen, während sie oft ganz unbenutzt bleiben solange der Culturzustand des Volkes noch auf geringer Höhe steht.

Schon oben bei Gelegenheit des Ackerbaues sahen wir uns auf Handel und Verkehr als ein weiteres Element der Civilisation hingewiesen das den leicht erlahmenden Fleiß der Bewohner reicher Länder lebendig zu erhalten und selbst zu steigern geeignet ist, wenn ihr Verlangen nach ausländischen Produkten in höherem Grade rege geworden ist. Zu einem weit mächtigeren Sporn nicht bloß des Fleißes überhaupt, sondern namentlich des Unternehmungs- und Erfindungsgeistes wird der Handel für die Bevölkerung ärmerer Länder welche genöthigt sind wesentliche Lebensbedürfnisse aus der Fremde zu holen:

die Förderung der Cultur welche von ihm alsdann ausgeht, steht im geraden Verhältnisse zu der Größe der Schwierigkeiten und Hindernisse die seine Entwickelung findet, und es bedarf auch hier eines besonders glücklichen Zusammentreffens von äußeren Umständen um ihn zur Blüthe zu bringen.

Reiche Länder, d. h. solche die ihre Bevölkerung mühelos und sicher ernähren, wollen aufgesucht sein, sie sind sich selbst genug, ihre Bewohner richten nicht den Blick in die Ferne um des Erwerbs und Verkehrs willen mit Fremden, sie ergreifen im Handel nicht die Initiative, sondern gehen höchstens mehr passiv auf Tauschhandel ein, wenn ausländische Waaren zu ihnen gebracht werden die ihnen brauchbar scheinen oder die durch irgend eine zufällige Eigenschaft ihre Begierde reizen. Solange nun freilich ärmeren Ländern die Kenntniß von dem Ueberflusse ganz abgeht der sich anderwärts findet, kann es nur wenig helfen daß der Mangel die Menschen zu mannigfachen Versuchen treibt sich zu verschaffen was sie bedürfen, theils aber werden diese Bemühungen selbst sie veranlassen freiwillig andere Länder aufzusuchen, theils wird die Noth dafür sorgen daß die Bevölkerung nicht zusammenbleibt, sondern sich nach verschiedenen Richtungen zerstreut. So fortgetrieben verschlagen und umhergeworfen gehen Viele zu Grunde bis das Glück will daß einige Wenige zurückkehren und ihre Heimath mit wichtigen Kenntnissen und Entdeckungen bereichern. Insulare oder continentale Lage, die geographischen Verhältnisse des Landes überhaupt, seine Gelegenheit oder Abgelegenheit für die Handel treibenden Bewohner anderer Länder wirken bei diesen ersten Schritten schon ebenso mächtig mit als bei der ganz späteren Entwickelung des Verkehrs. Um in activer Weise Handel mit fremden Ländern zu beginnen, um die Initiative zu ergreifen, die ein weit kräftigerer Hebel der Cultur ist als ein bloß passives Eingehen auf denselben, aber auch eine höhere Culturstufe schon voraussetzt, wird eine Reihe von Erfindungen Künsten und Kenntnissen erfordert, die der Ueberwindung der äußeren Schwierigkeiten des Verkehrs, besonders des Verkehrs zu Wasser, dienen, und es müssen Producte des Bodens und der Industrie aufgefunden werden, sei es im eigenen Lande oder in der Fremde, um sie als Handelswaaren zu verführen. Genauere Beobachtung der äußeren Natur und namentlich des Himmels, schärfere zuverlässigere Zeitmessung wird für den Schiffer nothwendig, während der Ackerbauer nur an dem Wechsel

der Jahreszeiten und der Witterung ein bedeutenderes Interesse nimmt. So regt der Handel unmittelbar dazu an nach dem Zusammenhange und den Gesetzen der Naturerscheinungen zu forschen, während es anderwärts (wie Crawfurd, I, 285 bemerkt) hauptsächlich religiöse Motive und Priestereinfluß sein mögen, welche die Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Himmelskörper lenken und allmählich einen Kalender hervorbringen. Die Menge von Antrieben zu physischer und geistiger Thätigkeit, welche theils unmittelbar theils mittelbar sich an die Betriebsamkeit des Handels auf natürliche Weise anschließen und aus ihr entwickeln, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Hat es in diesen wie in andern Dingen gewiß nicht an erfolglosen Mühen und Anstrengungen gefehlt und haben oft trotzdem die wichtigsten naheliegenden Erfindungen und Entdeckungen lange Zeit auf sich warten lassen, so hat doch theils das gute Glück, wie man von der Kenntniß des Glases und des Purpurs bei den Phöniziern erzählt, gewiß nicht selten für verlorene Arbeit reich entschädigt, theils sind die Früchte der letzteren, wie dieß so oft der Fall ist, späteren Leistungen durch die höhere Regsamkeit des Geistes zu Gute gekommen zu deren Ausbildung auch die vergeblichen Bemühungen in hohem Grade beigetragen haben.

Lange nicht so hoch als die große Summe von Anstrengungen welche unmittelbar für die Zwecke des Handels gemacht werden, scheint man die mittelbaren Erfolge welche aus dem Betriebe desselben hervorgehen, für die Culturentwickelung des Handelsvolkes anschlagen zu dürfen. Allerdings erweitert sich sein vorher beschränkterer Horizont durch die Kenntniß fremder Länder und ihrer Geschichte, durch das Verständniß fremder Sitten, aber es pflegt hiervon bei einem Handelsvolke keine kräftige Rückwirkung auf die Berichtigung der eigenen Lebensansicht und auf die Verbesserung der eigenen Lebensweise auszugehen; denn es wird gewöhnlich Alles nur aus dem Gesichtspunkte des Nutzens von ihm angesehn und diesem allein dienstbar gemacht, höhere Interessen sind ihm fremd. Der Handel (bemerkt Falconer S. 404 ff.) macht in noch höherem Grade fleißig und thätig als der Ackerbau, aber die Menschen werden sehr interessirt, überschätzen den Werth des Reichthums, Alles wird ihnen käuflich und feil, sie leben nüchtern, sind ehrlich, wenn sie es sind, meist nicht aus Tugend, sondern aus Interesse, werden furchtsam und unkriegerisch.

Ob Handel und Verkehr dazu beitragen ein uncultivirtes Volk zu

heben oder nicht, hängt theils von den Gegenständen ab mit denen, theils von den Personen durch welche Handel getrieben wird. Kann der Verkehr mit fremden Völkern für ein Land in hohem Grade segensreich werden, wenn es z. B. von auswärts wichtige Culturpflanzen oder Hausthiere erhält die ihm fehlen, so daß es dadurch eines regelmäßigen Landbaues erst fähig wird, so kann er auch in gleichem Maaße verderblich wirken, wenn er den Eingeborenen hauptsächlich Branntwein Feuergewehr und ähnliche Dinge zuführt durch die sie sich physisch und moralisch nothwendig zu Grunde richten. Wo Getreidearten von bester Qualität fehlen und ein ursprünglicher und selbstständiger Aufschwung zur Civilisation schon deshalb nicht erwartet werden kann, wie auf den Molukken, auf Borneo und Neu-Guinea, da hilft der Besitz von Gold und Gewürzen und der Handel mit diesen nach außen natürlich nicht dazu einen Fortschritt herbeizuführen (Crawfurd, I, 15). Der Verkehr den höher stehende Völker um solcher Dinge willen mit den Eingeborenen anfangen, wird diesen in der Regel verderblich: es ist bekannt daß die Holländer in früherer Zeit auf allen Molukken mit Ausnahme von Amboina Banda und einigen kleineren Inseln aus Handelseifersucht die Gewürze ganz vertilgt und nicht einmal den Reisbau gestattet haben, um den Reis den sie selbst von auswärts einführten, an die Eingeborenen allein zu verkaufen, die dadurch gänzlich von ihnen abhängig wurden und für sie zu dem niedrigsten Preise arbeiten mußten. Wir haben nicht nöthig bis auf den Sklavenhandel zurückzugehen, diese Quelle unabsehbaren Elendes für so viele culturlose Völker, um den großen Umfang des Unheiles zu erkennen das der Verkehr mit den Europäern über die Eingeborenen der anderen Erdtheile fast aller Orten gebracht hat. Mögen schon die von ihnen zurückgelassenen Geschenke, wie Dentrecasteaux bemerkt hat, nicht selten Kriege unter jenen veranlaßt haben, so sind die zahllosen Betrügereien, die groben Ausschweifungen, die gänzliche Gewissenlosigkeit deren sich die Europäer in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen schuldig gemacht haben, in vielen Fällen von der Art gewesen, daß es geradezu lächerlich wird, wenn man zum Beweise der Culturunfähigkeit mancher Völker und Raçen mit Emphase hervorhebt, wie diese aus dem Umgange mit civilisirten Menschen sich nichts angeeignet haben als deren Laster. Man kann hierin bei vorurtheilsloser Betrachtung nichts weiter sehen als die natürliche Folge von dem Ver-

kehre des Auswurfes der europäischen Gesellschaft mit rohen Menschen. An die natürliche Wirkung der Verbrecherkolonieen auf die Eingeborenen wollen wir nur beiläufig erinnern. Wichtiger ist daß Laster überhaupt leichter angeeignet werden als Tugenden, selbst von Menschen die durch die Schule der Civilisation hindurchgegangen sind. Um nur eines der vielen hierher gehörigen Beispiele vorzuführen, so sind die hochbegabten Neu-Zealänder aus stolzen, wenn auch rohen Kriegern zu unverschämten gemeinen Bettlern überall in dem Maaße geworden in welchem sie mit den Europäern in Verkehr getreten sind; mit Beziehung auf sie sagt d'Urville (Voy. au Pole Sud. IX, 134) sehr richtig: „wenn der Handel eines der mächtigsten Mittel ist um rohe Völker der Civilisation zuzuführen, so ist er doch ohne Zweifel unfähig den Anfang hierzu selbst zu machen, wegen der Schlechtigkeit der Menschen welche dabei zuerst in Verkehr mit jenen treten." Ganz besonders scheint vom Handel zu gelten was Hugh Murray (Enq. resp. the char. of nations. 1808) von allen socialen Kräften und Verhältnissen ohne Unterschied behauptet welche im Laufe der Zeit die Civilisation fördern, daß sie nämlich zuerst corrumpirend auf die Gesellschaft wirken, wie er namentlich von der Anhäufung der Menschen, vom Reichthum und von großen nationalen Ereignissen zu zeigen sucht.

Die Beispiele durchaus friedlichen und freundlichen Verkehrs von Europäern mit uncultivirten Völkern sind überhaupt äußerst selten und gehören fast ausschließlich der neuesten Zeit an. Ein solches Beispiel bietet Port Essington dar, das von 1839—50 englische Kolonie war, dann aber wieder aufgegeben wurde. Es soll in diesem ganzen Zeitraume nicht eine einzige feindliche Begegnung zwischen den Weißen und Eingeborenen stattgefunden haben. Das Musterbeispiel, welches Brooke in Sarawak auf Borneo für den Verkehr dieser Art und für den Einfluß aufgestellt hat, den der civilisirte Europäer auf die Eingeborenen solcher Länder ausüben sollte, steht ganz vereinzelt. Er sorgte dafür daß die alten Gesetze und Sitten der Bevölkerung möglichst erhalten wurden, schützte sie gegen den Druck der eingeborenen Herrscher, richtete eine unparteiische kräftige Justiz ein um grobe Vergehungen und Verbrechen zu strafen, gab den Handel und die Arbeit frei und stellte mäßige Abgaben fest. Hierauf beschränkte sich seine ebenso verständige als wohlwollende Regierung.* Gleichwohl mußte

* Ueber Rajah Brooke's Thätigkeit sind neuerdings freilich Berichte

er die Erfahrungen die er bei diesen Civilisationsversuchen machte dahin aussprechen, daß die Bewohner von Sarawak durch die ihnen gewährte Freiheit von Unterdrückung, Minderung der Abgaben und Sicherheit von Leben und Eigenthum faul geworden seien, während er selbst erwartet hatte sie dadurch zum Fleiße zu spornen (Keppel, A visit to the Ind. Archip. 1853. II, 61) — freilich eine verkehrte Erwartung, da Befreiung von Druck und Herstellung von äußerer Ordnung für sich allein gewiß nirgends auf einen Menschen als positive Antriebe zur Arbeit wirken werden. Sehr richtig hat man schon oft bemerkt daß diese Antriebe immer nur da sich zeigen, wo es gelungen ist neue physische oder geistige Bedürfnisse zu wecken, solche nämlich die sich nur durch eigene Thätigkeit befriedigen lassen. Hier ist der Punkt, an welchem der Handel eingreifen und für die Hebung uncultivirter Völker wohlthätig wirken kann. Natürlich zieht er selbst davon zugleich den unmittelbarsten Vortheil, denn je mehr es gelingt den Eingeborenen neue Bedürfnisse zu schaffen, desto abhängiger werden sie von der Zufuhr aus der Fremde und desto leichter und sicherer geht die Ausbeutung des Landes durch fremde Kaufleute von statten.

Liegen die neuen Bedürfnisse die bei einem Volke entstehen in der Richtung des Culturfortschrittes, so ist dadurch etwas gewonnen: so z. B. in Delagoa Bai, wo die Eingeborenen, obgleich leidenschaftliche Raucher, doch es vorzogen mit Kleidern für geleistete Dienste bezahlt zu werden und den Tabak fahren ließen (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. I, 159). Aehnliche Beispiele von Fortschritten in der richtigen Beurtheilung des Werthes der Dinge giebt es viele und auffallende, vorzüglich in der Südsee; nur wird leider auch die Gewöhnung an solche Bedürfnisse leicht mehr schädlich als nützlich, wenn das Volk sie sich nicht selbst befriedigen lernt und dadurch in Abhängigkeit geräth von der Zufuhr aus der Fremde, die nur selten mit der erforderlichen Regelmäßigkeit fortgesetzt wird. Soll Handel ein rohes Volk wirklich heben, so ist nöthig, nicht bloß daß es fremde wahrhaft nützliche Producte kennen und begehren lerne, sondern vor Allem daß es sich gewöhne sie selbst zu erarbeiten, nicht unmittelbar, aber mittelbar, indem es nämlich eigene Landesproducte

in's Publikum gekommen die mit dem oben Gesagten in vieler Hinsicht nicht zusammenstimmen. Ihre Wahrhaftigkeit und Unpartellichkeit müssen wir hier dahingestellt sein lassen.

sammelt oder selbst producirt was sich in stets ausreichender Menge gegen jene umsetzen läßt: die Hauptbedingungen aber dafür sind nächst der Gelegenheit zu diesem Umsatze Schutz und Sicherheit für Leben und Eigenthum und der Besitz eines currenten Geldes in hinreichender Menge. Gold-, Elfenbein- und Sklavenhandel sind daher (wie Cruickshank zeigt) nicht im Stande gewesen den Neger der Goldküste auf eine höhere Stufe zu heben, wohl aber vermag dieß der neuerdings dort blühende Palmölhandel, der jährlich 150 Tonnen Kauris als Geld einführt, nachdem das englische Protectorat den patriarchalischen Familiendespotismus unter dem das Land darnieder lag, abgeschafft hat. Aehnliche Verbesserungen brechen sich gegenwärtig auch in Senegambien Bahn, wo der europäische Handel Felle Holz Palmöl und Anderes aus dem Lande zieht, das erst durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen werden muß, und dadurch diese an Fleiß und an europäische Bedürfnisse zugleich gewöhnt.

Wir sind in der Betrachtung der Einflüsse unter denen die Culturzustände der Völker und deren Entwickelung stehen, allmählich von außen nach innen fortgeschritten: wir haben zuerst die physischen Verhältnisse und die den Völkern selbst meist zufälligen Schicksale in's Auge gefaßt die über sie ergehen, sind darauf zu den Elementen der Civilisation fortgegangen die aus ihren Hauptbeschäftigungen, ihrer Lebenseinrichtung und der Ordnung ihrer socialen Verhältnisse entspringen, und haben endlich noch zu untersuchen welche Factoren des geistigen Lebens vorzüglich folgenreich in ihre Entwickelung eingreifen. Als diese Mächte dürfen wir die Religion und die Fortbildung der Erkenntniß bezeichnen.

Ob die Religion auf den Fortschritt der Cultur fördernd oder hemmend einwirkt und in welchem Maaße dieß geschieht, hängt von ihrem eigenen Inhalte ab, insbesondere von dem Verhältniß dieses Inhaltes theils zu dem Stande der intellectuellen Bildung, der bei natürlicher Wechselwirkung mit dem religiösen Glauben diesem proportional zu sein pflegt, theils zu den sittlichen Vorstellungen welche das praktische Leben beherrschen. Wo nämlich die Intelligenz noch unentwickelt ist, da entstehen und behaupten sich die rohesten religiösen Ansichten, der absurdeste Aberglaube greift Platz: eine solche Religion kann das Emporkommen geistiger Thätigkeit und höherer Interessen nur hindern, sie wirkt der Civilisation entgegen; nicht minder thut

sie dieß da, wo ihre Lehren außer aller Beziehung zur Sittlichkeit stehen, wo sie den Menschen im praktischen Leben ganz sich selbst überläßt, oder sogar einen sittlich depravirenden Einfluß auf ihn ausübt, indem sie barbarische Sitten durch ihr Ansehn heiligt, wie Cannibalismus und Menschenopfer, die Ermordung von Zwillingen, das Abschneiden eines Fingers als Opfer für einen Kranken, die Vergiftungen bei Ordalien u. dergl. Wir wollen diese Beziehungen namentlich mit Rücksicht auf die Naturvölker etwas weiter verfolgen.

Wir haben früher gefunden daß die ursprüngliche Gestalt der Religion ein roher systemloser Polytheismus ist: namentlich im Naturzustande sieht sich der Mensch auf allen Seiten von drohenden Gefahren und Unglück umringt, die er auf fremde feindliche Mächte deutet welche überall und immer gleichsam auf dem Sprunge gegen ihn stehen, wogegen das was regelmäßig eintritt und periodisch wiederkehrt, ihm von selbst, ursachlos zu geschehen scheint, weil es von ihm anticipirt und erwartet, dem Laufe seiner Vorstellungen und Handlungen kein Hinderniß in den Weg legt. Die Natur wird ihm zu einer Geister- und Gespensterwelt; wo und worin aber diese unheimlichen fremden Mächte die in ihr hausen, von ihm gesucht werden, hängt theils von der Naturumgebung und den Lebensverhältnissen, theils von der Regsamkeit der Phantasie, von der Leidenschaftlichkeit des Menschen und den speciellen Gelegenheiten der Erregung seiner Affecte ab. Die Deutung der sinnlichen Dinge richtet sich hier noch ganz nach der Gemüthslage dessen der sie auffaßt und nach dem äußeren Scheine von Macht mit dem sie ihm imponiren: die Himmelserscheinungen, die Elemente, Thiere Pflanzen und selbst Steine gelten für gewaltige Geister. So gilt z. B. der Bergkrystall den Australiern als heilig; von glänzenden schönen Steinen erwartet der Wilde auch besonders gute Eigenschaften (wie Leichhardt bemerkt, Tageb. einer Landreise in Austr. 1851. S. 221). Nierenstein Blutstein u. dergl. haben nach dem Glauben der Indianer von Süd-America wohlthätige Eigenschaften (Humboldt und Bonpland, R. IV, 334). Auch Producte menschlicher Kunst, Uhren Fernröhre u. dergl. sind von Geistern besessen. Ein intelligenter Betschuana sagte als er zum ersten Male die See und ein Schiff sah, dieß sei gewiß ein ungeschaffenes Ding, ein Ding das von selbst gekommen und nicht von Menschenhänden gemacht sei (Thompson, Trav. and adv. in S. Afr. 2[d] ed. 1827. I, 341). Daß auch

lebende Menschen für Götter angesehen wurden, zeigten die Beispiele von Cortez und von Cook. Es liegt hierin durchaus nichts was den Vorstellungen der Naturvölker widerstrebte, aber freilich schwindet die Täuschung in diesen Fällen leicht, denn der Mensch ist dem Menschen allzu commensurabel: aequales sunt qui aequalia contra se invicem possunt; at qui maxima possunt, nimirum occidere, aequalia possunt (Hobbes).

Charakteristisch für die Religionen dieser Stufe ist hauptsächlich die große Veränderlichkeit ihres Inhaltes. Der religiöse Glaube der Einzelnen zeigt nur geringe Uebereinstimmung, er ist in einem fortwährenden Flusse begriffen. Ein jeder verehrt was er gerade am meisten fürchtet oder wovon er sich die kräftigste Hülfe in der Noth verspricht: es giebt nur wenige allgemeine, dagegen viele locale und individuelle Gegenstände der Verehrung, und selbst die allgemeinen treten zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Wichtigkeit und Stärke für ihre Verehrer hervor. Der Glaube macht keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, man ist absolut tolerant und findet es richtig und natürlich daß namentlich andere Völker auch andere Götter haben. Das Bestreben oder auch nur der Wunsch seine eigenen Ansichten, mögen sie religiöse oder andere Dinge betreffen, auf Andere zu übertragen oder gar ihnen aufzudrängen ist dem Menschen im Stande der Uncultur, wo er persönliche Unabhängigkeit über Alles schätzt, gänzlich fremd. In Africa sind es außer den christlichen Missionären nur die Muhammedaner welche darauf ausgehen Proselyten zu machen, und in America ist Peru der einzige Staat gewesen der seine Siege zu diesem Zwecke benutzt hat. Dagegen werden fremde Götter zu den eigenen leicht hinzugenommen, — die Fantis kaufen sogar Götter die als mächtig berühmt sind (W. J. Müller, D. afr. Landschaft Fetu. Hamb. 1676. S. 55) — man versucht es mit ihnen, stellt sie auf die Probe ob sie sich mächtiger und hülfreicher zeigen als die andern und gesteht ihnen, wenn sie sich zu bewähren scheinen, zwar nicht leicht Ausschließlichkeit der Geltung, aber doch den Vorrang und die Uebermacht über die alten Götter zu. Dieß ist, was den religiösen Glauben betrifft, in vielen Fällen die einzige Bedeutung und der wirkliche Erfolg den die Bekehrung solcher Völker hat, wenn sie auf friedlichem Wege geschieht. Tritt durch Unterjochung derselben die Religion des Siegers bei den Unterworfenen an die Stelle ihrer eigenen, so pflegt

auch dann der Glaube an die alten Götter sich noch lange Zeit fortzuerhalten; das Gewöhnliche ist daß diese alsdann nicht für falsche, sondern nur für überwundene und zeitweise machtlos gewordene Götter gehalten werden, die von den neuen in die Erde, in Höhlen oder auf ferne Berge verbannt worden sind: bei den Mexicanern wurden die Götter der besiegten Völker in einen besonderen Tempel eingeschlossen (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 11). Die Leichtigkeit der Aufnahme fremder Götter unter die eigenen und die evocatio deorum bei den Römern gehören einer Auffassung an, die der eben besprochenen noch nicht allzu fern steht. So wurden bei den alten Peruanern die Götter der besiegten Völker in die Tempel der Inkas aufgenommen (Garcilasso, Hist. des Yncas. Amst. 1737. V. c. 12; Acosta, Hist. delle Indie. Venet. 1596. V. c. 12).

Daß die Religionen der Naturvölker unfähig sind zur Hebung ihrer Cultur etwas beizutragen, daß sie vielmehr mächtig darauf hinwirken müssen jeden Fortschritt zu hindern, ist hieraus unmittelbar einleuchtend, denn sie lähmen die Antriebe zum Denken wie zur Anstrengung überhaupt, da sie alles Unverständliche in der Natur aus Geisterspuk erklären und das Schicksal des Menschen weit weniger von seiner eigenen Thätigkeit als von den wechselnden Launen geheimnißvoller tückischer Mächte abhängig machen. Diesen gegenüber bleibt dem Menschen nichts übrig als durch jedes mögliche Mittel sich gegen sie zu schützen, sie sich zu befreunden, ihnen zu huldigen und zu schmeicheln, sich in ihren Dienst zu begeben, oder (denn auch dieß kommt bisweilen vor) sie zu überlisten, sich ihrer zu bemächtigen, sie mit Gewalt zu überwinden. Die unsinnigsten Handlungen, die gröbste Immoralität der Sitten werden oft durch religiöse Motive gestützt und die rein utilitarischen Zwecke die der Mensch auch seinen Göttern gegenüber verfolgt, tragen noch dazu bei ihn im starrsten Egoismus zu befestigen.

Es ist auf dieser Stufe der Bildung ein naheliegender Gedanke den höheren Geistern Opfer darzubringen: sie sollen vor Allem mitessen und mittrinken, überhaupt von jedem Genusse ihren Theil erhalten. Man geht noch weiter, man entzieht sich selbst etwas und opfert es auf um sich recht ergeben zu beweisen. Insbesondere ist bei manchen nordamericanischen Völkerschaften der religiöse Sinn so lebendig, daß sie bereitwillig auch das Liebste hingeben und sich selbst das

Schmerzlichste anthun um zu zeigen daß ihnen nichts zu hoch steht um der Verehrung der Götter nachgesetzt zu werden: daher die Gelübde, die strengen Fasten, schmerzhaften Büßungen namentlich an den religiösen Festen und sogar die Selbstverstümmelungen. Anderseits versetzt man sich besonders durch langes Fasten in einen ekstatischen Zustand durch den man sich wie in Träumen und Visionen den höheren Geistern nähert. Daher bedarf vor Allem der junge Zauberarzt einer Einweihung durch solche und ähnliche Mittel. Hauptsächlich wohl um sie über das gemeine Volk zu erheben hatten auch die Häuptlinge solche Prüfungen zu bestehen, z. B. bei den Caraiben, Mexicanern und Peruanern, bei denen weltliche und priesterliche Macht vereinigt waren. Auch die Weihung der jungen Leute zu Männern ist in Nord-America keine bloße Probe des Muthes und der Standhaftigkeit, sondern hat eine religiöse Bedeutung; denn weit entfernt daß der jungfräuliche Stand besonders geachtet und geehrt worden wäre (wie Lafitau angiebt, Moeurs des Sauvages Am. 1724. I, 339) gilt er vielmehr als unrein so lange die Weihe noch nicht geschehen ist*: kein Gott bekümmert sich noch um den der durch Fasten und Kasteiungen seine „Medicin" noch nicht erworben hat, er kann mit keinem höheren Wesen in Gemeinschaft treten.

In der vergeisterten Natur wird jeder kleine zufällige Vorgang, wenn er gerade die Aufmerksamkeit erregt, auf die geheimnißvollen Absichten und das dunkle Walten jener höheren Mächte bezogen, dessen Zusammenhange nachspürend der Naturmensch überall Vorzeichen des Künftigen sieht. Die Deutung dieser Zeichen nimmt er entweder unmittelbar selbst vor oder sie wird einer besonderen Kunst zugewiesen die eines langen und tiefen Studiums bedarf. Das vielfache

* Aehnlich ist vielleicht auch die Defloration der Mädchen durch den Priester zu deuten wo sie vorkommt. Mag diese öfters auf einem bloßen Mißbrauch der Macht beruht haben den sich Priester oder Herrscher erlaubt haben, wie z. B. bei den Indianern von Brasilien, deren Zauber-Aerzte (Pajes) überhaupt als grob ausschweifend und allen Lastern ergeben geschildert werden (v. Martius, Von dem Rechtszstde. unter d. Ureinw. Brasil. 1832. S. 61), so fehlt es doch an der Berechtigung dieselbe Voraussetzung überall zu machen wo Aehnliches vorkommt: bei den Indianern von Caracas (Depons im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIV, S. 145) und in mehreren Ländern, wo das weltliche Oberhaupt, der Cazike, zugleich die oberste priesterliche Gewalt besaß und daher auch in dem hier erwähnten Falle an die Stelle des Priesters trat: auf Cuba (Carli, Briefe über Am. d. v. Hennig. 1785. I, 174), in einigen Theilen von Peru (Ulloa und Garcilasso), auf Teneriffa (Allg. Gesch. der R. V, c. 1 nach Cadamosto).

dringende Bedürfniß einer Vermittelung mit den höheren Geistern, das Verlangen die von ihnen gesandten Zeichen zu verstehen, sie zu versöhnen oder im voraus zu gewinnen, sie umzustimmen, ihren Rathschluß über das Zukünftige zu erfahren, läßt einen besonderen Priesterstand entstehen und giebt ihm Macht und Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens. Wie überall die Geisterwelt zu Hülfe gerufen wird und eingreift wo die menschlichen Mittel erschöpft sind, so müssen selbst Rechtshändel durch eine Kundgebung derselben entschieden werden: daher die Ordalien, welche sich fast bei allen Naturvölkern finden. Einfach und deutlich spricht sich der ihnen überall zu Grunde liegende Gedanke in der Lehre der indischen Gesetzgeber aus, nach welcher die Beweisführung im Prozesse überhaupt entweder eine menschliche oder eine göttliche ist und die letztere, durch Ordalien, immer erst gestattet sein soll, wenn die erstere erschöpft ist (Näheres darüber giebt Stenzler in d. Ztschr. d. d. morgenl. Ges. IX, 661 ff.). Als ganz grundlos muß dagegen die Ansicht Wuttke's bezeichnet werden, daß der Glaube an Vorzeichen und Ordalien die Folge einer dunkeln Schicksalsidee sei, die mit der Religion selbst im Widerspruch, über sie hinausgehe.

In Folge einer unwillkürlichen Uebertragung sinnlicher Vorstellungen auf das geistige Gebiet, wie sie uns allgemein geläufig und zur Veranschaulichung des Unsichtbaren Bedürfniß ist, werden die Götter hauptsächlich in die Höhe und Ferne versetzt, sie wohnen vorzugsweise auf fernen hohen Bergen, im Luftkreis, in den Wolken, im Himmel, denn die unabsehbare Ferne und das unerreichbar Hohe über uns ist, wie auch unser sprachlicher Ausdruck andeutet, das natürliche Bild für das über uns Erhabene. Es ist daher wohl möglich daß, wie Squier angiebt (The Serpent Symbol. New. Y. 1851, p. 77 f.), wenigstens bei manchen Völkern die ersten rohen Tempel künstliche Berge waren, eine Nachahmung des Aufenthaltsortes den sie den Göttern angewiesen hatten, und daß insbesondere die große Allgemeinheit hieraus zu erklären ist in welcher kreisförmige Erdwälle innerhalb deren aufgerichtete Steine stehen, die ältesten dem Cultus bestimmten Orte waren. Die Mexicaner Peruaner und Cherokees nannten ihre alten Hochbauten „Häuser Gottes" (nach Adair, Hist. of the Am. Ind.). Tempel im engeren Sinne, Häuser für die Götter, werden natürlich nur da gebaut wo die Menschen selbst in Häusern wohnen.

Ist die Natur einmal in der früher bezeichneten Weise durchgeistert, nämlich so, daß eine Geisterwelt nicht etwa über oder neben der Körperwelt besteht, sondern nur in und mit dieser selbst, so liegt es nahe genug auch an ein Hereinwirken der Verstorbenen in das irdische Leben unter verschiedenen Formen zu glauben. Es knüpft sich (wie Tiedemann im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIII, 47 not. treffend bemerkt) an den Leichnam ohnehin noch die Vorstellung von einigem Gefühl und einigem menschlichen Dasein, er wird als die Person selbst angesehen und führt deren Namen fort, man sympathisirt noch mit ihm; ja man geht noch viel weiter, man fürchtet sich vor dem Todten weit stärker als vor dem Lebenden: der Geist hat den Leib verlassen, irrt allein umher und kann jetzt so ziemlich jede beliebige Gestalt annehmen, im Traume erscheinen und die Hinterbliebenen überhaupt auf alle Weise plagen und quälen, wenn sie ihm nicht die gewünschte Ehre erweisen; diese scheuen sich daher meist selbst nur seinen Namen auszusprechen, sei es auch bloß zufällig, aus Furcht daß er es höre und dadurch gereizt herbeieile. Diese Art des Unsterblichkeitsglaubens, den man öfters unrichtig als einen Glauben an Seelenwanderung aufgefaßt findet, während er nichts ist als ein Glaube an Gespenster und Verwandlungen, mag hier und da auf Thiercultus hingeführt haben für den es übrigens, wie wir oben gesehen haben, auch noch allgemeinere Motive giebt. Wo nur einzelne bestimmte Thierarten verehrt werden, ist jener Zusammenhang, den Hale namentlich bei den Polynesiern annehmen zu dürfen glaubt, nicht unwahrscheinlich. Bisweilen erklärt sich die Verehrung derselben auch daraus, daß die Sage den Ursprung des Volkes von ihnen herleitet. Mit dem Tode gehen die abgeschiedenen Seelen in die allgemeine Geisterwelt zurück, ihr künftiger Aufenthaltsort ist gewöhnlich der Wohnsitz der Götter, daher werden die Todten an einer Stätte begraben die den Göttern bereits heilig ist oder es wird umgekehrt der Begräbnißplatz dadurch zu einer heiligen Stätte daß er die Gebeine der Todten in sich schließt: die Begräbnißplätze sind häufig die vornehmsten Orte der Götterverehrung selbst und werden oft durch denselben Namen bezeichnet wie diese. Es scheint dieß namentlich da der Fall zu sein wo der religiöse Glaube mit dem Unsterblichkeitsglauben ganz verschmolzen wird, was vorzüglich dann geschieht, wenn große Menschen nach ihrem Tode in die Götterwelt aufgenommen werden und sich ein Sagenkreis um sie bildet der sie immer mehr in diese selbst verflicht.

Bei vielen Völkern gelten nur die Fürsten und Reichen, überhaupt die hervorragenden Persönlichkeiten für unsterblich, weil die Menschen nach dem Tode dieselbe oder eine ähnliche Rolle fortspielen wie im Leben. Das Jenseits ist ein ziemlich treues Abbild des irdischen Lebens, der Herr bleibt Herr, der Sklave Sklave; der gemeine Mensch ist zu unmächtig und gering um fortzuleben oder vielmehr zu gering als daß sich die unentwickelte Reflexion der Naturvölker um seine Zukunft bekümmern sollte. Die Menschen welche im Leben hervorragende und leitende Persönlichkeiten waren, können daher leicht, besonders da wo die Unterschiede der Stände sehr scharf ausgeprägt sind, zu Göttern des Volkes werden und es kann sich dadurch ein Heroencultus bilden der allmählich sogar zum Hauptbestandtheil der ganzen Gottesverehrung wird, wenn die Adels- und Priesterkaste, wie in Polynesien, um ihren Gegensatz zum Volke zu einem recht schneidenden zu machen für sich allein einen göttlichen Ursprung oder eine Verwandtschaft mit den Göttern in Anspruch nimmt. Die vergötterten Häuptlinge werden alsdann mit den älteren Göttern durch die mannigfaltigsten Sagen verflochten und es wird dadurch oft unmöglich die letzteren von den ersteren zu unterscheiden. So war z. B. Ndengéi, der höchste Gott der Fidschiinsulaner, ursprünglich Mensch, wie es heißt, und wanderte auf den Inseln umher. Auch auf andern Inseln der Südsee ist die Verehrung der verstorbenen Häuptlinge sehr ausgebreitet und ein wichtiger Theil des Cultus. Daß die persönlichen Götter der Herrscher oder der Herrscherfamilien hier allmählich zu allgemeinen Göttern geworden seien, wie Meinicke (D. Südseevölker u. d. Christenth. 1844) glaubt, ist möglich, aber unerweislich.

Die Aufnahme bedeutender Menschen unter die Götter wird für die Umbildung der religiösen Vorstellungen in mehr als einer Beziehung wichtig. Es wird dadurch der Mensch den höheren Geistern näher gebracht, denn es giebt jetzt Mittelwesen die ihm faßlicher und verständlicher sind als die überirdischen Mächte selbst. Kann der Mensch sich überhaupt höhere Geister nur unter seinem eigenen Bilde anschaulich machen — und auf solche Veranschaulichung drängt ihn seine Verehrung unmittelbar hin —, so wird ein Bilderdienst leicht Platz greifen, besonders da wo es Verstorbene sind die als Götter verehrt werden. Fast alle Götterbilder haben wenigstens vorwiegend Menschengestalt, und selbst das 3′ lange unregelmäßig gestaltete Korallen-

stück das auf den Kingsmillinseln monatlich mit neuen Kakaonuß-blättern bekleidet und als Bild des höchsten Gottes verehrt wird (Hale), scheint diese Deutung zu verlangen. Besonders wichtig aber wird die Aufnahme einzelner Menschen unter die Götter in Beziehung auf die großen Lehrer der Menschen die in allen ausgebildeteren Mythologieen auftreten. Sie sind entweder Incarnationen eines Gottes selbst oder Söhne des höchsten Gottes, von einer irdischen Mutter oder Jungfrau geboren, empfangen auf eine wunderbare Weise*. Sie sind die Vermittler zwischen Göttern und Menschen und die großen Wohlthäter der letzteren, als Stifter einer neuen reineren Religion, als Begründer des Ackerbaues und einer festen socialen Ordnung, als Erfinder der wichtigsten Künste, als die Stützen des Culturfortschrittes überhaupt. Squier (Serpent Symbol, 184 ff., 191 ff.) und Rougemont (Le peuple primitif II, 108) führen als Beispiele an: Buddha in Indien,

* Besonders dieser letztere Punkt kehrt unter den verschiedensten Formen wieder, von denen wir beispielsweise hier nur einige anführen. Die verbreitetste Sage über die Geburt des Fohi in China ist diese: drei Nymphen stiegen vom Himmel herab um sich in einem Flusse zu baden. Kaum waren sie in diesen hineingestiegen als die Lotuspflanze auf einem ihrer Kleider erschien mit ihrer Korallenfrucht. Sie wußten nicht woher sie kam und eine der Nymphen fühlte sich versucht von ihr zu kosten. In Folge davon wurde sie schwanger und gebar einen Sohn der zum großen Religionsstifter, Kriegshelden und Gesetzgeber wurde. Die Sage von der Geburt des Codom in Siam erzählt Vater Tachard in folgender Weise. Vor vielen Jahren verließ einst eine Jungfrau in himmlischer Begeisterung die Gesellschaft der Männer und suchte die einsamsten Orte des Waldes auf um dort die Ankunft eines Gottes zu erwarten die den Menschen schon seit lange verkündigt war. Als sie sich eines Tages zum Gebete niedergeworfen hatte, wurde sie schwanger von den Sonnenstrahlen. Am Ufer eines Sees zwischen Siam und Camboja gebar sie einen Knaben und bettete ihn in die Blätter des Lotus die sich öffneten ihn aufzunehmen. Sie wurde in den Himmel versetzt, der Knabe aber von einem Eremiten gefunden und erzogen, wurde ein großer Weiser und Wunderthäter. Archer in Korea ist ebenfalls von einer durch die Sonne befruchteten Jungfrau geboren. Huitzilopochtli in Mexico ist von einem Weibe geboren, das einen vom Himmel herabsteigenden Federball in seinen Busen aufnahm (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 6). In einem Mährchen der Apachen ist es der Regen welcher die übernatürliche Empfänguiß vermittelt (Ausland 1856. S. 220), in Tahiti ist es der Schatten des Blattes von einem Brodfruchtbaum den Taaroa über Hina hinweggehen läßt (Ellis, Polynes. Researches. 1832. I, 326), die Mutter des ersten Mandanhäuptlings empfing durch das Fett das sie von einer todten Bisonkuh aß (Prinz Max., R. in N. Am. 1839. II, 156). Noch andere Beispiele im Ausland 1856. S. 518; bei J. G. Müller (Gesch. d. americ. Urrelig. 1855. S. 60, 113, 255, 601, 609) und bei Rougemont (a. a. O. II, 67, 75), der freilich diese Dinge auf kosmogonische Mythen zu deuten geneigt ist, wozu namentlich in den zuletzt angeführten Fällen jede Berechtigung fehlt.

Fohi in China, Zoroaster in Persien (?), Osiris in Aegypten, Odin in Skandinavien (?) u. A. In der neuen Welt gehören vor Allem hierher Quetzalcoatl in Mexico, Manco Capac in Peru, der von der Sonne gesendete Gründer von Cuzco, zu denen sich analoge Heroen auch bei den Muyscas, in Yucatan, in Nicaragua und selbst bei den Natchez (Du Pratz, Hist. de la Louisiane. 1758. II, 324) zu finden scheinen; Hiawatha bei den Irokesen, der Stifter ihres Bundes, Manabozho bei den Algonkins, Tamoï bei den Guarayos (d'Orbigny, L'homme amér. 1839. III. 12, 23).

Erst durch den Einfluß dieser Culturheroen wird die Religion zu einem Elemente der Civilisation, während sie in ihrer natürlichen Gestalt, wie aus dem Vorstehenden einleuchtet, theils zur Culturentwickelung sich indifferent verhält, theils unmittelbar oder mittelbar ihr entgegenwirkt. Um ihr förderlich zu werden bedarf sie einer Umbildung, die wie aller Fortschritt auf dem geistigen Gebiete, nicht durch den Einfluß äußerer Naturmächte, nicht durch sociale Verhältnisse, nicht durch besondere historische Schicksale der Völker, überhaupt nicht durch eine Thätigkeit der Masse, sondern nur durch einzelne begabte Individuen hervorgebracht werden kann, welche freilich zum Gelingen ihres Werkes der Gunst der äußeren Umstände und insbesondere eines empfänglichen und fruchtbaren Bodens für dasselbe in ihrem Volke bedürfen. Keine Naturreligion scheint aus sich selbst vermöge eines zu höherer Entwickelung fähigen Keimes den sie in sich trüge, unter günstigen Umständen eine Fortbildung gewinnen zu können welche für die Civilisation etwas leistete. Die Masse von Aberglauben welche die Naturreligionen enthalten, erdrückt das Denken, und das ausschließliche Hervortreten der bösen Geister in ihnen, während die wohlthuenden Götter, wenn es ja solche giebt, gar keine Berücksichtigung finden, schneidet jeden sittlich wohlthätigen Einfluß ab den die Religion auf das menschliche Herz gewinnen kann. Erst auf einer höheren Stufe der Cultur, wenn der Mensch der Natur mit größerer Sicherheit und Ruhe als Herr gegenübersteht und zu einer sittlichen Bildung gelangt ist die aus einer anderen als religiösen Quelle entspringt, findet er sich zur Verehrung eines guten Principes hingeführt. Auch die Frage woher die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen komme die ihn umgiebt, die Frage wie die Welt entstanden sei, wird vom Menschen ursprünglich nicht aufgeworfen, der Gedanke einer Schöpfung steigt

nicht in ihm auf, sondern bleibt ihm lange Zeit fremd oder doch dunkel und verworren. Bei der Menge der höheren Geister liegt es freilich nahe genug nach Analogie der menschlichen Verhältnisse, die oft mit großer Consequenz durchgeführt wird, Abstufungen der Macht unter ihnen anzunehmen und insbesondere einen als den ersten und höchsten von allen zu betrachten, aber auch dieser Gedanke bleibt leicht gerade durch die Analogie unfruchtbar aus der er entsprungen ist, weil innerhalb der menschlichen Gesellschaft Macht und Ansehen der Einzelnen vielfach wechseln.

Wie die Begründung eines geordneten Gemeinwesens nicht das Werk der Menge ist, sondern von begabten Individuen ausgeht die sich mit dem Willen des Volkes oder ihm entgegen an die Spitze desselben stellen, so können auch reinere religiöse Vorstellungen nur von Einzelnen geschaffen und auf die Masse übertragen werden. Da diese meist in entschiedenem Gegensatze zu der älteren im Volke herrschenden Religionsansicht stehen, gelingt ihre Einführung namentlich auf niederen Culturstufen nur wenn sie einem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen oder wenn ihre Vertreter schon im Besitze eines äußeren Ansehens und einer Macht sind, durch die sie weit genug über die Uebrigen hervorragen um mit Hülfe ihrer persönlichen Autorität der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Ist diese letztere auf dem Boden des Volkes selbst erwachsen unter welchem sie verbreitet werden soll, so wird es ihr trotz ihres Gegensatzes zu dem alten Glauben dem sie gegenübertritt, nicht leicht an den nöthigen Anknüpfungspunkten in dem geistigen Leben des Volkes fehlen deren sie bedarf um in ihm fest wurzeln und für dessen Entwickelung fruchtbar werden zu können; wogegen dieß nur mit geringer Wahrscheinlichkeit da erwartet werden kann, wo die neue Religion, so viele Vorzüge sie auch vor der alten haben mag, aus einem Lande und Volke hervorgegangen ist, deren Culturzustand und Geschichte, ja deren sociale Einrichtungen und Naturverhältnisse selbst sehr weit verschieden sind von denen welchen sie von außen zugebracht und eingeimpft wird um sie von innen heraus umzugestalten. Der Islam und das Christenthum in Africa bieten in dieser Rücksicht lehrreiche Beispiele dar: der erstere verbreitet sich dort in der Stille und fast mühelos, da er dem Neger verständlicher und mit der Culturstufe auf der er steht, verträglicher ist, er gewinnt selbst in Ländern wie Abessinien dem Christenthume mehr und mehr Boden ab, wogegen für das

letztere eine ungeheuere Summe von edlen und aufopfernden Anstrengungen gemacht worden sind die bei weitem zum größten Theil, wenn nicht erfolglos, doch verhältnißmäßig sehr unwirksam geblieben sind.

Nächst diesem historischen Verhältniß hängt es hauptsächlich nur von der Reinheit der neuen Religion selbst ab was sie für die Förderung der Civilisation leistet. Eine Religion ist um so reiner, je weniger sie der Entwickelung der Erkenntniß vorgreift und je mehr ihr eigenes Princip mit dem der Sittlichkeit zusammenfällt. Wo der Glaube sich auf Gegenstände erstreckt die dem Wissen zugänglich sind, ist er Aberglaube und hindert die Fortbildung der Erkenntniß nicht allein dadurch, daß er nicht selten geradezu falsche Sätze als abgeschlossene feststehende Lehre aufstellt, sondern besonders auch dadurch, daß er diese Lehre mit einer heiligen Autorität bekleidet und sie unantastbar macht; wo er unsittliche Elemente in sich enthält, sei es daß er alle oder einige Götter zu bösen oder auch nur sittlich indifferenten Wesen macht oder daß er irgend welche sittlichen Verkehrtheiten in die von den Göttern befohlene Ordnung der menschlichen Verhältnisse hineinträgt, da verdirbt er die Motive der Menschen, befestigt sie in schlechten Sitten, stellt ihnen falsche Ideale vor Augen und drängt sie dadurch in eine Bahn der Entwickelung, auf welcher sie sich höherer Bildung mehr oder weniger entfremden müssen.

Die Leistungen einer bestimmten Religion für den Culturfortschritt festzustellen ist überall sehr schwierig, weil jedes Volk und jede Zeit etwas Anderes aus ihr macht, ihre Lehren mit anderen Elementen des geistigen Lebens verschmilzt und in Folge davon sie zum Theil anders auffaßt und deutet, das was früher als Hauptlehre galt mehr in den Hintergrund treten läßt oder umgekehrt, und durch die Anwendung derselben auf wesentlich verschiedene Lebensverhältnisse nicht selten Folgerungen zieht die ihr ursprünglich fremd sind und zu ihrem Geiste nicht passen. Daher hat z. B. die muhammedanische Religion so wenig als die christliche überall dieselben Wirkungen geäußert; indessen läßt sich die Wahrheit der vorhin aufgestellten Sätze doch leicht an ihr nachweisen. Sie hat das Volk der Araber erst zu einem Volke von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht, indem sie ihm Einheit und Begeisterung zu großen gemeinsamen Unternehmungen gab, während seine früheren Eroberungen von Babylon und Aegypten (Hyksos) nicht zur Gründung dauernder Reiche geführt hatten. Gleichwohl drückt sie so

vielfach auf die intellectuelle und moralische Entwickelung, daß sie ihre Bekenner stets nöthigen wird auf einer niedrigeren Stufe stehen zu bleiben als die christlichen Völker. Wer nur den Glauben an Allah und den Propheten bekennt, gilt dem Muselmann als Bruder: der Monotheismus der Muhammedaner verliert schon dadurch seine sittliche Kraft, daß ihr Gott nur den Gläubigen wohlwill und ihnen die Welt allein zu eigen giebt; er hat nicht die Folge daß vermöge des Gottesbegriffes die Welt als ein Ganzes, die Menschen als eine große Familie erscheinen, denn obgleich der Gott der Muhammedaner kein Nationalgott ist, so ist er doch nur ein Gott der Gläubigen, denen gegenüber alle Andern, als Feinde Gottes selbst, absolut rechtlos sind, todtgeschlagen oder zu Sklaven gemacht werden dürfen. Gegen sie zu kämpfen ist sogar verdienstlich. Die Unsterblichkeitslehre verspricht den Gläubigen nächst dem Schauen Gottes reiche sinnliche Genüsse und erweckt daher sehr gemischte Motive. Der strenge Prädestinationsglaube giebt zwar Fassung und Unterwürfigkeit gegen jedes Schicksal wie gegen jeden Druck der Mächtigen, aber er tödtet auch jeden Trieb zur Arbeit, zu körperlicher und geistiger, er redet der Faulheit das Wort: der Zusatz „Wenn Gott will" den der Muhammedaner macht, wenn er vom Zukünftigen redet, ist bei ihm nicht sowohl Ausdruck des religiösen Gefühls und der Ergebung als des Aberglaubens, denn von der Zukunft mit Gewißheit zu reden würde Gott beleidigen (Burckhardt, R. in Nubien. 1820. S. 143). Die Gestattung der Polygamie bis zu vier Weibern, namentlich in Verbindung mit der Lehre mancher muhammedanischen Secten daß die Weiber keine Seele haben und nicht in den Himmel kommen, führt zu einer unwürdigen Stellung der letzteren. Das Verbot irgend ein Bild von Menschen oder Thieren zu machen läßt nicht einmal einen Versuch in den bildenden Künsten aufkommen. Selbst Messer Gabeln oder Löffel zu gebrauchen verbieten religiöse Skrupel den Arabern in Africa, und der Glaube an die Heiligkeit des Koran auf den sich eine Menge von abergläubischen Gebräuchen gründet, erklärt es leicht daß die dortigen Muhammedaner in Rücksicht ihrer intellectuellen Bildung nur wenig höher stehen als viele heidnischen Völker und deren Aberglauben oft sehr vollständig theilen. Ueberdieß fehlt es im Koran nicht an Widersprüchen, indem er z. B. bald zum Fanatismus gegen die Ungläubigen entflammt, bald Duldsamkeit predigt. Den Gehorsam gegen die

Obrigkeit macht er nicht zu einer sittlich-religiösen Pflicht. Im Gegensatze hierzu geben vorzüglich die polynesischen Völker ein merkwürdiges Beispiel davon, bis zu welchem Grade der Glaube an die göttliche Abstammung und göttliche Gewalt der Herrscher die bestehende Staatsordnung zu heiligen und unverletzlich zu machen vermag, trotz des äußersten Druckes auf die Masse, während zugleich die religiöse Lehre zu dem Privatleben der Menschen in gar keiner Beziehung steht und es der größten sittlichen Ungebundenheit preisgiebt. Die muhammedanische Religion thut gerade das Umgekehrte, sie unterwirft das letztere großentheils vortrefflichen sittlichen Bestimmungen und läßt die politischen Verhältnisse unberücksichtigt. Wir dürfen sie selbst daher, um billig zu urtheilen, nicht dafür verantwortlich machen, daß der Türke, Syrer, Aegypter, Araber, obwohl sie die schönsten Sprüche im Munde zu führen pflegen, doch in der That weder Ehrliebe Gerechtigkeit und Pietät noch Mitleid und Ehrlichkeit besitzen, daß sie durch Gebete und Werkheiligkeit jede Pflicht schon erfüllt zu haben glauben (Burckhardt).

An die Religion pflegt sich die Kunst anzuschließen, hauptsächlich die bildende, indem sie dem Bedürfniß des Cultus entgegenkommt in äußerlich sichtbarer Weise dargestellt zu sehen was das Gemüth erfüllt und innerlich lebendig angeschaut wird. Fast überall ist es wohl erst der bildende Künstler und der Dichter deren Schöpfungen durch ihre mächtige Rückwirkung die religiösen Vorstellungen der Menge in bestimmten Formen ausprägen die oft schnell eine feste typische Bedeutung gewinnen. Es gilt dieß ebensowohl von den einzelnen Göttergestalten und ihrer Bedeutung als von den Sagen die sich an sie knüpfen. Auf diesem Wege hauptsächlich scheint sich aus der ursprünglich flüssigen und individuell veränderlichen Masse des Aberglaubens allmählich eine Reihe von minder schwankenden mythologischen Personen und Sagen herauszubilden. Zugleich werden schon die ersten Versuche bildlicher Darstellung, wie wir dieß bei rohen Völkern vielfach finden, zur Mittheilung merkwürdiger Ereignisse und Wünsche an Abwesende benutzt; es schließt sich an sie bei wachsendem Bedürfniß die Ausbildung einer Bilderschrift an. Trotz dieser wichtigen Leistungen der Kunst für den Fortschritt der Cultur glauben wir sie nicht zu den Hauptmächten rechnen zu dürfen welche ihre Entwickelung im Ganzen bestimmen. Einen so mächtigen Einfluß auch die Künste auf die be-

sonderen Lebensgestalten ausüben in denen sich die Civilisation der höchst stehenden Völker darstellt, so scheinen sie doch auf niederen Stufen mehr Producte als selbstständige Triebfedern der Cultur zu sein und sind schwerlich fähig für die Erhebung eines Volkes aus der Rohheit eine kräftige Wirksamkeit zu äußern, weil wahrhaft Schönes von uncultivirten Völkern weder producirt noch genossen und verstanden werden kann, und weil alle Geschmacksbildung für das gesammte geistige Leben des Einzelnen wie der Masse erst in dem Maaße wichtig und folgenreich wird in welchem ein entwickelter Sinn für die Form bereits vorhanden ist.

Dagegen müssen wir die Fortbildung der Erkenntniß unter den Factoren des geistigen Lebens als die zweite Hauptmacht betrachten, dessen mächtiger Wirksamkeit die Civilisation ihre Entwickelung und ihre Dauer verdankt. Ihre Leistungen in dieser Richtung sind so groß daß es schwer wird sie nicht zu überschätzen, denn in entscheidender Weise greift die Erkenntniß in alle Gebiete des Lebens ein und macht sie von sich abhängig, so daß fast überall im Leben der Völker der Stand der intellectuellen Bildung das allgemeine und directe Maaß des Culturzustandes überhaupt ist.

In wie hohem Grade das materielle Wohl der Menschen von dem Stande der Erkenntniß abhängt, ist unmittelbar einleuchtend. Von Ueberfluß umgeben und durch die Gunst ihrer äußeren Lebenslage auffallend bevorzugt, sehen wir viele Völker der Tropenländer dennoch ein elendes Leben führen, selbst mit Hunger und Noth ringen sie oder gehen doch auf das Nothdürftigste beschränkt und allen Wechselfällen des Schicksals hülflos preisgegeben, einer immer gleich unsicheren Zukunft entgegen. Sie nähren sich auf die einfachste und einförmigste Weise von dem was die Natur ihnen von selbst darbietet oder bearbeiten das Land mit den rohesten ungeschicktesten Werkzeugen. Die Zubereitung der Speisen ist oft mangelhaft und diese selbst sind nicht immer gesund. Der Schutz gegen die Schädlichkeiten des Klima's und der Witterung durch Kleidung und Wohnung ist höchst unvollkommen. Lange und schwere Arbeit reicht oft nur eben hin um das Leben zu fristen, um der augenblicklich drohenden Gefahr zu begegnen, um ein äußeres Gut zu gewinnen das nur geringen Nutzen schafft. Ueberall fehlt es an Sicherheit des Schutzes gegen äußere Noth, an Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel um ihr zu begegnen und an glücklicher Com-

bination derselben, so daß grenzenlose Geduld, auf's Höchste gesteigerte Abhärtung und die allgemeine Gewohnheit zu entbehren fast Alles sind was der Mensch den äußeren Uebeln des Lebens entgegenzusetzen hat. In vielen Fällen, besonders in Krankheit, vermehrt er noch durch seine eigene Verkehrtheit die Summe der Leiden die ihn quälen, und wenn er ihnen nicht ganz unterliegt, so verdankt er es nur dem glücklichen Umstande daß er keine Ahnung davon hat, wie es eben hauptsächlich seine eigene Unwissenheit und Geistesträgheit ist die ihn in's Elend stürzt und im Elende festhält. Wüßte er darum, so müßte er verzweifeln.

„Wissen ist Macht." Dieß bestätigt sich in Rücksicht der Unterwerfung der Natur unter die Zwecke des Menschen und der Benutzung ihrer Hülfsquellen auf den niederen wie auf den höheren Culturstufen, nicht minder aber auch in Rücksicht der Einrichtungen des socialen Lebens, der Entwickelung der Sittlichkeit und der Religion. Nur in dem Maaße in welchem der Mensch sich selbst kennen lernt, in welchem er seine Bedürfnisse Neigungen und Leidenschaften in Bezug auf ihre Tragweite, ihre Verknüpfung und ihren Wechsel richtig beurtheilen, die allgemeinen und nothwendigen Interessen der Gesellschaft von den zufälligen und veränderlichen unterscheiden lernt, kann die Einführung einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse überhaupt und eine zweckmäßige Fortbildung derselben gelingen. Um Schwierigkeiten und Gefahren die dem gesellschaftlichen Leben drohen glücklich zu überwinden, ist vor Allem eine richtige Kenntniß derselben und Einsicht in die Mittel erforderlich durch die ihnen abgeholfen werden kann. Hier wie überall muß das Kennen dem Können vorausgehen, wenn nicht dem Zufall die Erhaltung und Fortentwickelung des Bestehenden, die Hülfe in der Noth überlassen bleiben soll. Um auch nur der Grundlage aller socialen Ordnung, dem Institute des Privateigenthumes, seine Dauer zu sichern ist eine gewisse Allgemeinheit der Selbstbeherrschung nothwendig, die nur auf dem Bewußtsein ruhen kann, daß feste Schranken der Willkür ein unabweisliches Erforderniß und Ungestörtheit in einem engen Kreise besser ist als allgemeine Unsicherheit.

Ebenso ist es der Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß, welcher Gutes und Böses erst unterscheiden lehrt und in Folge dessen darum das Gewissen erst anfangen kann zu sprechen. Hat bei den meisten Menschen die Erkenntniß des Sittlichen allerdings nicht die

Form abstracter Lehrsätze, sondern spricht sie sich nur in concreten Gefühlen aus, so ist es doch stets ein bestimmter Gedankeninhalt der sich in diesen geltend macht. Mag diese Erkenntniß ferner in vielen Fällen auch eine bloß traditionelle und die Auffassung des Sittlichen eine nur anerzogene sein, so ist es doch darum nicht minder wahr, daß sich nur nach ihr die Aussprüche des Gewissens bestimmen. Die Rohheit oder Feinheit der Unterschiede die dieses macht, die Verkehrtheiten und Mängel die es an sich hat, die Sonderbarkeiten und Particularitäten die ihm eigen sind, kommen zuletzt immer auf Eigenthümlichkeiten in der theoretischen Auffassung der menschlichen Verhältnisse als ihre Quelle zurück, und wegen der allgemeinen Wechselwirkung in welcher alle Theile des menschlichen Wissens untereinander stehen, läßt sich mit Sicherheit erwarten daß die Erkenntniß des Sittlichen und mittelbar die Ausübung desselben da nicht zurückbleiben und in ihrer Entwickelung verkümmern werden, wo alle übrigen Zweige des Wissens eine bedeutendere Höhe der Ausbildung erreichen, denn wenn auch die menschliche Erkenntniß nicht immer in allen ihren Theilen vollkommen gleichmäßig fortschreitet, so herrscht doch stets ein gewisser Parallelismus in den Fortschritten die sie auf allen ihren verschiedenen Gebieten macht.

Daher erfährt auch die Religion durch die Fortbildung der Erkenntniß eine sehr entschiedene Rückwirkung. Wenn die fortschreitende Erkenntniß der Natur die frühere Vergeisterung der sinnlichen Welt zwar nicht mit einem Schlage aufhebt, so schließt sie dieselbe doch nach und nach in immer engere Schranken ein, sie läßt die Krankheiten nicht mehr als Besessenheit von bösen Geistern erscheinen und reducirt namentlich die letzteren der Zahl nach allmählich bis auf einen einzigen Teufel. Die localen und persönlichen Götter erfahren überhaupt eine beträchtliche Verminderung. Die übrig bleibenden Götter welche vorher gespensterhaft und unberechenbar launisch, in die verschiedensten Gestalten verkleidet als rohe Naturgewalten wirkten und oft den tollsten Spuk trieben, erleiden eine wesentlich veränderte Auffassung: indem sie sich aus den einzelnen Naturdingen mehr und mehr zurückziehen, wird zugleich ihr Wesen mehr vergeistigt, sie erhalten einen fester ausgeprägten Charakter, ihr Handeln wird planvoller zusammenhängender und zweckmäßiger; bisweilen mögen sie dann eine symbolische Deutung erhalten, an welche sich eine sinnigere und mehr poetische Ausbildung des religiö-

sen Glaubens in einer zusammenhängenden Mythologie anschließt, die der Entwickelung der bildenden Kunst zu Hülfe kommt, nachdem eine bessere Naturerkenntniß den alten rohen Polytheismus gestürzt hat. Je heller dem Menschen das Licht der Erkenntniß darüber aufgeht, daß die ethisch-ästhetischen Interessen den wesentlichen Mittelpunkt seiner eigenen Bestimmung ausmachen, desto mehr erhalten seine Götter, die er immer entweder unmittelbar nach der Analogie seiner selbst oder der Ideale denkt die ihm vorschweben, eine ethisch-ästhetische Bedeutung, bis endlich ihre Vielheit sich in seinen Begriffen mit der Einheit und Planmäßigkeit der Welt nicht mehr verträgt und von ihm ganz fallen gelassen wird.

Diese wenigen Züge werden genügen um zu zeigen daß es im Wesentlichen die Entwickelung der Erkenntniß ist welche die Weltgeschichte fortbewegt, während alle anderen Mächte im Vergleich mit ihr nur vom zweiten Range sind. Gleichwohl ist nicht zu verkennen daß sie auch von nachtheiligen Wirkungen begleitet ist. Auf allen Gebieten des menschlichen Denkens tritt zuerst an die Stelle der Unwissenheit eine Reihe von Irrthümern, welche oft mit der sonderbarsten Künstlichkeit naheliegende Wahrheiten zu umgehen scheinen. Sind viele von diesen für sich allein betrachtet zwar harmlos genug, so kommt ihre Schädlichkeit doch oft in großem Umfang zu Tage sobald sie mit den Leidenschaften der Menschen in Verbindung treten. Im Dienste der letzteren wächst die Gefährlichkeit und Verderblichkeit des Wissens selbst im Verhältniß seiner Ausdehnung und seiner Ueberlegenheit über Andere: raffinirte Bosheit wird erst durch intellectuelle Bildung möglich. Auf der anderen Seite erregt das Wissen selbst vielfach die Leidenschaften indem es zum Streite führt, Eitelkeit und Ueberhebung hervorbringt und dadurch seiner eigenen Fortentwickelung äußerst hinderlich wird. Jede neu gewonnene Erkenntniß wird überschätzt, durch unstatthafte Analogieen auf fremde Gebiete übertragen, zur Ausbildung allgemeiner Ansichten in voreiliger Weise benutzt; jede alt hergebrachte Lehre verdirbt die Unbefangenheit der Auffassung bis zur Verblendung, sträubt sich mit der Kraft der Trägheit gegen Anerkennung unbequemer Thatsachen oder Gründe, und nicht selten fängt eine solche erst an, den Verstand der Masse gefangen zu nehmen nachdem sie vollständig widerlegt ist — daher die extremen Irrthümer zwischen denen die Erkenntniß in ihrem Gange so oft nur hin und her zu schwanken scheint.

Die Motive aus denen die Entwickelung der Erkenntniß hervorgeht, sind nur in den seltensten Fällen in theoretischen Interessen zu suchen, denn solche treten überhaupt nur bei civilisirten Völkern in einiger Stärke auf, und selbst bei diesen ist es bekanntlich nicht leicht Wissenstrieb, sondern das Streben nach Gewinn Ehre und Macht, nächst diesen die Gewohnheit geistiger Arbeit und die natürliche Verkettung der Fragen, durch welche die Ausbildung des Wissens hauptsächlich vorwärts getrieben wird. Noch weniger giebt es bei uncultivirten Völkern oder gar beim Naturmenschen jenen ursprünglichen Wissenstrieb, den Aristoteles der menschlichen Natur als solcher eingepflanzt glaubte. Es sind vielmehr die plumpsten praktischen Bedürfnisse, es ist der durch Elend und Noth dem Menschen tausendfach eingeprägte Wunsch die Naturkräfte immer vollständiger bewältigen zu lernen, welcher seiner natürlichen Geistesträgheit fast jeden einzelnen Fortschritt mit Mühe abringt. Wir haben uns im Laufe unserer Untersuchung vielfach auf diesen Punkt hingewiesen gefunden und es hat sich dabei immer wieder bestätigt, daß der Geist des Menschen von Natur keine Tendenz zum Fortschritt und zur Entwickelung in sich trägt. Die moderne idealistische Lehre von der selbstständigen und innerlich nothwendigen Entwickelung des Menschengeistes rein aus sich selbst, ist keine nothwendige, sie ist nicht einmal eine mögliche Ansicht, ein Gebilde der Phantasie, das der Eitelkeit des Menschen schmeichelt indem es den Thatsachen und dem Causalzusammenhang der Culturgeschichte Hohn spricht. Allerdings ist es das Denken des Menschen welches die Civilisation erzeugt und erhält, aber dieses Denken entsteht nicht durch sich selbst, bewegt sich nicht fort durch sich selbst und ist nicht die Function eines Geistes, sondern dieses Denken ist die ineinandergreifende und sich gegenseitig tragende Thätigkeit der zusammenlebenden Individuen, erzeugt durch die Umgebung in die sie gestellt sind, genährt und groß gezogen durch die historischen Schicksale von denen sie ergriffen werden.

Wir sind weit entfernt von dem Glauben in dem Vorstehenden die geschichtliche Entwickelung der Menschheit vom Naturzustande zur Cultur dargestellt oder einen allgemeinen Umriß dessen gegeben zu haben was man die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann; auch würde der Versuch dieses interessante Problem zu lösen kaum zu etwas Anderem führen können als die sog. Philosophie der Geschichte, nämlich zur Aufstellung einer Schablone, welche bei der großen Verschiedenartigkeit und mannigfaltigen Verschlingung der Verhältnisse von denen die Culturentwickelung der Völker bedingt ist, keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit würde machen können. Wir haben uns deshalb darauf beschränkt die allgemeinen Motive zu untersuchen, welche namentlich den Anfängen der Cultur überall zu Grunde liegen und sie fortbewegen. Mag man den Gewinn der aus solchen Untersuchungen für die Aufhellung des psychologischen Causalzusammenhanges der Culturgeschichte entspringt, höher oder geringer anschlagen, so hat sich uns doch so viel ergeben, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker in weit höherem Maaße von dem Wechsel ihrer gesammten Lebenslage und ihrer Schicksale, überhaupt von anderen Momenten abhängen als von ihrer ursprünglichen geistigen Begabung. Es ist hiermit nicht ausgeschlossen daß auch die letztere vielleicht dazu mitwirkt. Diese Annahme ist möglich, aber unerweislich; der ganze Verlauf unserer Untersuchung macht es wahrscheinlicher daß sich Cultur und Uncultur im Allgemeinen bei sämmtlichen Völkern der Erde mit gleicher Leichtigkeit erhalten, wenn sie einmal vorhanden sind, wie alles Bestehende sich erhält in der Natur und im Menschenleben, und um durchgreifende Veränderungen zu erleiden immer sehr kräftiger Antriebe bedarf, daß aber für höher entwickelte Völker ein Umstand welcher ihre ferneren Fortschritte wesentlich erleichtert, darin liegt, daß sie in Folge ihrer erworbenen Bildung ihren Nachkommen bessere Anlagen vererben als die ihrer Vorväter waren. Hineingeboren in die Cultur oder Uncultur seines Volkes wird der Einzelne von ihr sehr vollständig assimilirt. Und doch sind es auf den höheren Stufen der Cultur fast nur Einzelne durch welche die großen Fortschritte im Staatsleben, in der Religion, in der Kunst und in der Wissenschaft vollbracht werden. Auch bei den rohesten Völkern fehlt es nicht an solchen geistig hervorragenden genialen Individuen — es giebt keinen specifischen Unterschied der Menschenstämme in dieser Rücksicht —, aber

sie kommen bei ihnen in der Regel zu gar keiner oder nur zu einer verkümmerten, spurlos vorübergehenden Wirksamkeit.

Man hat öfters die Frage aufgeworfen worauf der Nationalcharakter eines Volkes beruhe. Die vorstehende Erörterung läßt erkennen daß die Bedingungen von denen er abhängt viel zu mannigfaltig und verwickelt sind um eine genauere Analyse zuzulassen. Daß es nicht die Raçe allein ist die ihn bestimmt, geht daraus hervor daß innerhalb derselben Raçe sehr verschiedene Nationalitäten sich zu finden pflegen: es ist deshalb wahrscheinlich (wie Hugh Murray a. a. O. S. 149 bemerkt) daß die geistigen Eigenthümlichkeiten der Völker im Allgemeinen flexibler und veränderlicher sind als die physischen der Raçe und sich vielleicht nur mit einem geringeren Grade von Constanz vererben als diese. Kann man zugeben daß die Stammeseigenthümlichkeiten nur erst einen sehr mittelbaren Einfluß auf den Nationalcharakter ausüben, nämlich durch die Tradition der Sitten und der Gesetze, der Ehrbegriffe und der Zucht, so läßt sich dagegen doch nicht allgemein behaupten daß ihn die politischen und religiösen Institutionen vorwiegend bestimmen (de Salles 191), denn es giebt namentlich unter den Naturvölkern viele bei denen die letzteren einander sehr ähnlich, die nationalen Eigenthümlichkeiten aber gleichwohl weit verschieden sind. Diese entwickeln und fixiren sich in Folge der theils gleichzeitigen theils successiven Einwirkungen aller Factoren des physischen socialen und geistigen Lebens der Völker zusammen genommen, und es ist dabei leicht verständlich daß ein jeder dieser Factoren, selbst wenn er für sich betrachtet bei zwei oder mehreren Völkern vollkommen gleich ist, doch in Folge seines Zusammentretens mit andern die seinen Einfluß theils unterstützen theils ihm entgegenwirken, bei ihnen zu einer sehr verschiedenen Art und Größe der Wirksamkeit gelangen kann. Wie jede Erfahrung und jedes Schicksal schon auf dasselbe Individuum sehr verschieden zu wirken pflegt, je nach der Lebensperiode, dem Bildungsgrade und der speciellen Combination von Umständen in die sie fallen, so haben auch dieselben Erfahrungen und Schicksale für verschiedene Individuen sehr verschiedene innere Folgen. Dasselbe gilt von den Völkern: die nämliche Naturumgebung, dieselben äußeren Schicksale, dieselbe sociale Lage, die gleiche politische Verfassung und Religion pflegen sehr verschiedene Einflüsse auf ihren Nationalcharakter auszuüben, hauptsächlich je nachdem sie mit ihrer Wirkung in ver-

schiedene Entwickelungsstadien derselben fallen, und es kann daher dasjenige was den Nationalcharakter eines Volkes sehr wesentlich mitbestimmt, sich an einem anderen in dieser Rücksicht ohnmächtig zeigen oder auf dasselbe eine völlig verschiedene Wirkung thun.

Aus unserer gesammten Betrachtung des Menschen von der psychologischen Seite geht als zwar nicht in voller Strenge bewiesenes, doch im Ganzen wenig zweifelhaftes Ergebniß hervor, daß es eine sehr hohe allmähliche Variabilität der geistigen Entwickelung der Völker giebt, welche uns berechtigt auch die größten unter den Menschen vorkommenden Culturunterschiede als graduelle anzusehen, daß für alle Menschenstämme dieselben Entwickelungsbedingungen des geistigen Lebens gelten, daß deshalb auch von dieser Seite her kein hinreichender Grund vorliegt specifische Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes anzunehmen. Werden wir uns also, wenn die Natur des Menschen überall eine und dieselbe ist, auch das Entwickelungsziel für alle Völker als eines und dasselbe zu denken haben? Sollen wir dieses Ziel der Geschichte der Menschheit als eine wenigstens im Wesentlichen gleichförmige Civilisation uns vorstellen, die unserer jetzigen europäischen Civilisation verwandt, einst die ganze Erde zu umspannen bestimmt ist? — Dieß sind die Fragen die wir zum Schlusse unserer Untersuchung wenigstens noch berühren wollen.

Wer die früher von uns ausgesprochene Ueberzeugung theilt, daß durch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird, obwohl die Mannigfaltigkeit, die Nüancirung, die Feinheit und Berechnung derselben zunimmt, ist vielleicht geneigt die verschiedenen Phasen des Menschenlebens in Rücksicht ihres Werthes überhaupt gleich zu setzen oder, was dasselbe ist, alle Werthbestimmungen die wir in die Begriffe von Cultur und Uncultur hineinlegen, für rein subjectiv zu erklären: jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung welche der Lauf der Natur, der Alle mit gleichem Maaße mißt, ihm beschieden hat; darum sehnt sich der civilisirte Mensch nicht aus den Lebensformen der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes hinaus. Die Natur ist billig gegen beide: je weiter sich unsere Fähigkeit zu genießen steigert, je mehr die Menge der Arten und Objecte und je mehr die Intensität der Lust zunimmt, desto mehr wächst zugleich die Fähigkeit des Leidens mit, und beides ge-

schieht nothwendig in demselben Maaße, weil Lust und Schmerz immer aus derselben Quelle fließen, aus Besitz und Verlust der nämlichen Güter. Alle Lebensformen der menschlichen Gesellschaft stehen einander gleich in Rücksicht des Maaßes von Befriedigung die sie dem Menschen gewähren, und es scheint darum nichts übrig zu bleiben als sich jeder Vergleichung ihres Werthes zu enthalten und sie in ihrer Gesammtheit nur als ein großartiges Schauspiel aufzufassen, an dessen buntem Wechsel, an dessen reicher Verwickelung und wunderbarer Entfaltung man sich ergötzt theilnimmt und lernt. Nur bedauern könnte man die Unruhe mit welcher der civilisirte Mensch nach allseitiger Verbesserung seiner äußeren und inneren Lage strebt, die Anstrengung mit welcher er dieses Ziel verfolgt, die Leiden und Entbehrungen welche er auf diesem Wege auf sich ladet. Die Sehnsucht nach einer tieferen Bedeutung des Menschenlebens wäre ein Mißverständniß, ein trauriges Product der Verbildung, der Durst nach Einsicht um nichts besser und edler als der Durst nach Wasser. Die Menschengeschichte stellte wie die Welt im Ganzen nichts dar als das trübselige Schauspiel, in welchem mit dem ungeheuersten Kraftaufwande nur der gemeine Zweck erreicht werden könnte den die Natur in jedem Thiere schon erreicht — eine constante Summe von Wohlbefinden.

Es widerspricht der wunderbaren Zweckmäßigkeit in der Construction der einzelnen Theile, die Welt als Ganzes für ein leeres bedeutungsloses Spiel der Kräfte anzusehen, und es fehlt überdieß nicht an Naturgesetzen die uns deutlich darauf hinweisen, daß der Zweck der Welteinrichtung nicht in der Production der größten möglichen Summe von Wohlsein liegen kann. Wird nun zwar diese Summe, wie es scheint, durch die Civilisation allerdings nicht vergrößert, so wird dagegen die Art des Wohlbefindens wesentlich durch sie verändert. Eine rein numerische Vergrößerung läßt sich allerdings insofern behaupten als die Civilisation es erst möglich macht daß eine größere Anzahl von Menschen auf demselben Raume lebt als im Naturzustande; auch größere Sicherheit aller Genüsse schafft die Civilisation dem Menschen, aber die letztere, die überhaupt nur zeitweise und durch den Contrast als ein wirkliches Gut empfunden zu werden pflegt, führt so wenig als die erstere zu einer Steigerung der Intensität der Wohlgefühle deren der Mensch fähig ist. Der unvergleichlich höhere

Werth den die Civilisation dem Naturzustande gegenüber besitzt, liegt vielmehr nur darin, daß sie das gesammte Menschenleben mehr und mehr auf einen ganz anderen Boden stellt als derjenige war in welchem es ursprünglich wurzelte: war es im Naturzustande das individuelle Interesse, das in der Form des Selbsterhaltungstriebes und der sinnlichen Genußsucht den Menschen fast ausschließlich bewegte, so bringt die Civilisation dagegen die allgemeinen menschlichen Interessen, die nothwendig einen geistigen Inhalt haben, allmählich zur Herrschaft; der Genuß ist seiner Natur nach immer auf das Individuum als solches beschränkt, die geistigen Güter haben ihrer Natur nach die Tendenz sich über Viele auszubreiten, gemeinsam zu werden.

Durchgängig ist es nur Arbeit welche der Fortschritt in der Civilisation auf allen Entwickelungsstufen der Gesellschaft vom Menschen verlangt, Arbeit und Verzicht auf den Genuß, denn dieser consumirt nur und fördert nichts. Schon deshalb kann die Civilisation die Summe des Wohlseins nicht steigern. Die Allgemeinheit der Arbeit ist für sie vor Allem charakteristisch: der Zweck der Arbeit geht zunächst dahin den Menschen in vollem Sinne zum Herren der Natur zu machen, diese in immer weiterem Umfange und mit immer geringerem Kraftaufwande von Seiten des Menschen selbst zu bewältigen und dessen Zwecken dienstbar zu machen, um dadurch Muße und Kraft für geistiges Leben in möglichst ausgedehntem Maaße zu gewinnen, indem zugleich das äußere Leben gegen Gefahren und Störungen aller Art durch Naturgewalten möglichst vollständig gesichert wird. Die Leistungen der physischen Arbeit sind auf allen Gebieten des Lebens bedingt durch geistige Arbeit der mannigfaltigsten Art, sie werden immer um so vollkommener, je vollkommener die Naturerkenntniß ist unter deren Leitung die Arbeit steht. Indem der Mensch aber von den Naturmächten und zufälligen Schicksalen denen er im Naturzustande unterliegt, sich mehr und mehr unabhängig macht durch jene glückliche Combination der physischen und der geistigen Arbeit, wächst zugleich seine Selbstständigkeit nach innen, er wird immer mehr Herr seiner selbst und lernt immer besser sein individuelles wie sein sociales Leben planmäßig und nach Ueberlegung gestalten. Die Mannigfaltigkeit und Größe seiner Leistungen steigert sich auf diese Weise nach allen Seiten hin. Die geistige Arbeit tritt mit dem Fortgange der Civilisation in

ein immer entschiedeneres Uebergewicht über die materielle, aber auch sie wird nicht producirt um producirt zu werden als Selbstzweck, als höchste Lebens- und Darstellungsform des Menschengeistes, sondern sie wird producirt um der wirklichen Welt, d. h. allen einzelnen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu Gute zu kommen, nämlich theils um für das gegenwärtige Geschlecht den Druck der äußeren Verhältnisse zu mindern, der ihre Erhebung und Heranbildung zu einer höheren, mehr geistigen Weise des Lebens hindert, theils um für die Zukunft der kommenden Geschlechter in diesem Sinne vorzuarbeiten. So ist die Civilisation eine fortlaufende großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zu einem Leben das von geistigem Gehalte erfüllt und getragen wird, eine Arbeit die nur durch ein allseitiges erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußeren und inneren Thätigkeiten der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit mit immer festeren und immer mannigfaltiger verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält.

In diesem Sinne sehen wir in der Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen. Sie ist das Entwickelungsziel welches ihm durch seine eigene Natur vorgezeichnet ist, und an welchem deshalb alle Völker der Erde theilnehmen, zu welchem sie alle mitwirken müssen, wenn auch die Rolle die sie hierbei zu spielen haben, eine sehr verschiedene sein kann. Inwieweit die heutige europäische civilisirte Welt dieser Idee der Civilisation entspreche, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wenn aber ihre Schattenseiten, die man allzu leicht als nothwendige Uebel zu betrachten sich gewöhnt, übersehen oder zu gering geschätzt werden und in Folge hiervon die Ansicht Platz greift daß einst alle Länder der Erde in ihrer Bildung und Gesittung sich Europa anzuschließen und zu verähnlichen bestimmt seien, so dürften einem Unbefangenen leicht Zweifel darüber auftauchen, ob dieß in der That so wünschenswerth sei als man so oft versichert hat? Allerdings nimmt jetzt niemand mehr für die idyllischen Schilderungen eines goldenen Zeitalters historische Glaubwürdigkeit in Anspruch, und wie sich von den Bewohnern des Feuerlandes, der Nikobaren, von Vandiemensland u. A. gezeigt hat daß das Bild, welches man von dem stillen Glück und der reinen Unschuld ihres Lebens entworfen hatte,

seine Farben nur der Lückenhaftigkeit der Nachrichten und dem Vorurtheile der Beobachter verdankte, so wird man auch die übrigen Beispiele ähnlicher Art die H. Murray S. 194 zusammengestellt hat, auf einen solchen Irrthum zurückzuführen geneigt sein: die Schilderung welche La Pérouse von den Bewohnern eines Dorfes von der Westküste der Tatarei gegeben hat, die von Quirini bei Ramusio über eine kleine Insel im nördlichen Ocean, die über St. John (die kleinste der Azoren) in der Allg. Gesch. der Reisen, die von Martin über St. Kilda im Westen von Schottland. Indessen sind manche solcher Angaben zu gut beglaubigt um ohne Weiteres für Fabeln erklärt werden zu können.

Capitän Woodes Rogers und andere Reisende des 17. Jahrhunderts schildern die Eingeborenen von Port Natal, die später von den Zulus fast ganz aufgerieben worden sind, als ein Volk von höchst unschuldigen Sitten, das gütig und freundlich gegen Fremde in einem Zustande idealer Glückseligkeit lebte. Die Bewohner von Chiloe, welche Aerzte und Advocaten weder besitzen noch bedürfen und mit den Indianern, denen sie seit 1829 ihren Landestheil für immer als Eigenthum zugestanden haben, in friedlicher Nachbarschaft leben, sollen sich in demselben Falle befinden: Mord, Raub, Diebstahl, Schulden giebt es bei ihnen nicht, Trunk nur bei fremden Matrosen, man hat keine Schlösser an den Thüren, allgemeines Vertrauen und vollkommene Ehrlichkeit herrschen (Blanckley im J. R. G. S. IV, 351 ff.). Das patriarchalisch glückliche Leben der Kolonisten der kleinen Insel Pitcairn (in der Südsee), welche neuerdings nach der Norfolk-Insel übergesiedelt sind, ist so vielfach von Augenzeugen geschildert worden und in seinen Einzelnheiten so wohl bekannt, daß es sich nicht in Zweifel ziehen läßt, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Friede desselben später gestört worden ist. (Ueber die Geschichte von Pitcairn s. Beechey, Narr. of a voy. to the Pacific. 1831. ch. 3; Bennett, Narr. of a whaling voy. round the globe. 1840. I, 44; Moerenhout, Voy. aux isles du grand Océan. 1837. II. 283 u. A.). Es gehört ferner hierher was Vater Garces (wie Humboldt mitgetheilt hat) von seinem Besuche bei den Indianern in der Nähe der Casas grandes südlich vom Rio Gila (1773) erzählt. Sie waren friedliche Ackerbauer, zogen Mais Baumwolle und Kürbisse, in hohem

Grade sanftmüthig lebten sie einträchtig zusammen. Der Missionär stellte ihnen den Vortheil vor den es haben würde Missionen bei ihnen zu gründen, wo dann ein Alcalde strenge Gerechtigkeit üben würde. Der Häuptling aber antwortete dem erstaunten Manne, dieß sei nicht nöthig. „Wir stehlen nicht," sagte er, „wir haben selten Streit, was soll uns ein Alcalde?" — Oestlich von Surabaya auf Java in den Tengger-Bergen in der Nähe des sog. Sandmeeres (Sandy Sea) leben in ungefähr 40 Dörfern die Ueberreste eines Volkes das noch die alte Hindu-Religion besitzt. Sie sind größer und stärker als die anderen Javaner (Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly. 1847. II, 80). Lage und Bau ihrer Häuser, in deren Innerem das Heiligthum steht, ein Herd von Ziegeln den kein Fremder berühren darf, sind völlig verschieden von Allem was sich sonst auf der Insel findet (Näheres darüber bei Stamf. Raffles, Hist. of Java. 1817. I, 329 ff.). Der Häuptling jedes Dorfes und sein Gehülfe werden erwählt. Vier Priester, verständige aber sonst nicht gebildete Männer, haben die wichtigen Documente und die auf Lontar-Blätter geschriebenen heiligen Bücher zu bewahren, welche den Ursprung der Welt, die Eigenschaften der Gottheit und die Formen des Cultus beschreiben; sie schließen die Ehen unter Gebet und verrichten die Lobgesänge. „Allgemein erklärten die Leute, daß Ehebruch Diebstahl und andere Verbrechen bei ihnen nicht vorkämen und daher auch keine Strafe auf ihnen stehe, weder nach dem Gesetz noch nach der Sitte. Wenn Einer Unrecht thue, so schelte ihn der Häuptling des Dorfes dafür und solche Scheltworte seien stets eine hinreichende Strafe für einen Bewohner von Tengger. Die Behörden des Landes bestätigen dieß. Sie sind fast ohne Verbrechen, allgemein friedfertig, leben frugal ordentlich fleißig und glücklich. Spiel und Opium sind ihnen unbekannt." Die ganze Bevölkerung beträgt ungefähr 1200 Seelen. Sie leben ohne Ausnahme in den schönsten und reichsten Gegenden von Java. Ihre Sprache ist die jetzige javanische. Stolz auf ihre Unabhängigkeit und Sittenreinheit bleiben sie unvermischt mit dem Volke der Niederungen.

Stellt man diesen Beispielen die früher angeführten gegenüber welche die ungeheuere Faulheit und Gemeinheit uns vor Augen legen, bis zu der kleine Gesellschaften civilisirter Europäer fern von ihrem

Vaterlande so oft versunken sind, so wird man darin nicht allein eine eindringliche Warnung gegen die Annahme specifischer Unterschiede zwischen der weißen und den farbigen Raçen finden, sondern namentlich auch zu der Frage veranlaßt werden, ob es denn für alle Völker wirklich eine so große Wohlthat wäre in die europäische Civilisation hineingezogen zu werden — zumal wenn man des unabsehbaren Elends gedenkt das bisher wenigstens noch immer die Naturvölker getroffen hat welche einem ernstlichen Versuche hierzu ausgesetzt gewesen sind — oder ob es nicht vielleicht Culturzustände giebt die von den unsrigen wesentlich verschieden, doch ihnen gleich stehen können an geistigem und sittlichem Gehalte, durch die Summe von Glück und Wohlsein aber die sie gewähren, die unsrigen übertreffen?

Geben wir zu daß die Beispiele dieser Art welche sich beibringen lassen, sich ohne Ausnahme auf kleine abgeschlossen lebende Bevölkerungen beziehen, so würden wir daraus folgern müssen, daß wenn es sich im Menschenleben nur um Glück und Wohlsein als letzten Zweck handelte, vor Allem eine Zersplitterung der Völker in kleine selbstständige Gemeinden erforderlich sein würde damit die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechtes erreichbar wäre. Geben wir ferner zu daß in allen angeführten Fällen doch ein auffallend tiefer Stand der geistigen Bildung und ein auffallend geringes Maaß von höheren geistigen Leistungen sich bemerkbar mache, so dürfte sich gerade mit Rücksicht auf unsere moderne europäische Civilisation ohne Schwierigkeit behaupten lassen, daß eben in diesem Umstande die allerwesentlichste Bedingung des ungestörten Glückes jener Menschen und der Menschen überhaupt liege, wenn einige Sicherheit gegen äußeres Elend, unverdorbene Sitten und eine tröstende, vom gröbsten Aberglauben freie Religion noch hinzukommt. Anders freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte betrachten, daß die Idee der Civilisation die Bestimmung und das Entwickelungsziel der Menschheit bezeichnet.

Es genügt allerdings schon ein flüchtiger Blick auf die ungeheueren Verschiedenheiten der Völker und auf die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Naturverhältnisse und Klimate, welche jene Unterschiede der äußeren und inneren Charaktere bei ihnen dauernd erhalten zu müssen scheinen, um zu erkennen wie wenig wahrscheinlich es ist daß in irgend

einer Zukunft eine einförmige und gleichmäßig ausgeprägte Civilisation alle Völker der Erde umfassen werde. Wie die Thier- und Pflanzenwelt in verschiedenen Breiten eine Mannigfaltigkeit der Gestaltung darbietet welche so lange fortdauern wird als der Zustand unseres Planeten keine wesentlichen Veränderungen erfährt, so scheint die Natur auch in den leiblichen und geistigen Charakteren der Menschen eine solche erhalten zu wollen. Aber unrichtig würde es sein, wollte man hieraus folgern (wie man freilich oft gethan hat) daß einige Völker oder Raçen von Natur zur Civilisation bestimmt, andere dagegen zur Barbarei verurtheilt seien. Jede civilisirte Gesellschaft, sei sie kleiner oder größer, läßt deutlich erkennen, daß zu ihrem Bestehen und zu ihrer Fortentwickelung eine Theilung der Arbeit, eine Mannigfaltigkeit der Geschäfte gehört, die sämmtlich gleich nothwendig, wenn auch nicht alle von gleichem inneren Werthe sind. Diese so äußerst verschiedenen Leistungen müssen zweckmäßig zusammenwirken, was nur da geschehen kann wo verschieden geübte und gebildete Kräfte Fertigkeiten und Fähigkeiten sich dem Dienste der Gesellschaft widmen. Was für den Staat die Individuen sein sollen, das können und sollen für das Ganze der Menschheit die einzelnen Völker werden: wie jene durch ihre speciellen Berufsthätigkeiten den allgemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft entgegenkommen und für deren Befriedigung durch ihre Arbeit sorgen sollen, so haben auch allmählich die sämmtlichen Einzelvölker in Beziehung auf die ganze Menschheit ihre specielle Stellung und Function zu übernehmen. Deshalb entspricht die Isolation kleiner Gemeinden oder größerer Völkerschaften am wenigsten der Aufgabe die sie zu lösen haben, so sehr sie auch gerade in ihr eine Bürgschaft für dauerndes Glück und ungestörten Lebensgenuß finden möchten, denn es ist ihr Beruf wie ihr Schicksal früher oder später in den allgemeinen Weltverkehr mit hineingezogen zu werden und auf die eine oder die andere Weise durch Arbeit für die nothwendigen Zwecke des großen Ganzen mitzuwirken und in den Gang seiner Entwickelung einzugreifen.

Auch wenn dieß mit allen Völkern und Ländern der Erde einst geschehen sein wird, ist nicht zu erwarten daß die großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten der Arbeit verschwinden werden deren die Civilisation bedarf. Sehen wir hier von der Gliederung der Arbeit

im Einzelnen ab und halten uns nur an ihre hauptsächlichsten Zwecke, so ist sie entweder materiell oder social oder intellectuell, je nachdem sie entweder für den physischen Bestand und das leibliche Wohlsein, oder für die Erhaltung und Fortbildung der socialen Ordnung und des Verkehres, oder endlich für die Bewahrung und Fortentwickelung der Erkenntniß thätig ist. Bei einem jeden Volke das an der Civilisation irgendwie theilnimmt, werden diese Hauptklassen der Arbeit sich voneinander scheiden und durch besondere Stände vertreten sein; es ist aber nicht nothwendig daß dieß bei einem jeden auf gleiche Weise geschehe, wenn viele Völker durch einen geregelten und vielseitig entwickelten Verkehr untereinander zum Austausch materieller und geistiger Güter in immer größeren Umfange hingeführt werden. Bleibt alsdann zwar innerhalb jedes einzelnen Volkes die Gruppe von Arbeiten welche es mit den socialen Einrichtungen zu thun hat, an Ausdehnung im Allgemeinen sich gleich, da sich die sociale Ordnung nicht von einem Volke auf ein anderes übertragen läßt, so können dagegen einige mehr für die geistigen, andere mehr für die materiellen Bedürfnisse der übrigen sorgen, je nachdem die geistigen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und die Naturumgebung in welcher sie leben, sie dazu anleiten. Ohne daß ein Volk dem andern die materielle oder die geistige Arbeit ganz abnehmen könnte, würde sich doch das Verhältniß so gestalten, daß bei einigen die eine, bei anderen die andere Art der Arbeit in ein entschiedenes Uebergewicht träte, daß einige in der einen andere in der anderen Richtung sich productiver zeigten und dem entsprechend auf die übrigen wirkten und ihnen mittheilten. Den Tropenländern würde alsdann mehr oder weniger allgemein die überwiegende Production der materiellen, den gemäßigten Klimaten die der geistigen Güter zufallen.

Eine hohe Stufe intellectueller Bildung, tiefes Denken und eine durchgebildete, auf feiner und vielseitiger Ueberlegung ruhende Sittlichkeit, scheint bei der geistigen Erschlaffung kaum erreichbar zu sein, welche das Leben in der heißen Zone für den Europäer wie für den Eingeborenen mit sich bringt. Menschliche Kunst wird schwerlich jemals mit dauerndem Glücke gegen diese Macht der Naturverhältnisse ankämpfen. Das Christenthum, auf die geistige und namentlich die moralische Erhebung des Menschen ausschließlich gerichtet, findet für seine spiritua-

listische Lehre dort einen nur wenig empfänglichen Boden — ein genauer Kenner Indiens, Montgomery Martin hat versichert, kein Inder sei je ein wahrer Christ geworden, — während alle bilderreichen Religionen welche die Phantasie stärker beschäftigen und eine mehr eudämonistische Färbung besitzen, wie namentlich der Muhammedanismus, der Natur der Tropenbewohner weit homogener, für sie leichter verständlich sind und sie unmittelbarer befriedigen als jenes. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die bisherigen Erfolge welche die Mission erreicht hat, erscheint es als zweifelhaft ob das Christenthum sich in Zukunft, nicht bloß dem Namen nach, sondern in den Herzen der Menschen, über die ganze Erde verbreiten wird. Unsere vielgestaltige europäische Civilisation im Ganzen steht offenbar den eigentlichen Naturvölkern viel zu fern, ist viel zu künstlich, verwickelt und abstract um diese unmittelbar für sich gewinnen zu können; vielmehr werden solche Völker erst eine lange Reihe von niederen Culturzuständen als Uebergangspunkte durchlaufen müssen, ehe ihnen eine höhere, unsrer Bildung analoge Stufe zugänglich wird. Es gehört hierzu ein glückliches Schicksal, das die Lebenskraft und Energie eines Volkes zu keiner Zeit in Müßiggang und Wohlleben verderben noch auch durch Noth und Bedrängniß sich erschöpfen läßt, ein Schicksal, das ihm eine Reihe von verschiedenartigen allmählich sich steigernden Schwierigkeiten und Bedrängnissen durch Natur und Menschen in der Art bereitet, daß seine jedesmalige Widerstandskraft und seine äußeren und inneren Hülfsquellen ihnen gerade gewachsen sind und daß deren Anstrengung ausreicht um das Volk siegreich und moralisch gekräftigt aus diesem Kampfe hervorgehen zu lassen.

Wo die nothwendigen Uebergangsstufen fehlen die ein Naturvolk durchlaufen muß um zu einer höheren Entwickelung zu gelangen, da wird es nach kurzer und meist bloß scheinbarer Erhebung aus seiner ursprünglichen Rohheit rasch in diese zurücksinken, und, wie dieß bei nachbarlicher Berührung von Natur- und Culturvölkern so gewöhnlich und erklärlich ist, ein früher Untergang wird sein unvermeidliches Loos sein. Die Civilisation wird alsdann fortfahren die Grenzen der bewohnbaren Welt zu erweitern, zugleich aber auch diese Völker zu zertreten, die sich ihr nicht rasch genug hinzugeben und anzuschließen vermögen, denn ein plötzlicher und unmittelbarer Uebergang vom Na-

turzustande zum Christenthum und zu europäischer Civilisation widerstrebt den Gesetzen der Natur. Der Versuch einen solchen herbeizuführen gleicht dem Versuche des schlechten Erziehers, der durch eine einmalige kräftige Einwirkung auf den Zögling diesen innerlich völlig umbilden zu können sich einbildet. Die Civilisation muß langsam vorwärtsgehen, sonst geht sie zurück: die Geschichte der Revolutionen giebt in dieser Rücksicht dieselbe Lehre wie die der Missionen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

